東京帝國圖書
0004316154
東京大学総合図書館

H400
258

Rousseau's

Bekenntnisse.

Uebersetzt

von

H. Denhardt.

Intus et in cute.
Pers. Sat. III, v. 30.

Erster Theil.

Leipzig,
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

ich es gewesen: ich habe mein Inneres e
selbst, o ewiges Wesen, es gesehen hast.
mich die unzählbare Schaar meiner Mitme
meine Bekenntnisse hören, über meine S
über meine Schändlichkeiten erröthen. M
von ihnen seinerseits zu den Füßen deine
Herz mit dem gleichen Freimuth enthüllen
wird dann auch nur ein einziger wagen, z
Ich war besser als jener Mensch!

Ich bin im Jahre 1712 zu Genf vo
Susanne Bernard, Ehefrau des Bürgers
geboren. Da der dem letzteren zugefallene
sehr mäßigen Vermögen seiner Eltern, in
zehn Geschwister zu theilen hatten, sich fast
so sah sich mein Vater zur Erwerbung sei
haltes lediglich auf das Uhrmacherhandwer
welchem er große Geschicklichkeit besaß.
Tochter des Predigers Bernhard, war r
zeichnete sich durch Klugheit und Schönheit
Mühe hatte mein Vater deshalb ihre Hand
Liebe zu einander hatte fast mit ihrem L
schon im Alter von acht bis neun Jahren
alle Abende zusammen in den Weingärten
ren konnten sie nicht mehr ohne einander
verwandtschaft und Uebereinstimmung der
stigte dann noch in ihnen das Gefühl, welc
heit erzeugt hatte. Beide, gefühlvoll und
warteten nur auf den Augenblick, in ei
nämliche Anlage zu finden, oder dieser Au
vielmehr auf sie selbst, und jedes von ihne
Herz an das erste, welches bereit war, es an
Schicksal, welches sich ihrer Leidenschaft
schien, gab derselben nur neue Nahrung. D
der nicht in den Besitz seiner Geliebten g
verzehrte sich vor Schmerz; sie überredete
das Vaterland zu verlassen, um sie zu verg
auf die Wanderschaft, aber vergebens und
als je zurück. Auch sie, an der sein Herz
Liebe und Treue bewahrt. Nachdem sie die

ieb ihnen nichts anderes übrig, als sich ewig
e schworen es sich, und der Himmel segnete

rnard, der Bruder meiner Mutter, verliebte
r Schwestern meines Vaters, aber sie gab
rt nur unter der Bedingung, daß ihr Bruder
r Schwester erhielte. Die Liebe brachte alles
ind die beiden Hochzeitsfeste wurden an dem=
gefeiert. So wurde mein Onkel der Gatte
und ihre Kinder wurden in doppelter Be=
Geschwisterkinder. In jeder der beiden Fa=
gegen Ende des Jahres ein Kind geboren.
h einmal eine Trennung ein.

el Bernard war Ingenieur; er ließ sich an=
enke unter dem Prinzen Eugen im Reiche
t. Bei der Belagerung und in der Schlacht
eichnete er sich aus. Mein Vater reiste da=
Geburt meines einzigen Bruders nach Kon=
ohin er als Uhrmacher des Serails berufen
d seiner Abwesenheit wurden der Schönheit,
d den Talenten*) meiner Mutter vielfache
argebracht. Am eifrigsten machte ihr Herr
der französische Resident, den Hof. Seine
ß in der That groß gewesen sein, da er noch
päter von Rührung ergriffen wurde, als er
zählte. Um sich aller dieser Umwerbungen
atte meine Mutter noch eine größere Stütze

*) Stand besaß sie eigentlich zu glänzende, da ihr der
ter, welcher sie anbetete, eine höchst sorgfältige Er=
atte. Sie zeichnete, sang und begleitete sich dazu auf
r ziemlich belesen und machte ganz leidliche Verse.
hrten dichtete sie während der Abwesenheit ihres Bru=
sofort aus dem Stegreife, als auf einem Spazier=
t ihrer Schwägerin und den Kindern der Entfernten
e wegen der langen Trennung bedauerte:
e beiden Herrn, die fern jetzt weilen,
d lieb und werth uns immerdar,
nn Liebe rechnet nicht nach Meilen.
e Gatten sind uns Brüder zwar,
ch auch ein edles Vaterpaar.

als ihre Tugend allein: sie liebte ihren Gatten zä
drängte ihn zurückzukehren. Er ließ alles im
kehrte heim. Ich wurde die traurige Frucht d
kehr. Zehn Monate später wurde ich als ein s
und kränkliches Kind geboren. Ich kostete mei
das Leben, und meine Geburt war mein erstes

Ich habe nicht erfahren, wie mein Vater die
ertrug, so viel aber weiß ich, daß er sich nie da
stete. Er glaubte sie in mir wieder zu sehen, o
gen vergessen zu können, daß ich sie ihm gera
So oft er mich umarmte, merkte ich an seinen
wie an seiner krampfhaften Umschlingung, daß s
terer Kummer seinen Liebkosungen, die dadurch
zärtlicher wurden, beigesellte. Wenn er zu mir sa
Jacques, laß uns von deiner Mutter reden," so
ich ihm: „Du hast also Lust zu weinen, Vater,"
Wort allein entlockte ihm schon Thränen. „Ach
dann seufzend, „gieb sie mir wieder, tröste mi
fülle die Lücke aus, die sie in meinem Herzen ge
Würde ich dich so lieben, wenn du nur mein
rest?" — Vierzig Jahre nach ihrem Verluste ist
Armen einer zweiten Frau gestorben, aber mit d
der ersten auf den Lippen und mit ihrem Bilde
Grunde seines Herzens.

So waren die Urheber meiner Tage. Von al
mit denen der Himmel sie ausgestattet hatte, ist
volles Herz die einzige, welche sie mir hinterließen
es aber für sie die Quelle des Glückes gewesen
es für mich die Quelle des Unglücks während m
zen Lebens.

Bei meiner Geburt war ich kaum lebensfä
hatte wenig Hoffnung, mich zu erhalten. Ich
Keim eines Leidens mit auf die Welt, welches
entwickelt haben und das mir jetzt nur hin
eine kurze Ruhe gönnt, um sich mir dafür
Weise um so grausamer fühlbar zu machen. Eine
meines Vaters, ein liebenswürdiges und kluges
pflegte mich mit so großer Sorgfalt, daß ihr
tung gelang. In dem Augenblicke, da ich dies

eben, im Alter von achtzig Jahren einen
der jünger als sie, aber durch die Trunk-
ommen und geschwächt ist. Liebe Tante,
mich am Leben erhalten zu haben, und
Ende deiner Tage nicht die zärtliche
zu können, die du am Beginn der mei-
erschwendet hast.*) Auch meine Wärterin,
och am Leben, gesund und kräftig. Die
r die Augen bei meiner Geburt öffneten,
i meinem Tode zudrücken können.
he ich dachte; das ist das gemeinsame
schheit. Ich erfuhr es in einem höheren
. Ich erinnere mich nicht, was ich bis
von fünf oder sechs Jahren that. Ich
lesen lernte; ich entsinne mich nur noch
üre und wie sie auf mich wirkte; von
eginnt mein ununterbrochenes Selbst-
ne Mutter hatte Romane hinterlassen.
und ich, fingen an, sie nach dem Abend-
Zuerst handelte es sich nur darum, mich
e Bücher im Lesen zu üben; aber bald
sse so lebhaft, daß wir abwechselnd un-
nd selbst die Nächte bei dieser Beschäf-
Wir konnten uns nicht überwinden,
ines Bandes aufzuhören. Mitunter sagte
er gegen Morgen die Schwalben schon
anz beschämt: „Laß uns zu Bette gehen,
Kind als du."
fährlichen Wege eignete ich mir nicht
eit eine außerordentliche Gewandtheit im
n an, sondern auch ein für mein Alter
rständnis der Leidenschaften. Während
dem Begriffe von den wirklichen Verhält-
e ich bereits einen Einblick in die Welt
nnen. Ich hatte nichts begriffen, aber

*) hieß Frau Conceru. Im März 1767 setzte ihr
von 100 Fr. aus, die er auch in der größten
haftesten Pünktlichkeit auszahlte.

alles gefühlt.*) Die unklaren Vorstellungen, di
einander in mich aufnahm, konnten der Vernun
noch nicht hatte, zwar nicht schädlich sein, aber
doch die Ursache, daß die meinige ganz eigenart
und brachten mir über das menschliche Leben hö
derliche und schwärmerische Begriffe bei, von d
Erfahrung und Nachdenken nie haben vollkomm
können.

1719—1723.

Die Romane hatten wir bis zum Sommer
gelesen. Der folgende Winter verschaffte uns Ab
Da uns die Bibliothek meiner Mutter nicht m
bot, nahmen wir zu den Büchern unsere Zuflucht
aus der Erbschaft ihres Vaters zugefallen war
licherweise befanden sich darunter gute Bücher,
leicht erklärlich, da sie zwar von einem Geistl
noch dazu einem gelehrten, worauf man dam
Gewicht legte, aber doch einem Manne von Ge
Geist angeschafft worden waren. Die Geschicht
und des deutschen Kaiserreichs von Le Sueu
Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte,
Lebensbeschreibungen berühmter Männer, die E
nedigs von Nani, Ovids Verwandlungen, La
Himmelskörper von Fontenelle, seine Todtenge
einige Bände von Molière wurden in das A
meines Vaters hinübergebracht und täglich l
während er sich seiner Beschäftigung hingab,
Ich fand eine eigenthümliche und in diesem A
nie wieder vorkommende Freude daran. Beso
Plutarch meine Lieblingslectüre. Der Genuß,
ihn immer und immer wieder las, heilte mi
von den Romanen, und bald zog ich Agesil
und Aristides dem Orondates, Artamenes u
Durch diese fesselnde Lectüre und die Gespräch

*) Var . . . . alles gefühlt, und die eingebildete
Helden haben mir in meiner Jugend hundertmal meh
lockt, als ich später über meine eigenen vergossen hab

em Vater und mir hervorriefen, entwickelte sich
freie und republikanische Geist, jener unzähm
ge Charakter, der, unfähig Unterjochung und
ertragen oder mit anzusehen, mich mein
oltert hat, und noch dazu zumeist in Verhält
wenigsten danach angethan waren, ihm Er
rechen. Unaufhörlich mit Rom und Athen be
hsam im steten Verkehre mit den großen Män
lebend, selbst geborener Bürger einer Re
Sohn eines Vaters, dessen stärkste Leidenschaft
sliebe war, entflammte mich sein Beispiel; ich
r einen Griechen oder Römer; ich versetzte mich
der Person, deren Lebensbeschreibung ich las;
hlung der Züge von Ausdauer und Uner
die mich ergriffen hatten, leuchteten meine
nd wurde meine Stimme kräftiger. Als ich
die bekannte Geschichte von Scävola erzählte,
e Anwesende, als sie sahen, wie ich mit einem
ang und die Hand über ein Kohlenbecken hielt,
ine That zu veranschaulichen.
einen Bruder, der sieben Jahre älter war als
te das Geschäft meines Vaters. Bei der gren
e, die man für mich hegte, wurde er ein wenig
t, und ich kann das keineswegs billigen. In
ung machten sich die Nachwehen dieser Vernach
merkbar. Er zeigte vor der Zeit einen Hang
sschweifenden Leben. Man gab ihn bei einem
ter in die Lehre, bei dem er nicht weniger muth
iche verübte, als im väterlichen Hause. Ich sah
, ich kann kaum sagen, ihn gekannt zu haben,
m liebte ich ihn zärtlich, und er erwiderte meine
el ein Gassenbube etwas lieben kann. Ich er
, daß ich mich einmal, als ihn mein Vater derb
ene züchtigte, ungestüm zwischen beide warf und
meine Arme schloß. Auf diese Weise schützte
meinem Leibe, indem ich die ihm zugedachten
hielt, und ich blieb so hartnäckig in dieser Stel
mein Vater endlich Gnade vor Recht ergehen
nun durch mein Geschrei und meine Thränen

entwaffnet, oder um mich nicht mehr zu mißhande
ihn. Endlich gerieth mein Bruder auf so traurige A
daß er plötzlich davon lief und verschwand. Einig
nachher erfuhr man, daß er sich in Deutschland b
Er schrieb nicht ein einziges Mal. Seit jener Zeit h
nichts von ihm gehört, und so bin ich der einzige
geblieben.

Ließ bei diesem armen Knaben die Erziehung
wünschen übrig, so war dies bei seinem Bruder ni
Fall. Kindern von Königen hätte keine größere S
bewiesen werden können, als ich mich deren in mei
sten Jahren zu erfreuen hatte, — angebetet von
ganzen Umgebung, und was viel seltener ist, als
liebtes, aber nicht als ein verzogenes Kind behandelt
nicht ein einziges Mal bis zu meinem Austritt au
väterlichen Hause hat man mich mit den andern K
allein auf der Straße umherlaufen lassen; niemal
man in mir einen jener launischen Einfälle zu unter
oder zu befriedigen, welche man dem Charakter zu
während sie doch lediglich eine Folge der Erziehun
Ich hatte die Fehler meines Alters: ich plauderte g
viel, log auch bisweilen. Ich wäre im Stande
Obst, Bonbons, Eßwaaren zu stehlen; aber nie h
Freude daran gefunden, Jemandem ein Leid zuzufügen
den anzurichten, andere zu beschuldigen oder arme
zu quälen. Ich erinnere mich jedoch, einmal de
einer unserer Nachbarinnen, einer Frau Clot, wäh
dem Gottesdienste beiwohnte, verunreinigt zu habe
bekenne sogar, daß ich bei dieser Erinnerung noch
lachen muß, weil Frau Clot, im Uebrigen eine ga
Frau, die brummigste Alte war, die ich in meinem
Leben gekannt habe. Das ist die kurze und wahrha
schichte aller meiner kindlichen Uebelthaten.

Wie hätte ich schlecht werden können, wenn ich n
spiele von Sanftmuth vor Augen und die besten M
von der Welt um mich hatte? Mein Vater, meine
meine Wärterin, meine Verwandten, unsere Freunde,
Nachbarn, kurz meine ganze Umgebung, gehorchte mi
liebte mich aber, und ich liebte sie wieder. Mir w

heit gegeben, auf meinem Willen zu bestehen,
so wenig Widerspruch, daß es mir gar nicht
kommen konnte, Eigenwillen zu zeigen. Ich
en, daß ich, bis ich mich unter den Willen
beugen mußte, nicht gewußt habe, was eigen=
n sind. Außer der Zeit, die ich bei meinem
sen oder Schreiben zubrachte, und derjenigen,
ich meine Wärterin spazieren führte, war
bei meiner Tante und saß oder stand neben
sehen, wie sie stickte, oder ihrem Gesange zu
das genügte mir bei meiner Anspruchs=
r Frohsinn, ihre Sanftmuth, ihr anmuthiges
mir so lebhafte Eindrücke hinterlassen, daß
er ihre Mienen, ihren Blick, ihre Haltung vor
entsinne mich ihrer Schmeichelworte, ich ver=
ihre Kleidung und Frisur zu beschreiben, ohne
cken zu vergessen, welche ihr schwarzes Haar
äfen bildete, wie es die damalige Mode ver=

iberzeugt, daß ich ihr den Geschmack oder viel=
denschaft für die Musik verdanke, die sich erst
mir entwickelt hat. Sie wußte eine erstaun=
Melodien und Lieder, die sie mit schwacher,
hlklingender Stimme sang. Die Seelenheiter=
ortrefflichen Mädchens ließ weder in ihr noch
lmgebung je ein träumerisches Sinnen oder
ken aufkommen. Der Reiz, der in dem Ge=
Tante für mich lag, war so gewaltig, daß
lein mehrere ihrer Lieder stets im Gedächtnis
d, sondern daß mir sogar jetzt, wo ich es fast
n habe, je älter ich werde, immer wieder an=
seit meiner Kindheit völlig vergessen hatte, er=
rden und einen unbeschreiblichen Zauber auf
n. Sollte man es glauben, daß ich alter Knabe,
und Mühen aufgerieben, mich bisweilen dabei
mir, als ob ich ein Kind wäre, die Thränen
n treten, wenn ich eines dieser Liedchen mit
d zitternder Stimme vor mich hinsinge? Na=
indet sich eines darunter, dessen Melodie mir

vollkommen wieder eingefallen ist; dagegen kann ich mich, so viel Mühe ich mir auch gegeben habe, auf die zweite Hälfte der Worte nicht mehr besinnen, obgleich ich mich der Endreime dunkel erinnere. Der Anfang und das Wenige, was ich noch behalten habe, lautet:

Tircis, je n'ose
Ecouter ton chalumeau
Sous l'ormeau;
Car on en cause
Déjà dans notre hameau.*)
— — — — — — — — —
— — — — un berger
— — — — s'engager
— — — — sans danger
Et toujours l'épine est sous la rose.

Umsonst frage ich mich, worin eigentlich der rührende Reiz liegt, den mein Herz bei diesem Liede empfindet. Es ist eine Seltsamkeit, die ich mir nicht zu erklären vermag, allein es ist mir vollkommen unmöglich, es bis zu Ende zu singen, ohne von meinen Thränen unterbrochen zu werden. Hundertmal habe ich mir vorgenommen, nach Paris zu schreiben, um mich nach dem Reste der Worte erkundigen zu lassen, falls sie dort noch irgend jemand kennen sollte. Aber ich bin fast sicher, daß das Vergnügen, welches mir die Rückerinnerung an dieses Lied gewährt, zum

*) Tircis, unter der Rüster
Hör' ich nicht länger die Melodei
Deiner Schalmei,
Schon geht ein Geflüster
Im Dorf von unserer Liebelei.
Dieses in Paris unter der Arbeiterklasse allgemein bekannte Lied, heißt eigentlich:
Tircis, je n'ose
Ecouter ton chalumeau
Sous l'ormeau;
Car on en cause
D'éjà dans notre hameau.
Un coeur s'expose
A trop s'engager
Avec un berger,
Et toujours l'épine est sous la rose.

Theil verschwinden würde, wenn ich den Beweis in Händen hätte, daß es auch andere als meine arme Tante Susanne gesungen haben.

So waren meine ersten Gefühle bei meinem Eintritt in das Leben; so begann sich in mir jenes so stolze und doch auch wieder so zärtliche Herz zu bilden oder zu zeigen, jener weichliche, aber doch unzähmbare Charakter, der, beständig zwischen Schwäche und Muth, Weichlichkeit und Kraft schwankend, mich bis zu diesem Augenblick in Widerspruch mit mir selbst gesetzt hat und die Ursache ist, daß ich mir Enthaltsamkeit und Genuß, Vergnügen und Mäßigung gleich wenig nachsagen kann.

Diese Erziehungsweise wurde durch ein Ereignis unterbrochen, dessen Folgen auf mein ganzes übriges Leben voll Einfluß waren. Mein Vater hatte mit einem Herrn Gautier, Hauptmann in französischen Diensten und fast mit dem ganzen Rathe verschwägert, eine Rauferei. Dieser Gautier, ein frecher und ehrloser Mensch, hatte aus ihr eine blutige Nase davon getragen, und um sich zu rächen, klagte er meinen Vater an, auf städtischem Gebiete den Degen gezogen zu haben. Mein Vater, den man gefänglich einziehen wollte, verlangte, daß man den Ankläger nach dem Gesetze eben so gut wie ihn in das Gefängnis führte. Da er dies nicht durchzusetzen vermochte, verließ er lieber Genf und wohnte während seiner übrigen Lebenszeit außerhalb seines Vaterlandes, als daß er in einem Punkte nachgab, bei dem ihm Ehre und Freiheit gefährdet schienen.

Ich blieb unter dem Schutze meines Onkels Bernhard, der damals bei den Festungsbauten von Genf Anstellung gefunden hatte, zurück. Seine älteste Tochter war todt, aber er hatte einen Sohn von meinem Alter. Wir wurden beide bei dem Pfarrer Lambercier in Vassey in Kost gegeben, um dort neben dem Latein all jenen nichtssagenden Kram zu lernen, ohne den man sich eine richtige Erziehung gar nicht denken zu können scheint.

Zwei auf dem Lande verlebte Jahre nahmen mir etwas von meiner römischen Schroffheit und verliehen mir wieder Kindlichkeit. In Genf, wo man mir nichts aufgab, ar-

beitete und las ich gern, und hatte daran fast m
zige Freude; in Bassey flößten mir die vielen Arb
zum Spielen ein, bei dem ich Erholung fand. D
leben war mir etwas so Neues, daß ich seiner Ge
nicht müde werden konnte. Ich faßte für daſſ
so große Vorliebe, daß sie nie wieder völlig in
schen ist. Die Erinnerung an jene glücklichen T
ich auf dem Lande zubrachte, hat mich in jeder
bis zu der, welche mir die Rückkehr auf das La
gestattete, mit Sehnsucht nach ihm und seinen Fr
füllt. Herr Lambercier war ein sehr vernünftige
der, ohne unsern Unterricht zu vernachlässigen,
nicht mit Aufgaben überbürdete. Als Beweis für
tigkeit seiner Methode kann der Umstand dienen,
trotz meiner Abneigung gegen allen Zwang doch
Unlust meiner Unterrichtsstunden gedacht habe,
wenn ich auch nicht gerade viel von ihm lernte,
doch das Wenige ohne Mühe aneignete, und dav
vergessen habe.

Der Einfachheit dieses ländlichen Lebens ver
ein unschätzbares Gut, indem es mir das Herz
Freundschaft öffnete. Bis dahin hatte ich wohl e
doch nur eingebildete Empfindungen gekannt. Die
heit, friedlich zusammen zu leben, verband mich
meinem Vetter Bernhard. In kurzer Zeit hegte ic
freundschaftlichere Gefühle, als einst für meinen
und nie sind diese erloschen. Er war ein hoch au
ner, sehr schwächlicher und zarter Knabe, eben so
Gemüth wie schwächlich von Körper, welcher die
die man für ihn als den Sohn meines Vormu
Hause hatte, nicht allzu sehr mißbrauchte. Unsere
unsere Vergnügungen, unsere Neigungen waren
lichen. Wir waren allein, wir waren von demsel
und jeder von uns bedurfte eines Genossen; dur
Trennung würde man uns gewissermaßen vernich
Obgleich uns wenig Gelegenheit gegeben war, unse
seitige Anhänglichkeit an den Tag zu legen, so wa
außerordentlich innig, und wir konnten nicht alle
Augenblick von einander getrennt leben, sondern

t einmal die Möglichkeit einer dereinstigen
rstellen. Alle beide bei freundlichem Entgegen-
t zu lenken und, sobald uns kein Zwang
de, willig und dienstfertig, befanden wir uns
s im Einverständnis. Wenn ihm, so lange
t Augen unserer Erzieher waren, von denſel-
ser Vorzug vor mir eingeräumt wurde, so
n wir allein waren, wieder einen solchen vor
s Gleichgewicht herstellte. In unseren Lehr-
ich ihm vor, wenn er seine Aufgabe nicht
war meine Arbeit beendigt, so half ich ihm
n, und bei unsern Spielen und Zerstreuun-
ei meinem lebhafteren Sinn immer der Ton-
z, unsere beiden Charaktere vertrugen sich so
Freundschaft, welche uns vereinigte, war so
wir während unseres mehr als fünfjährigen
Bossey und Genf fast unzertrennlich waren.
uns zwar oft mit einander, aber nie brauchte
einander zu bringen, nie währte eine unserer
länger als eine Viertelstunde, und auch nicht
tal verklagten wir uns gegenseitig. Mögen
gen auch, wenn man will, kindisch erscheinen,
für ein in der Kinderwelt fast einzig da-
iel bezeichnend.

in Bossey gefiel mir so wohl, daß es bei
bestimmend auf meinen Charakter einge-
irde. Die zärtlichen, liebevollen, friedlichen
n die Grundlage desſelben. Ich bin über-
ein Individuum unserer Gattung von Na-
telkeit besaß als ich. In Augenblicken der
urde ich von erhabenen Gemüthsregungen
ich sank sofort wieder in meine Schlaffheit
lem, was mir nahte, geliebt zu werden, war
s Verlangen. Ich war sanft, mein Vetter
die, welche uns erzogen, waren es. Zwei
ich weder Zeuge noch Opfer einer heftigen
lles nährte die natürlichen Anlagen meines
annte keine größere Wonne, als jedermann
en Dingen zufrieden zu sehen. Stets werde

ich dessen eingedenk bleiben, wie mich bei der Kind
in der Kirche, wenn ich einmal beim Aufsagen des
chismus stockte, nichts mehr in Verwirrung setzte,
Zeichen von Unruhe und Aerger, welche auf Fräulei
berciers Gesichte deutlich hervortraten. Dies allein b
mich mehr als die Scham über meine öffentlich a
Tag gelegte Unwissenheit, wie sehr ich auch unter
Gedanken litt; denn so wenig ich auch für Lob empf
war, so war ich es doch um so mehr für Beschämun
ich kann hier versichern, daß ich weniger durch die
tung der Vorwürfe des Fräulein Lambercier beu
wurde, als durch die Furcht, sie zu betrüben.

Gleichwohl fehlte es ihr im Nothfalle eben so
wie ihrem Bruder an Strenge; aber da diese fast i
Falle gerechte Strenge nie das Maß überschritt, so sc
sie mich zwar, ließ aber keinen Gedanken an Widerse
in mir aufkommen. Ich litt unter dem Gefühle z
fallen mehr als unter der Strafe, und das Zeic
Unzufriedenheit bereitete mir größere Qualen als
perliche Züchtigung. Es setzt mich in Verlegenhei
deutlicher darüber auszusprechen, allein ich halte
nöthig. Eine wie ganz andere Strafweise würde ma
die Jugend in Anwendung bringen, wenn man di
wirkungen der jetzt üblichen, deren man sich imme
schiedslos und oft unvorsichtig bedient, besser einsäh
große Lehre, welche man einem eben so allgemei
verderblichen Beispiele entnehmen kann, bestimmt
anzuführen.

Da Fräulein Lambercier uns mit der Liebe ein
ter zugethan war, nahm sie auch deren Gewalt ü
in Anspruch und trieb dieselbe mitunter so weit,
uns auch, wenn wir es verdient hatten, wie eine
ihr Kind, züchtigte. Ziemlich lange ließ sie es bei d
hung bewenden, und diese Androhung einer mir ga
Strafe versetzte mich in großen Schrecken; aber n
Erduldung fand ich sie weniger schrecklich, als ich
in der Erwartung vorgestellt hatte, ja, was noc
thümlicher ist, diese Züchtigung flößte mir noch grö
neigung zu der ein, die sie mir ertheilt hatte. Es

frichtigkeit dieser Zuneigung und meine
eit dazu, um mich davon zurückzuhalten,
t zu begehen, die in gleicher Weise hätte
üssen; denn der Schmerz und selbst die
nem Gefühle von Sinnlichkeit verbunden
r eher das Verlangen, es von derselben
rregt zu sehen, als die Furcht davor
Da dies ohne Zweifel von einer vor-
s Geschlechtstriebes herrührte, würde ich
nämlichen Züchtigung von der Hand
s Angenehmes gefunden haben. Allein
: brauchte ich nicht leicht zu befürchten,
ng der Strafe seine Schwester vertreten
ch es trotzdem vermied, eine Züchtigung
chah es lediglich aus Besorgnis, Fräu-
erzürnen; denn so große Gewalt übt
st wenn sie nur ein Ausfluß der Sinn-
aus, daß sie letztere stets in Schran-

ıg der körperlichen Strafe, der ich, ohne
z dem Wege ging, geschah ohne mein
ißt ohne daß ich sie absichtlich veranlaßt
sagen, daß ich sie getrost und nicht ohne
über mich ergehen ließ. Aber dieses
ch das letzte, denn Fräulein Lambercier,
irgend einem Zeichen gemerkt hatte,
g ihren Zweck nicht erfüllte, erklärte,
lchen Bestrafung nichts mehr zu thun
selbe sie zu sehr ermüdete. Bis dahin
Zimmer geschlafen und im Winter
r in ihrem Bette. Zwei Tage später
onderes Schlafzimmer, und ich genoß
e, auf die ich gern verzichtet hätte, von
Knabe behandelt zu werden.
en, daß diese in einem Alter von acht
d eines Mädchens von dreißig Jah-
tigung über meine Neigungen, meine
enschaften, über mich selbst für meine
eit entschieden hat und noch dazu in

einer Weise, daß gerade das Gegentheil der v
warteten Folgen hervorgerufen wurde? Von
blicke des Erwachens meiner Sinnlichkeit an v
meine Begierden dergestalt, daß sie, da sie sich a
ich empfunden hatte, beschränkten, nie den Ant
etwas Anderes zu suchen. Trotz meines fast
Geburt an sinnlich erhitzten Blutes hielt ich
dem Alter, in dem sich auch die kältesten und
samsten heranreifenden Naturen entwickeln, vo
fleckung rein. Lange gepeinigt, ohne zu wissen
schlang ich mit brennenden Augen schöne Mä
nungen; unaufhörlich stellte meine Einbildun
ihr Bild wieder vor die Seele, einzig und allei
in der Ausübung des Strafakts zu zeigen, u
viele Fräulein Lambercier aus ihnen zu mach

Selbst nach erreichter Mannbarkeit hat mir
thümliche und verdorbene, ja an Verrücktheit
schmack, der sich nie verloren hat, die Sittenrein
die er mir dem Anschein nach hätte rauben mü
je eine Erziehung keusch und züchtig war, so
lich die, welche ich erhalten habe. Meine drei
ren nicht allein von musterhafter Sittsamkeit,
von einer Zurückhaltung, welche die Frauen sc
nicht mehr kennen. Mein Vater, der sehr lebe
aber bei seinen Galanterien noch der alten M
hat in Gegenwart der Frauen, die er am m
nie ein Wort über die Lippen gebracht, welche
fräulichsten Wesen hätte Schamröthe auf die
ben können, und wol nirgends hat man die
man den Kindern schuldig ist, weiter getrieben
ner Familie und meiner Gegenwart. Bei H
cier fand ich in dieser Hinsicht die gleiche Vors
wurde eine sonst sehr gute Magd um eines e
rigen Wortes willen, das ihr uns gegenüb
war, entlassen. Nicht allein hatte ich bis zu n
lingsalter keine klare Vorstellung von der Ve
Geschlechter, sondern die verworrene Vorstellun
sich mir auch nur unter einem ekelhaften
Bilde dar. Oeffentliche Dirnen flößten mir

zu dieser Stunde treu geblieben ist; einen
ich nicht ohne Verachtung, ja nicht ohne
Bis zu diesem Grade hatte sich mein
jede Ausschweifung gesteigert, seitdem ich
Sacconex auf einem Gange durch einen
den Seiten desselben Gruben gesehen, in
mir sagte, derartige Leute ihre Orgien
ich daran dachte, fiel mir unwillkürlich
er Hunde in der Brunstzeit ein, und schon
orstellung davon empörte sich mein Herz.
rch die Erziehung eingeimpfte Vorstellung,
ignet, die ersten Ausbrüche eines leicht ent-
eramentes aufzuhalten, wurde, wie gesagt,
ung unterstützt, welche das erste Erwachen
in mir nahm. Mit meinen Gedanken nur
weilend, was ich empfunden hatte, wußte
sehr lästigen Wallungen des Blutes meine
uf die Art der Wollust zu lenken, die mir
ne mich je derjenigen zuzuwenden, die man
nacht hatte, und die doch, ohne daß ich es
nte, mit der andern im engsten Zusam-
In meinen thörichten Einbildungen, in
n Tollheiten, in den überspannten Hand-
n mich dieselben nicht selten trieben, mußte
bildung das andere Geschlecht seine Hilfe
ß ich je auf den Gedanken gerieth, daß es
n Dienstleistung geeignet sei, als zu der,
s heranzuziehen brannte.

Seise habe ich nicht allein trotz eines sehr
ollüstigen, sehr früh entwickelten Tempera-
das Alter der Mannbarkeit erreicht, ohne
Genüsse zu verlangen oder zu kennen, als
Fräulein Lambercier sehr unschuldiger Weise
z in mir erweckt hatte, sondern es mußte
ich im Laufe der Jahre zum Manne heran-
s, was mich hätte verderben müssen, zu mei-
enen. Mein alter kindlicher Geschmack ver-
wa, sondern verschmolz im Gegentheile der-
andern, daß ich ihn nie aus meinen sinn-

lichen Begierden entfernen konnte; mich in Verbindung mit meiner heit bei den Frauen stets sehr wen weil ich weder alles zu sagen wa vermochte, indem die Art von Ge in meinen Augen nur als das le welcher ihn ersehnte, nicht verlan von der die Erfüllung abhing, erra habe ich mein Leben lang trotz al gegenüber, die ich am meisten lieb meinen Geschmack einzugestehen, b den Umgang mit Persönlichkeiten, hielten. Vor einer herrischen G liegen, ihrem leisesten Winke nach hung anflehen, das waren für mi mehr meine lebhafte Einbildungsk hitzte, desto mehr hatte ich das Au habers. Eine derartige Liebeswerk weise keine schnellen Erfolge und ist denen man seine Huldigungen darl lich. Ich habe deshalb wenig be achtet auf meine Weise, das heißt Genüsse gehabt. So hat mir ge die meinem schüchternen Wesen und Geiste entsprach, die Unschuld m Reinheit meiner Sitten bewahrt, desselben Geschmacks, der mich, wen aufgetreten wäre, vielleicht in die eingezogen hätte.

Ich habe den ersten Schritt, de worden ist, in das düstre und schm Bekenntnisse gethan. Nicht das Ge brecherisch ist, kostet am meisten Ue offene Einräumung dessen, was lä ist. Von nun an bin ich meiner Muth gehabt habe, so viel zu sage zurückhalten. Wie schwer mir solch men sind, kann man daraus schli meinem Leben habe über mich ge

Tollhe die ich doch mit einer so ra- sende ei ß ich nicht zu sehen und zu hören ermochte, daß ich völlig außer mir gerieth und mein ganzer Körper von einem krampfhaften Zittern befallen wurde. Auch in den Stunden der innigsten Vertraulichkeit hatte ich nicht das Herz, sie um Gewährung der einzigen Gunstbezeigung zu bitten, die mir zu den übrigen noch fehlte. Diese ist mir nur einmal in meinen Kinderjahren von einem Mädchen meines Alters zu Theil geworden, und noch dazu ging von diesem der Vorschlag aus.

ich so bis zu den ersten Eindrücken meines Ge- zurückgehe, finde ich Elemente, die, so unverein- auch bisweilen erscheinen, doch gemeinschaftlich dazu beigetragen haben, eine gleichmäßige und einfache Wirkung in ausgeprägtesten Farben hervorzubringen. Wieder andere nde ich, die, dem Anschein nach die nämlichen, durch das usammentreffen gewisser Umstände so verschiedene Ver- echtungen herbeigeführt haben, daß man nie auf die Ver- nuthung kommen könnte, daß diese Elemente in irgend nem Zusammenhange ständen. Wer sollte zum Beispiel lauben, daß auf dieselbe Quelle, aus der Wollust und Sinnlichkeit in mein Blut geströmt sind, eine der kräftigsten Triebfedern meiner Seele zurückzuführen ist? Indem ich bei dem Gegenstande, welchen ich so eben besprochen habe, noch einen Augenblick verweile, wird sich der Leser sogleich überzeugen, daß derselbe auch einen andern, gar sehr ver- schiedenen Eindruck ausgeübt hat.

Eines Tages lernte ich in dem an die Küche stoßenden Zimmer allein meine Aufgabe. Die Magd hatte die Kämme des Fräulein Lambercier auf die Kaminplatte zum Trock- nen gelegt. Als sie zurückkam, um sie zu holen, zeigte es sich, daß an einem derselben die Zähne auf einer ganzen Seite ausgebrochen waren. Wer konnte der Thäter gewe- sen sein? Außer mir war kein anderer in das Zimmer getreten. Man verhört mich; ich läugne, die Kämme auch nur berührt zu haben. Herr und Fräulein Lambercier scheinen in ihrem Verdachte einig zu sein; beide ermahnen mich, dringen in mich, drohen mir; ich bleibe hartnäckig beim Läugnen; allein da alles zu sehr gegen mich sprach,

Könige von Sardinien in ihrer ganzen Blöße zeigte; aber die von dem Nußbaume auf der Terrasse ist für mich ergötzlicher, da ich eine Rolle darin spielte, während ich bei jenem Purzelbaume nur den Zuschauer abgab; ich gestehe, daß ich auch nicht das geringste Wort fand, mich über einen Unfall lustig zu machen, der, so komisch er auch an sich war, mich um einer Person willen betrübte, die ich wie eine Mutter und vielleicht noch mehr liebte.

So höret denn, ihr neugierigen Leser der großen Geschichte von dem Nußbaume auf der Terrasse, dieses schreckliche Trauerspiel und erwehret euch des Schauders, wenn ihr könnt!

Links beim Eintritte befand sich vor dem Hofthore eine Terrasse, auf der man des Nachmittags häufig saß, obgleich sie keinen Schatten hatte. Um ihr diesen zu verleihen, ließ Herr Lambercier einen Nußbaum daselbst pflanzen. Das Einpflanzen dieses Baumes geschah mit großer Feierlichkeit; die beiden Pensionäre waren seine Pathen, und während die Grube zugeworfen wurde, hielten wir unter dem Gesange von Triumphliedern jeder den Baum mit einer Hand. Um ihn zu bewässern, wurde rings um seinen Fuß eine Art Graben gemacht. Eifrige Zuschauer dieses Begießens, bestärkten wir, mein Vetter und ich, uns täglich in dem sehr natürlichen Gedanken, es wäre schöner einen Baum auf eine Terrasse zu pflanzen, als eine Fahne auf eine Bresche, und wir beschlossen uns diesen Ruhm zu verschaffen, ohne ihn zu theilen, mit wem es auch wäre.

Zu dem Zwecke schnitten wir ein Steckreis von einer jungen Weide und pflanzten es auf der Terrasse, acht oder zehn Fuß von dem majestätischen Nußbaume. Wir versäumten nicht, um unsern Baum ebenfalls eine Grube zu machen; die Schwierigkeit war nur, uns das nöthige Wasser zu ihrer Füllung zu verschaffen, denn das Wasser kam aus ziemlicher Ferne, und man ließ uns nicht hinlaufen, um welches zu holen. Gleichwohl bedurften wir es durchaus für unsere Weide. Wir wandten alle Arten von List an, um uns einige Tage lang Wasser für sie zu verschaffen, und das gelang uns so wohl, daß wir sie ausschlagen und kleine Blätter treiben sahen, deren Wachsthum wir von Stunde zu

Stunde maßen, überzeugt, sie würde, trotzdem sie noch nicht einen Fuß hoch war, nicht säumen, uns Schatten zu geben.

Da unser Baum uns so vollkommen in Anspruch nahm, daß er uns zu jeder geistigen Anstrengung, zu jedem Lernen unfähig machte und wir wie geistesabwesend waren, und da man, nicht begreifend, was in uns vorging, uns kürzer hielt als sonst, so sahen wir den verhängnisvollen Augenblick nahen, wo uns das Wasser fehlen würde, und waren in der Erwartung, unsern Baum vor Dürre eingehen zu sehen, völlig trostlos. Endlich brachte uns die Noth, die Mutter der Erfindsamkeit, auf einen glücklichen Einfall, um den Baum und uns vor einem sichern Tod zu bewahren, nämlich darauf, unter der Erde eine Rinne anzulegen, die der Weide heimlich einen Theil des um den Nußbaum gegossenen Wassers zuführte. Trotz all des Eifers, mit dem wir dieses Unternehmen betrieben, gelang es uns anfangs nicht. Wir hatten das Gefälle so schlecht angelegt, daß das Wasser nicht lief; die Erde stürzte ein und verstopfte die Rinne; die Oeffnung füllte sich mit Schlamm; alles ging verkehrt. Nichts machte uns muthlos: labor omnia vincit improbus. Wir legten unsere unterirdische Leitung und den Graben um die Weide tiefer, um das Wasser in Fluß zu bringen; aus Schachtelböden schnitten wir kleine schmale Brettchen, von denen die einen hinter einander flach hingelegt und andere von beiden Seiten im Winkel über sie gestellt, uns für unsere Leitung einen dreieckigen Kanal verschafften. Vor der Oeffnung brachten wir dicht neben einander kleine Holzstäbchen an, die eine Art Gitter oder Geflecht bildeten und den Schlamm und die Steine zurückhielten, ohne dem Wasser den Durchfluß zu verwehren. Die Erde, mit der wir unser Werk wieder sorgfältig bedeckten, traten wir recht fest, und an dem Tage, an welchem endlich alles fertig war, erwarteten wir mit Bangigkeit, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, die Stunde des Begießens. Nach Jahrhunderten des Harrens rückte endlich diese Stunde heran: Herr Lambercier kam gleichfalls wie gewöhnlich, diesem Akte beizuwohnen, während dessen wir uns beide hinter ihm hielten, um unsern Baum zu verbergen, dem er zum größten Glücke den Rücken zuwandte.

Kaum war der erste Eimer Wasser ausgegossen, so sahen wir schon, wie etwas davon in unsere Grube lief. Bei diesem Anblick verließ uns die Klugheit; wir begannen Freudenschreie auszustoßen, die zur Folge hatten, daß sich Herr Lambercier verwundert umblickte, und das war schade, denn ihm wurde die große Freude zu Theil, wahrzunehmen, wie gut die Erde des Nußbaumes war und wie gierig sie sein Wasser einsog. Betroffen über die Entdeckung, daß es sich zwischen zwei Becken theilt, schreit er seinerseits verwundert auf, blickt sich um, bemerkt den Schelmenstreich, läßt sich schnell eine Hacke bringen, macht einen Hieb, schleudert zwei oder drei Stücke von unsern Brettchen in die Höhe und unter dem lauten Rufe „eine Wasserleitung! eine Wasserleitung!“ führt er nach allen Seiten unbarmherzige Schläge, deren jeder uns ein Stich ins Herz war. In einem Augenblicke waren die Brettchen, die Leitung, die Grube, die Weide, alles zerschlagen, alles aufgewühlt, ohne daß während dieses ganzen schrecklichen Vorganges ein anderes Wort über die Lippen gekommen wäre, als jener Ausruf, den er unaufhörlich wiederholte. „Eine Wasserleitung,“ schrie er, alles zertrümmernd, „eine Wasserleitung, eine Wasserleitung!“

Man glaubt vielleicht, die Geschichte hätte für die kleinen Baumeister einen üblen Ausgang genommen. Man irrt sich: alles war damit beendigt. Herr Lambercier ließ gegen uns kein Wort des Vorwurfs fallen, machte uns kein finstres Gesicht und redete mit uns nicht mehr darüber; ein wenig später hörten wir ihn sogar bei seiner Schwester aus vollem Halse lachen, denn Herrn Lamberciers Lachen konnte man weithin hören. Noch erstaunlicher aber war, daß wir uns nach dem ersten Schrecken selbst nicht sehr betrübt fühlten. Wir pflanzten übrigens einen andern Baum und gedachten oft des traurigen Endes des ersten, indem wir einander emphatisch zuriefen: eine Wasserleitung, eine Wasserleitung! Bis dahin hatte ich hin und wieder Anwandlungen von Stolz gehabt, wenn ich Aristides oder Brutus war. Jetzt regte sich zum ersten Male in mir eine unverkennbare Eitelkeit. Im Stande gewesen zu sein, eine Wasserleitung mit unsern eigenen Händen zu bauen, einem

Steckreis dieselbe Pflege wie einem großen Baume erwiesen zu haben, schien mir die höchste Staffel des Ruhmes. Mit zehn Jahren hatte ich ein richtigeres Urtheil darüber als Cäsar mit dreißig.

Die Erinnerung an diesen Nußbaum und an die kleine Geschichte, die sich an ihn knüpft, hat sich in mir so treu erhalten oder ist in mir von Neuem erwacht, daß einer meiner angenehmsten Pläne auf meiner Reise nach Genf im Jahre 1754 der war, Bossey zu besuchen, um die Denkmale meiner kindlichen Spiele und namentlich den lieben Nußbaum wieder zu sehen, der damals schon ein drittel Jahrhundert alt sein mußte. Ich war beständig so umlagert, so wenig Herr meiner selbst, daß ich keine Zeit zur Befriedigung dieses Wunsches finden konnte. Es ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sich mir je wieder eine Gelegenheit dazu darbietet; indessen ist mit der Hoffnung dieser Wunsch nicht in mir erstorben, und ich bin fast überzeugt, fände ich je bei der Rückkehr nach diesen theuren Orten meinen lieben Nußbaum noch vor, würde ich ihn mit meinen Thränen netzen.

Nach Genf zurückgekehrt, brachte ich, bis man über meine Zukunft bestimmen würde, zwei oder drei Jahre bei meinem Oheim zu. Da er seinen Sohn für die Ingenieurkunst bestimmte, ließ er ihn ein wenig im Zeichnen unterrichten und lehrte ihn selbst die Elemente des Euklid. Das alles lernte ich mit ihm und fand Gefallen daran, besonders am Zeichnen. Inzwischen überlegte man, ob man einen Uhrmacher, einen Sachwalter oder einen Geistlichen aus mir machen sollte. Ich wäre am liebsten Geistlicher geworden, denn predigen hielt ich für etwas sehr Schönes; aber die kleine Rente aus dem Vermögen meiner Mutter, die ich mit meinem Bruder zu theilen hatte, reichte für mein Studium nicht hin. Da bei dem Alter, in welchem ich mich befand, die Wahl eines Berufes noch nicht sehr dringend war, blieb ich vorläufig bei meinem Oheim, die Zeit fast verlierend und nicht unterlassend, wie es billig war, ein ziemlich hohes Kostgeld zu zahlen.

Mein Oheim, der wie mein Vater den Vergnügungen sehr ergeben war, verstand nicht, sich von seinen Pflichten

leiten zu lassen und kümmerte sich um uns ziemlich wenig. Meine Tante war eine pietistische Frömmlerin, die lieber Choräle sang, als daß sie über unsere Erziehung wachte. Man ließ uns eine fast völlige Freiheit, von der wir nie Mißbrauch machten. Stets unzertrennlich, genügten wir einander, und nie versucht, mit den Gassenjungen unseres Alters zu verkehren, nahmen wir keine der leichtfertigen Gewohnheiten an, zu welchen der Müßiggang uns hätte verleiten können. Es ist sogar Unrecht von mir, uns für müßig auszugeben, denn nie im Leben waren wir es weniger, und das Glückliche dabei war, daß all die Zerstreuungen, denen wir uns nach einander mit Leidenschaft hingaben, uns im Hause zusammen beschäftigt hielten, ohne daß wir uns auch nur versucht fühlten, auf die Straße hinabzugehen. Wir machten Vogelbauer, Pfeifen, Drachen, Trommeln, Häuser, Knallbüchsen, Armbrüste. Wir verdarben die Werkzeuge meines guten alten Großvaters, um nach seinem Vorbilde Uhren zu machen. Unsere Hauptlust bestand darin, Papier zu besudeln, zu zeichnen, zu tuschen, zu illuminiren und Farben zu verklecksen. Ein italienischer Marktschreier, Namens Gamba-Corta, kam nach Genf; wir gingen einmal hin, um ihn zu sehen, und wollten darauf nicht mehr zu ihm gehen. Aber er hatte ein Puppenspiel, und wir fingen an Puppen zu machen; seine Puppen spielten komödienartige Stücke, und wir fertigten Komödien für die unsrigen an. Unkundig, wie wir die heisere Stimme des Polichinell hervorbringen sollten, suchten wir sie durch Kehllaute nachzuahmen, um diese wunderschönen Komödien spielen zu können, die unsere gutmüthigen armen Verwandten die Geduld hatten anzusehen und anzuhören. Aber als eines Tages mein Oheim Bernard vor der versammelten Familie eine sehr schöne, von ihm selbst verfaßte Predigt vorgelesen hatte, wandten wir den Komödien den Rücken und begannen Predigten zu schreiben. Ich gestehe, daß diese Einzelheiten nicht sehr unterhaltend sind; allein sie beweisen, wie vortrefflich unsere erste Erziehung geleitet sein mußte, daß wir, obgleich wir in so zartem Alter fast Herren unserer Zeit und unsrer selbst waren, uns so wenig versucht fühlten, damit Mißbrauch zu treiben. Wir hatten

so wenig Bedürfnis, uns Spielgenossen zu verschaffen, daß wir selbst die Gelegenheit dazu unbenutzt ließen. Auf unseren Spaziergängen sahen wir ihren Spielen zu ohne das Verlangen, ja sogar ohne den Gedanken, daran Theil zu nehmen. Die Freundschaft erfüllte unsere Herzen so vollkommen, daß unser Zusammensein hinreichend war, um uns in den einfachsten Beschäftigungen die höchste Freude finden zu lassen.

Daß man uns unzertrennlich sah, zog die Aufmerksamkeit auf sich, um so mehr, als mein Vetter sehr groß und ich sehr klein war, so daß wir ein ziemlich drollig zusammengelesenes Pärchen bildeten. Seine lange hagere Gestalt, sein kleines bratapfelartiges Gesicht, sein sanftes Aussehen, sein lässiger Gang riefen den Spott der Kinder hervor. In der dortigen Volkssprache gab man ihm den Beinamen Barna Bredanna, und so oft wir ausgingen, hörten wir rings um uns her nichts als Barna Bredanna. Er erduldete dies ruhiger als ich. Ich ärgerte mich, ich wollte eine Prügelei anfangen; das war es gerade, was die kleinen Buben wünschten. Ich theilte Hiebe aus und bekam Hiebe. Mein armer Vetter stand mir nach besten Kräften bei; aber er war schwach; mit einem Faustschlage wurde er zu Boden gestreckt. Nun wurde ich wüthend. Obgleich ich indessen eine tüchtige Tracht Prügel bekam, so hatte man doch nicht mir, sondern Barna Bredanna zu Leibe gehen wollen, aber in Folge meiner nicht zu bändigenden Wuth nahm das Uebel so zu, daß wir nur noch während der Schulstunden auszugehen wagten, aus Furcht, von den Schülern verhöhnt und verfolgt zu werden.

Ich zeige mich bereits als Vertheidiger der Unterdrückten. Um ein echter Paladin zu sein, fehlte mir nur eine Dame; ich hatte gleich ihrer zwei. Von Zeit zu Zeit ging ich meinen Vater in Nyon, einem Städtchen im Waadtlande, zu besuchen. Mein Vater war sehr beliebt, und auch auf seinen Sohn wurde dies Wohlwollen übertragen. Während der kurzen Zeit, in der ich mich bei ihm aufhielt, kam man mir überall freundlich entgegen. Namentlich eine Frau von Vulson überhäufte mich mit Liebkosungen, und um das Maß voll zu machen, nahm mich ihre Tochter als ihren

Verehrer an. Man kann sich denken, was das zu sagen hat, ein Verehrer von elf Jahren für ein Mädchen von zweiundzwanzig. Aber alle diese Schelminnen haben eine Lust daran, kleine Puppen auf solche Weise vorzuschieben, um die großen dahinter zu verbergen, oder um sie durch die Darstellung eines Spieles, das sie so reizend zu machen wissen, anzulocken. Ich für meine Person erblickte zwischen ihr und mir kein Mißverhältniß und nahm die Sache ernst; ich gab mich ihr von ganzem Herzen oder vielmehr Kopfe hin, denn nur mit letzterem war ich verliebt, obgleich ich es bis zum Wahnsinn war und meine Leidenschaft, meine Erregtheit, meine Wuthausbrüche Auftritte zum Todtlachen hervorriefen.

Ich kenne zwei Arten von sehr verschiedener und doch sehr wahrhafter Liebe, die fast nichts gemein haben, obgleich die eine wie die andere sehr heiß ist, und alle beide sich von der zärtlichen Freundschaft unterscheiden. Mein ganzes Leben lang bin ich zwischen diesen beiden so verschiedenartigen Liebesarten getheilt und sogar von beiden gleichzeitig erfüllt gewesen; denn zum Beispiel in der Zeit, von welcher ich rede, hatte ich, während ich Fräulein von Vulson so öffentlich und so tyrannisch in Beschlag nahm, daß ich die Annäherung keines Mannes an sie duldete, zwar ziemlich kurze, aber ziemlich vertrauliche Zusammenkünfte mit einem kleinen Fräulein Goton, bei welchen sie die Gewogenheit hatte, die Schulmeisterin zu spielen, und dies war alles. Aber dies alles, das in Wahrheit für mich alles war, erschien mir als das höchste Glück, und schon den Werth des Geheimnisses fühlend, obgleich ich es nur wie ein Kind zu gebrauchen verstand, vergalt ich dem ahnungslosen Fräulein von Vulson das Bestreben, mich zum Deckmantel ihrer anderen Liebschaften zu machen, in gleicher Weise. Allein zu meinem großen Kummer wurde mein Geheimnis entdeckt oder von Seiten meiner kleinen Schulmeisterin weniger gut als von der meinigen bewahrt, denn man zögerte nicht, uns zu trennen.*)

*) Var .... uns zu trennen, und einige Zeit darauf hörte ich bei meiner Durchreise durch Coutance auf dem Rückwege nach Genf kleine Mädchen mir halblaut nachrufen: Goton tictac Rousseau.

Es war in der That eine sonderbare Person, dieses kleine Fräulein Goton. Ohne schön zu sein, hatte sie ein Gesicht, das man kaum wieder zu vergessen im Stande war und an das ich noch immer denke, oft viel zu sehr für einen alten Narren. Namentlich ihre Augen standen nicht mit ihrem Alter im Einklang, und eben so wenig ihr Wuchs und ihre Haltung. Sie konnte eine sehr Achtung gebietende und stolze Miene annehmen, wie ihre Rolle es verlangte, und das hatte eben den ersten Gedanken daran unter uns hervorgerufen. Aber das Eigenthümlichste an ihr war eine schwer zu begreifende Mischung von Keckheit und Zurückhaltung. Sie erlaubte sich mir gegenüber die größten Freiheiten, ohne mir je eine gegen sich zu gestatten; sie behandelte mich genau wie ein Kind. Das bringt mich zu dem Glauben, daß sie entweder schon aufgehört hatte, eines zu sein, oder daß sie es im Gegentheile noch selber genug war, um in der Gefahr, welcher sie sich aussetzte, nur ein Spiel zu sehen.

Jeder dieser beiden Personen gehörte ich gleichsam ganz und so vollkommen an, daß ich bei der einen nie an die andere dachte. Uebrigens hatten die Gefühle, mit denen sie mich erfüllten, keine Aehnlichkeit mit einander. Ich würde mein ganzes Leben an Fräulein von Vulsons Seite zugebracht haben, ohne je an eine Trennung von ihr zu denken; aber wenn ich zu ihr kam, war meine Freude ruhig und blieb stets von aller Erregung frei. Ich liebte sie besonders in großer Gesellschaft; die Scherze, die Neckereien, die Eifersüchteleien sogar hatten etwas Anziehendes, etwas Fesselndes für mich. Stolzer Triumph beseelte mich, wenn sie mich vor erwachsenen Nebenbuhlern, die sie zu quälen schien, bevorzugte. Ich empfand wohl Qualen, aber sie waren mir lieb. Die Beifallserweisungen, die Ermuthigungen, das Gelächter entflammten mich und feuerten mich an. Ich wurde erregt, ich wurde witzig; in einer Gesellschaft kannte meine Liebe keine Schranken; mit ihr allein würde ich gezwungen, kalt, vielleicht gelangweilt gewesen sein. Gleichwohl hatte ich eine zärtliche Zuneigung zu ihr, ich litt, wenn sie krank war, ich würde meine Gesundheit dahingegeben haben, um die ihrige wiederherzustellen, und

1723—1728.

So verlor sich, bevor über meinen Beruf entschieden war, die kostbarste Zeit meiner Jugend in Kindereien. Nach langen Ueberlegungen, wozu mich meine natürlichen Anlagen besonders befähigten, entschloß man sich endlich für das, wozu ich die geringsten besaß, und brachte mich bei einem Herrn Masseron, dem Stadtschreiber unter, damit ich unter ihm, wie Herr Bernard äußerte, das edele Geschäft eines Procurators erlernte. Diese Bezeichnung mißfiel mir im höchsten Grade. Die Aussicht, auf unedle Weise dereinst Thaler aufzuhäufen, verletzte meinen Stolz nicht wenig; die Beschäftigung kam mir langweilig, unerträglich vor; die nöthige Pünktlichkeit, der damit verbundene Zwang verleideten sie mir vollends, und nur mit Abscheu, der von Tage zu Tage wuchs, betrat ich die Kanzlei. Herr Masseron, der mit mir wenig zufrieden war, behandelte mich seinerseits mit Verachtung, indem er mir unaufhörlich meine Trägheit, meine Dummheit vorwarf und mir alle Tage wiederholte, mein Oheim hätte ihm versichert, daß ich tüchtige Kenntnisse besäße, während ich in Wahrheit nichts wüßte; er hätte ihm einen brauchbaren Jungen versprochen und ihm nur einen Esel übergeben. Endlich wurde ich wegen meiner Dummheit schimpflich aus der Kanzlei entlassen und die Schreiber des Herrn Masseron sprachen es laut aus, ich wäre zu nichts gut, als die Feile zu handhaben.

Da in solcher Weise über meinen Beruf bestimmt war, wurde ich in die Lehre gegeben, allein nicht bei einem Uhrmacher, sondern bei einem Graveur. Die Verachtung des Stadtschreibers hatte mir eine sehr geringe Meinung von mir beigebracht, und ich gehorchte ohne Murren. Mein Meister, Herr Ducommun, war ein junger roher und heftiger Mensch, der es in sehr kurzer Zeit erreichte, mich um alle Jugendfreude zu bringen, mein sich nach Liebe sehnendes und lebhaftes Naturell zu ertödten und mich auch geistig auf den Standpunkt herabzudrücken, auf den mich meine Vermögensverhältnisse verwiesen, auf den eines Lehrjungen. Mein Latein, meine Kenntnisse des Alterthums, meine Geschichte, alles war auf lange Zeit vergessen; sogar die Erinnerung war mir daran geschwunden, daß es Römer in der Welt gegeben hatte. Besuchte ich meinen Vater, so fand er nicht mehr seinen Abgott in mir; für die Damen war ich nicht mehr der galante Jean-Jacques, und ich fühlte selbst so wohl, daß Herr und Fräulein Lambercier in mir ihren früheren Schüler nicht wieder erkannt haben würden, daß ich mich schämte, mich ihnen zu zeigen, und sie seitdem nicht wieder gesehen habe. Die gemeinsten Neigungen, die schändlichsten Ungezogenheiten traten an die Stelle meiner liebenswürdigen Zeitvertreibe und verwischten sogar die Erinnerung an dieselben. Trotz der rechtschaffensten Erziehung muß ich doch eine große Neigung zur Entartung gehabt haben; denn das alles trat reißend schnell ohne alle Anstrengung ein, und nie wurde ein so frühreifer Cäsar so schnell zum Laridon.

Das Handwerk an sich mißfiel mir nicht; am Zeichnen hatte ich großes Gefallen; die Arbeit mit dem Grabstichel war mir eine angenehme Beschäftigung, und da der Uhrmacher von dem Graveur nicht allzu hohe Leistungen verlangt, so hatte ich Hoffnung, es zur Meisterschaft zu bringen. Ich würde vielleicht dazu gelangt sein, wenn mich nicht die Rohheit meines Meisters und der übertriebene Zwang mit Widerwillen gegen die Arbeit erfüllt hätten. Ich stahl ihr Zeit ab, um während derselben Beschäftigungen gleicher Art zu treiben, die aber für mich den Reiz der Freiheit hatten. Ich schnitt Medaillen, die wir, ich und meine Kameraden, als Ritterorden tragen wollten. Mein Meister ertappte mich bei dieser unerlaubten Arbeit und prügelte mich derb durch, da er vorgab, ich übte mich in der Falschmünzerei, weil unsere Medaillen das Wappen der Republik zeigten. Ich kann es beschwören, daß ich keine Vorstellung von falschem Gelde hatte und eine sehr unklare von echtem. Ich wußte besser, wie römische As verfertigt wurden als unsere Drei-Sous-Stücke.

Die Tyrannei meines Meisters machte mir die Arbeit, die ich sonst geliebt haben würde, endlich unerträglich, und impfte mir Laster ein, die ich sonst gehaßt hätte, wie das Lügen, das Faulenzen, das Stehlen. Nichts hat mich den Unterschied zwischen kindlicher Abhängigkeit und sklavischer

angenehme Gelegenheit dar, so benutze ich sie so wohl, daß sich meine Börse leert, ehe ich es gewahre. Suchet übrigens bei mir nicht die Eigenthümlichkeit der Geizhälse, aus Prahlerei zu verschwenden; ganz im Gegentheil, ich verschwende im Geheimen und zum Vergnügen; weit davon entfernt, mir die Verschwendung zum Ruhme anzurechnen, verberge ich sie. Ich fühle so vollkommen, daß mir das Geld unnütz ist, daß ich mich seines Besitzes fast schäme und noch mehr seiner Verwendung. Hätte ich je hinreichendes Einkommen zu einem bequemen Leben gehabt, so würde ich mich nie versucht gefühlt haben, geizig zu sein, davon bin ich völlig überzeugt. Ich würde mein ganzes Einkommen verbrauchen, ohne nach seiner Vermehrung zu streben; allein meine unsichere Lage setzt mich in Besorgnis. Ich bete die Freiheit an; ich empfinde vor Geldverlegenheit, vor Sorge, vor Abhängigkeit Abscheu. So lange ich noch Geld in meiner Börse habe, ist meine Unabhängigkeit gesichert; es überhebt mich der Sorge, mir über die Aufbringung neuer Mittel den Kopf zu zerbrechen, eine Nothwendigkeit, die mir stets schrecklich war; aus Furcht, ich könnte es zu Ende gehen sehen, halte ich es zusammen. Das Geld, welches man besitzt, ist das Mittel zur Freiheit, dasjenige, welchem man nachjagt, das Mittel zur Knechtschaft. Deshalb bin ich sehr genau und begehre nichts.

Meine Uneigennützigkeit ist also nichts als Trägheit; die Freude am Besitze ist geringer als die Mühe des Erwerbs; und meine Verschwendung ist wieder nur Trägheit; bietet sich die Gelegenheit dar, in angenehmer Weise zu verschwenden, kann man sie nicht allzusehr ausnutzen. Ich werde weniger von Geld als von Sachen in Versuchung geführt, weil zwischen dem Gelde und dem Besitz des Gewünschten stets ein Verbindungsglied vorhanden ist, während sich zwischen der Sache und ihrem Genusse ein solches nicht vorfindet. Ich sehe die Sache, sie reizt mich; wenn ich nur das Mittel sehe, sie in meinen Besitz zu bringen, so reizt es mich nicht. Ich habe deshalb gestohlen, und stehle bisweilen noch Kleinigkeiten, die mich reizen, und die ich lieber nehme als erbitte. Aber ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben, weder in der Jugend noch in dem

Mannesalter, jemandem einen Heller genommen zu haben, einen einzigen Fall vor noch nicht fünfzehn Jahren ausgenommen, wo ich sieben Livres und zehn Sous stahl. Dieser Vorfall verdient erzählt zu werden, denn es zeigt sich in ihm eine prächtige Mischung von Unverschämtheit und Dummheit, an welche ich selber kaum zu glauben vermöchte, handelte es sich um jemand anderes als um mich.

Es war in Paris. Ich ging gegen fünf Uhr mit Herrn von Francueil im Palais-Royal spazieren. Er zieht seine Uhr heraus, wirft einen Blick darauf und sagt zu mir: lassen Sie uns in die Oper gehen. Ich bin bereit; wir gehen. Er nimmt zwei Billete zum Amphitheater, giebt mir eines davon und geht mit dem andern vor mir her. Als ich nach ihm eintrete, finde ich die Thüre versperrt. Ich schaue hinein, ich sehe alle stehen; ich denke, ich würde mich in dieser Menge recht wohl verlieren oder wenigstens Herrn von Francueil auf den Wahn bringen können, daß ich mich darin verloren habe. Ich gehe hinaus, nehme meine Contremarke, dann das Geld zurück und mache mich aus dem Staube, ohne daran zu denken, daß sich, noch ehe ich die Thür erreicht, schon alle Welt gesetzt hatte, und Herr von Francueil nun augenscheinlich bemerkte, daß ich nicht mehr da war.

Da meiner Natur nie etwas ferner lag, als ein solcher Zug, so zeichne ich ihn auf, um den Beweis zu liefern, daß es Augenblicke von einer Art Wahnsinn giebt, in denen man über die Menschen nicht nach ihren Handlungen urtheilen muß. Nicht gerade das Geld an sich, sondern die Benutzung desselben hatte ich stehlen wollen; je weniger es ein Diebstahl war, desto mehr war es eine Schändlichkeit.

Ich würde mit solchen Einzelheiten kein Ende finden, wollte ich all den Wegen nachgehen, auf denen ich während meiner Lehrlingszeit von der Erhabenheit des Heroismus bis zu der Gemeinheit eines Taugenichtses abwärts ging. Nahm ich indessen auch die Laster meines Standes an, so war es mir doch unmöglich, die Neigungen desselben völlig anzunehmen. Ich fühlte bei den Vergnügungen meiner Kameraden Langeweile, und als mir der allzu große Zwang auch noch Widerwillen gegen die Arbeit einflößte, langweilte mich alles. Das erweckte in mir wieder Lust zum Lesen,

die ich seit langer Zeit verloren hatte. Dieses Lesen, auf das ich einen Theil meiner Arbeitszeit verwandte, wurde ein neues Verbrechen, das mir neue Züchtigungen zuzog. Dieser Hang, der sich durch den Reiz des Verbotes nur noch steigerte, wurde zur Leidenschaft, ja bald zur Wuth. Die Tribu, eine berühmte Verleiherin von Büchern, versorgte mich mit Werken von allerlei Art. Gute wie schlechte, alles kam an die Reihe; auf eine Auswahl ließ ich mich nicht erst ein, ich las alles mit gleicher Gier. Ich las am Werktische, ich las, wenn ich ging, meine Aufträge auszurichten, ich las auf dem Abtritte und vergaß mich ganze Stunden darin, der Kopf schwindelte mir vom Lesen, ich that nichts mehr als lesen. Mein Meister lauerte mir auf, ertappte mich, schlug mich, nahm mir meine Bücher. Wie viele Bände wurden zerrissen, verbrannt, zum Fenster hinausgeworfen! Wie viele Werke blieben bei der Tribu unvollständig! Als ich nichts mehr hatte, sie zu befriedigen, gab ich ihr meine Hemden, meine Halstücher, meine Kleidungsstücke; meine drei Sous wöchentliches Taschengeld erhielt sie regelmäßig.

So ist denn doch, wird man sagen, das Geld nöthig geworden. Allerdings, aber erst, als mir das Lesen alle Thätigkeit geraubt hatte. Mich meiner neuen Neigung völlig überlassend, that ich nichts weiter und wollte nichts weiter als lesen. Dies ist hier wieder eine meiner charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Mitten aus einer gewohnten Lebensweise reißt mich ein Nichts heraus, verwandelt mich, fesselt mich, kurz versetzt mich in Leidenschaft; und dann ist alles vergessen; ich denke nur an den neuen Gegenstand, der mich beschäftigt. Das Herz klopfte mir vor Ungeduld, das Buch, das ich in der Tasche hatte, zu durchblättern; ich zog es heraus, sobald ich allein war, und dachte nicht mehr daran, das Arbeitszimmer meines Meisters zu durchsuchen. Ich kann mir sogar kaum denken, daß ich noch gestohlen, selbst wenn ich kostbarere Leidenschaften gehabt hätte. Auf den gegenwärtigen Augenblick beschränkt, lag es nicht in meinem Charakter, derartig für die Zukunft zu sorgen. Die Tribu gab mir Credit; die Abzahlungen waren klein; und wenn ich mein Buch eingesteckt hatte, dachte ich an nichts mehr.

Das Geld, über das ich ehrlicher Weise verfügen konnte, zahlte ich dieser Frau eben so ehrlich aus, und wenn sie dringend wurde, so nahm ich nur zu meinen eigenen Sachen meine Zuflucht. Stehlen im voraus war eine zu große Vorsorge, und stehlen, um zu bezahlen, war nicht einmal eine Versuchung.

Die ewigen Scheltworte, die Schläge, die heimliche und schlecht gewählte Lektüre machten mich schweigsam und menschenscheu; meine Willenskraft begann darunter zu leiden, und ich wurde gar griesgrämisch. Bewahrte mich jedoch mein Geschmack nicht vor dummen und faden Büchern, so bewahrte mich mein Glück vor schmutzigen und unzüchtigen. Nicht, daß die Tribu, eine in jeder Hinsicht sehr gefällige Frau, sich ein Gewissen daraus gemacht hätte, mir derglei-chen zu leihen; aber um mir ihren Werth fühlbar zu machen, nannte sie sie mir mit einer geheimnisvollen Miene, die mich gerade nöthigte, sie sowohl aus Widerwillen als aus Scham zurückzuweisen; und der Zufall war meiner keuschen Schamhaftigkeit so günstig, daß ich schon über dreißig Jahre zählte, ehe ich die Augen auf eines jener gefährlichen Bücher geworfen hatte, welche eine schöne Weltdame um deswillen für unbequem erklärt, weil man sie nur mit einer Hand lesen kann.

In weniger als einem Jahre erschöpfte ich den kleinen Laden der Tribu, und nun wurde mir die Muße in meinen Freistunden zu einer wahren Pein. Von meinen Kinder- und Gassenjungenneigungen durch den Hang zur Lektüre und durch die Bücher selbst geheilt, die, obwohl ohne Auswahl und oft schlecht, doch in meinem Herzen wieder edlere Gefühle erweckten, als meine gegenwärtige Lage in mir hervorgerufen hatte; von allem angewidert, was mir zugänglich war, und alles, was mich hätte reizen können, mir zu fern fühlend, sah ich nichts Mögliches vor mir, das mein Herz hätte angenehm berühren können. Meine seit lange erregte Sinnlichkeit verlangte einen Genuß, dessen Gegenstand ich mir nicht einmal zu denken vermochte. Von dem wirklichen Genusse war ich so weit entfernt, als hätte ich gar kein Geschlecht gehabt; und schon in mannbarem Alter und mich nach Liebe sehnend, dachte ich noch bisweilen

an meine Liebeleien, aber darüber hinaus sah ich nichts. In dieser seltsamen Lage nahm meine unruhige Einbildungskraft eine Richtung, die mich vor mir selber rettete und meine erwachende Sinnlichkeit beruhigte. Sie gefiel sich nämlich darin, sich mit den Situationen zu nähren, die mich bei meiner Lektüre gefesselt hatten, sie vor meine Seele zurückzurufen, sie zu ändern, sie zusammenzustellen, sie mir so zurecht zu machen, daß ich eine der handelnden Personen wurde, die ich mir dachte, daß ich mich stets in solchen Verhältnissen erblickte, die mir nach meinem Geschmacke am angenehmsten waren; kurz, daß die eingebildete Lage, in die ich mich vollkommen versetzt hatte, mich meine wirkliche Lage vergessen ließ, mit der ich so unzufrieden war. Diese Liebe zu Gebilden der Phantasie und diese Leichtigkeit, unaufhörlich mit ihnen zu verkehren, verleideten mir völlig meine ganze Umgebung und ließen diesen Hang zur Einsamkeit in mir aufkeimen, der mir seit jener Zeit für immer geblieben ist. Man wird in der Folge mehr als einmal die eigenthümlichen Wirkungen dieser so menschenfeindlichen und scheinbar so unheimlichen Neigung sehen, die aber in Wahrheit einem zu liebreichen, zu liebevollen, zu zärtlichen Herzen entspringt, welches gezwungen ist, sich mit Phantasiegebilden zu nähren, weil ihm Wesen fehlen, die ihm verwandt sind. Augenblicklich halte ich es genügend, den Ursprung und die erste Ursache einer Neigung angegeben zu haben, die auf alle meine Leidenschaften mildernd eingewirkt und indem sie dieselben durch sich selbst niederhielt, mich immer träge gemacht hat, meiner Begierde nachzugeben, eben in Folge der Heftigkeit meines Verlangens.

In solcher Weise erreichte ich mein sechszehntes Jahr, unruhig, unzufrieden mit allem und mit mir selbst, ohne Lust zu meinem Berufe, ohne Vergnügungen meines Alters, verzehrt von Begierden, deren Endzweck ich nicht kannte; weinend, ohne Grund zu Thränen; seufzend, ohne zu wissen, weshalb; kurz mit Zärtlichkeit an meinen Luftgebilden hängend, da ich rings um mich her nichts sah, das für mich gleichen Werth gehabt hätte. Des Sonntags holten mich meine Kameraden nach der Predigt zum Spielen ab. Ich wäre

ihnen gern entschlüpft, wäre ich es im Stande gewesen; waren ihre Spiele jedoch einmal im Zuge, so war ich aufgelegter und ging weiter als irgend ein anderer; eben so schwer in Bewegung zu bringen als zurückzuhalten. Das war immerdar meine Natur. Bei unseren Spaziergängen außerhalb der Stadt ging ich immer vorwärts, ohne an die Umkehr zu denken, falls nicht Andere anstatt meiner daran dachten. Zweimal wurde ich dabei betreten. Die Thore waren bei meiner Heimkunft geschlossen. Man kann sich denken, wie ich am folgenden Tage behandelt wurde; und beim zweiten Male wurde mir für das dritte Mal ein solcher Empfang in Aussicht gestellt, daß ich entschlossen war, mich ihm nicht auszusetzen. Dieses so gefürchtete dritte Mal fand dennoch statt. Durch einen verwünschten Capitain, Namens Minutoli, der das Thor, an welchem er die Wache hatte, regelmäßig eine halbe Stunde vor den andern schloß, wurde meine Vorsicht vereitelt. Ich war mit zwei Kameraden auf dem Heimwege. Eine halbe Stunde von der Stadt höre ich Retraite blasen, ich verdopple den Schritt; ich höre trommeln, ich laufe aus Leibeskräften; athemlos und in Schweiß gebadet lange ich an, das Herz klopft mir, schon aus der Ferne sehe ich die Soldaten auf ihren Posten; ich eile herbei, ich schreie mit erstickter Stimme. Es war zu spät. Zwanzig Schritt von der Außenwache entfernt, sehe ich die erste Zugbrücke sich heben. Zittern ergreift mich, als ich sehe, wie sich diese schrecklichen Hörner, das Unheil verkündende und verhängnisvolle Anzeichen des meiner wartenden unvermeidlichen Schicksales, in die Luft erheben.

In dem ersten Schmerzensausbruche warf ich mich auf das Glacis und biß in die Erde. Meine Kameraden, die über ihr Unglück nur lachten, faßten augenblicklich ihren Entschluß. Ich faßte auch den meinigen; aber dieser fiel anders aus. An Ort und Stelle schwur ich, nie zu meinem Meister zurückzukehren; und als sie am folgenden Morgen nach Oeffnung des Thores in die Stadt zurückgingen, sagte ich ihnen auf immer Lebewohl und bat sie nur, meinen Vetter Bernard im Geheimen meinen gefaßten Entschluß, so wie den Ort, wo er mich noch einmal sehen könnte, mitzutheilen.

Statt dessen .... Welches Bild muß ich entwerfen! Ach, wir wollen das Elend meines Lebens nicht im Voraus berühren; ich werde meine Leser mit diesem traurigen Stoffe nur allzu viel beschäftigen.

Zweites Buch.

1728—1731.

So traurig mir der Augenblick, in welchem mir die Angst den Gedanken an die Flucht eingab, vorgekommen war, in so bezauberndem Lichte erschien mir der, in welchem ich ihn zur Ausführung brachte. Noch im Kindesalter meine Heimat, meine Verwandten, meine Stützen, meine Hilfsmittel verlassen; aus einer nur halbvollendeten Lehrzeit treten, ohne die genügende Fertigkeit in meinem Handwerke zu besitzen, um davon leben zu können; mich den Schrecken des Elendes aussetzen, ohne ein Mittel zu haben, mich daraus emporzuarbeiten; mich im Alter der Schwachheit und der Unschuld allen Versuchungen des Lasters und der Verzweiflung preisgeben; in fernen Landen Leiden, Verirrungen, Fallstricke, Sklaverei und Tod aufsuchen, mir ein Joch aufladen, das weit schwerer abzuschütteln war als das, welches ich nicht hatte aushalten können: das war es, was ich zu thun im Begriff stand, das war die Aussicht, die ich hätte ins Auge fassen sollen. Wie verschieden davon war die, welche ich mir ausmalte! Die Unabhängigkeit, die ich gewonnen zu haben wähnte, war das einzige Gefühl, welches mich erfüllte. Frei und Herr meiner selbst, glaubte ich alles thun, alles erreichen zu können; ich brauchte nur meine Kraft zu entfalten, um mich emporzuschwingen und in den Lüften zu fliegen. Sorglos trat ich in die weite Welt; meine Talente mußten sich in ihr Geltung verschaffen; auf jedem Schritte mußte ich Feste, Schätze, Abenteuer, dienstwillige Freunde, um meine Gunst buhlende Geliebte finden; wenn ich mich nur zeigte, mußte ich das Weltall mit mir

beschäftigen; wenn auch nicht das ganze; ich überbot es gewissermaßen desselben, so viel hatte ich nicht nöthig; eine reizende Gesellschaft genügte mir, und um den Rest kümmerte ich mich nicht. In richtiger Maßhaltung beschränkte ich mich auf einen zwar engen, aber trefflich gewählten Kreis, in dem ich sicher war zu herrschen. Ein einziges Schloß war für meinen Ehrgeiz genügend: als Günstling des Herrn und der Herrin, als Geliebter des Schloßfräuleins, als Freund ihres Bruders und als Gönner der Nachbarn war ich zufrieden; mehr bedurfte ich nicht.

In Erwartung der Erfüllung dieses bescheidenen Zukunftstraumes irrte ich einige Tage um die Stadt herum und fand während derselben bei mir bekannten Bauern ein Unterkommen, die mich alle mit größerer Güte aufnahmen, als es Städter gethan haben würden. Sie nahmen mich auf, sie gaben mir Obdach, sie speisten mich, alles mit zu viel Treuherzigkeit, um ein Verdienst davon zu haben. Man konnte das nicht als eine Almosenspende bezeichnen; dazu nahmen sie nicht genug die Miene der Ueberlegenheit an.

Auf diesen Reisen und Streifereien durch die Welt kam ich nach Confignon auf savoyischem Gebiete zwei Stunden von Genf. Der Pfarrer hieß Herr von Pontverre. Dieser in der Geschichte der Republik berüchtigte Name fiel mir auf. Ich war neugierig zu sehen, wie sich die Abkömmlinge der Ritter vom Löffel*) ausnähmen. Ich besuchte Herrn von Pontverre. Er empfing mich herzlich, redete mit mir von der Genfer Ketzerei, von der Macht der heiligen Mutterkirche und gab mir zu essen. Auf Gründe, die so endigten, fand ich wenig zu erwidern, und ich schloß, daß Pfarrer, bei denen man so gut speiste, wenigstens eben so viel werth wären wie unsere Prediger. Ich war sicherlich gelehrter als Herr von Pontverre, ein so vollendeter Edelmann er auch war; aber ich war ein zu guter Gast, um ein eben so guter Theologe zu sein, und sein Frangi-

*) Diese Ritter, Unterthanen des Herzogs von Savoyen, wurden deshalb so genannt, weil sie als Feinde der Genfer, die sie sich mit dem Löffel aufzuessen gerühmt hatten, einen Löffel als Erkennungszeichen um den Hals trugen. Von 1527 bis 1530 fügten sie Genf vielen Schaden zu.

wein, der mir vortrefflich vorkam, brachte für ihn so unwiderlegliche Gründe vor, daß ich mich geschämt hätte, einem so wackern Wirthe gegenüber das letzte Wort zu behalten. Ich gab deshalb nach oder widersprach ihm wenigstens nicht in das Gesicht.

Erwägt man die Rücksichten, die ich nahm, so hätte man mich für falsch halten können. Man hätte sich geirrt; ich wahrte nur die Schicklichkeit, so viel ist gewiß, Schmeichelei, oder vielmehr Nachgiebigkeit, ist nicht immer etwas Schlechtes; sie ist öfter eine Tugend, namentlich bei jungen Leuten. Die Güte, mit der ein Mensch uns behandelt, stimmt uns freundlich für ihn; man giebt ihm nicht nach, um ihn zu hintergehen, sondern um ihn nicht zu betrüben, um ihm nicht Gutes mit Bösem zu vergelten. Welchen Vortheil hatte Herr von Pontverre davon, mich aufzunehmen, mich freundlich zu behandeln, mich überzeugen zu wollen? Keinen andern als meinen eigenen. Mein junges Herz sagte sich das. Ich war von Erkenntlichkeit und Achtung vor dem guten Priester ergriffen. Ich fühlte meine Ueberlegenheit, wollte ihn aber zum Lohn für seine Gastfreundschaft nicht damit demüthigen. Bei diesem Benehmen war alle Heuchelei außer dem Spiele: ich dachte nicht an einen Religionswechsel, und weit entfernt, mich mit diesem Gedanken so schnell vertraut zu machen, betrachtete ich ihn nur mit einem Abscheu, der ihn lange Zeit von mir fern halten mußte; ich wollte nur denen nicht wehe thun, die mir wohl wollten, wenn sie es auch nur in jener Absicht thaten; ich wollte mir ihr Wohlwollen bewahren und ihnen die Hoffnung des Erfolges lassen, indem ich weniger gewaffnet schien, als ich es in der That war. Mein Fehler in dieser Beziehung läßt sich mit der Koketterie ehrbarer Frauen vergleichen, die, ohne etwas zu gestatten oder zu verheißen, doch zur Erreichung ihres Zwecks es sehr wohl verstehen, mehr hoffen zu lassen, als sie zu erfüllen willens sind.

Vernunft, Theilnahme, Christenpflicht hätten doch gewiß verlangt, daß man, anstatt auf meine Thorheit einzugehen, mich dem Untergange, dem ich entgegenlief, entrissen hätte, indem man mich meiner Familie zurückschickte. Das würde jeder wahrhaft tugendhafte Mann gethan oder sich zu thun

bestrebt haben. Allein war Herr von Pontverre auch ein guter Mann, so war er doch sicherlich kein tugendhafter Mann, im Gegentheil, er war ein Frömmler, der nur Bilderanbetung und Hersagen des Rosenkranzes als Tugenden anerkannte; eine Art Missionär, der zum Besten des Glaubens nichts Besseres wußte, als Streitschriften gegen die Genfer Geistlichkeit zu verfassen. Anstatt daran zu denken, mich nach Hause zurückzuschicken, benutzte er mein Verlangen, mich davon zu entfernen, um mich außer Stand zu setzen, dahin zurückzukehren, selbst wenn ich wieder Lust dazu verspüren sollte. Man hätte fest darauf wetten können, daß er mich der Gefahr aussetzte, im Elend umzukommen oder ein Taugenichts zu werden. Das faßte er nicht ins Auge. Er sah nichts als eine der Ketzerei entrissene und der Kirche wiedergegebene Seele. Was kümmerte es ihn, ob ich ein ehrlicher Mensch oder ein Taugenichts wurde, wenn ich nur in die Messe ging? Man darf übrigens nicht glauben, daß diese Denkweise nur den Katholiken eigenthümlich sei; sie wird von jeder Dogmenreligion getheilt, die den Glauben über das Thun stellt.

„Gott beruft Sie," sagte Herr von Pontverre zu mir. „Gehen Sie nach Annecy; dort werden Sie eine gute und sehr mildthätige Dame finden, welche die Wohlthaten des Königs in den Stand setzen, andere Seelen aus dem Irrthume zu reißen, den sie selbst abgelegt hat." Es handelte sich um Frau von Warens, eine Neubekehrte, welcher die Priester in der That den Zwang auferlegten, eine ihr von dem Könige von Sardinien ausgesetzte Pension von zweitausend Francs mit dem Pack zu theilen, welches seinen Glauben zu verkaufen kam. Ich fühlte mich sehr gedemüthigt, eine gute und sehr mildthätige Dame nöthig zu haben. Ich sah es gern, wenn man mir gab, was ich gebrauchte, aber Almosen wollte ich nicht, und eine Frömmlerin war für mich nicht sehr anziehend. Allein von Herrn von Pontverre angetrieben, vom Hunger gepeinigt, auch sehr froh darüber, eine Reise zu machen und endlich einen bestimmten Zweck zu haben, entschließe ich mich, wenn auch ungern, dazu und breche nach Annecy auf. Ich konnte den Weg dorthin leicht in einem Tage zurücklegen, aber ich eilte nicht,

ich verwandte darauf drei. Ich sah kein Schloß zur Rechten oder zur Linken, ohne mich vor ihm nach dem Abenteuer umzusehen, von dem ich überzeugt war, daß es mich dort erwartete. Da ich sehr schüchtern war, wagte ich nicht in das Schloß einzutreten oder anzuklopfen; aber ich sang unter dem Fenster, wo ich am ehesten bemerkt zu werden hoffte, und war, wenn ich meine Lunge lange angestrengt hatte, sehr erstaunt, weder Damen noch Fräulein erscheinen zu sehen, die die Schönheit meiner Stimme oder der Witz meiner Lieder herbeigezogen hätte, was um so auffallender war, da ich doch bewunderungswürdige wußte, die ich von meinen Kameraden gelernt hatte und bewunderungswürdig sang.

Endlich lange ich an; ich sehe Frau von Warens. Diese Epoche meines Lebens hat über meinen Charakter entschieden. Ich kann mich nicht entschließen, leicht darüber hinwegzugehen. Ich war in meinem sechszehnten Jahre. Ohne das zu sein, was man einen hübschen Jungen nennt, war ich von schönem Wuchse, ich hatte einen hübschen Fuß, ein feines Bein, ein offenes Wesen, belebte Züge, einen niedlichen Mund,*) schwarze Augenbrauen und Haare, kleine und sogar tiefliegende Augen, die aber das Feuer, von dem mein Blut entzündet war, wiederstrahlten. Unglücklicherweise wußte ich nichts von dem allen, und mein Leben lang bin ich nie auf den Einfall gerathen, an mein Aeußeres zu denken, als bis es nicht mehr an der Zeit war, Vortheil daraus zu ziehen. Eben so hatte ich außer der Schüchternheit meines Alters noch die einer sich nach Liebe sehnenden Natur, die sich in steter Angst befand, zu mißfallen. Außerdem fehlten mir, da ich bei aller geistigen Tüchtigkeit die Welt nie gesehen hatte, völlig alle Umgangsformen; meine Kenntnisse boten dafür nicht nur keinen Ersatz, sondern dienten nur dazu, mich noch mehr einzuschüchtern, da sie mir meinen Mangel erst recht fühlbar machten.

Da ich also besorgte, daß meine erste Vorstellung nicht zu meinen Gunsten ausfallen würde, suchte ich mich auf

*) Var . . . . einen niedlichen Mund mit häßlichen Zähnen.

andere Weise in ein vortheilhaftes Licht zu setzen und schrieb einen schönen Brief im Kanzelstile, in dem ich unter Zusammenhäufung von Bücherphrasen und Lehrlingsausdrücken meine ganze Beredsamkeit entfaltete, um mir das Wohlwollen der Frau von Warens zu erwerben. Ich legte den Brief des Herrn von Pontverre in den meinigen ein und machte mich zu der schrecklichen Audienz auf den Weg. Ich traf Frau von Warens nicht an; man sagte mir, sie wäre eben zur Kirche gegangen. Es war der Palmsonntag des Jahres 1728. Ich laufe um ihr zu folgen: ich sehe sie, ich hole sie ein, ich rede sie an. Unaufhörlich schweifen meine Gedanken zu dieser Stelle hinüber, die ich seitdem oft mit meinen Thränen genetzt und mit meinen Küssen bedeckt habe. O daß ich diese glückselige Stätte mit einem goldenen Gitter umgeben, ihr die Huldigungen der ganzen Erde zulenken könnte! Wer es liebt, die Denkmale des Heils der Menschen zu ehren, sollte sich ihr nur auf den Knien nahen.

Unsere Begegnung fand in einem Durchgange hinter ihrem Hause zwischen einem Bache zur Rechten und der Hofmauer zur Linken statt, der durch eine Hinterthüre zur Kirche der Franziskaner führte. Im Begriff durch diese Thüre zu gehen, wendet sich Frau von Warens beim Klange meiner Stimme um. Wie wurde mir bei diesem Anblick! Ich hatte mir eine alte, höchst mürrische Betschwester vorgestellt; nach meiner Ansicht konnte die gute Dame des Herrn von Pontverre gar nichts Anderes sein. Ich sehe ein Gesicht voller Liebreiz, schöne blaue Augen voller Sanftmuth, eine blendende Gesichtsfarbe, die Umrisse eines bezaubernden Busens. Nichts entging dem raschen Blicke des jungen Proselyten; denn augenblicklich hatte sie mich für ihre Sache gewonnen, da ich überzeugt war, daß eine Religion, von solchen Glaubensboten gepredigt, geraden Weges in das Paradies führen mußte. Sie nimmt lächelnd den Brief, den ich ihr mit zitternder Hand überreiche, öffnet ihn, wirft einen Blick auf den des Herrn von Pontverre und sieht dann wieder in den meinigen, den sie bis zu Ende liest und noch einmal gelesen haben würde, wenn ihr Diener sie nicht daran erinnert hätte, daß es Zeit wäre einzutreten.

„Ach, mein Kind," sagte sie zu mir in einem Tone, der mich beben machte, „Sie sind noch so jung und streifen schon durch das Land! Das ist in der That Schade." Ohne meine Antwort abzuwarten, fügte sie dann hinzu: „Erwarten Sie mich in meiner Wohnung und lassen Sie sich ein Frühstück geben; nach der Messe werde ich mit Ihnen Rücksprache nehmen."

Louise Eleonore von Warens war ein geborenes Fräulein de la Tour de Pil; ihre alte adlige Familie wohnte in Vevay, einer Stadt im Canton Waadt. Noch sehr jung hatte sie Herrn von Warens aus dem Hause Loys, ältesten Sohn des Herrn von Villardin von Lausanne geheirathet. Da diese Ehe, aus der keine Kinder hervorgingen, nicht allzu glücklich war, ergriff Frau von Warens, von häuslichem Kummer getrieben, die sich ihr durch die Anwesenheit des Königs Victor Amadeus in Evian darbietende Gelegenheit und fuhr über den See, um sich diesem Fürsten zu Füßen zu werfen, und riß sich so durch eine der meinigen sehr ähnliche Unbesonnenheit, die sie ebenfalls immerdar hat beweinen müssen, von ihrem Gatten, ihrer Familie und ihrer Heimat los. Der König, der gern den eifrigen Katholiken spielte, nahm sie unter seinen Schutz, bewilligte ihr eine Pension von fünfzehnhundert piemontesischen Livres, was für einen im Allgemeinen wenig freigebigen Fürsten eine bedeutende Summe war, und sandte sie, als er wahrnahm, daß man ihn um deswillen für verliebt in sie hielt, von einer Abtheilung seiner Garden geleitet, nach Annecy, wo sie unter der Gewissensleitung des Titularbischofes von Genf, Michael Gabriel von Berney, im Kloster der Heimsuchung Mariä ihren Glauben abschwor.

Als ich in Annecy eintraf, war sie schon sechs Jahre daselbst und zählte damals achtundzwanzig Jahre, da sie am Anfange des Jahrhunderts geboren war. Ihre Schönheit gehörte zu jenen, die lange Dauer haben, weil sie sich weniger in den Zügen als in dem Gesichtsausdrucke ausprägt; auch war die ihrige noch in ihrem ersten Glanze. Sie hatte eine angenehm berührende und zärtliche Miene, einen sehr sanften Blick, ein engelgleiches Lächeln, einen dem meinigen ähnlichen Mund und aschfarbiges Haar von ungewöhnlicher Schönheit, auf dessen Ordnung sie wenig Sorgfalt verwandte, was ihr etwas ungemein Reizendes verlieh. Sie war nur klein, sogar untersetzt und hatte eine etwas starke, wenn auch nicht unschöne Taille; aber es war unmöglich einen schöneren Kopf, einen schöneren Busen, schönere Hände und schönere Arme zu sehen.

Auf ihre Erziehung hatten gar verschiedene Elemente eingewirkt. Sie hatte wie ich ihre Mutter schon bei ihrer Geburt verloren, und da sie jeden Unterricht, wie er sich gerade darbot, ohne Unterschied erhielt, hatte sie etwas von ihrer Gouvernante, etwas von ihrem Vater, etwas von ihren Lehrern, und viel von ihren Liebhabern gelernt, besonders von einem Herrn von Tavel, welcher Geschmack und Kenntnisse besaß und sie auch seiner Geliebten beibrachte, der sie zur Zierde gereichten. Allein so viele verschiedene Unterrichtsarten schadeten sich gegenseitig, und die Planlosigkeit, mit der sie ihre vielfachen Studien betrieb, trug die Schuld, daß sie geistig durch dieselben wenig gefördert wurde, so begabt sie von Natur auch war. Deshalb ließ sie sich auch, obgleich sie mit den Anfangsgründen der Philosophie und der Physik einigermaßen vertraut war, nicht von ihrer Vorliebe für Quacksalberei und Alchymie abbringen, die sie mit ihrem Vater theilte. Sie bereitete Elixire, Tincturen, Balsame, Recepte; sie behauptete, sich auf Geheimmittel zu verstehen, Schwindler, die sich ihre Schwäche zu Nutze machten, bemächtigten sich ihrer, umlagerten sie, richteten sie zu Grunde und zerstörten unter Schmelztiegeln und Quacksalbereien ihren Geist, ihre Talente und ihre Reize, durch welche sie sich zum Lieblinge der besten Gesellschaft hätte machen können.

Aber wenn niederträchtige Spitzbuben ihre schlecht geleitete Erziehung mißbrauchten, um ihren gesunden Menschenverstand auf Abwege zu führen, so bewährte sich doch ihr vortreffliches Herz und blieb stets das nämliche. Ihr liebevoller sanfter Charakter, ihr Wohlwollen gegen Unglückliche, ihre unerschöpfliche Güte, ihr aufrichtiges, offenes und immerdar heiteres Gemüth war nie einer Wandlung unterworfen, und sogar noch bei herannahendem Alter, von Armuth, Leiden und mancherlei Unglücksfällen bedrängt, er-

hielt ihr die Ruhe und Reinheit ihrer schönen Seele den ganzen Frohsinn ihrer schönsten Tage.

Der Grund zu ihren Verirrungen lag in einem nie ermattenden Thätigkeitstriebe, der unaufhörlich Beschäftigung verlangte. Sie brauchte keine Weiberintriguen, sondern hatte die Leitung und Durchführung von Geschäften nöthig. Sie war für große Angelegenheiten geschaffen. An ihrer Stelle wäre die Frau von Longueville nur eine Ränkeschmiedin gewesen, sie dagegen hätte an der Stelle der Frau von Longueville den Staat regiert. Mit ihren Talenten war sie nicht am rechten Platze, und was in einer höheren Stellung ihren Ruhm begründet hätte, gereichte ihr in der, in welcher sie lebte, zum Verderben. Bei allen für sie ausführbaren Dingen erweiterte sie ihren Plan stets im Geiste und betrachtete ihren Gegenstand nur im Großen. Da nun die Mittel, die sie anwandte, mehr im Verhältnis zu ihren Entwürfen als zu ihren Kräften standen, so mußte sie aus Mangel an letzteren scheitern, und wenn ihr Plan fehlschlug, wurde sie um ihr ganzes Vermögen gebracht, wo Andere fast nichts verloren hätten. Dieser Thätigkeitstrieb, aus dem für sie so viel Leid erwuchs, hatte in ihrem klösterlichen Zufluchtsorte für sie wenigstens das Gute, daß er sie davon abhielt, sich, wie sie Lust gehabt hatte, dort für immer fesseln zu lassen. Das gleichförmige und einfache Leben der Nonnen, ihr inhaltsloses Geplauder im Sprechzimmer, alles dies konnte auf die Länge einem Geiste nicht genügen, der, in steter Erregung, täglich neue Pläne ersann und deshalb der Freiheit bedurfte, um sich mit ihrer Ausführung zu beschäftigen. Der gute Bischof von Berner, der sich an Geist mit Franz von Sales nicht messen konnte, glich ihm doch in vielen Punkten, und Frau von Warens, welche er seine Tochter nannte, und die der Frau von Chantal in vielen anderen Punkten ähnlich war, hätte derselben auch in ihrer Zurückgezogenheit ähnlich sein können, wenn ihr Hang nicht mit dem müßigen Leben eines Klosters unvereinbar gewesen wäre. Es war durchaus nicht Mangel an Glaubenseifer, wenn jene liebenswürdige Frau nicht die kleinen Andachtsübungen mitmachte, die sich für eine unter der Leitung eines Prälaten stehende Neubekehrte

zu schicken schienen. Was auch der Grund zu ihrem Religionswechsel gewesen sein mochte, so war sie doch der Religion, welche sie angenommen hatte, aufrichtig zugethan. Sie hat ihren Uebertritt vielleicht als einen Fehler bereut, aber nie den Wunsch gehegt, ihn ungeschehen zu machen. Sie ist nicht allein als gute Katholikin gestorben, sie hat auch ihrem Glauben getreu gelebt, und ich, der ich auf dem Grunde ihrer Seele gelesen zu haben glaube, behaupte dreist, daß sie lediglich aus Abscheu vor allem äußeren Wesen ihre Frömmigkeit nicht öffentlich zeigte. Sie besaß eine zu wahre Frömmigkeit, um sich in der Rolle einer Frömmlerin gefallen zu können. Aber hier ist nicht der Ort, mich über ihre Grundsätze weitläuftig zu ergehen; es wird sich mir noch andere Gelegenheit darbieten, davon zu reden.

Wer die Sympathie der Seelen läugnet, möge, wenn er es vermag, erklären, wie es zuging, daß mir Frau von Warens vom ersten Begegnen, vom ersten Worte, vom ersten Blicke an nicht allein die lebhafteste Zuneigung, sondern auch ein vollkommenes Vertrauen einflößte, das nie aufgehört hat. Nehmen wir an, meine Gefühle für sie wären wirklich Liebe gewesen, was dem, der dem Verlaufe unseres Verhältnisses folgen wird, wenigstens zweifelhaft vorkommen muß: wie, frage ich, konnte dann diese Leidenschaft von ihrem Entstehen an von Empfindungen begleitet sein, welche sie am wenigsten erweckt, von Herzensfrieden, Ruhe, Frohsinn, Sorglosigkeit, Sicherheit? Wie konnte ich mich, als ich mich zum ersten Male einer liebenswürdigen, gebildeten, blendend schönen Frau näherte, einer Dame, die einem höheren Stande als ich angehörte, wie ich noch nie zu einer Zutritt gehabt hatte, von der gewissermaßen, je nach dem größeren oder geringeren Antheil, den sie an mir nehmen würde, mein Schicksal abhing: wie, sage ich, konnte ich mich bei dem allen augenblicklich eben so frei, eben so behaglich fühlen, als wäre ich vollkommen überzeugt gewesen, ihr zu gefallen? Wie konnte ich auch nicht einen Augenblick verlegen, ängstlich und beklommen sein? Wie konnte ich, da ich von Natur schüchtern und verlegen war und die Welt nicht kannte, ihr gegenüber vom ersten Tage, vom ersten Augenblicke an das ungezwungene Be-

nehmen, die zärtliche Sprache, den vertrauten Ton annehmen, den ich zehn Jahre später im Verkehre mit ihr stets anschlug, als ihn die größte Vertraulichkeit natürlich gemacht hatte? Fühlt man Liebe, ich sage nicht ohne Verlangen, das ich in der That empfand, aber ohne Unruhe, ohne Eifersucht? Will man vom Gegenstande seiner Liebe nicht wenigstens hören, ob man Gegenliebe findet? Diese Frage an sie zu richten, ist mir in meinem Leben ja eben so wenig in den Sinn gekommen, als mich selbst zu fragen, ob ich sie liebte, und auch sie hat sich gegen mich nicht neugieriger gezeigt. In meinen Gefühlen für diese reizende Frau lag sicherlich etwas Eigenthümliches, und man wird späterhin noch Sonderbarkeiten zu hören bekommen, die man schwerlich vermuthet.

Es handelte sich darum, was aus mir werden sollte, und um es ruhiger mit mir besprechen zu können, behielt sie mich zum Essen. Dies war die erste Mahlzeit in meinem Leben, bei der es mir an Appetit fehlte, und ihre Kammerfrau, die uns aufwartete, erklärte mich für den ersten Reisenden meines Alters und Schlages, bei dem sie einen Mangel daran wahrgenommen hätte. Diese Bemerkung, die mir in den Augen ihrer Herrin nicht schadete, zielte auf einen dicken ungeschlachten Burschen, der mit uns speiste und ganz allein so viel verschlang, daß sechs Personen vollkommen damit ausgereicht hätten. Ich für meine Person befand mich in einem Entzücken, das mich nicht zum Essen kommen ließ. Mein Herz nährte sich von einem ganz neuen Gefühle, das mich völlig durchdrang und erfüllte und mir den Sinn für alles Andere raubte.

Frau von Warens verlangte die Einzelheiten meiner kleinen Geschichte zu erfahren. Während dieser Erzählung fand ich all das Feuer wieder, welches ich bei meinem Meister verloren hatte. Je mehr ich diese vortreffliche Seele zu meinen Gunsten einnahm, desto mehr bedauerte sie das Loos, dem ich mich aussetzen wollte. Ihr zärtliches Mitleid gab sich in ihren Mienen, in ihren Blicken, in ihren Bewegungen zu erkennen. Sie wagte nicht mich zu ermahnen, nach Genf zurückzukehren; in ihrer Lage wäre das Hochverrath gegen die katholische Kirche gewesen, und sie

wußte sehr wohl, wie sehr sie überwacht und ihre Worte auf die Goldwage gelegt wurden. Aber sie redete zu mir in einem so rührenden Tone von dem Kummer meines Vaters, daß man ihr recht gut anmerken konnte, wie sehr sie sich gefreut hätte, wenn ich, um ihn zu trösten, zu ihm zurückgeeilt wäre. Sie ahnte nicht, wie sehr sie unbewußt gegen sich selber sprach. Abgesehen davon, daß ich meinen Entschluß, wie ich schon gesagt zu haben glaube, einmal gefaßt hatte, war ich, je beredter und überzeugender ich sie fand und je mehr mir ihre Worte zu Herzen gingen, um so weniger im Stande, mich von ihr zu trennen. Ich sah ein, daß ich durch meine Rückkehr nach Genf eine fast unübersteigliche Schranke zwischen ihr und mir aufrichten würde, wenn ich nicht den bereits gethanen Schritt von Neuem thun wollte, und deshalb war die sofortige Durchführung meines Entschlusses jedenfalls am besten. Ich blieb ihm also getreu. Als Frau von Warens die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen sah, trieb sie dieselben nicht so weit, daß sie sich selbst dadurch bloßstellte, sagte aber mit einem Blicke voll Mitleid zu mir: „Armer Kleiner, du mußt gehen, wohin Gott dich ruft; wenn du aber erwachsen bist, wirst du meiner gedenken.“ Ich glaube, daß sie selbst nicht dachte, wie grausam sich diese Vorhersagung erfüllen würde.

Die Schwierigkeit meiner Lage blieb nach wie vor gleich groß. Wie sollte ich mich in meinem jugendlichen Alter fern von der Heimat ernähren? Da ich kaum die Hälfte meiner Lehrzeit hinter mir hatte, war ich noch weit davon entfernt, mein Handwerk zu verstehen. Aber selbst wenn ich es verstanden hätte, würde ich in Savoyen, einem Lande, zu arm, um die Künste zu pflegen, nicht davon haben leben können. Der ungeschlachte Bursch, der für uns mit aß, endlich gezwungen sich zur Schonung seiner Kinnbacken einen Augenblick auszuruhen, gab mir einen Wink, der, wie er sagte, vom Himmel käme, der aber, wenn ich an die Folgen denke, weit eher von der entgegengesetzten Seite kam. Er rieth mir nach Turin zu gehen, wo ich nach seiner Behauptung in einem für die Ausbildung der Katechumenen errichteten Hospize so lange meine leibliche wie geistige Speise erhalten würde, bis ich nach meiner Aufnahme in

den Schoos der Kirche durch die Mildthätigkeit guter Seelen eine geeignete Stellung fände. „Was die Reisekosten anlangt," fuhr mein Mann fort, „so wird der hochwürdige Herr Bischof, wenn ihn die gnädige Frau um dieses fromme Werk bittet, nicht ermangeln, denselben reichlich damit zu versehen, und," sagte er, indem er sich über seinen Teller neigte, „die Frau Baronin, die so mildthätig ist, wird sich gewiß beeilen, ihr Scherflein ebenfalls dazu beizutragen."

Alle solche milde Gaben kamen mir sehr hart vor; mein Herz war sehr beklommen; ich konnte nichts sagen, und Frau von Warens, die diesen Vorschlag nicht so eifrig aufnahm, wie er gemacht worden war, begnügte sich zu entgegnen, daß jeder nach seinen Kräften zur Förderung des Glaubens behilflich sein müßte, und daß sie mit seiner Hochwürden Rücksprache nehmen würde. Aber der verteufelte Geselle, welcher befürchtete, daß ihre Worte nicht nach seinem Sinne ausfallen würden, und doch gern einen kleinen Vortheil aus dieser Sache ziehen wollte, beeilte sich die Domherren davon in Kenntnis zu setzen und gewann die guten Priester so vollkommen für seinen Plan, daß, als Frau von Warens, die wegen dieser Reise für mich besorgt war, mit dem Bischof darüber reden wollte, sie schon alles geregelt fand und von ihm augenblicklich die zu meinem kleinen Zehrpfennig bestimmte Geldsumme erhielt. Sie hatte nicht den Muth darauf zu bestehen, daß ich dableiben sollte, da ich mich schon einem Alter näherte, wo eine Frau in dem ihrigen schicklicherweise nicht den Wunsch aussprechen durfte, einen jungen Mann bei sich zurückzuhalten.

Da nun von denen, die sich meiner annahmen, meine Reise in solcher Weise festgesetzt war, mußte ich mich ihrem Willen unterwerfen und that es sogar ohne großes Widerstreben. Obgleich Turin weiter als Genf war, so mußte es meines Erachtens als Hauptstadt doch mit Annecy engere Verbindungen haben als eine Stadt, die einem fremden Staate und einem andern Glauben angehörte; und da ich ferner nur abreiste, um Frau von Warens zu gehorchen, so betrachtete ich mich als beständig unter ihrer Leitung stehend, und das hieß mehr als in ihrer Nähe leben. Endlich schmeichelte die Vorstellung einer großen Reise meinem

Wandertriebe, der schon hervorzutreten begann. Es kam mir schön vor, in meinem Alter das Gebirge zu durchstreifen und mich über meine Kameraden um die ganze Höhe der Alpen zu erheben. Länder sehen hat einen Reiz, dem ein Genfer nicht leicht widersteht: ich gab demnach meine Einwilligung. Der ungeschlachte Bursche mußte in zwei Tagen mit seiner Frau ebenfalls dorthin reisen. Ihnen wurde ich anvertraut und anempfohlen. Auch meine Börse, die von Frau von Warens noch mehr gefüllt war, wurde ihnen übergeben. Außerdem gab mir aber meine Beschützerin noch im Geheimen eine kleine Summe, über deren Verwendung sie ausführliche Anweisungen hinzufügte, und am Mittwoch in der Charwoche reisten wir ab.

Am Tage nach meiner Abreise von Annecy kam mein Vater daselbst an, der mit einem Herrn Rival, seinem Freunde, meine Spur verfolgte. Dieser, Uhrmacher wie mein Vater, war ein Mann von Geist, Schöngeist sogar, der in der Verskunst La Motte übertraf und im Reden ihm fast gleichkam. Was aber noch mehr sagen will, er war ein vollkommener Ehrenmann, bei dem jedoch die Literatur nicht an ihrem Platze war, denn sie führte nur dazu, aus einem seiner Söhne einen Schauspieler zu machen.

Diese Herrn suchten Frau von Warens auf und begnügten sich damit, mein Loos mit ihr zu beweinen, anstatt mir nachzueilen und mich einzuholen, wie sie leicht hätten thun können, da sie zu Pferde waren und ich zu Fuß. Mein Oheim Bernard hatte es genau eben so gemacht. Er war nach Confignon gekommen, und kehrte von dort, als er vernahm, daß ich in Annecy war, nach Genf zurück. Meine Verwandten schienen sich mit meinem Stern verschworen zu haben, mich dem Geschick, das meiner wartete, zu überliefern. Mein Bruder war in Folge einer ähnlichen Nachlässigkeit verschwunden und so vollständig verschwunden, daß man nie erfahren hat, was aus ihm geworden.

Mein Vater war nicht allein ein Mann von Ehre, er war auch ein Mann von zweifelloser Rechtlichkeit und hatte eine jener starken Seelen, welche die Triebfedern großer Tugenden sind; ja, er war noch dazu ein guter Vater, namentlich gegen mich. Er liebte mich auf das zärtlichste,

aber er liebte auch das Vergnügen, und andere Neigungen hatten, seit ich fern von ihm lebte, seine väterliche Liebe ein wenig erkalten lassen. Er hatte sich in Nyon wieder verheirathet, und obgleich seine Frau nicht mehr in dem Alter stand, mir Brüder zu geben, so hatte sie doch Verwandte: das hatte eine andere Familie, andere Verhältnisse, einen neuen Hausstand zur Folge, die ihn nicht mehr so oft an mich erinnerten. Mein Vater alterte und hatte kein Vermögen, sein Alter zu erleichtern. Wir Brüder besaßen von unserer Mutter etwas Vermögen, dessen Zinsen meinem Vater während unserer Abwesenheit zufallen mußten. Der Gedanke hieran wirkte zwar nicht unmittelbar auf ihn ein und hielt ihn von der Erfüllung seiner Pflicht nicht ab, wirkte aber doch unmerklich, ohne daß er selbst sich dessen bewußt wurde, und mäßigte bisweilen seinen Eifer, der ihn sonst weiter getrieben hätte. Hierin liegt, wie ich denke, der Grund, weshalb er, obgleich er mich anfangs bis Annecy verfolgte, mir doch nicht bis Chamberi nachging, wo er überzeugt sein konnte, mich einzuholen, und weshalb er mich, so oft ich ihn nach meiner Flucht besuchte, stets mit väterlicher Zärtlichkeit aufnahm, sich aber nie Mühe gab, mich zurückzuhalten.

Dieses Verhalten eines Vaters, dessen Zärtlichkeit und Pflichttreue ich so gut kannte, hat mir Veranlassung zu Betrachtungen über mich selbst gegeben, die nicht wenig dazu beigetragen haben, mein Herz gesund zu erhalten. Ich habe nämlich daraus die große moralische Lehre gezogen — die einzige vielleicht, die eine erfolgreiche Anwendung zuläßt — mich vor solchen Lebenslagen zu hüten, welche unsere Pflichten mit unsern Vortheil in Widerspruch bringen und uns unser Heil im Nachtheile anderer sehen lassen. Ich ging dabei von der Ueberzeugung aus, daß man, eine wie aufrichtige Liebe man auch zur Tugend hegen mag, in solchen Lagen früher oder später, ohne sich dessen bewußt zu werden, schwach wird. Man wird in der That ungerecht und schlecht, ohne aufgehört zu haben, im Herzen gerecht und gut zu sein.

Dieser Grundsatz, der sich meinem Herzen tief einprägte und von dem ich mich, wenn auch erst ein wenig spät, immerdar leiten ließ, gehört zu denjenigen, die mir in der Welt und namentlich unter meinen Bekannten den Anschein eines wunderlichen und närrischen Menschen verliehen. Man hat mir nachgesagt, ich wollte ein Original sein und anders handeln als andere. In Wahrheit bin ich jedoch weder darauf ausgegangen wie andere, noch anders als sie zu handeln. Ich wünschte immer nur aufrichtig, recht zu thun. Mit aller Gewalt entzog ich mich Lagen, die meinen Vortheil mit dem eines andern Menschen in Widerspruch bringen und mir folglich das geheime, wenn auch unabsichtliche Verlangen nach dem Schaden dieses Menschen einflößen mußten.

Vor zwei Jahren wollte mich Lord Maréchal in seinem Testament bedenken; ich widersetzte mich dem mit aller Kraft. Ich gab ihm zu erkennen, daß ich mich um alles in der Welt in dem Testamente keines Menschen, wer es auch immer sein möchte, und am wenigsten in dem seinigen, wissen wollte. Er fügte sich. Jetzt will er mir eine Leibrente aussetzen, und dagegen erhebe ich keinen Einwand. Man wird sagen, daß ich bei diesem Tausche meine Rechnung finde; wohl möglich. Aber, o mein Wohlthäter und mein Vater, wenn ich das Unglück habe, dich zu überleben, so weiß ich auch, daß ich mit deinem Verluste alles zu verlieren und nichts zu gewinnen habe.

Das ist, denke ich, die beste Philosophie, die einzige dem menschlichen Herzen wahrhaft geziemende. Ich lasse mich von ihrer tiefen Wahrheit täglich mehr durchdringen und habe sie in allen meinen letzten Schriften von verschiedenen Seiten zu beleuchten gesucht; aber die Menschen, die gedankenarm sind, haben sie nicht aufzufassen verstanden. Wenn ich nach Vollendung dieses Werkes noch lange genug lebe, um ein anderes beginnen zu können, so beabsichtige ich in einer Fortsetzung des Emil ein so bezauberndes und schlagendes Beispiel für diese Lebensregel zu geben, daß mein Leser gezwungen sein soll, ihr Beachtung zu schenken.*)

*) Dieses Beispiel, so schlagend, wie man es nur wünschen kann, ist von ihm schon in der „Neuen Heloise" (3. Thl., Brief XX) gegeben worden, als die jetzt verheirathete Julie Saint-Preux ihren festen Ent-

Aber genug der Betrachtungen für einen Reisenden; es ist Zeit, mich wieder auf den Weg zu machen.

Ich legte ihn angenehmer zurück, als ich hätte erwarten dürfen; mein bäurischer Reisegenosse war keineswegs so grämlich, wie er aussah. Er war ein Mann mittleren Alters, der sein schwarzes, schon ergrauendes Haar in einen Zopf geflochten trug, hatte etwas Soldatenhaftes an sich, eine kräftige Stimme, war heiter, ein tüchtiger Fußgänger und ein noch tüchtigerer Esser und legte sich auf allerlei Gewerbe, weil er kein einziges gründlich verstand. Er hatte, wie ich glaube, die Gründung, ich weiß nicht was für einer Fabrik in Annecy in Vorschlag gebracht. Frau von Warens hatte nicht ermangelt, denselben anzunehmen, und nun reiste er auf ihre Kosten nach Turin, um die Genehmigung des Ministers einzuholen. Unser Mann verstand sich auf das Ränkeschmieden, wobei er sich stets hinter die Priester steckte, und da er sich eifrig bemüht stellte, ihnen Dienste zu leisten, hatte er allmählich in ihrer Schule eine frömmelnde Redeweise angenommen, deren er sich beständig bediente, in dem Wahne, dadurch ein großer Prediger zu sein. Er wußte sogar eine Bibelstelle in der Uebersetzung der Vulgata, und da er sie täglich tausendmal wiederholte, so war es eben so gut, als hätte er deren tausend gewußt. Es fehlte ihm übrigens selten an Geld, sobald er etwas in der Börse anderer wußte. Trotzdem war er mehr listig als betrügerisch, und wenn er seine Capuzinaden im Tone eines begeisterten Bekehrers zum besten gab, so glich er Peter dem Einsiedler, wie er mit dem Säbel an der Seite den Kreuzzug predigte.

Was Frau Sabran, seine Gattin betrifft, so war sie eine ganz brave Frau, die sich bei Tage ruhiger als des Nachts verhielt. Da ich stets mit meinen Reisegefährten in einem Zimmer schlief, so weckte mich oft die geräuschvolle Schlaflosigkeit der Frau, und hätte mich, wäre mir die Ursache bekannt gewesen, wohl noch wacher gemacht. Allein ich hatte nicht einmal eine Ahnung davon und war

schluß ausspricht, wenn sie etwa Wolmar verlieren sollte, nie einen anderen Gatten zu nehmen.

über dieses Kapitel in einer Unkunde, die es der Natur allein überlassen hat, für meine Belehrung zu sorgen.

So zog ich mit meinem frommen Führer und seiner lebhaften Gefährtin fröhlich meine Straße. Kein Unfall störte meine Reise; ich fühlte mich leiblich wie geistig so wohl, wie ich je in meinem Leben gewesen bin. Jung, kräftig, voller Gesundheit, Zuversicht und Vertrauen auf mich und andere, befand ich mich in jenem kurzen, aber köstlichen Abschnitt des Lebens, wo dessen strotzende Fülle gleichsam unser ganzes Wesen in all seinen Empfindungen erhebt und erweitert und die ganze Natur in unsern Augen durch den Reiz unseres eigenen Daseins verschönt. Meine süße Unruhe hatte einen Gegenstand, der sie weniger umherschweifen ließ und meiner Einbildungskraft eine bestimmte Richtung gab. Ich betrachtete mich als das Werk, den Schüler, den Freund, ja fast als den Geliebten der Frau von Warens. Die verbindlichen Dinge, die sie mir gesagt, die kleinen Zärtlichkeiten, die sie mir erwiesen; der zärtliche Antheil, den sie allem Anschein nach an mir genommen; die bezaubernden Blicke, die mir Liebe zu verkünden schienen, da sie mir Liebe eingeflößt hatten; alles dies beschäftigte während der Wanderung unaufhörlich meine Seele und versenkte mich in holde Träume. Keine Befürchtung, keine Besorgnis wegen des meiner wartenden Looses störte mich in diesen Träumereien. In meiner Sendung nach Turin lag, wie ich glaubte, die Verpflichtung, dort für meinen Unterhalt zu sorgen und mir eine passende Stellung zu verschaffen. Meinetwegen brauchte ich mir keine Sorge zu machen; diese hatten andere übernommen. So schritt ich leichten Muthes, frei von dieser Last, dahin; jugendliche Wünsche, zauberische Hoffnungen, glänzende Pläne erfüllten meine Seele. Alles, was ich sah, schien mir Bürge meines nahen Glückes zu sein. In den Häusern glaubte ich ländliche Feste zu sehen; auf den Wiesen muntere Spiele; die Flüsse entlang Bäder, Spazierwege und Fischzüge; auf den Bäumen köstliche Früchte; unter ihrem Schatten zärtliche Zusammenkünfte; auf den Bergen Fässer voll Milch und Sahne; reizenden Müßiggang, Frieden, Einfachheit und Lust zu gehen, ohne zu wissen wohin. Kurz, nichts begegnete

meinen Blicken, ohne mein Herz mit einem Wonnegefühl zu erfüllen. Bei der Großartigkeit, Mannigfaltigkeit und wirklichen Schönheit des sich mir darbietenden Schauspiels fand dieses Wonnegefühl die Anerkennung der Vernunft; sogar die Eitelkeit fügte eine neue Würze hinzu. So jung nach Italien zu gehen, schon so viele Länder gesehen zu haben, Hannibal über das Gebirge zu folgen, das schien mir ein Ruhm, der über mein Alter hinausging. Dazu darf nicht außer Acht bleiben unsere häufige Einkehr in guten Gasthöfen, mein vortrefflicher Appetit und die Mittel zu seiner Befriedigung, denn es hätte sich in der That nicht verlohnt, mir etwas zu entziehen, da das, was ich verzehrte, im Vergleich zu den Anforderungen, die Herr Sabran für seine Tafel machte, nicht der Rede werth war.

In keiner Zeit meines Lebens bin ich, so viel ich mich erinnern kann, so vollkommen frei von Sorgen und Mühen gewesen, wie in den sieben oder acht Tagen, welche diese Reise in Anspruch nahm, denn Frau Sabrans Schritt, nach dem wir den unsrigen richten mußten, machte nur einen weiten Spaziergang daraus. Diese Erinnerung hat in mir die lebhafteste Vorliebe für alles, was damit in Verbindung steht, besonders für Gebirge und Fußreisen zurückgelassen. Nur in meinen jungen Jahren bin ich zu Fuß gereist und jedesmal mit Vergnügen. Bald aber haben mich Pflichten, Geschäfte, die Mitnahme von Gepäck, gezwungen, den Herrn zu spielen und Wagen zu nehmen; nagende Sorgen, Verlegenheiten, Unbehaglichkeit sind dann mit mir eingestiegen, und während ich sonst auf meinen Reisen nur die Wanderlust empfand, habe ich seitdem nur das Bedürfnis anzukommen empfunden. Lange habe ich in Paris nach zwei Gefährten von gleichem Geschmacke gesucht, die Lust hätten jeder fünfzig Goldstücke von ihrem Eigenthum und ein Jahr von ihrer Zeit dazu herzugeben, mit mir zusammen Italien zu durchwandern, nur von einem Diener begleitet, der uns helfen sollte einen Nachtsack zu tragen. Viele Leute thaten, als wären sie über diesen Plan entzückt, während sie ihn im Grunde sämmtlich für ein Luftschloß hielten, worüber sich plaudern läßt, ohne daß man wirklich die Absicht hegt, ihn auszuführen. Ich erinnere mich, daß

ich Diderot und Grimm, denen ich diesen Plan oft mit Leidenschaft auseinandersetzte, endlich Lust dazu einflößte. Einmal hielt ich die Sache schon für abgemacht; das Ganze kam jedoch darauf hinaus, daß sie nur die Absicht hatten, schriftlich eine Reise zu machen, bei der Grimm nichts so drollig fand, als Diderot eine Menge Ruchlosigkeiten begehen zu lassen, und mich an seiner Stelle der Inquisition zu überantworten.

Mein Bedauern, so schnell in Turin anzulangen, wurde durch das Vergnügen, eine große Stadt zu sehen, und durch die Hoffnung vermindert, dort bald eine meiner würdige Rolle zu spielen, denn schon stiegen mir die Dünste des Ehrgeizes zu Kopfe, schon sah ich mich unendlich erhaben über meinen alten Stand als Lehrling: ich war gar weit davon entfernt vorherzusehen, daß ich binnen Kurzem unendlich tief unter demselben stehen würde.

Ehe ich jedoch fortfahre, ist es meine Schuldigkeit, mich bei dem Leser sowohl wegen der unbedeutenden Einzelheiten, die ich erzähle, als auch wegen derjenigen zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, die ich noch späterhin erzählen werde, und die in seinen Augen nichts Interessantes haben. Da ich es aber einmal unternommen, mich dem Publikum ganz wie ich bin zu zeigen, so darf ihm von mir nichts dunkel oder verborgen bleiben; ich muß mich ihm fortwährend vor Augen stellen, es muß mir auf alle Irrwege meines Herzens, in alle Winkel meines Lebens folgen, es darf mich nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren, damit es nicht, wenn es auch nur die kleinste Lücke, die kleinste Unterbrechung in meiner Erzählung fände, sich fragt: „Was hat er während dieser Zeit gethan?“ und mich beschuldigt, daß ich ihm nicht alles habe sagen wollen. Ich gebe durch meine Mittheilungen der üblen Nachrede der Menschen schon genug Anhalt, so daß ich mich hüten muß, es auch noch durch das zu thun, was ich mit Stillschweigen übergehe.

Die wenigen Nothgroschen, die mir Frau von Warens eingehändigt, waren dahin; ich hatte geplaudert, und meine Begleiter ließen meine Unvorsichtigkeit nicht unbenutzt. Frau Sabran hatte immer neue Ausflüchte bei der Hand, mir alles, selbst ein kleines silberartiges Band abzunehmen,

welches mir Frau von Warens als Degenquaste geschenkt hatte, und dessen Verlust ich tiefer bedauerte als den meiner übrigen Habe; sogar der Degen wäre in ihren Händen geblieben, hätte ich weniger kräftigen Widerstand entgegengesetzt. Unterwegs hatten sie getreulich alle Ausgaben für mich bestritten; aber sie hatten mir nichts gelassen. Ohne Kleider, ohne Geld, ohne Wäsche kam ich in Turin an, indem ich meinem Verdienste allein die ganze Ehre überlassen mußte, mein Glück zu gründen.

Nachdem ich die Briefe, die ich bei mir hatte, abgegeben, wurde ich augenblicklich nach dem Hospiz für Katechumenen geführt, um dort in der Religion, für welche man mir meinen Unterhalt verkaufte, unterrichtet zu werden. Beim Hineingehen gewahrte ich ein starkes eisernes Gitterthor, welches, sobald ich hindurchgeschritten, hinter mir doppelt verschlossen wurde. Dieser Eintritt in meine neue Lebensbahn war für mich eher niederbeugend als ermuthigend und fing eben an mir zu denken zu geben, als man mich in einen ziemlich großen Raum eintreten ließ. Die ganze Ausstattung wurde aus einem hölzernen Altar im Hintergrunde des Zimmers, auf dem ein großes Crucifix emporragte, und aus vier oder fünf um ihn stehenden, ebenfalls hölzernen Stühlen gebildet, die dem Anschein nach einst polirt waren, aber lediglich in Folge des langen Gebrauchs einen schimmernden Glanz erhalten hatten. In diesem Versammlungssaale befanden sich vier oder fünf scheußliche Strolche, meine Unterrichtsgenossen, die eher Diener des Teufels zu sein schienen als Gläubige, die sich sehnten, Gottes Kinder zu werden. Zwei von diesen Schuften waren Slavonier, die sich für Juden und Mauren ausgaben und, wie sie mir gestanden, nichts anderes thaten, als daß sie Spanien und Italien durchwanderten und sich überall, wo sich die Bezahlung der Mühe lohnte, zum Christenthum bekehrten und taufen ließen. Nun öffnete man eine andere eiserne Thür, welche einen großen Balkon, der den Hof entlang lief, in zwei Theile theilte. Durch diese Thür traten unsere Schwestern ein, Katechumenen, die gleich mir darauf bedacht waren, ihre Wiedergeburt nicht durch die Taufe, sondern durch eine feierliche Abschwörung ihres

Glaubens zu erlangen. Es waren wohl die größten Betteln und die gemeinsten Landstreicherinnen, die je den Schafstall des Herrn verpestet haben. Eine einzige kam mir hübsch und ziemlich anziehend vor. Sie war ungefähr von meinem Alter, vielleicht ein oder zwei Jahre älter. Sie hatte schelmische Augen, die den meinigen dann und wann begegneten. Dies flößte mir einiges Verlangen ein, ihre Bekanntschaft zu machen; aber fast zwei Monate lang, die sie noch in diesem Hause zubrachte, wo sie schon drei Monate geweilt hatte, war es mir durchaus unmöglich, sie anzureden, so sehr war sie unserer alten Kerkermeisterin anempfohlen und von dem heiligen Missionar umlagert, der mit mehr Eifer als Schnelligkeit an ihrer Bekehrung arbeitete. Sie mußte äußerst einfältig sein, wenn sie auch gar nicht danach aussah, denn nie hat ein Unterricht längere Zeit in Anspruch genommen. Der heilige Mann fand sie nie zur Abschwörung reif genug. Aber sie wurde des Klosterzwanges überdrüssig und verlangte ihre Entlassung, ob Christin oder nicht. Man mußte sie beim Worte nehmen, so lange sie noch damit einverstanden war, es zu werden, damit sie nicht widerspenstig würde und ihre Absicht aufgab.

Zu Ehren des neuen Ankömmlings war die kleine Gemeinde versammelt. Man hielt uns eine kurze Ermahnungsrede, um mir ans Herz zu legen, daß ich mich der Gnade, die Gott mir erwies, würdig machen sollte, und die andern zur Fürbitte für mich und zu einem erbaulichen Vorbilde aufzufordern. Als unsere Jungfrauen darauf in ihre Klausur zurückgekehrt waren, hatte ich Zeit in aller Muße über die Betrachtungen anzustellen, in der ich mich befand.

Früh am andern Morgen versammelte man uns abermals zum Unterrichte, und nun fing ich zum ersten Male an, über den Schritt, den ich zu thun im Begriff stand, wie über die Veranlassungen, die mich dazu getrieben hatten, nachzudenken.

Ich habe gesagt, und ich wiederhole und werde vielleicht diesen Umstand, von dessen Wahrheit ich mich täglich mehr durchdrungen fühle, noch öfter wiederholen, daß, wenn je

oft in große Verlegenheit setzte. Schließlich blieb der Sieg doch auf seiner Seite und zwar aus zwei Gründen. Der eine war, daß er doch eine höhere Bildung besaß und ich, in dem Gefühle, mich in seiner Gewalt zu befinden, trotz meiner Jugend recht gut einsah, daß ich ihn nicht zum Aeußersten treiben durfte, denn ich erkannte deutlich genug, daß der alte kleine Priester weder für meine Gelehrsamkeit noch für meine Person sehr eingenommen war. Dazu trat noch der andere Grund, daß er gut geschult war und ich nicht. In Folge dessen brachte er in seine Art der Beweisführung eine Methode, der ich mich ebenfalls zu bedienen außer Stande war, und verschob die Erörterung jedes unvorhergesehenen Einwandes, von dem er sich bedrängt fühlte, auf den nächsten Tag, indem er vorschützte, daß ich von dem Gegenstande abschweifte. Er verwarf sogar mitunter alle meine Citate mit der Behauptung, daß sie falsch wären, und sich erbietend, mir das Buch zu holen, forderte er mich auf, sie darin aufzusuchen. Er wußte, daß er dabei keine große Gefahr lief, und daß ich bei all meiner Gelehrsamkeit doch in der richtigen Benutzung der Bücher zu wenig geübt und ein zu schlechter Lateiner war, um in einem dickleibigen Bande eine Stelle zu finden, auch wenn ich mit Bestimmtheit gewußt hätte, daß sie darin stände. Ich habe ihn sogar in Verdacht, daß er sich dieselbe Unredlichkeit zu Schulden kommen ließ, deren er die Prediger zieh, und dann und wann Stellen ersann, um mit ihnen einen ihm unbequemen Einwurf zu widerlegen.

Während der Zeit, in der ich mich mit diesen Sophistereien beschäftigte und die Tage mit Disputationen, mit dem Hersagen langer Gebete und der Verübung von allerlei losen Streichen hinbrachte, hatte ich ein garstiges und ungemein widerliches Abenteuer zu bestehen, das einen gar bösen Ausgang für mich hätte nehmen können.

Es giebt keine so gemeine Seele und kein so rohes Herz, das nicht irgend einer Art Liebe fähig wäre. Der eine dieser beiden Banditen, die sich für Mauren ausgaben, schenkte mir seine Zuneigung. Er redete mich gern an, plauderte mit mir in seinem barbarischen Kauderwälsch, erwies mir kleine Gefälligkeiten, gab mir bei Tische bisweilen einen Theil seines Essens ab und küßte mich besonders beständig mit einer Glut, die mich höchst unangenehm berührte. Welchen Schrecken ich auch natürlich über dieses pfefferkuchenartige und von einem langen Hiebe zerfetzte Gesicht, sowie über die funkelnden Blicke empfand, die eher wüthend als zärtlich zu sein schienen, so duldete ich diese Küsse doch, indem ich zu mir selber sagte: Der arme Mann hat eine sehr lebhafte Freundschaft für mich gefaßt; ich würde Unrecht thun, sie zurückzuweisen. Er ging allmählich zu freieren Manieren über und hielt mir mitunter so seltsame Reden, daß ich glaubte, es wäre nicht ganz richtig mit ihm. Eines Abends wollte er durchaus bei mir schlafen; ich lehnte es unter dem Vorwande ab, daß mein Bett zu klein wäre. Nun forderte er mich dringend auf, das seinige zu theilen; auch dagegen sträubte ich mich, denn dieser elende Wicht war so unsauber und roch so widerlich nach Kautabak, daß mir übel wurde.

Am folgenden Morgen waren wir beide ziemlich früh allein in dem Versammlungssaale; er begann von neuem seine Liebkosungen, aber mit so heftigen Bewegungen, daß es wahrhaft entsetzlich war. Endlich wollte er stufenweise zu den anstößigsten Vertraulichkeiten übergehen und mich zwingen, indem er meine Hand leitete, ebenso zu handeln. Ich riß mich ungestüm los, indem ich einen Schrei ausstieß und einen Schritt zurücksprang; und ohne ihm Unwillen oder Zorn zu bezeigen, da ich keine Ahnung von dem hatte, um was es sich eigentlich handelte, drückte ich ihm meine Ueberraschung und meinen Ekel so unzweideutig und entschieden aus, daß er mich losließ; aber während er sich vollends abarbeitete, sah ich etwas eigenthümlich Klebriges und Weißliches auf die Erde fallen, dessen Anblick mir Uebelkeit erregte. Erregter, verwirrter, ja sogar erschrockener, als ich je in meinem Leben gewesen war, stürzte ich auf den Balkon hinaus und war nahe daran ohnmächtig zu werden.

Ich konnte nicht begreifen, was mit diesem Unglücklichen vorging; ich glaubte ihn von der Epilepsie oder von einer andern noch schrecklicheren Raserei befallen, und ich kann mir fürwahr für jemanden, der bei kaltem Blute ist, keinen entsetzlicheren Anblick denken, als dieses unzüchtige und un-

fläthige Gebaren und dieses scheußliche, von der viehischsten Begierde entflammte Gesicht. Ich habe nie einen andern Menschen in einem ähnlichen Zustande gesehen; aber wenn wir so den Frauen gegenüber sind, müssen ihre Augen völlig geblendet sein, damit sie sich vor uns nicht entsetzen.

Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als aller Welt zu erzählen, was mir widerfahren war. Unsere alte Hausverwalterin gebot mir Schweigen; aber ich sah, daß diese Geschichte sie stark angegriffen hatte, und hörte sie zwischen den Zähnen murmeln: lan maledet! brutta bestia! Da ich nicht begriff, weshalb ich schweigen sollte, ließ ich die Sache trotz des Verbotes ruhig ihren Gang weiter gehen, und plauderte so viel, daß am nächsten Tage schon in aller Frühe einer der Verwalter erschien und mir einen sehr strengen Verweis ertheilte, indem er mich beschuldigte, die Ehre eines heiligen Hauses bloszustellen und um einer geringen Verschuldung willen viel Lärm zu machen.

Er dehnte seine Strafrede noch weiter aus, indem er mit mir vielerlei, was ich nicht wußte, besprach, obgleich er nicht glaubte, es mich erst lehren zu brauchen, überzeugt, daß ich mich nur so stellte, als wüßte ich nicht, was man von mir wollte, und nur nicht darauf einzugehen wünschte. Er sagte mir mit größem Ernst, es wäre dieses Werk gerade wie die Unzucht ein verbotenes, dessen Versuch indessen für die Person, gegen welche es beabsichtigt, nicht beleidigender wäre, und daß man sich nicht so sehr darüber zu erzürnen brauchte, liebenswürdig gefunden zu sein. Er erzählte mir ohne Umschweife, daß er selbst in seiner Jugend die gleiche Ehre genossen hätte, und daß er, da man ihn überrascht hätte, außer Stande gewesen wäre, Widerstand zu leisten, und in der Sache selbst nichts so Entsetzliches gefunden hätte. Er trieb die Schamlosigkeit so weit, daß er sich dabei der geeigneten Kraftworte bediente, und in dem Wahne, daß die Ursache meines Widerstandes nur die Furcht vor dem Schmerze wäre, gab er mir die Versicherung, daß diese Furcht grundlos wäre, und daß man sich deshalb nicht zu beunruhigen brauchte.

Ich hörte diesen schändlichen Buben mit um so größerem Erstaunen an, als er nicht für sich selbst sprach; er schien mich blos zu meinem eigenen Besten unterrichten zu wollen. Seine Auseinandersetzung schien ihm so einfach zu sein, daß er nicht einmal eine geheime Unterredung gesucht; wir hatten als Dritten noch einen Geistlichen bei uns, der über diesen Vorfall eben so wenig erschrocken war wie jener. Dieser Anschein von Natürlichkeit machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich zu glauben begann, dergleichen wäre eine in der Welt übliche Sitte, in die ich nur früher keine Gelegenheit gehabt hatte eingeweiht zu werden. Dies bewirkte, daß ich ihn ohne Zorn, wenn auch nicht ohne Ekel anhörte. Das Bild dessen, was mir widerfahren, und vor allem dessen, was ich gesehen hatte, haftete so fest in meinem Gedächtnisse, daß mir, wenn ich daran dachte, noch immer übel ward. Ohne daß ich mehr davon verstand, dehnte sich mein Abscheu vor der That auf ihren Vertheidiger aus, und ich konnte mich nicht so weit bezähmen, daß er nicht die üble Wirkung seines Unterrichts bemerkt hätte. Er warf mir einen wenig freundlichen Blick zu, und seitdem ließ er nichts unversucht, um mir den Aufenthalt im Hospiz unangenehm zu machen. Es gelang ihm dies so gut, daß ich, da ich nur einen einzigen Weg es zu verlassen kannte, mich in eben so hohem Grade beeilte ihn einzuschlagen, wie ich mich bis dahin bemüht hatte, von ihm fern zu bleiben.

Dieses Abenteuer schützte mich in Zukunft vor den Unternehmungen ähnlicher Liebesritter, und der Anblick von Leuten, die in dem Rufe standen, zu ihnen zu gehören, erinnerte mich an das Aussehen und Gebaren meines entsetzlichen Mauren und erfüllte mich stets mit einem solchen Grauen, daß ich es kaum zu verhehlen vermochte. Die Frauen gewannen dagegen bei diesem Vergleiche viel in meinen Augen. Mir schien es, als ob ich ihnen zur Genugthuung für die Beleidigungen meines Geschlechtes die Zärtlichkeit meiner Gefühle und die Huldigung meiner Person schuldig wäre, und die häßlichste Metze wurde durch die Erinnerung an diesen falschen Afrikaner in meinen Augen ein Gegenstand der Anbetung.

Was nun meinen fälschlichen Afrikaner anlangt, so weiß ich nicht, was man ihm über sein Unterfangen hat sagen

können; allein es kam mir vor, als ob ihn mit Ausnahme der Frau Lorenza niemand unfreundlicher anblickte als sonst. Indessen ging er mir aus dem Wege und redete nicht mehr mit mir. Acht Tage darauf wurde er mit großer Feierlichkeit getauft, wobei er, um die Reinheit seiner wiedergeborenen Seele darzuthun, von Kopf bis den Füßen in Weiß gekleidet war. Den nächsten Tag verließ er das Hospiz, und ich habe ihn nie wieder gesehen.

Einen Monat später kam die Reihe an mich, denn so lange Zeit bedurfte es, ehe sich meine Beichtväter die Ehre einer schwierigen Bekehrung beizulegen wagten, und man ließ mich alle Glaubenssätze hersagen, um mit meiner neuen Gelehrigkeit zu prunken.

Endlich genügend unterrichtet und nach dem Sinne meiner Lehrer auch geistig genügend vorbereitet, wurde ich in Procession in die Metropolitankirche zum heiligen Johannes geführt, um darin meinen alten Glauben feierlich abzuschwören und die Bestätigung der Taufe zu empfangen, obwohl man mich nicht wirklich taufte; da aber dabei fast die nämlichen Förmlichkeiten stattfinden, so dient das dazu, dem Volke die Ueberzeugung aufzudrängen, daß die Protestanten keine Christen seien. Ich war mit einem grauen, mit weißen Schnüren besetzten Rocke bekleidet, wie er bei derartigen Gelegenheiten üblich war. Vor und hinter mir trugen zwei Männer kupferne Becken, auf welche sie mit einem Metallstäbchen schlugen und in die jeder je nach seiner Frömmigkeit oder nach der Theilnahme, die er für den Neubekehrten hegte, sein Almosen warf. Kurz, nichts von dem Gepränge des Katholicismus wurde unterlassen, um die Feierlichkeit für das Publikum erbaulicher und für mich demüthigender zu machen. Nur das weiße Gewand, das mir sehr nützlich gewesen, gewährte man mir nicht wie jenem Mauren, da ich nicht die Ehre hatte ein Jude zu sein.

Das war nicht alles. Nachher mußte ich noch zur Inquisition gehen, um die Absolution für das Verbrechen der Ketzerei zu empfangen und mit derselben Ceremonie, welcher sich Heinrich IV. in der Person seines Gesandten hatte unterziehen müssen, in den Schoos der Kirche zurückzukehren. Die Miene und das Benehmen des hochwürdigen

Pater Inquisitors waren nicht geeignet, den geheimen Schrecken, der mich beim Eintritt in dieses Haus ergriffen hatte, zu verscheuchen. Nach mehreren Fragen über meinen Glauben, meine Lage, meine Familie fragte er mich plötzlich, ob meine Mutter verdammt wäre. Der Schrecken ließ mich die erste Erregung meines Unwillens unterdrücken; ich beschränkte mich darauf zu antworten, daß ich hoffen wollte, sie wäre es nicht, und daß Gott sie noch in ihrer letzten Stunde hätte erleuchten können. Der Mönch schwieg, schnitt aber ein Gesicht, das mir durchaus nicht wie ein Zeichen seines Einverständnisses vorkam.

Nachdem ich dies alles durchgemacht hatte und wähnte, endlich ein meinen Hoffnungen entsprechendes Unterkommen zu erhalten, setzte man mich mit wenig mehr als zwanzig Francs in kleiner Münze, welche die für mich veranstaltete Collecte eingebracht hatte, vor die Thür. Man empfahl mir, ein echt christliches Leben zu führen und der Gnade treu zu bleiben, wünschte mir alles Gute, schloß die Thür hinter mir, und alles war vorüber.

So verschwanden in einem Augenblicke alle meine großen Hoffnungen, und von dem eigennützigen Schritte, den ich so eben gethan hatte, blieb mir nichts als der quälende Gedanke zurück, ein Abtrünniger und zugleich ein Betrogener zu sein. Man kann sich leicht vorstellen, welch schneller Umschwung in meinen Gedanken eintreten mußte, als ich mich aus meinen glänzenden Glücksplänen in das vollständigste Elend hinabsinken und mich am Abende, nachdem ich des Morgens über die Wahl des Palastes nachgedacht hatte, den ich bewohnen wollte, gezwungen sah, auf der Straße zu schlafen. Man wird sich einbilden, daß ich mich zunächst einer um so bitterern Verzweiflung überließ, je heftiger die Reue über meine Verirrungen dadurch werden mußte, daß ich nur mir selbst die Schuld an meinem ganzen Unglück zuschreiben konnte. Nichts von dem allem. Zum ersten Male in meinem Leben war ich länger als zwei Monate eingesperrt gewesen. Das erste Gefühl, das ich empfand, war Freude über meine wiedergewonnene Freiheit. Nach einer langen Sklaverei wieder Herr meiner selbst und meiner Handlungen geworden, erblickte ich mich inmitten

einer großen Stadt voll reicher Hilfsquellen und vornehmer Leute, zu denen mir, sobald ich erst bekannt sein würde, meine Talente und Vorzüge Zutritt verschaffen mußten. Ueberdies fehlte es mir nicht an Zeit, es abzuwarten, und meine zwanzig Francs in der Tasche schienen mir ein unerschöpflicher Schatz zu sein. Ich konnte nach meinem Gutdünken darüber verfügen, ohne jemand Rechenschaft darüber abzulegen. Zum ersten Male hatte ich mich so reich gesehen. Weit davon entfernt, mich der Muthlosigkeit zu überlassen und in Thränen auszubrechen, mußten sich meine Hoffnungen nur einen Wechsel gefallen lassen, und meine Eigenliebe verlor dabei nichts. Nie fühlte ich so viel Vertrauen und Zuversicht; ich wähnte mein Glück schon gemacht und fand es schön, es nur mir selbst zu verdanken.

Das Erste, was ich that, war, meine Neugier zu befriedigen, indem ich die ganze Stadt durchstreifte, wäre es auch nur gewesen, um mich meiner Freiheit zu vergewissern. Ich ging, die Wache aufziehen zu sehen; die Militärmusik gefiel mir sehr gut. Ich ging hinter Processionen her; der unharmonische Gesang der Priester machte mir Spaß. Ich sah mir das königliche Schloß an; ich näherte mich ihm furchtsam; als ich jedoch andere Leute eintreten sah, folgte ich ihrem Beispiele und man ließ mich gewähren. Vielleicht verdankte ich diese Gunst dem kleinen Packet, welches ich unter dem Arme trug. Wie dem auch sein möge, ich faßte, als ich mich in diesem Schlosse sah, eine hohe Meinung von mir selbst; schon betrachtete ich mich fast wie einen Bewohner desselben. Endlich wurde ich von dem vielen Gehen und Laufen müde; ich empfand Hunger, und es war heiß. Deshalb trat ich in den Laden eines Milchhändlers ein; man gab mir Giunca, geronnene Milch, und mit zwei Stöllchen jenes vortrefflichen piemontesischen Brotes, das ich jedem anderen vorziehe, hielt ich für meine fünf oder sechs Sous eine der besten Mahlzeiten, die ich je in meinem Leben gehalten habe.

Ich mußte mich nach einem Nachtlager umsehen. Da ich das Piemontesische schon gut genug verstand, um mich verständlich zu machen, fiel es mir nicht schwer eines zu finden, und ich war so klug, mich bei der Wahl mehr nach meiner Börse als nach meinem Geschmacke zu richten. Man wies mich in der Po-Straße zu der Frau eines Soldaten, die Dienstboten, welche außer Dienst waren, für einen Sou Nachtherberge gewährte. Ich fand bei ihr eine Schlafstelle unbesetzt und nahm sie in Beschlag. Sie war jung und erst vor kurzem verheirathet, obgleich sie bereits fünf oder sechs Kinder hatte. Wir schliefen alle in demselben Zimmer, die Mutter, die Kinder, die Gäste, und das dauerte, so lange ich bei ihr blieb, in gleicher Weise fort. Uebrigens war es eine gutmüthige Frau, die zwar wie ein Fuhrmann fluchte, sowie beständig liederlich gekleidet und ungekämmt, aber gefällig und dienstfertig war. Sie bewies sich gegen mich besonders freundschaftlich und war mir sogar nützlich.

Mehrere Tage überließ ich mich einzig und allein dem Vergnügen der Unabhängigkeit und der Befriedigung meiner Neugier. Ich durchstreifte das Innere der Stadt wie ihre Umgebungen, indem ich alles durchstöberte und in Augenschein nahm, was mir neu und merkwürdig vorkam, und das war alles für einen jungen Menschen, der erst aus seinen vier Pfählen hervorkam und nie eine Hauptstadt gesehen hatte. Ich ließ es mir namentlich sehr angelegen sein, an den Hof zu gehen und wohnte der Messe des Königs regelmäßig alle Morgen bei. Ich fand es schön, mich mit diesem Fürsten und seinem Gefolge in der nämlichen Kapelle zu wissen; allein an meiner beständigen Anwesenheit während des Gottesdienstes hatte meine Leidenschaft für die Musik, die sich zu zeigen begann, doch mehr Antheil als das Gepränge des Hofes, welches bei öfterem Anblicke nicht lange zu fesseln vermag. Der König von Sardinien hatte damals die beste Kapelle in Europa. Somis, Desjardins, die Bezuzzi glänzten darin neben einander. Es hätte nicht so viel bedurft, um einen jungen Mann anzuziehen, den das Spiel des geringsten Instrumentes, falls es nur richtig war, augenblicklich in Entzücken versetzte. Uebrigens zollte ich der Pracht, die sich meinen Blicken darbot, nur eine neidlose Bewunderung. Für mich war bei all dem Glanze des Hofes das Einzige von Wichtigkeit, zu sehen, ob sich an ihm nicht eine junge Prinzessin befände, welche

meine Huldigung verdiente und mit der ich einen Roman anspinnen könnte.

Beinahe hätte ich einen solchen in einem weniger glänzenden Kreise angeknüpft, bei dem ich jedoch, hätte ich ihn zu Ende geführt, tausendmal mehr Vergnügen gefunden haben würde.

Obgleich ich sehr sparsam lebte, begannen sich meine Geldmittel doch mehr und mehr zu erschöpfen. Meine Sparsamkeit war übrigens weniger die Wirkung der Vorsicht, als einer Vorliebe für die Einfachheit, welche meine jetzige Gewohnheit an Tafelfreuden selbst heute noch nicht verändert hat. Ich kannte und kenne noch jetzt kein besseres Mahl als ein ländlich frugales. Mit Milchspeisen, Eiern, Salat, Käse, Schwarzbrot und leidlichem Wein ist man stets sicher, mich vorzüglich zu bewirthen; mein guter Appetit thut dann das Uebrige, während mich ein Haushofmeister und Diener um mich her mit ihrem lästigen Anblicke nicht satt zu machen im Stande sind. Ich hielt damals mit einem Aufwande von sechs oder sieben Sous weit bessere Mahlzeiten, als ich sie späterhin für sechs oder sieben Francs gehalten habe. Ich war also mäßig, weil ich mich nie zur Unmäßigkeit versucht fühlte; auch nenne ich es eigentlich mit Unrecht Mäßigkeit, denn ich empfand dabei allen möglichen sinnlichen Genuß. Meine Birnen, meine saure Milch, mein Käse, meine Brotstöllchen und einige Gläser von einem Montferrater Weine, so dick, daß er sich fast schneiden ließ, machten mich zum Glücklichsten aller Leckermäuler. Aber trotz dem Allen mußten die zwanzig Francs ein Ende nehmen. Das wurde mir von Tage zu Tage klarer, und ungeachtet des Leichtsinnes meines Alters steigerte sich meine Unruhe über die Zukunft bald bis zur Angst. Als alle meine Luftschlösser zusammengestürzt waren, gewann ich die Ueberzeugung, daß mir nichts anderes übrig bliebe, als eine Beschäftigung zu suchen, die mir Unterhalt gewährte; aber auch das ließ sich nicht so leicht bewerkstelligen. Ich dachte an mein altes Handwerk; allein ich verstand es nicht so vollkommen, daß ich zu einem Meister in Arbeit gehen konnte, und an den Meistern selbst gab es in Turin keinen Ueberfluß. Ich entschloß mich deshalb, bis ich etwas Besseres finden würde, mich in einem Laden nach dem andern zum Eingraviren von Namenzügen oder Wappen auf Silbergeschirr anzubieten, indem ich die Leute dadurch, daß ich ihnen die Bestimmung des Preises überließ, für mich zu gewinnen hoffte. Dieses Auskunftsmittel war kein sehr glückliches. Ich wurde fast überall abgewiesen, und die Arbeiten, die mir anvertraut wurden, waren so unbedeutend, daß mein Verdienst kaum zur Beschaffung einiger Mahlzeiten ausreichte. Als ich jedoch eines Morgens noch ziemlich früh durch die Contra Nova ging, erblickte ich durch die Scheiben eines Comptoirs eine junge Kaufmannsfrau von so großem Liebreiz und von einem so anziehenden Aeußern, daß ich trotz meiner Blödigkeit den Damen gegenüber kein Bedenken trug, einzutreten und ihr mein kleines Talent anzubieten. Sie wies mich nicht zurück, ließ mich Platz nehmen, meine kleine Geschichte erzählen, bedauerte mich und sprach mir Muth ein, indem sie hinzufügte, daß mich die guten Christen nicht verlassen würden. Während sie darauf von einem benachbarten Goldschmied die von mir als nöthig bezeichneten Werkzeuge holen ließ, ging sie in die Küche und brachte mir selbst ein Frühstück. Dieser Anfang schien mir von guter Vorbedeutung; die Folge strafte ihn nicht Lügen. Sie schien mit meiner unbedeutenden Arbeit zufrieden und noch mehr mit meinem munteren Geplauder, als ich erst wieder ein wenig Muth geschöpft hatte, denn bei ihrer glänzenden Erscheinung, die durch den Putz noch mehr gehoben wurde, fühlte ich mich trotz ihres anmuthigen Wesens anfänglich sehr befangen. Allein ihre gütige Aufnahme, ihre theilnahmsvolle Sprache, ihr sanftes und freundliches Benehmen gaben mir meine Unbefangenheit bald zurück. Ich sah, daß sie mir günstig gesinnt war, und das trieb mich an, ihre Gunst in noch höherem Grade zu gewinnen. Aber wenn auch Italienerin und zu hübsch, um nicht ein wenig kokett zu sein, war sie trotzdem so sittsam und ich so schüchtern, daß das Verhältnis nicht so schnell zu einem glücklichen Ausgange gelangen konnte. Man ließ uns nicht die Zeit das Abenteuer zu Ende zu bringen. Mit desto größerem Entzücken gedenke ich der kurzen Augenblicke, die ich bei ihr zugebracht habe,

und ich kann sagen, daß ich die süßesten wie die reinsten Freuden der Liebe in den Erstlingen der ihrigen genossen habe.

Sie war eine außerordentlich anziehende Brünette, deren freundliche Gesinnung, welche sich auf ihrem hübschen Gesichte ausprägte, ihrer Lebhaftigkeit etwas Rührendes verlieh. Sie hieß Frau Basile. Ihr Gatte, älter als sie und ziemlich eifersüchtig, ließ sie während seiner Reisen unter der Hut eines Ladendieners, der zu häßlich war, um verführerisch zu sein, und sich trotzdem zu Ansprüchen berechtigt glaubte, welche er nur durch seine schlechte Laune zu zeigen pflegte. Ich hatte viel von derselben zu dulden, obgleich ich ihm gern zuhörte, wenn er die Flöte blies, auf welchem Instrumente er eine ziemliche Fertigkeit besaß. Dieser neue Aegisthos brummte, so oft er mich bei seiner Dame eintreten sah; er behandelte mich mit einer Verachtung, die sie ihm reichlich vergalt. Sie schien sogar, um ihn zu quälen, daran Gefallen zu finden, mir in seiner Gegenwart Zärtlichkeiten zu erweisen, und so sehr mir diese Rache auch zusagte, hätte ich sie bei unserm Alleinsein doch noch lieber gesehen. Aber sie trieb sie nicht so weit, oder wenigstens geschah es nicht auf die gleiche Weise. Sei es, daß sie mich zu jung fand, oder nicht wußte, wie sie die ersten Schritte thun sollte, oder daß sie im Ernste ihre Sittsamkeit bewahren wollte: sie besaß dann eine Art Zurückhaltung, die zwar nicht zurückstoßend war, mich aber doch einschüchterte, ohne daß ich wußte weshalb. Obgleich ich vor ihr nicht diese eben so aufrichtige wie zärtliche Achtung fühlte, die mir Frau von Warens einflößte, so empfand ich ihr gegenüber doch mehr Scheu und weit weniger Vertraulichkeit. Ich war verlegen, aufgeregt; ich hatte nicht den Muth, sie anzusehen, nicht den Muth, in ihrer Nähe zu athmen, und doch fürchtete ich die Trennung von ihr ärger als den Tod. Mit gierigem Auge verschlang ich alles, was ich unbemerkt betrachten konnte: die Blumen ihres Kleides, die Spitze ihres niedlichen Fußes, das Stück ihres vollen weißen Armes, das zwischen Handschuh und Manschette sichtbar wurde und was sich bisweilen unter dem Halstuch zeigte. Jeder neue Anblick war ein neuer

und noch stärkerer Reiz. Durch die Bewunderung dessen, was ich sehen konnte und errieth, verwirrten sich meine Blicke und wurde meine Brust beengt; der Athem, der mir mit jedem Augenblicke beklommener wurde, drohte zu stocken, und alles, was ich thun konnte, war, unhörbar aufzuseufzen, was in der Stille, die oft um uns herrschte, gar störend war. Glücklicherweise fiel es, wie mir schien, Frau Basile, die mit ihrer Arbeit beschäftigt war, nicht auf. Indeß bemerkte ich mitunter, daß sich ihr Halstuch wie durch eine Art Sympathie ziemlich häufig hob und senkte. Dieser gefährliche Anblick brachte mich vollends um alle Fassung; aber wenn ich eben im Begriff stand, meiner leidenschaftlichen Aufwallung nachzugeben, richtete sie irgend ein Wort in ruhigem Tone an mich, welches mich sofort wieder zur Besinnung brachte.

Ich sah sie auf diese Weise wiederholentlich allein, ohne daß je ein Wort, eine Bewegung oder auch nur ein zu ausdrucksvoller Blick das geringste Einverständnis zwischen uns zu erkennen gegeben hätte. Dieses für mich sehr qualvolle Verhältnis bildete jedoch meine Wonne, und in der Einfalt meines Herzens konnte ich mir kaum denken, weshalb ich dadurch so gequält wurde. Es schienen ihr diese kleinen Zusammenkünfte eben so wenig zu mißfallen, wenigstens gab sie ziemlich häufig Gelegenheit dazu, ein von ihrer Seite sicherlich sehr unschuldiges Bestreben, nach dem Gebrauche, den sie davon machte und mich davon machen ließ.

Als sie eines Tages, von den einfältigen Gesprächen des Ladendieners gelangweilt, in ihr Zimmer hinaufgestiegen war, beeilte ich mich, meine kleine Arbeit in dem Hinterladen zu beenden, und ging ihr dann nach. Ihre Zimmerthür stand halb offen; ich trat, ohne von ihr bemerkt zu werden, ein. Sie stickte, den Rücken der Thüre zugewandt, an einem Fenster. Sie konnte nicht gewahren und, bei dem ewigen Wagengerassel auf der Straße, auch nicht hören, daß ich eintrat. Sie ging stets fein gekleidet, aber an diesem Tage grenzte die Zierlichkeit ihrer Kleidung an Koketterie. Ihre Haltung war anmuthig; ihr ein wenig gesenkter Kopf ließ die blendende Weiße ihres Halses erblicken, und ihr geschmackvoll aufgestecktes Haar war mit

Ladendiener, der, sobald er mich bemerkt hatte, mit der Elle eine mehr deutliche als anlockende Bewegung machte. Da ich sah, wie man mir beständig aufpaßte, verlor ich den Muth und ging nicht mehr vorüber. Nun wollte ich wenigstens den Beschützer, den sie mir verschafft hatte, aufsuchen. Unglücklicherweise wußte ich seinen Namen nicht. Ich wanderte mehrere Male um das Kloster herum, um ihm vielleicht zu begegnen, aber vergebens. Endlich schwächten andere Ereignisse das bezaubernde Andenken an Frau Basile, und binnen kurzem vergaß ich sie so vollkommen, daß ich, noch eben so einfältig und eben so uneingeweiht wie zuvor, nicht einmal meine Sinnlichkeit durch den Anblick hübscher Frauen erregt fühlte.

Ihre Freigebigkeit hatte indessen meine kleine Ausstattung wieder in einen etwas besseren Zustand versetzt, allerdings nur in sehr bescheidener Weise und mit der Vorsicht einer klugen Frau, die mehr auf Reinlichkeit als auf Putz sah und wohl darauf ausging, mich vor Mangel zu schützen, aber nicht mit mir Staat zu machen. Der Anzug, den ich aus Genf mitgebracht hatte, war noch gut und tragbar; sie fügte nur einen Hut und etwas Wäsche hinzu. Ich hatte keine Manschetten; obgleich ich großes Verlangen nach ihnen trug, wollte sie mir keine geben. Sie begnügte sich damit, daß sie mich in den Stand setzte, mich reinlich zu kleiden, und das brauchte man mir, so lange ich vor ihr erschien, nicht erst anzuempfehlen.

Wenige Tage nach dem traurigen Ausgange meines Abenteuers erzählte mir meine Wirthin, die, wie gesagt, sich meiner freundschaftlich angenommen, daß sie vielleicht eine Stelle für mich gefunden hätte und eine adlige Dame mich zu sehen wünschte. Bei diesem Worte wähnte ich mich schon in vollem Ernste in lauter großartige Abenteuer verwickelt, denn darauf kam ich immer wieder zurück. Das in Rede stehende stellte sich nicht als so glänzend heraus, wie ich mir vorgestellt hatte. Ich war bei dieser Dame mit dem Diener, der sie auf mich aufmerksam gemacht hatte. Sie fragte mich aus und nahm mich in Augenschein, und ich trat auf der Stelle bei ihr in Dienst, aber keineswegs in der Eigenschaft eines Günstlings, sondern in

der eines Lakaien. Ich wurde in die Livrée ihrer Leute gekleidet; der einzige Unterschied bestand darin, daß sie die Achselschnur trugen, während man sie mir nicht gab. Da die Livréen ohne Tressen waren, glichen sie fast vollkommen der bürgerlichen Tracht. Das war das unerwartete Ende, auf welches schließlich alle meine großen Hoffnungen hinaus liefen.

Die Frau Gräfin von Vercellis, bei der ich in Dienst trat, war eine kinderlose Wittwe; ihr Mann war Piemontese gewesen; sie selbst habe ich stets für eine Savoyardin gehalten, da ich mir nicht denken konnte, daß eine Piemontesin so gut französisch redete und eine so reine Aussprache hätte. Sie befand sich in mittleren Jahren, war eine sehr edle Erscheinung und hatte einen gebildeten Geist, was ihre Liebe zu der französischen Literatur und ihre Kenntnis derselben bewies. Sie schrieb viel und immer nur in französischer Sprache. Ihre Briefe hatten den Stil und fast den Reiz derjenigen der Frau von Sévigné; man hätte einige mit solchen verwechseln können. Mein Hauptgeschäft, welches mir nicht mißfiel, war, sie nach ihrem Dictat zu schreiben, da ein Brustkrebs, der ihr viel Schmerzen bereitete, ihr nicht mehr gestattete, selbst zu schreiben.

Frau von Vercellis hatte nicht allein viel Geist, sondern auch eine erhabene und starke Seele. Ich bin während der ganzen Dauer ihrer Krankheit um sie gewesen. Ich habe gesehen, wie sie litt und starb, ohne je einen Augenblick der Schwäche zu zeigen, ohne sich je den geringsten Zwang aufzuerlegen, ohne je die Weiblichkeit zu verläugnen und ohne zu ahnen, daß dazu Philosophie erforderlich wäre, ein Wort, welches noch gar nicht in der Mode war und das sie nicht einmal in der heute damit verbundenen Bedeutung kannte. Diese Charakterstärke grenzte mitunter an Härte. Es ist mir immer so vorgekommen, als ob sie für Andere eben so wenig Gefühl hätte wie für sich selbst, und wenn sie Unglücklichen Gutes erwies, so geschah es eher, um Gutes an sich zu thun, als aus wirklichem Erbarmen. Während der drei Monate, die ich bei ihr zubrachte, habe ich von dieser Gefühllosigkeit auch etwas zu erfahren bekommen. Es war natürlich, daß sie einen jungen Mann,

von dem sich etwas hoffen ließ und den sie fortwährend unter den Augen hatte, lieb gewann, und daß sie im Angesichte des Todes daran dachte, er würde nach ihrem Abscheiden Hilfe und Beistand bedürfen. Dessen ungeachtet that sie nichts für mich, sei es nun, daß sie mich einer besonderen Beachtung nicht für würdig hielt, oder daß ihre Umgebung, die sie förmlich umlagert hielt, ihre Gedanken nur auf sich lenkte.

Indessen erinnere ich mich sehr wohl, daß sie einige Neugier bekundet hatte, mich kennen zu lernen. Sie richtete mitunter Fragen an mich; es machte ihr Freude, wenn ich ihr die Briefe zeigte, die ich an Frau von Warens schrieb, und ihr meine Gefühle schilderte; aber sie griff es fürwahr nicht geschickt an, sie vollkommen kennen zu lernen, da sie mir nie die ihrigen mittheilte. Mein Herz schüttete sich gern aus, sobald es überzeugt war, daß es ein anderes fand. Trocknes und kaltes Ausfragen ohne ein Zeichen von Zustimmung oder Tadel erweckten nicht mein Vertrauen. Wenn mir nichts verrieth, ob mein Geschwätz gefiel oder mißfiel, schwebte ich immer in Angst und suchte weniger das, was ich dachte, klar zu machen, als nichts zu sagen, was mir schaden könnte. Später habe ich die Bemerkung gemacht, daß diese trockene Frageweise, um die Leute auszuforschen, bei Frauen, die sich auf ihren Geist etwas einbilden, ziemlich allgemein im Schwange ist. Sie leben in dem Wahne, daß, wenn sie mit ihrer eigenen Gesinnung zurückhalten, es ihnen desto besser gelingen werde, die eurige zu durchschauen; allein sie sehen nicht ein, daß sie dadurch gerade den Muth nehmen, sie zu zeigen. Ein Mann, den man ausfragt, fängt lediglich schon aus diesem Grunde an, auf seiner Hut zu sein; und wenn er glaubt, daß man, ohne wirkliche Theilnahme für ihn zu hegen, nur darauf ausgeht, ihn zum Ausplaudern zu bringen, so lügt er oder schweigt, oder ist noch einmal so achtsam auf sich, und will lieber für einen Dummkopf gelten als sich einer Neugierde zum Spielballe hergeben. Kurz, will man in dem Herzen Anderer lesen, so giebt es kein untauglicheres Mittel, als sein eigenes zu verschließen.

Frau von Vercellis hat nie ein Wort zu mir gesagt,

in dem sich Güte, Theilnahme, Wohlwollen zu erkennen gab. Sie fragte mich frostig aus, ich antwortete zurückhaltend. Meine Antworten waren so schüchtern, daß sie sie trivial finden und sich dabei langweilen mußte. Schließlich unterwarf sie mich keinem Verhöre mehr und redete mit mir nur so viel, als der Dienst erforderte. Sie beurtheilte mich weniger nach dem, was ich war, als nach dem, was sie aus mir gemacht hatte, und da sie in mir nichts als einen Lakai sah, machte sie es mir unmöglich, ihr als etwas Anderes zu erscheinen.

Ich glaube, daß sich das tückische Spiel des verhüllten Eigennutzes, das mein ganzes Leben durchkreuzt und mir einen sehr natürlichen Widerwillen gegen die scheinbar dadurch bewirkte Ordnung eingeflößt hat, schon damals an mir fühlbar machte. Da Frau von Vercellis kinderlos war, hatte sie ihren Neffen, den Grafen della Rocca, der ihr unabläßig den Hof machte, zum Erben. Außerdem vergaßen sich ihre Hauptdiener nicht, welche sahen, daß ihr Ende nahe war, und so drängten sich so viele an sie heran, daß sie schwerlich Zeit hatte, an mich zu denken. An der Spitze ihres Hauswesens stand ein Herr Lorenzi, ein gewandter und listiger Mann, dessen noch listigere Frau sich bei ihrer Herrin so in Gunst gesetzt hatte, daß sie bei ihr eher die Stellung einer Freundin als einer bezahlten Dienerin einnahm. Als Kammerfrau hatte ihr dieselbe eine Nichte, Jungfer Pontal genannt, gegeben, eine schlaue Aufpasserin, die die Rolle eines Ehrenfräuleins spielte und ihrer Tante beistand, die Herrin so vollkommen zu umgarnen, daß diese nur durch ihre Augen sah und durch ihre Hände handelte. Ich hatte nicht das Glück, diesen drei Personen zu gefallen; ich gehorchte ihnen, diente ihnen aber nicht; ich glaubte nicht, daß ich über den Dienst unserer gemeinsamen Herrin hinaus noch der Diener ihrer Diener sein müßte. Ueberdies war ich für sie eine gewissermaßen beunruhigende Persönlichkeit. Sie sahen recht gut, daß ich nicht an meinem Platze war; sie befürchteten, die Gebieterin könnte es ebenfalls bemerken und ihr Antheil durch die Bemühung derselben mir die gebührende Stellung einzuräumen, geschmälert werden; denn zu habsüchtig, um gerecht zu sein,

betrachtet diese Art von Leuten alle Legate an Andere als eine Verkürzung ihres eigenen Vermögens. Sie verbanden sich deshalb, mich den Augen der Herrin zu entziehen. Sie schrieb gern Briefe; in ihrem Zustande war es für sie ein Zeitvertreib; sie verleideten es ihr und ließen sie durch den Arzt davon abbringen, indem ihr derselbe vorstellte, daß es sie ermüdete. Unter dem Vorwande, daß ich den Dienst nicht verstände, wurden statt meiner zwei plumpe Lümmel von Sänfteträgern um sie beschäftigt, kurz, man richtete es so geschickt ein, daß, als sie ihr Testament machte, ich schon seit acht Tagen ihr Zimmer nicht betreten hatte. Allerdings wurde ich darauf wie zuvor zu ihr gelassen und war sogar öfter um sie als irgend jemand anders, denn die Schmerzen dieser armen Frau zerrissen mir das Herz; die Standhaftigkeit, mit der sie sie ertrug, machten sie mir im hohen Grade achtungswerth und theuer, und ich habe in ihrem Zimmer aufrichtige Thränen vergossen, ohne daß sie oder jemand anders es bemerkte.

Wir verloren sie endlich. Ich sah sie verscheiden. War ihr Leben das einer Frau von Geist und Verstand gewesen, so war ihr Tod der einer Weisen. Ich kann sagen, daß sie mir die katholische Religion durch die Seelenruhe, mit der sie die Anforderungen derselben ohne Gleichgiltigkeit und ohne erheuchelten Eifer erfüllte, lieb und werth machte. Von Natur war sie ernst. Gegen Ende ihrer Krankheit bemächtigte sich ihrer eine Art von Heiterkeit, die zu gleichmäßig war, um erkünstelt zu sein, und die nichts als ein ihr von der Vernunft verliehenes Gegengewicht gegen das Traurige ihres Zustandes war. Nur die zwei letzten Tage hütete sie das Bett und hörte nicht auf sich ruhig mit jedermann zu unterhalten. Als sie endlich schon nicht mehr sprechen konnte und mit dem Tode kämpfte, entfuhr ihr ein Wind. „Schön," sagte sie, indem sie sich umwandte, „eine Frau, die Blähungen hat, ist noch nicht todt." Dies waren die letzten Worte, die sie sprach.

Sie hatte ihren unteren Dienstleuten einen Jahreslohn vermacht; da ich jedoch nicht in das Verzeichnis des Dienstpersonals eingetragen war, erhielt ich nichts. Gleichwohl befahl der Graf della Rocca mir dreißig Livres auszuzahlen

und ließ mir auch den neuen Anzug, den ich täglich trug und den mir Herr Lorenzi nehmen wollte. Er versprach sogar, sich nach einer Stelle für mich umzusehen, und gestattete mir, zu ihm zu kommen. Ich suchte ihn zwei- oder dreimal auf, ohne ihn sprechen zu können. Ich war leicht zu entmuthigen und stand von weiteren Besuchen ab. Man wird bald sehen, daß es Unrecht von mir war.

Ach, daß ich mit allem, was ich von meinem Aufenthalte bei Frau von Vercellis zu erzählen hatte, doch hiermit zu Ende wäre! Aber wenn mein Seelenzustand auch anscheinend unverändert blieb, so verließ ich ihr Haus doch nicht, wie ich in dasselbe eingetreten war. Ich nahm aus ihm die unauslöschliche Erinnerung an ein Verbrechen und das unerträgliche Gewicht der Reue mit fort, die noch immer, am Ende von vierzig Jahren auf meinem Gewissen lastet und deren Bitterkeit, statt abzunehmen, sich mit dem zunehmenden Alter unaufhörlich steigert. Wer sollte meinen, daß der Fehler eines Kindes so grausame Folgen haben könnte! Und gerade über diese mehr als blos wahrscheinlichen Folgen wird mein Herz sich nie zu trösten im Stande sein. Ich bin vielleicht die Ursache gewesen, daß ein liebenswürdiges, sittsames, achtbares Mädchen, das sicherlich viel mehr werth war als ich, in Schande und Elend untergegangen ist.

Die Auflösung eines Haushaltes wird immer mit einiger Verwirrung und dem Verluste mancher Sachen verbunden sein. Gleichwohl war die Treue der Dienstleute und die Wachsamkeit des Herrn und der Frau Lorenzi so groß, daß von dem Inventarium nichts fortkam. Jungfer Pontal allein verlor ein kleines, schon altes, rosa- und silberfarbiges Band. Viele andere bessere Sachen waren mir zugänglich; dieses Band allein reizte mich, ich stahl es, und da ich es nicht sorgfältig verbarg, fand man es bald. Man wollte wissen, wo ich es genommen hatte. Ich werde verlegen, stottere und sage endlich erröthend, Marion habe es mir gegeben. Marion war ein junges, aus Maurienne stammendes Mädchen, das Frau von Vercellis zu ihrer Köchin erhoben hatte, als sie bei Verzicht auf alle Tafelfreuden ihre bisherige entließ, da sie mehr guter Suppen

Bei dem eben abgelegten habe ich die Wahrheit rund heraus gesagt, und man wird sicherlich nicht finden, daß ich hierbei die Schwärze meiner Schandthat beschönigt habe. Allein ich würde den Zweck dieses Buches nicht erfüllen, wenn ich nicht zugleich meine innere Gesinnung erklärte, und wenn ich Scheu trüge, mich bei dem zu entschuldigen, was die volle Wahrheit ist. Nie war ich von einer wirklich boshaften Gesinnung freier als in jenem grausamen Augenblick, und so sonderbar es auch klingt, so ist es doch wahr, daß, als ich dieses unglückliche Mädchen anklagte, die Schuld in meiner Freundschaft für dasselbe lag. Meine Gedanken weilten bei ihm; ich schob die Schuld auf den ersten Gegenstand, der mir vorschwebte. Ich klagte es an, das, was ich thun wollte, gethan und mir das Band gegeben zu haben, weil meine Absicht war, es ihm zu geben. Als ich es darauf erscheinen sah, that es mir unendlich leid, aber die Anwesenheit so vieler Leute gewann die Oberhand über meine Reue. Vor der Strafe hatte ich wenig Furcht, ich fürchtete nur die Schande, aber ich fürchtete sie mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als alles auf der Welt. Ich hätte versinken, hätte mich umbringen mögen; das unbesiegliche Schamgefühl überwand alles; das Schamgefühl allein verlieh mir Frechheit, und je schuldiger ich wurde, desto kecker machte mich die Angst, meine Schuld eingestehen zu müssen. Mich erfüllte nur der grausenhafte Gedanke, überführt und in meinem Beisein öffentlich als Dieb, Lügner und Verleumder erklärt zu werden. Eine vollkommene Verwirrung raubte mir jedes andere Gefühl. Wenn man mich hätte zur Besinnung kommen lassen, würde ich unfehlbar alles bekannt haben. Hätte mich Herr de la Rocca bei Seite genommen, hätte er zu mir gesagt: „Richte dieses arme Mädchen nicht zu Grunde; gestehe es mir, wenn du schuldig bist," würde ich mich ihm sofort zu Füßen geworfen haben, davon bin ich vollkommen überzeugt. Aber man suchte mich nur einzuschüchtern, während man mir hätte Muth einflößen sollen. Auch auf mein Alter muß man billigerweise Rücksicht nehmen; ich war kaum aus der Kindheit herausgetreten, oder ich stand vielmehr noch in ihr. In der Jugend sind die wahren Schlechtigkeiten noch

strafbarer als im reifen Alter; was aber aus der Schwäche hervorgeht, ist es dafür weit weniger, und mein Fehler war im Grunde nichts anderes. Auch quält mich die Erinnerung daran weniger wegen des Bösen an sich selbst, als wegen der Folgen, die sich daran knüpfen. Für mich hat es sogar das Gute gehabt, mich für meine ganze übrige Lebenszeit vor jeder an das Verbrecherische streifenden Handlung zu bewahren. Dies habe ich dem furchtbaren Eindrucke zu verdanken, der mir von der einzigen Schlechtigkeit geblieben ist, welche ich je begangen habe; und ich glaube zu fühlen, daß mein Abscheu vor Lügen seine Quelle zum großen Theile in der Reue darüber hat, daß ich eine so schändliche habe aussprechen können. Wenn dieselbe ein Verbrechen ist, welches, wie ich zu hoffen wage, gesühnt werden kann, so muß es durch so viele Unglücksfälle, welche gegen das Ende meines Lebens auf mich eingestürmt sind, durch vierzig Jahre der Redlichkeit und Rechtschaffenheit in schwierigen Verhältnissen gesühnt sein. Die arme Marion findet so viele Rächer in dieser Welt, daß, wie groß auch die ihr von mir zugefügte Kränkung gewesen sein mag, ich nur geringe Furcht hege, mit ihr beschwert in die Ewigkeit hinüberzugehen. Das hatte ich über diesen Gegenstand zu sagen. Möge man mir erlauben, nie wieder darauf zurückzukommen.

Drittes Buch.

1728—1731.

Aus dem Hause der Frau von Vercellis ungefähr in derselben Lage geschieden, in der ich in dasselbe eingetreten war, kehrte ich zu meiner früheren Wirthin zurück und blieb bei ihr fünf oder sechs Wochen, während welcher sich meine Natur in Folge meiner Gesundheit, meiner Jugend und meiner Unthätigkeit oft recht lästig äußerte. Ich war unruhig, zerstreut, träumerisch; ich weinte, ich seufzte, ich sehnte mich nach einem Glücke, von dem ich keine Vorstellung hatte

Turin.

und dessen Entbehrung sich mir doch fühlbar machte. Dieser Zustand läßt sich nicht beschreiben, und sogar nur wenige Menschen können sich einen Begriff von ihm machen, weil die meisten dieser so quälenden und doch zugleich so köstlichen Lebensfülle, welche im Rausche des Verlangens einen Vorgeschmack des Genusses gewährt, schon zuvorgekommen sind. Mein erhitztes Blut erfüllte mir das Gehirn unaufhörlich mit Mädchen und Frauen, aber da ich keine Ahnung hatte, was ich in Wahrheit mit ihnen anfangen sollte, benutzte ich sie in der Einbildung seltsamerweise nach meinem alten Geschmacke, ohne zu wissen, was ich weiter mit ihnen anfangen sollte; und diese Ideen hielten meine Sinne in einer sehr lästigen Thätigkeit. Glücklicherweise unterrichteten sie mich nicht darin, wie ich mir vor ihr Ruhe verschaffen konnte. Ich würde mein Leben dafür hingegeben haben, auf eine Viertelstunde ein Fräulein Goton wiederzufinden. Allein es war nicht mehr die Zeit, wo die Spiele der Kindheit wie von selbst darauf hinausliefen. Die Scham, die Begleiterin des Bewußtseins vom Bösen, hatte sich mit den Jahren eingefunden; sie hatte meine Schüchternheit bis zur Unüberwindlichkeit gesteigert, und nie habe ich, weder damals noch später, in mir den Muth gefühlt, einen unzüchtigen Antrag zu machen, wenn die, welcher ich ihn anzusinnen wagte, mich nicht gewissermaßen durch ihr Entgegenkommen dazu gezwungen hätte, sogar wenn ich wußte, daß sie nicht bedenklich war, und ich fast sicher sein konnte, daß sie mich beim Worte nehmen würde.

Meine Aufregung wuchs bis zu dem Grade, daß ich, da ich mein Verlangen nicht befriedigen konnte, es durch die wunderlichsten Kunstgriffe noch immer mehr anreizte. Ich suchte dunkle Alleen, abgelegene Orte auf, wo ich mich von Weitem den Personen weiblichen Geschlechtes in dem Zustande zeigen könnte, in dem ich hätte bei ihnen sein mögen. Was sie zu sehen bekamen, war kein unzüchtiger Anblick — daran dachte ich nicht einmal — sondern ein lächerlicher. Das einfältige Vergnügen, das ich empfand, ihn ihren Augen darzubieten, läßt sich nicht beschreiben. Es bedurfte nur noch eines einzigen Schrittes darüber hinaus, um der ersehnten Behandlung theilhaftig zu werden,

und ich zweifle nicht, daß mir irgend eine Entschlossene beim Vorübergehen dieses Vergnügen verschafft hätte, wenn ich die Kühnheit gehabt, es abzuwarten. Dieses alberne Benehmen hatte für mich einen fast eben so komischen, wenn auch weniger angenehmen Ausgang.

Eines Tages stellte ich mich in dem Hintergrunde eines Hofes auf, wo sich ein Brunnen befand, zu dem die Mädchen des Hauses oft kamen, um Wasser zu holen. Dort war auch ein Vorbau, von dem aus man durch verschiedene Eingänge zu Kellern gelangen konnte. Ich untersuchte im Dunkeln diese Kellerräume, und da sie, wie ich fand, lang und düster waren, glaubte ich, sie hätten kein Ende und würden mir im Falle einer Entdeckung einen sichern Zufluchtsort gewähren. In diesem Vertrauen bereitete ich den Mädchen, die zum Brunnen kamen, ein mehr lächerliches als verführerisches Schauspiel. Die klügsten thaten, als sähen sie nichts; andere fingen an zu lachen, noch andere hielten sich für verhöhnt und machten Lärm. Ich rettete mich in meinen Zufluchtsort und wurde verfolgt. Ich hörte die Stimme eines Mannes und wurde unruhig, da ich darauf nicht gerechnet hatte. Ich drang auf die Gefahr hin, mich zu verirren, immer tiefer in die Kellerräume ein: der Lärm, die Stimmen, die Männerstimme folgten mir beständig. Ich hatte mich auf die Dunkelheit verlassen, und es war hell. Ich zitterte, ich ging noch tiefer hinein. Eine Mauer hielt mich auf, und da ich nicht weiter gehen konnte, mußte ich mein Schicksal abwarten. In einem Augenblicke wurde ich von einem großen Manne mit einem langen Knebelbarte und gewaltigem Hute auf dem Kopfe erreicht und ergriffen. Er trug einen langen Säbel und wurde von vier oder fünf alten Frauen begleitet, von denen sich jede mit einem Besenstiel bewaffnet hatte. Unter ihnen bemerkte ich auch die kleine Dirne, die mich verrathen hatte und mir ohne Zweifel ins Gesicht sehen wollte.

Als mich der Mann mit dem Säbel am Arme ergriff, fragte er mich barsch, was ich da machte. Man begreift, daß ich mit der Antwort nicht schnell bei der Hand war. Ich faßte mich jedoch und ersann, indem ich alle meine Geisteskräfte zusammennahm, eine romantische Geschichte,

mit der ich auch Erfolg hatte. Ich sagte zu ihm mit flehendem Tone, er möchte Mitleid mit meinem Alter und meinem Zustande haben, ich wäre ein junger Fremder von vornehmer Geburt, der im Kopfe nicht ganz richtig wäre; ich wäre dem väterlichen Hause entflohen, weil man mich einsperren wollte; ich wäre verloren, wenn er mich zwänge, mich ihm zu erkennen zu geben; ließe er mich jedoch in Frieden gehen, so würde ich vielleicht eines Tages im Stande sein, mich ihm für diese Gnade erkenntlich zu erzeigen. Gegen alle Erwartung machte meine Rede und mein Aeußeres Eindruck. Der schreckliche Mann wurde davon gerührt, und nach einem ziemlich kurzen Verweise ließ er mich ruhig gehen, ohne mich weiter auszufragen. Nach den Mienen mit denen mich die Dirne und die alten Weiber davon gehen sahen, mußte ich annehmen, daß mir der Mann, den ich erst so sehr fürchtete, sehr nützlich war, und daß ich bei ihnen allein nicht so wohlfeil davon gekommen wäre. Ich hörte sie Allerlei murmeln, um das ich mich jedoch nicht viel kümmerte, denn wenn sich nur der Mann und sein Säbel nicht hineinmischten, war ich, jung und kräftig, wie ich war, dessen sicher, mich ihrer Knüttel und ihrer selbst zu erwehren.

Als ich eines Tages später mit einem jungen Abbé, meinem Nachbar, eine Straße entlang schritt, stand mir plötzlich der Mann mit dem Säbel gerade gegenüber. Er erkannte mich wieder, und indem er mir mit spöttischem Tone nachäffte, sagte er zu mir: „Ich bin ein Prinz, ich bin ein Prinz, aber auch ein Schuft. Möge seine Hoheit niemals wiederkommen!“ Er fügte nichts weiter hinzu, und mit gesenktem Haupte ging ich ihm geschickt aus dem Wege, indem ich in meinem Herzen Gott für seine Verschwiegenheit dankte. Nach meiner Ansicht hatten ihn die verwünschten Weiber über seine Leichtgläubigkeit ausgelacht. Wie dem auch sein mag, obgleich ein echter Piemontese, war er doch ein guter Mann, und nie gedenke ich seiner ohne eine Regung der Dankbarkeit. Dieses Abenteuer machte mich auf lange Zeit klug, ohne Folgen mit sich zu führen, die ich hätte zu fürchten brauchen.

Mein Aufenthalt bei Frau von Vercellis hatte mir

einige Bekanntschaften verschafft, die ich in der Hoffnung, daß sie mir nützlich sein könnten, fortsetzte. Unter Anderen besuchte ich hin und wieder einen savoyischen Abbé, Namens Gaime, den Hofmeister der Kinder des Grafen von Mellarede. Er war noch jung und hatte wenig Umgang, war aber voll gesunder Anschauungen, voll Redlichkeit und Einsicht und einer der züchtigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe. Für den Zweck, der mich an ihn fesselte, war er mir von keinem Nutzen, er besaß nicht Einfluß genug, um mir ein Unterkommen zu verschaffen; dafür fand ich jedoch bei ihm köstlichere Güter, die mir mein Lebenlang zum Vortheil gereicht haben, Unterweisungen in wahrer Sittenlehre und Grundsätze gesunder Vernunft. In dem Stufengange meiner Neigungen und Vorstellungen war ich stets zu hoch oder zu niedrig gewesen, Achilles oder Thersites, bald Held und bald Taugenichts. Herr Gaime unterzog sich der Mühe, mich auf den richtigen Platz zu stellen und mich mir selber zu zeigen, ohne meiner zu schonen und ohne mich zu entmuthigen. Er sprach von meinem Charakter und meinen Fähigkeiten in sehr anerkennender Weise, aber er fügte hinzu, daß er sähe, wie sich aus ihnen auch die Hindernisse erhöben, die mich davon abhalten würden, aus ihnen Nutzen zu ziehen, so daß er in ihnen viel weniger Stufen zu meinem Glücke als Hilfsmittel erblickte, es entbehren zu können. Er entwarf mir ein treues Bild von dem menschlichen Leben, von dem ich nur falsche Vorstellungen hatte; er zeigte mir, wie der Weise auch bei widrigem Geschick immer dem Glücke nachjagen und selbst bei ungünstigem Winde rastlos streben könne, es zu erreichen; wie es ohne Weisheit kein wahres Glück gebe, und wie die Weisheit sich in allen Ständen finde. Er schwächte bedeutend meine Bewunderung äußerer Größe ab, indem er mir nachwies, daß diejenigen, welche über Andere herrschten, nicht weiser und glücklicher wären als sie. Er sagte mir etwas, woran ich seitdem oft wieder gedacht habe; er stellte nämlich die Behauptung auf: könnte jeder Mensch in den Herzen aller übrigen lesen, so würde es weit mehr Leute geben, die herabzusteigen, als solche, die emporzusteigen wünschten. Diese Bemerkung, die eine treffende Wahrheit und durch-

aus nichts Uebertriebenes enthält, ist mir im Laufe meines Lebens von großem Nutzen gewesen, um mir in meiner niedrigen Stellung meine Zufriedenheit zu bewahren. Er gab mir die ersten richtigen Anschauungen vom Rechtschaffenen, das mein aufgeblasener Sinn nur in seinen Maßlosigkeiten aufgefaßt hatte. Er machte mir klar, daß die Begeisterung erhabener Tugenden in der Gesellschaft wenig Nutzen stifte; daß, wer sich zu hoch emporschwänge, leicht fallen könnte; daß die beständige Beobachtung kleiner Pflichten, wenn man sie stets treu zu erfüllen strebte, nicht weniger Kraft verlangte als alle Heldenthaten; daß sie uns sogar für unsere Ehre und unser Glück ungleich heilsamer wäre, und daß es für uns einen unendlich höheren Werth hätte, beständig die Achtung der Menschen zu besitzen, als bisweilen ihre Bewunderung.

Um die Pflichten des Menschen festzustellen, war es nöthig, auf die Gründe für dieselben zurückzugehen. Außerdem brachte uns der Schritt, den ich gethan und der mich in meine gegenwärtige Lage versetzt hatte, ganz von selbst darauf, von Religion zu sprechen. Man ahnt schon, daß der redliche Gaime, wenigstens zum großen Theile, das Original des savoyischen Vicars ist. Lediglich aus Klugheit, die ihn mit größerer Zurückhaltung zu reden zwang, erklärte er sich über gewisse Punkte mit weniger Offenheit; aber im Uebrigen waren seine Grundsätze, seine Gesinnungen, seine Ansichten die nämlichen, und bis auf seinen Rath, in mein Vaterland zurückzukehren, war alles genau so, wie ich es späterhin veröffentlicht habe. Ohne auf Unterredungen, mit deren Inhalt sich jeder Leser bekannt machen kann, näher einzugehen, will ich deshalb nur sagen, daß seine weisen, wenn auch anfänglich wirkungslosen Lehren, in meinem Herzen zu einem Keime von Tugend und Religion wurden, der nie darin erstickte, und der, um Frucht zu bringen, nur auf die Pflege einer geliebteren Hand wartete.

Obgleich meine Bekehrung damals kaum eine wahre genannt werden kann, fühlte ich mich immerhin bewegt. Weit entfernt, mich bei seinen Gesprächen zu langweilen, fand ich vielmehr wegen ihrer Klarheit, ihrer Einfachheit und vor allem wegen einer gewissen Herzenswärme, welche,

wie ich fühlte, durch sie hindurchwehte, Gefallen an ihnen. Ich habe eine liebevolle Seele und habe mich den Menschen stets weniger nach Maßgabe des mir erwiesenen Guten als des mir an den Tag gelegten Wohlwollens angeschlossen, und darüber hat sich mein Gefühl selten getäuscht. Auch gewann ich Herrn Gaime in Wahrheit lieb; ich war gleichsam sein zweiter Schüler, und für den Augenblick gewährte mir dies den unschätzbaren Vortheil, daß es den Hang zu jenem Laster, zu welchem mein Müßiggang mich zog, in mir unterdrückte.

Eines Tages, als ich an nichts weniger dachte, ließ mich der Graf de la Rocca zu sich rufen. Die vielen fruchtlosen Gänge zu ihm, bei denen es mir nie gelungen war, ihn zu sprechen, hatten mich verdrossen, und ich hatte sie eingestellt. Ich glaubte, er hätte mich vergessen, oder es wären ihm unangenehme Eindrücke von mir geblieben. Ich irrte mich. Mehr als einmal war er Zeuge der hingebenden Liebe gewesen, mit der ich meine Pflicht bei seiner Tante erfüllt hatte; er hatte sie sogar darauf aufmerksam gemacht und redete mit mir abermals davon, als ich selbst nicht mehr daran dachte. Er empfing mich freundlich, theilte mir mit, er hätte, ohne mich mit leeren Versprechungen hinzuhalten, ein Unterkommen für mich gesucht; es wäre ihm gelungen, er hätte mir nun den Weg gebahnt, etwas zu werden, das Uebrige wäre meine Sache; das Haus, in welches er mir Eintritt verschafft, wäre mächtig und angesehen, ich bedürfte keines anderen Beschützers, um meine Zukunft zu sichern; würde man mich auch anfänglich als einfachen Diener behandeln, wie ich gewesen wäre, so könnte ich doch versichert sein, daß man, falls man sich überzeugte, meine Gesinnungen wie meine Aufführung erhöben mich über diesen Stand, geneigt wäre, mich nicht in demselben zu lassen. Der Schluß dieser Rede stand mit den glänzenden Hoffnungen, welche der Anfang in mir erweckt hatte, in grausamem Widerspruche. Was! Immer Diener? sagte ich mit einem bittern Unwillen, den die Zuversicht jedoch bald wieder verwischte, zu mir selber. Ich fühlte mich zu wenig für eine solche Stellung geschaffen, um zu besorgen, daß man mich darin lassen würde.

Er führte mich zu dem Grafen von Gouvon, Oberstallmeister der Königin und Haupt des erlauchten Hauses Solar. Das würdevolle Aeußere dieses ehrwürdigen Greises machte mir die Leutseligkeit seiner Aufnahme nur um so rührender. Er fragte mich mit Theilnahme nach meinen Verhältnissen, und ich antwortete ihm mit Aufrichtigkeit. Er sagte zu dem Grafen della Rocca, ich hätte ein freundliches Gesicht, welches zugleich auf Geist schließen ließe; es schiene mir in der That nicht daran zu fehlen, allein man müßte auch das Uebrige nicht außer Acht lassen. Darauf wandte er sich wieder zu mir und sagte: „Mein Kind, der Anfang ist fast in allen Dingen schwer; der Anfang deiner Stellung wird es jedoch nicht in sehr hohem Grade sein. Sei klug und strebe hier jedem zu gefallen, das ist für den Augenblick deine einzige Aufgabe. Sei übrigens guten Muthes; man wird für dich sorgen." Unmittelbar darauf führte er mich zur Marquise von Breil, seiner Schwiegertochter, und stellte mich ihr vor, alsdann dem Abbé von Gouvon, seinem Sohne. Ich hatte bereits Erfahrung genug, um mir sagen zu können, daß man bei der Annahme eines Dieners nicht so viele Umstände mache. In Wirklichkeit behandelte man mich nicht als solchen. Ich aß mit der höheren Dienerschaft in der Anrichtestube, ich brauchte nicht Bedientenkleidung zu tragen und als mich der Graf von Favria, ein junger Leichtfuß, hinten auf seine Kutsche steigen lassen wollte, verbot sein Großvater, daß ich mich auf irgend einen Wagen hinten als Diener hinstellen oder jemandem außerhalb des Hauses in gleicher Eigenschaft folgen sollte. Allerdings wartete ich bei Tafel auf und leistete innerhalb des Hauses ungefähr den Dienst eines Lakaien, aber ich verrichtete ihn gewissermaßen aus freiem Antriebe, ohne daß mir die Bedienung einer bestimmten Person übertragen wäre. Mit Ausnahme einiger Briefe, die man mir dictirte, und weniger Bilder, die mir der Graf von Favria auszuschneiden befahl, gab man mir keine Arbeit auf, so daß ich fast den ganzen Tag über Herr meiner Zeit war. Diese Probe, auf die ich mich nicht gefaßt gemacht hatte, war sicherlich sehr gefährlich; sie war nicht einmal sehr gut gemeint, denn diese große Unthätigkeit konnte mich dahin

bringen, daß ich Laster annahm, die mir sonst fremd geblieben wären.

Aber zum größten Glücke war dies nicht der Fall. Herrn Gaime's Lehren hatten Eindruck auf mein Herz gemacht, und sie gefielen mir in so hohem Grade, daß ich mich bisweilen heimlich entfernte, um sie von neuem anzuhören. Ich glaube, daß die, welche mich so verstohlen ausgehen sahen, schwerlich ahnten, wohin ich ging. Es läßt sich unmöglich etwas Verständigeres denken als die Rathschläge, die er mir über meine Aufführung gab. Mein erstes Auftreten in meinem neuen Dienste war bewunderungswürdig gewesen; ich hatte eine Beflissenheit, eine Aufmerksamkeit, einen Diensteifer gezeigt, die alle Welt bezauberten. Der Abbé Gaime hatte mir klüglich den Wink gegeben, diesen ersten Feuereifer zu mäßigen, damit er nicht späterhin in auffallender Weise nachließe. „Ihr erstes Auftreten," sagte er, „wird die Richtschnur für alle an Sie gestellte Anforderungen sein; richten Sie es so ein, daß Sie in der Folge noch mehr leisten können, aber hüten Sie sich, je weniger zu thun."

Da man sich nur oberflächlich nach meinen kleinen Fähigkeiten erkundigt hatte und bei mir keine andern voraussetzte als die, welche mir die Natur verliehen hatte, so schien es trotz jener Versicherung des Grafen von Gouvon nicht, daß man daran dächte, meine Talente auszunutzen. Andere Angelegenheiten kamen dazwischen, und ich wurde fast vergessen. Der Marquis von Breil, Sohn des Grafen von Gouvon, war damals Gesandter in Wien. Bei Hofe waren plötzlich Veränderungen eingetreten, die sich in der Familie fühlbar machten, und man befand sich hier einige Wochen lang in einer Aufregung, die nicht Zeit übrig ließ, an mich zu denken. Bis dahin hatte ich jedoch in meinem Dienseifer wenig nachgelassen. Ein Umstand war mir angenehm und doch auch wieder schädlich, indem er jede äußere Zerstreuung fernhielt, aber mich hinsichtlich meiner Pflichten ein wenig zerstreuter machte.

Fräulein von Breil war eine junge Person, ungefähr in meinem eigenen Alter, gut gewachsen, leidlich hübsch, von sehr weißer Hautfarbe, mit ganz dunklem Haar und, obgleich Brünette, mit jener Sanftmuth in den Zügen,

Rousseau & Blondine.

durch welche sich die Blondinen auszuzeichnen pflegen, und der mein Herz nie hat widerstehen können. Die jungen Personen so kleidsame Hoftracht ließ ihren niedlichen Wuchs hervortreten, zeigte ihren Busen und ihre Schultern unverhüllt und machte in Folge der Trauer, die man damals trug, ihren Teint noch blendender. Man wird sagen, daß es einem Diener nicht zustehe, solchen Dingen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Ich hatte ohne Zweifel Unrecht, aber ich bemerkte es dennoch und ich war nicht einmal der Einzige. Der Haushofmeister und die Kammerdiener sprachen bei Tische bisweilen mit einer Gemeinheit davon, die mir grausame Qualen bereitete. Der Kopf schwindelte mir trotzdem nicht in dem Grade, daß ich mich Knall und Fall in sie verliebte. Ich vergaß mich nicht, ich hielt mich auf meinem Platze, und selbst meine Begierden nahmen sich keine Freiheiten heraus. Ich blickte Fräulein von Breil gern an, hörte sie gern einige Worte äußern, in denen sich Geist, Verstand und Sittsamkeit zu erkennen gab; mein Ehrgeiz, der sich auf das Vergnügen, sie zu bedienen, beschränkte, ging nicht über meine Rechte hinaus. Bei Tafel suchte ich aufmerksam nach der Gelegenheit, sie zur Geltung zu bringen. Verließ ihr Diener einen Augenblick ihren Stuhl, so sah man mich sofort hinter ihm stehen, sonst stellte ich mich ihr gegenüber auf; ich suchte ihr ihre Wünsche an den Augen abzulesen; ich paßte den Augenblick ab, ihren Teller zu wechseln. Was würde ich nicht gethan haben, damit sie mich eines Auftrages, eines Blickes, eines einzigen Wortes gewürdigt hätte. Aber nein, ich hatte die Kränkung, für sie gar nicht zu existiren, sie bemerkte nicht einmal, daß ich da war. Eines Tages hatte ihr Bruder, der bisweilen bei Tafel das Wort an mich richtete, eine nicht sehr verbindliche Aeußerung gegen mich fallen lassen, deren ich mich nicht mehr entsinne. Als ich ihm darauf eine feine und wohlgesetzte Antwort gab, wurde sie aufmerksam und warf die Augen auf mich. Dieser Blick reichte hin, so kurz er war, mich in Entzücken zu versetzen. Am folgenden Tage bot sich die Gelegenheit dar, einen zweiten zu erlangen, und ich ließ sie nicht unbenutzt vorübergehen. Man gab an diesem Tage ein großes Mahl, bei dem der

Haushofmeister, wie ich zum ersten Male zu meiner großen Verwunderung gewahrte, seinen Dienst mit dem Degen an der Seite und dem Hut auf dem Kopfe versah. Zufälligerweise kam man auf den Wahlspruch des Hauses Solar zu sprechen, welcher nebst dem Wappen auf der Tapete angebracht war: „Tel fiert qui ne tue pas.“ Da die Piemontesen in der französischen Sprache nicht sehr bewandert sind, entdeckte jemand in diesem Wahlspruche einen orthographischen Fehler und behauptete, daß in dem Worte fiert das t zu viel wäre.

Eben wollte der alte Graf von Gouvon antworten, als plötzlich seine Augen auf mich fielen, und er sah, daß ich lächelte, ohne eine Bemerkung zu wagen; er gebot mir deshalb zu reden. Ich sprach mich nun dahin aus, daß meines Erachtens das t nicht überflüssig wäre; fiert wäre ein altes französisches Wort, welches nicht von dem Eigenschaftsworte ferus, fier, stolz, drohend, sondern von dem Zeitworte ferit, er schlägt zu, er verwundet, herkäme; deshalb schiene mir der Wahlspruch nicht zu sagen: Mancher droht, sondern Mancher schlägt zu, ohne zu tödten.

Alle Tischgäste blickten mich und blickten sich unter einander an, ohne etwas zu sagen. Nie im Leben sah man ein gleiches Erstaunen; aber noch mehr schmeichelte mir die Wahrnehmung, daß sich auf dem Gesichte des Fräulein von Breil unverkennbar eine Miene der Befriedigung ausprägte. Diese so hochmüthige Person ließ sich herab, mir einen zweiten Blick zuzuwerfen, der dem ersten mindestens gleichkam; dann die Augen auf ihren Großvater richtend, schien sie mit einer Art Ungeduld das Lob zu erwarten, welches er mir schuldig war, und das er mir in der That in so reichem Maße und mit einer so zufriedenen Miene ertheilte, daß die ganze Tafel sich beeiferte, in dasselbe einzustimmen. Dieser Augenblick war kurz, aber in jeder Hinsicht köstlich. Es war einer jener nur allzu seltenen Augenblicke, welche die Dinge wieder in ihre natürliche Ordnung zurückversetzen und das herabgewürdigte Verdienst für die Kränkungen des Schicksals rächen. Einige Minuten später bat mich Fräulein von Breil, die Augen abermals zu mir emporhebend, mit einer eben so schüchternen wie freundlichen Stimme,

ihr zu trinken zu reichen. Man kann sich vorstellen, daß ich sie nicht warten ließ. Als ich mich ihr aber näherte, wurde ich von einem solchen Zittern ergriffen, daß ich, noch dazu da ich das Glas zu voll geschenkt hatte, einen Theil des Wassers auf ihren Teller und sogar auf sie selber goß. Ihr Bruder fragte mich unkluger Weise, weshalb ich so heftig zitterte. Diese Frage diente nicht dazu, mich wieder Fassung gewinnen zu lassen, und Fräulein von Breil erröthete bis aufs Weiße der Augen.

Hier endete der Roman; man wird bei diesem wie bei dem mit Frau Basile und im Verlaufe meines ganzen weiteren Lebens bemerken, daß ich im Abschlusse meiner Liebschaften nicht glücklich bin. Vergeblich wich ich nicht aus dem Vorzimmer der Frau von Breil; ich erhielt nicht ein einziges Zeichen von Beachtung von ihrer Tochter mehr. Sie ging aus und kehrte zurück, ohne mich anzublicken, und ich wagte kaum die Augen auf sie zu werfen. Ich war sogar so albern und ungeschickt, daß ich eines Tages, als sie beim Vorübergehen ihren Handschuh hatte fallen lassen, statt auf diesen Schatz, den ich hätte mit Küssen bedecken mögen, loszustürzen, nicht einmal den Muth besaß, mich vom Flecke zu rühren, und ihn von einem plumpen Tölpel von Diener aufheben ließ, den ich gern erdrosselt hätte. Um mich vollends einzuschüchtern, nahm ich wahr, daß ich nicht das Glück hatte, Frau von Breil zu gefallen. Nicht allein ertheilte sie mir nie einen Auftrag, sondern sie nahm auch keinen Dienst von mir an, und einmal fragte sie mich, als sie mich in ihrem Vorzimmer fand, in sehr trocknem Tone, ob ich nichts zu thun hätte. So mußte ich denn von diesem lieben Vorzimmer fern bleiben. Anfangs war ich darüber bekümmert, aber Zerstreuungen traten dazwischen, und bald dachte ich nicht mehr daran.

Zum Troste für die Geringschätzung der Frau von Breil gereichte mir die Güte ihres Schwiegervaters, der endlich inne wurde, daß ich da war. Am Abende nach dem erwähnten Mahle hatte er eine halbstündige Unterredung mit mir, von der er befriedigt schien und ich mich bezaubert fühlte. So viel Geist dieser gute Greis auch besaß, so hatte er doch weniger als Frau von Vercellis; dafür hatte er

aber mehr Herz und nahm sich meiner mit größerem Edelmuthe an. Er forderte mich auf, mich an seinen Sohn, den Abbé von Gouvon anzuschließen, der mich liebgewonnen hätte; diese Zuneigung könnte mir, wenn ich sie benutzte, insofern vortheilhaft sein, daß er mir beistände, mir das zu erwerben, was mir für die Absichten, die man mit mir hätte, noch fehlte. Schon früh am nächsten Tage eilte ich zu dem Herrn Abbé hin. Er empfing mich nicht wie einen Diener, bot mir einen Platz vor seinem Kaminfeuer an und sah, indem er mich mit größter Milde prüfte, bald ein, daß mein in so vielen Wissenschaften begonnener Unterricht in keiner einzigen vollendet war. Da er sich namentlich überzeugte, daß ich wenig Latein wußte, übernahm er, mich darin weiter zu bringen. Wir kamen überein, daß ich ihn alle Morgen besuchen sollte, und ich begann gleich am andern Tage. Auf diese Weise war ich in Folge einer jener Seltsamkeiten, die man oft in meinem Lebenslaufe finden wird, in einer Stellung zugleich über und unter meinem Stande; ich war in dem nämlichen Hause Schüler und Diener, und in meinem Bedientenstande hatte ich gleichwohl einen Lehrer von so hoher Geburt, daß er diese Stellung nur bei Kindern von Königen hätte übernehmen können.

Der Abbé von Gouvon war ein jüngerer, von der Familie für einen Bischofssitz bestimmter Sohn, der aus diesem Grunde umfassendere Studien hatte treiben müssen, als bei Kindern vornehmer Familien der Fall zu sein pflegt. Man hatte ihn auf die Universität zu Siena gesandt, wo er mehrere Jahre verweilt und von wo er eine ziemlich starke Dosis Cruscantismus zurückgebracht hatte, so daß er in Turin ungefähr dasselbe war, was der Abbé Dangeau dereinst in Paris.*) Aus Abneigung gegen die Theologie hatte er sich der schönen Literatur zugewandt, was in Italien bei denen, welche die Laufbahn eines Prälaten einschlagen, sehr gewöhnlich ist. Er hatte die Dichter fleißig gelesen; er machte in lateinischer und italienischer Sprache leidliche

*) Cruscantismus ist hier mit Purismus synonym. Die Italiener bezeichnen mit dem Worte cruscante jeden, der sich bestrebt, sich nur der von der Akademie della Crusca anerkannten Worte zu bedienen.

Verse. Kurz er hatte so viel Geschmack, wie er brauchte, den meinigen zu bilden und in den Wust, mit dem ich mir den Kopf vollgepfropft hatte, einige Ordnung zu bringen. Sei es jedoch, daß mein Geschwätz in ihm eine falsche Vorstellung von meinem Wissen hervorgerufen hatte, sei es, daß ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache unerträglich waren, er trieb sie von Anfang an zu schwer für mich. Kaum hatte er mich einige Fabeln des Phädrus übersetzen lassen, so stürzte er mich in den Virgil hinein, der mir fast völlig unverständlich blieb. Es war, wie man in der Folge sehen wird, meine Bestimmung, das Lateinische oft anzufangen und es nie zu lernen. Indessen arbeitete ich mit ziemlichem Eifer, und der Herr Abbé mühte sich mit einer Güte, an die ich noch immer mit Rührung zurückdenke, mit mir ab. Ich brachte sowohl zu meinem Unterrichte als auch in seinem Dienste einen guten Theil des Morgens bei ihm zu; nicht als hätte ich ihn persönlich zu bedienen gehabt — das duldete er nie von mir — aber ich mußte schreiben, was er dictirte, oder Abschriften anfertigen, und diese Thätigkeit als sein Schreibgehilfe war mir nützlicher als jene, die ich als Schüler entfaltete. Nicht allein lernte ich auf diese Weise das Italienische in seiner vollen Reinheit, sondern faßte auch Vorliebe für die Literatur und gewann ein ziemlich richtiges Urtheil über den Werth der Bücher, das ich mir bei der Tribu nicht aneignen konnte und das mir in der Folge, als ich für mich allein zu arbeiten begann, große Dienste leistete.

Diese Zeit war diejenige in meinem Leben, in der ich mich, frei von allen romanhaften Plänen, am vernünftigsten der Hoffnung, es zu etwas zu bringen, überlassen konnte. Der Abbé machte kein Hehl daraus, wie zufrieden er mit mir war, und sein Vater hatte mir sein Wohlwollen in so hohem Grade geschenkt, daß er, wie mir der Graf von Favria erzählte, mit dem Könige von mir gesprochen hatte. Sogar Frau von Breil hatte ihre verächtliche Miene gegen mich abgelegt. Kurz ich wurde eine Art Liebling im Hause, zu großer Eifersucht der übrigen Diener, die bei der Wahrnehmung, daß mir die Ehre zu Theil wurde, von dem Sohne ihres Herrn unterrichtet zu werden, sehr wohl einsahen, daß dies nicht geschah, um mich noch lange in einer der ihrigen gleichen Stellung zu erhalten.

So viel ich nach einigen flüchtig hingeworfenen Worten, über welche ich erst später nachgedacht, über die Absichten, die man mit mir hatte, zu urtheilen im Stande bin, will es mir scheinen, daß es der Familie Solar, die sich auf Gesandtschaftsposten und vielleicht sogar auch auf Ministerstellen Rechnung machte, sehr vortheilhaft vorgekommen war, sich im Voraus eine brauchbare und fähige Person heranzubilden, die bei ihrer völligen Abhängigkeit von ihr in der Folge ihr Vertrauen hätte erhalten und sich ihr nützlich erweisen können. Die Absicht des Grafen von Gouvon war edel, vernünftig, hochherzig und eines wohlthätigen Herrn, der die Zukunft im Auge hatte, wahrhaft würdig; aber abgesehen davon, daß ich damals nicht ihre ganze Tragweite überschaute, war sie für meinen Kopf auch viel zu vernünftig und verlangte eine zu lange Unterwürfigkeit. Mein toller Ehrgeiz suchte das Glück nur auf dem Wege der Abenteuer; und da ich keine Frau dabei im Spiele sah, so schien mir diese Art, zum Ziele zu gelangen, langsam, mühevoll und freudlos, obwohl ich sie gerade für um so ehrenvoller und sicherer hätte halten sollen, weil die Frauen mit ihr nichts zu thun hatten, indem die Art von Verdienst, welcher sie ihren Schutz angedeihen lassen, sicherlich sich nicht mit dem messen kann, das man bei mir voraussetzte.

Alles ging prächtig. Ich hatte mir jedermanns Achtung erworben, ja fast jedermann abgezwungen; die Prüfungszeit war zu Ende, und man betrachtete mich im Hause allgemein als einen jungen Mann von den größten Hoffnungen, der sich nicht auf dem rechten Platze befände und den man auf denselben gelangen zu sehen erwartete. Aber mein Platz war nicht der mir von Menschen angewiesene, und ich sollte ihn auf ganz anderen Wegen erreichen. Ich spiele auf einen jener charakteristischen Züge an, die mir eigen sind, und auf die es den Leser hinzuweisen genügt, ohne irgend eine Bemerkung hinzuzufügen.

Obgleich es in Turin viele Neubekehrte meiner Art gab, liebte ich sie nicht und hatte nie einen derselben sehen wollen. Dagegen hatte ich einige Genfer, die ihrem Glauben

treu geblieben waren, kennen gelernt, unter andern einen Herrn Mussard, mit dem Beinamen Schiefmaul, einen Miniaturmaler und weitläuftigen Verwandten von mir. Dieser Mussard kundschaftete meinen Aufenthalt bei dem Grafen von Gouvon aus und besuchte mich daselbst mit einem andern Genfer, Namens Bâcle, dessen Kamerad ich während meiner Lehrzeit gewesen war. Dieser Bâcle war ein sehr unterhaltender, sehr heiterer Bursche voller spaßhafter Einfälle, die sein Alter angenehm machte. Und mit einem Male schwärmte ich für Herrn Bâcle, und schwärmte gleich dermaßen für ihn, daß ich nicht mehr von ihm lassen konnte. Er war Willens, binnen kurzem seine Rückreise nach Genf anzutreten. Was für ein Verlust mußte das für mich werden! Ich fühlte seine ganze Größe nur allzu sehr. Um wenigstens die mir noch übrig gelassene Zeit auszunutzen, trennte ich mich nicht mehr von ihm, oder er trennte sich vielmehr nicht von mir, denn zuerst schwindelte mir der Kopf noch nicht bis zu dem Grade, daß ich den Tag ohne Erlaubnis außerhalb des Palastes bei ihm zugebracht hätte. Als man sich jedoch bald überzeugte, daß er mich vollkommen umlagerte, verbot man ihm die Thür, und ich gerieth darüber dergestalt in Hitze, daß ich über meinen Freund Bâcle alles vergaß, weder dem Abbé noch dem Grafen meine Aufwartung machte, und man mich im Hause nie mehr sah. Man machte mir Vorwürfe, aber ich nahm sie nicht zu Herzen. Man drohte, mich zu verabschieden. Diese Drohung wurde mein Untergang. Sie zeigte mir die Möglichkeit, Bâcle's Reisegefährte werden zu können. Von jetzt an kannte ich kein anderes Vergnügen, kein anderes Lebensglück, keine andere Seligkeit mehr, als das, eine gleiche Reise zu machen, und ich sah dabei nur das Wonnige der Reise, an deren Ziele sich mir noch obendrein Frau von Warens, wenn auch in unermeßlicher Ferne zeigte; denn nach Genf zurückzukehren, hatte ich nie im Sinne. Berge, Wiesen, Haine, Bäche, Dörfer schwebten in endloser Reihe und mit immer neuen Reizen vor meinen Augen; diese so viele Genüsse versprechende Reise schien mein ganzes Leben in Anspruch nehmen zu sollen. Ich erinnerte mich mit Entzücken, wie reizend mir diese nämliche Reise bei meiner Herkunft erschienen war. Was mußte sie erst werden, wenn zu allem Reize der Unabhängigkeit noch der hinzutrat, den Weg mit einem Gefährten von meinem Alter, meinem Hange und meinem Temperamente zurückzulegen, ungenirt, ungezwungen und ungebunden, marschirend oder rastend, sobald es uns beliebte. Man hätte ein Thor sein müssen, um ein solches Glück den Plänen des Ehrgeizes zu opfern, die sich erst langsam und schwierig verwirklichen ließen und deren Erfolg sogar unsicher war, Plänen, die selbst bei einem dereinstigen Gelingen trotz all ihres Glanzes auch nicht eine Viertelstunde wahrer Freude und jugendlicher Freiheit aufwogen.

Von diesem klugen Gedanken erfüllt, betrug ich mich der Art, daß es mir wirklich gelang, weggejagt zu werden, und ich setzte es in Wahrheit nicht ohne Mühe durch. Eines Abends zeigte mir der Haushofmeister, als ich heimkehrte, meine Entlassung im Namen des Herrn Grafen an. Das war es gerade, was ich verlangte; denn da sich mir das Bewußtsein von der Thorheit meines Betragens recht wohl aufdrängte, fügte ich derselben zu meiner Selbstentschuldigung noch Ungerechtigkeit und Undankbarkeit hinzu, in dem Wahne, dadurch das Unrecht auf jene Leute zu wälzen und mich vor mir selbst zu rechtfertigen, als hätte ich mich nur aus Noth zu meinem Entschlusse bestimmen lassen. Der Graf von Favria hatte mir sagen lassen, er wünschte mich morgen früh vor meinem Verlassen des Hauses noch einmal zu sprechen, und da man mir anmerkte, daß ich bei meiner Hirnzerrüttung fähig wäre, diese Aufforderung unbeachtet zu lassen, erklärte mir der Haushofmeister, er würde mir erst nach meiner Aufwartung bei demselben eine kleine mir bewilligte Geldsumme auszahlen, die ich sicherlich nicht verdient hätte, denn da man nicht beabsichtigte, mich in dem Dienerstande zu lassen, so hatte man mir auch keinen festen Lohn ausgesetzt.

So jung und leichtfertig der Graf von Favria auch war, so hielt er mir bei dieser Gelegenheit doch die verständigsten und ich möchte fast sagen, die zärtlichsten Reden, in so herzlicher und für mich schmeichelhafter und rührender Weise setzte er mir die freundlichen Gesinnungen seines

Oheims und die Absichten seines Großvaters auseinander. Nachdem er mir endlich alles, was ich opferte, um mich ins Verderben zu stürzen, lebhaft vor Augen gestellt hatte, bot er sich mir zum Vermittler an, indem er mir nur die eine Bedingung stellte, daß ich den Verkehr mit dem kleinen Taugenichts, der mich verführt hatte, aufgeben sollte.

Es war so augenscheinlich, daß er das alles nicht aus sich selbst sprach, daß ich trotz meiner albernen Verblendung die ganze Güte meines greisen Herrn empfand und von ihr gerührt wurde; allein diese genußreiche Reise hatte sich meiner Phantasie bereits allzu tief eingeprägt, als daß irgend etwas ihren Reiz aufwiegen konnte. Ich war völlig wie von Sinnen, ich wurde verstockt und verhärtet, ich spielte den Stolzen und erwiderte hochmüthig, da man mir den Abschied einmal ertheilt, hätte ich ihn angenommen; jetzt wäre es zu spät, ihn zu widerrufen; was mir im Leben auch zustoßen könnte, so wäre ich doch entschlossen, mich nie zweimal aus einem Hause fortjagen zu lassen. Mit Recht aufgebracht, legte mir nun dieser junge Mann die Namen bei, die ich verdiente, stieß mich an den Schultern zu seinem Zimmer hinaus und schlug die Thüre hinter mir zu. Wie im Triumphe ging ich meiner Wege, als hätte ich den größten Sieg erfochten, und aus Furcht, noch einen zweiten Kampf durchzumachen, hatte ich die Niedrigkeit, mich zu entfernen, ohne mich bei dem Herrn Abbé für alle seine Güte zu bedanken.

Um die ganze Höhe meines Wahnsinns in diesem Augenblicke zu begreifen, müßte man wissen, wie sehr mein Herz geneigt ist, sich für die geringsten Dinge zu erwärmen, und wie gewaltig es sich in die Vorstellung des Gegenstandes, der es anlockt, vertieft, so nichtig dieser Gegenstand bisweilen auch sein mag. Die seltsamsten, kindischsten, albernsten Pläne nähren dann meinen Lieblingsgedanken und zeigen mir die Möglichkeit, ihn auszuführen. Sollte man glauben, daß man in einem Alter von beinahe neunzehn Jahren sein Auskommen für seine ganze übrige Lebenszeit auf ein leeres Fläschchen gründen könne? Man höre nur!

Der Abbé von Gouvon hatte mir einige Wochen vor meiner Entlassung einen kleinen, sehr niedlichen Heronsbrunnen, über den ich entzückt war, zum Geschenk gemacht. Während wir, der kluge Bâcle und ich, ihn springen ließen, und dabei von unserer Reise plauderten, kamen wir auf den Gedanken, ihn zur Verlängerung derselben zu benutzen. Was konnte es auch Merkwürdigeres in der Welt geben als einen Heronsbrunnen? Diese Ueberzeugung war das Fundament, auf dem wir das Gebäude unseres erträumten Glückes aufführten. Wir hatten nichts weiter nöthig, als die Bauern in jedem Dorfe um unsern Springbrunnen zu versammeln, und köstliche Mahlzeiten mußten uns dann in um so größerem Ueberfluß zufallen, als wir beide nicht anders glaubten, als daß die Lebensmittel denen, welche sie ernten, eigentlich nichts kosten, und daß es lediglich an ihrem bösen Willen läge, wenn sie die Vorüberreisenden nicht förmlich damit nudelten. Wir weilten mit unsern Gedanken nur bei Festlichkeiten und Hochzeitsfeiern, mit Sicherheit darauf rechnend, daß wir außer dem Athem unserer Lungen und dem Wasser unseres Springbrunnens nichts aufzuwenden brauchten, da letzterer uns die Reisekosten durch Piemont, Savoyen, Frankreich und die ganze Welt verdienen würde. Wir machten Reisepläne ohne Ende und wollten unsern Weg zunächst nach Norden nehmen, mehr aus Lust die Alpen zu übersteigen, als aus Besorgnis, doch noch irgendwo festgehalten zu werden.

1731—1732.

Das war der Plan, mit welchem ich zu Felde zog, als ich meinen Beschützer und meinen Lehrer ohne Reue verließ und meine Studien, meine Hoffnungen und die Erwartung eines fast sicheren Glückes aufgab, um das Leben eines echten Vagabunden zu beginnen. Ich sagte der Hauptstadt Lebewohl, sagte dem Hofe, dem Ehrgeiz, der Liebe, den Schönen und all den großen Abenteuern Lebewohl, deren Aussicht mich im vorigen Jahre hierher getrieben hatte. Ich breche auf mit meinem Springbrunnen und meinem Freunde Bâcle, mit leichter Börse aber übervollem Herzen, nur an den Genuß dieses glücklichen Wanderlebens denkend, auf das ich mit einem Male meine glänzenden Pläne beschränkt hatte.

Diese wunderliche Reise brachte mir wirklich fast eben so viel Vergnügen, wie ich mir davon versprochen hatte, wenn sie auch nicht ganz auf dieselbe Weise verlief; denn obgleich unser Springbrunnen in den Schenken die Wirthinnen und ihre Mägde einige Augenblicke belustigte, mußten wir beim Weiterwandern deshalb doch nicht weniger bezahlen. Das machte uns jedoch nur wenig Kummer, und wir dachten erst bei eintretendem Geldmangel aus dieser Hilfsquelle vollen Nutzen zu ziehen. Ein Unfall überhob uns dieser Mühe; in der Nähe von Bramant zerbrach der Springbrunnen, und es war Zeit, denn wir fühlten, wenn wir es auch nicht auszusprechen wagten; daß er uns langweilig zu werden begann. Dieses Unglück machte uns fröhlicher als zuvor und wir lachten sehr, daß wir in unserm Leichtsinn vergessen hatten, wie sich unsere Kleider und Schuhe abnützen müßten, oder daß wir gewöhnt, wir könnten uns durch das Vorzeigen unseres Heronsbrunnens neue anschaffen. Wir setzten unsere Reise eben so munter fort, wie wir sie begonnen hatten, aber in geraderer Richtung auf unser Ziel losgehend, das uns unsere immer leichter werdende Börse bald zu erreichen zwang.

Zu Chambéry wurde ich nachdenklich, nicht über die Thorheit, welche ich begangen hatte; nie brach ein Mensch so schnell und entschieden mit der Vergangenheit wie ich; aber über die Aufnahme, welche meiner bei Frau von Warens wartete, denn ihr Haus betrachtete ich völlig wie mein Vaterhaus. Ich hatte sie von meinem Eintritt beim Grafen von Gouvon in Kenntnis gesetzt; sie wußte, welche Stellung ich dort einnahm, und als sie mir Glück wünschte, hatte sie mir sehr verständige Lehren gegeben, wie ich die Güte, welche man mir erwiese, vergelten müßte. Sie betrachtete mein Glück als gesichert, wenn ich es nicht durch eigene Schuld zerstörte. Was würde sie sagen, wenn sie mich ganz unerwartet ankommen sähe? Es kam mir nicht einmal in den Sinn, daß sie mir ihre Thür verschließen könnte; aber ich fürchtete ihr Kummer zu machen, ich fürchtete ihre Vorwürfe, welche mir unerträglicher waren als das tiefste Elend. Ich war entschlossen, alles schweigend hinzunehmen und alles zu thun, um sie zu besänftigen.

Ich sah im ganzen Weltall sie allein: in ihrer Ungnade leben, war eine Unmöglichkeit.

Was mich am meisten beunruhigte, war mein Reisegefährte, dessen Aufnahme ich ihr nicht auch noch zumuthen wollte, und von dem ich mich, wie ich besorgte, nicht so leicht frei machen konnte. Ich bereitete diese Trennung dadurch vor, daß ich am letzten Tage ziemlich kalt gegen ihn war. Der Schalk durchschaute mich; er war mehr närrisch als dumm. Ich glaubte, meine Unbeständigkeit würde ihm nahe gehen; ich hatte Unrecht, meinem lieben Bâcle ging nichts nahe. Kaum hatten wir bei unserer Ankunft in Annecy den Fuß in die Stadt gesetzt, als er zu mir sagte: „Da wärest du ja zu Hause," mich umarmte, mir Lebewohl sagte, sich umdrehte und verschwand. Ich habe von ihm nie wieder etwas gehört. Unsere Bekanntschaft und Freundschaft währten im Ganzen ungefähr sechs Wochen, aber die Folgen derselben werden erst mit mir enden.

Wie mir das Herz schlug, als ich mich dem Hause der Frau von Warens näherte? Die Füße schwankten unter mir, die Augen waren mir wie verschleiert; ich sah nichts und hörte nichts; ich hätte niemanden wiedererkannt; ich mußte mehrere Male stehen bleiben, um aufzuathmen und mich erst zu fassen. War dies Furcht, nicht die Hilfe zu erlangen, deren ich bedurfte, was mich in so hohem Grade aufregte? Flößt in dem Alter, in welchem ich mich befand, die Furcht, Hungers zu sterben, solche Unruhe ein? Nein, nein, ich sage es mit eben so viel Wahrheit wie Stolz: in keinem Augenblicke meines Lebens ist je mein eigenes Wohl oder die Noth, die an mich herantrat, im Stande gewesen mein Herz freudiger zu stimmen oder zusammenzupressen. Im Laufe eines sich verschiedenartig gestaltenden und durch seine Wechselfälle merkwürdigen Lebens, häufig ohne Unterkommen und ohne Brot, habe ich Ueberfluß wie höchste Noth stets mit gleichem Auge betrachtet. Im Nothfalle wäre ich fähig gewesen, zu betteln oder zu stehlen wie jeder Andere, aber ohne es je zur Gewohnheit werden zu lassen. Wenige Menschen haben so viel geseufzt wie ich, wenige in ihrem Leben so viele Thränen vergossen; aber weder Armuth noch Furcht, in dieselbe zu gerathen,

der Welt zu, obgleich ich mit Dingen beschäftigt war, für die ich sonst am wenigsten Lust empfand. Mir lag es ob, ihre Pläne auszuarbeiten, Denkschriften ins Reine zu schreiben, Recepte abzuschreiben; ferner mußte ich Kräuter auslesen, Droguen stoßen, den Destillirkolben handhaben. Unter allen diesen Arbeiten erschienen eine Unmasse Reisender, Bettler und Besucher aller Art. Es galt zu gleicher Zeit einen Soldaten, einen Apotheker, einen Domherrn, eine schöne Dame, einen Laienbruder zu unterhalten. Ich fluchte, ich brummte, ich wünschte das ganze Gesindel zum Teufel. Sie dagegen, die alles von der heitern Seite auffaßte, wollte sich über meine Wuth halb todt lachen, und was ihr Gelächter immer mehr erregte, war, mitansehen zu müssen, wie ich immer wüthender wurde, je weniger ich mich selbst des Lachens enthalten konnte. Diese kleinen Unterbrechungen, in denen ich das Vergnügen hatte, mich auszubrummen, waren reizend, und wenn noch ein neuer Aufdringling während des Zankes dazu kam, so wußte sie diesen Umstand für unsere Erheiterung zu benutzen, indem sie den Besuch boshafter Weise zu verlängern suchte und mir dabei Blicke zuwarf, für die ich ihr hätte Schläge geben mögen. Sie hatte Mühe, sich eines Lachanfalles zu erwehren, wenn sie sah, wie ich, durch den Anstand zurückgehalten, sie wie ein Besessener anblickte, während ich im Grunde meines Herzens und zu meinem eigenen Aerger das alles sehr drollig fand.

Obwohl ich an diesem allen nicht an sich Gefallen fand, so machte es mir trotzdem Freude, weil es zu einem Wesen gehörte, das ich bezaubernd fand. Nichts von dem, was um mich her geschah, nichts von allem, was man mich thun ließ, entsprach meiner Neigung, aber alles that meinem Herzen wohl. Ich glaube, ich hätte es noch dahin gebracht, die Arzneikunst zu lieben, wenn mein Widerwille gegen dieselbe nicht tolle Auftritte hervorgerufen hätte, die uns unaufhörlich belustigten; vielleicht hat diese Kunst zum ersten Male eine solche Wirkung hervorgebracht. Ich behauptete, ein medicinisches Buch am Geruche zu erkennen, und das Spaßhafte dabei ist, daß ich mich selten irrte. Sie ließ mich die abscheulichsten Droguen kosten. Vergeblich ergriff

ich die Flucht oder suchte mich zu wehren. Meinem Widerstande und meinen schrecklichen Grimassen zum Trotze, mir und meinen Zähnen zum Trotz, mußte ich, wenn ich ihre niedlichen, schmierigen Finger sich meinem Munde nähern sah, ihn doch endlich öffnen und sie ablecken. Wenn ihr ganzer kleiner Hausstand in demselben Zimmer versammelt war, hätte man, wenn man uns laufen und schreien und lachen gehört, glauben müssen, daß man dort irgend ein Possenspiel aufführte, und nicht, daß man dort Opiate und Elixire verfertigte.

Meine Zeit wurde jedoch nicht völlig von diesen Possen in Anspruch genommen. Ich hatte in dem mir angewiesenen Zimmer einige Bücher gefunden: den Spectator, Puffendorf, Saint-Evremond und die Henriade. Obgleich ich nicht mehr meine alte Lesewuth hatte, las ich, wenn ich unbeschäftigt war, doch in allen ein wenig. Namentlich der Spectator gefiel mir sehr und war für mich belehrend. Der Abbé von Gouvon hatte mich gelehrt, mit weniger Gier und mehr Ueberlegung zu lesen; in Folge dessen brachte mir jetzt das Lesen größeren Nutzen. Ich gewöhnte mich über den Stil, über den eleganten Satzbau nachzudenken; ich übte mich, das reine Französisch von der Volkssprache und den landschaftlichen Dialekten zu unterscheiden. Ueber einen orthographischen Fehler, den ich mit all unsern Genfern machte, wurde ich zum Beispiel durch folgende beide Verse der Henriade belehrt:

Soit qu'un ancien respect pour le sang de leurs maîtres
Parlât encore pour lui dans le coeur de ces traîtres

Dieses Wort parlât, welches mir auffiel, machte mich darauf aufmerksam, daß die dritte Person des Subjonctif mit einem t geschrieben werden mußte, während ich es vorher parla wie das Parfait des Indicatif schrieb und aussprach.

Mitunter plauderte ich mit Mama über das Gelesene; hin und wieder las ich ihr vor, was mir große Freude machte; ich gab mir Mühe, gut zu lesen, und das war mir ebenfalls nützlich. Ich habe bereits gesagt, daß sie Kenntnisse besaß, hierbei zeigten sich dieselben im vollen Lichte. Einige Gelehrte hatten sie umschwärmt und ihr den Hof

gemacht; diese hatten sie gelehrt, sich über Erzeugnisse des Geistes ein Urtheil zu bilden. Sie besaß, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen etwas protestantisch gefärbten Geschmack. Sie sprach nur von Bayle und schätzte Saint-Evremond, der in Frankreich längst todt war, überaus. Aber trotzdem kannte sie die gute Literatur und sprach über sie sehr richtig. Sie war in gewählten Gesellschaften aufgewachsen und hatte, da sie schon in jungen Jahren nach Savoyen gekommen war, in dem anregenden Umgange mit dem dortigen Adel jenen gezierten Ton des Waadtlandes verloren, wo die Frauen das Geistreichthum für Welttton halten und nur in Epigrammen zu reden wissen.

Obgleich sie den Hof nur flüchtig gesehen, hatte sie doch einen raschen Blick auf ihn geworfen, der für sie ausreichend gewesen war, ihn kennen zu lernen. Sie erhielt sich an ihm immer Freunde, und trotz geheimer Eifersüchteleien, trotz der Unzufriedenheit, welche ihre Aufführung und ihre Schulden erregten, hat sie ihre Pension nie verloren. Sie hatte Welterfahrung und die Denkkraft, welche dazu gehört, um aus dieser Erfahrung Nutzen zu ziehen. Das Treiben in der Welt war der Lieblingsgegenstand ihrer Gespräche und bei den phantastischen Vorstellungen, die mich erfüllten, bedurfte ich gerade dieser Art des Unterrichtes am meisten. Wir lasen zusammen La Bruyère; er gefiel ihr besser als La Rochefoucauld, ein trauriges und trostloses Buch, besonders wenn man es in der Jugend liest, wo man es nicht liebt, den Menschen zu sehen, wie er ist. Wenn sie moralisirte, schweifte sie bisweilen ein wenig ab; indem ich ihr jedoch von Zeit zu Zeit den Mund oder die Hände küßte, gewann ich Geduld, und ihre Weitschweifigkeit langweilte mich nicht.

Dieses Leben war zu süß, um dauern zu können. Ich fühlte es, und die unruhige Besorgnis, es enden zu sehen, was das Einzige, was den Genuß desselben trübte. Trotz all ihrer muthwilligen Scherze studirte mich Mama, beobachtete mich, forschte mich aus, entwarf für meine Zukunft eine Menge Pläne, auf die ich gern verzichtet hätte. Glücklicherweise war noch nicht alles damit abgemacht, meine Neigungen, meinen Trieb, meine kleine Anlagen zu kennen;

man mußte auch die Gelegenheiten zu ihrer Verwerthung finden oder herbeiführen, und das alles war nicht das Werk eines Tages. Sogar die günstigen Vorurtheile, welche die arme Frau von meiner Befähigung gefaßt hatte, verzögerten den Augenblick, sie zur Geltung zu bringen, weil sie sich mit Rücksicht auf dieselben um so weniger über die Wahl der dazu erforderlichen Mittel entschließen konnte. Kurz es ging alles nach meinen Wünschen, Dank der guten Meinung, die sie von mir hatte; aber sie sollte bald umschlagen, und von da an war es mit meiner Ruhe vorbei. Einer ihrer Verwandten, ein Herr von Aubonne, besuchte sie. Es war ein sehr geistreicher, ränkevoller Mann, der sich wie sie ewig mit Projekten trug, aber ohne sich dabei zu Grunde zu richten, eine Art Abenteurer. Er hatte dem Cardinal Fleury einen verwickelten Plan zu einer Lotterie eingereicht, der abgelehnt worden war. Er beabsichtigte ihn nun dem Turiner Hofe anzubieten, wo er auch angenommen und ausgeführt wurde. Er hielt sich einige Zeit zu Annecy auf und verliebte sich daselbst in die Frau Intendantin, eine sehr liebenswürdige Person, die mir sehr gefiel und die einzige war, die ich gern bei Mama sah. Herr von Aubonne lernte mich kennen; seine Verwandte sprach mit ihm von mir; er übernahm, mich zu prüfen, sich zu überzeugen, wozu ich geeignet wäre, und mir, wenn er sähe, daß ich etwas los hätte, eine Stelle zu verschaffen.

Frau von Warens schickte mich zwei oder drei Morgen hinter einander, unter einem beliebigen Vorwande und ohne ihre Absicht durchblicken zu lassen, zu ihm. Er fing es sehr geschickt an, mich zum Plaudern zu bringen, that sehr vertraulich mit mir, munterte mich, so viel als möglich auf, sprach mit mir von verschiedenen unbedeutenden Dingen und allerlei Gegenständen, und das alles ohne mich scheinbar zu beobachten, ohne etwas Gesuchtes, als ob er Gefallen an mir fände und sich mit mir zwanglos hätte unterhalten wollen. Ich war von ihm bezaubert. Das Ergebnis seiner Beobachtungen war, daß ich, so viel mein Aeußeres und meine lebhaften Züge auch versprächen, wenn nicht völlig unfähig, wenigstens ein Knabe von wenig Geist, ohne Begriffe, beinahe ohne Kenntnisse, mit einem Worte

so gefeilt waren, daß sie zu Papier gebracht werden konnten. Daher kommt es auch, daß mir Werke, die Arbeit verlangen, besser gelingen, als solche, die mit einer gewissen Leichtigkeit, ähnlich wie Briefe, abgefaßt werden wollen, eine Gattung, deren Ton ich nie habe treffen können und die mir deshalb Qual bereitet, so oft ich mich mit ihr beschäftigen muß. Auch über die geringfügigsten Angelegenheiten schreibe ich keine Briefe, die mir nicht stundenlange Anstrengungen kosten, und wenn ich sofort niederschreiben will, was mir vorkommt, so weiß ich weder Anfang noch Ende; mein Brief wird dann ein langer und verworrener Wortschwall; man versteht mich kaum, wenn man ihn liest.

Es wird mir nicht allein sauer, die Gedanken wiederzugeben, es wird mir sogar sauer, sie zu fassen. Ich habe die Menschen studirt und halte mich für einen ziemlich guten Beobachter; allein ich bin unfähig, von dem, was ich sehe, etwas einzusehen; ich sehe nur das ein, dessen ich mich erinnere, und nur in meinen Erinnerungen bin ich klug. Von allem, was man in meiner Gegenwart sagt, in meiner Gegenwart thut, in meiner Gegenwart sich ereignet, merke ich nichts, durchschaue ich nichts. Nur das rein Aeußerliche tritt vor mein Auge. Aber später fällt mir alles wieder ein; ich entsinne mich des Ortes, der Zeit, des Tones, der Blicke, der Geberde, kurz jedes Umstandes; nichts entgeht mir. Und aus dem, was man gethan oder gesagt, finde ich dann heraus, was man dabei gedacht hat, und ich täusche mich darin selten.

Wenn ich nun allein mit mir selbst so wenig Herr meiner Geisteskräfte bin, so möge man sich vorstellen, was ich in der Unterhaltung sein muß, wo man, um schlagfertig zu reden, gleichzeitig und auf der Stelle an tausend Dinge denken muß. Der bloße Gedanke an die vielen Rücksichten, die ich zu nehmen habe und von denen ich wenigstens eine außer Acht zu lassen sicher bin, genügt, um mich einzuschüchtern. Ich begreife nicht einmal, wie man den Muth haben kann, in einer Gesellschaft zu reden, denn bei jedem Worte müßte man alle Anwesende im Auge haben, müßte man den Charakter und die Lebensgeschichte jedes Einzelnen kennen, um sicher zu sein, daß man nichts sagt,

wodurch man einen von ihnen verletzen könnte. Hierin haben die, welche in der Welt leben, einen großen Vortheil; da sie besser wissen, worüber man schweigen muß, sind sie dessen, was sie sagen, sicherer, und nichts desto weniger entschlüpfen auch ihnen nicht selten Dummheiten. Was wird nun der erst für Unheil stiften, der in einen solchen Kreis wie aus den Wolken hineinfällt! Es ist ihm fast unmöglich, auch nur eine Minute lang ungestraft zu reden. Ein Gespräch unter vier Augen ist mit einem andern Uebelstande verbunden, der mir noch schlimmer vorkommt, nämlich mit der Nothwendigkeit, fortwährend zu reden. Wenn man mit euch spricht, müßt ihr antworten, und wenn man verstummt, müßt ihr die Unterhaltung wieder aufnehmen. Dieser unerträgliche Zwang wäre allein hinreichend gewesen, mir das Gesellschaftsleben völlig zu verleiden. Ich finde keinen Zwang schrecklicher als die Verpflichtung, augenblicklich und fortwährend zu reden. Ich weiß nicht, ob dies mit meinem tödtlichen Widerwillen gegen jede Abhängigkeit zusammenhängt, aber die Nothwendigkeit, unter allen Umständen zu reden, genügt vollkommen, um mir unfehlbar eine Dummheit zu entlocken.

Noch unseliger ist es, daß trotz des richtigen Gefühls, mich schweigend verhalten zu müssen, wenn ich nichts zu sagen habe, mich förmlich die Wuth zu sprechen überfällt, um meine Schuld dadurch gleichsam schneller abzutragen. Ich stottere in größter Hast einige gedankenlose Worte hervor, mit denen sich im glücklichsten Falle gar kein Sinn verbinden läßt. Durch mein Bestreben, meine Albernheit zu besiegen oder zu verdecken, bringe ich sie gewöhnlich erst recht zu Tage. Unter tausend Beispielen, die ich anführen könnte, will ich nur eines herauswählen, welches nicht aus meiner Jugend stammt, sondern aus einer Zeit, in der ich mir die Ungezwungenheit und den Ton der Welt, in welcher ich bereits einige Jahre gelebt hatte, angeeignet haben sollte, wenn es möglich gewesen wäre. Ich befand mich eines Abends in der Gesellschaft zweier vornehmer Damen und eines Herrn, dessen Name Klang hat, nämlich des Herzogs von Gontaut. Keine andere Person befand sich in dem Zimmer, und ich bemühte mich zu

einer Unterhaltung zwischen vier Personen, von denen drei meiner Beihilfe sicherlich nicht bedurften, einige Worte, Gott weiß welche, beizutragen. Die Frau des Hauses ließ sich ein Opiat bringen, welches sie für ihren Magen täglich zweimal einnahm. Als die andere Dame sie das Gesicht verziehen sah, fragte sie lächelnd: „Rührt das Opiat von Herrn Tronchin her?“ — „Ich meine nicht,“ erwiderte erstere in dem nämlichen Tone. „Ich glaube, es ist auch nicht besser,“ fügte der geistreiche Rousseau galant hinzu. Alle wurden bestürzt. Kein Wort wurde gesprochen, kein Lächeln zeigte sich, und einen Augenblick später nahm das Gespräch eine andere Wendung. Einer Andern gegenüber wäre diese Dummheit nur lächerlich gewesen; aber an eine Dame gerichtet, die zu liebenswürdig war, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt zu haben, und die ich sicherlich nicht beleidigen wollte, war sie geradezu schrecklich; und ich glaube, daß die beiden Zeugen, der Mann sowohl wie die Frau, große Mühe hatten, ihren Unwillen gegen mich nicht sichtbar werden zu lassen. Solche geistreiche Dinge bringe ich zu Wege, wenn ich reden will, ohne daß ich etwas zu sagen habe. Ich werde die erzählte Anekdote nicht leicht vergessen, denn sie ist nicht allein an sich sehr merkwürdig, sondern ich bilde mir auch ein, daß sie Folgen nach sich gezogen hat, die mich nur zu oft an sie erinnern.

Das wird, denke ich, genügen, um verständlich zu machen, wie ich, ohne ein Dummkopf zu sein, doch oft für einen solchen gehalten worden bin, selbst von Leuten, die fähig waren, ein richtiges Urtheil zu fällen. Ihre Ansicht über mich ist um so ungünstiger, als meine Züge und meine Augen mehr versprechen, und deshalb die getäuschte Erwartung meine Dummheit nur in einem noch grelleren Lichte sieht. Diese ausführliche Charakteristik, zu der mich eine besondere Veranlassung gezwungen hat, ist zum Verständnisse des Folgenden nicht unnütz. Sie enthält den Schlüssel zu vielen Seltsamkeiten, die man mich hat thun sehen, und die man einer menschenscheuen Gemüthsstimmung zuschreibt, die mir nicht eigen ist. Ich würde den geselligen Verkehr wie jeder Andere lieben, wenn ich nicht überzeugt wäre, mich darin nicht allein zu meinem Nachtheile, sondern auch ganz anders zu zeigen, als ich bin. Mein Entschluß zu schreiben und mich zurückzuziehen ist gerade der für mich passendste. Durch mein Hervortreten in die Oeffentlichkeit hätte man nie meinen Werth erkannt, ja nicht einmal geahnt. So ist es der Frau Dupin ergangen, obgleich sie eine Frau von Geist ist und ich mehrere Jahre in ihrem Hause gelebt habe; sie hat es mir nachher oft genug selbst gesagt. Uebrigens erleidet dies alles gewisse Ausnahmen, auf welche ich in der Folge zurückkommen werde.*)

Nachdem in solcher Weise über das Maß meiner Fähigkeiten und den für mich geeignetsten Stand entschieden war, handelte es sich jetzt nun schon zum zweiten Male nur darum, daß ich dieser meiner Bestimmung auch folgte. Die Schwierigkeit war, daß ich nicht Theologie studirt und es nicht einmal im Lateinischen weit genug gebracht hatte, um Priester zu werden. Frau von Warens dachte daran, mich einige Zeit im Seminar unterrichten zu lassen. Sie nahm mit dem Herrn Superior, einem Herrn Gros, Rücksprache.

*) Eine dieser Ausnahmen werden wir bald in dem nächsten Buche kennen lernen, wo er berichtet, wie er in einer Audienz, die er mit dem Archimandriten, welchem er sich als Dolmetscher angeschlossen, bei dem Berner Senate hatte, sich gezwungen sah, auf der Stelle und ohne sich darauf vorbereitet zu haben, den Zweck und die Beweggründe seiner Sendung auseinander zu setzen. Man weiß außerdem, daß er in Gesellschaften, sobald ihn der Gegenstand des Gespräches lebhaft interessirte, und namentlich wenn er der freundlichen Gesinnungen seiner Zuhörer sicher sein konnte, mit eben so großer Leichtigkeit wie Anmuth oder Kraft, je nach der Natur des Gegenstandes, redete. Niemand aber hat ihm in dieser Hinsicht ein glänzenderes Zeugnis ausgestellt als Dusaulx in einem Berichte über ein Gastmahl, welches im Jahre 1771 bei ihm stattfand und an dem Rousseau mit anderen ihm bis dahin unbekannten Personen Theil nahm. „Wie liebenswürdig war er doch an diesem Tage, wenn man von einigen unklaren Gedanken absieht! Bald fröhlich, bald erhaben. Vor dem Mahle erzählte er uns einige der unschuldigsten Anekdoten, die er in seine Bekenntnisse aufgenommen hat. Mehrere unter uns kannten sie bereits; aber er verstand sie neu einzukleiden und ihnen eine noch größere Lebendigkeit zu verleihen als in seinem Werke. Ich spreche es dreist aus, daß er sich selbst nicht kännte, als er behauptete, daß ihm die Natur die Redegabe versagt hätte. Unzweifelhaft hatte das einsame Leben dieses Talent in ihn zurückgedrängt. Aber in Augenblicken, wo er sich offen hingab und sein Mißtrauen nicht erweckt wurde, sprudelte seine Rede in einem reißenden unwiderstehlichen Strome hervor.“

Derselbe, der dem Orden der Lazaristen angehörte, war ein gutes, halbblindes Männchen, mager und bereits ergraut und der geistreichste und am wenigsten pedantische Lazarist, den ich je gekannt, was allerdings nicht viel sagen will.

Er besuchte bisweilen Mama, die ihn freundlich aufnahm, mit ihm schön that, ihn sogar neckte und sich mitunter von ihm schnüren ließ, eine Dienstleistung, die er nicht ungern übernahm. Während er damit beschäftigt war, lief sie unaufhörlich von einer Seite des Zimmers zur andern, indem sie bald dies, bald jenes that. Von dem Schnürbande mitgezogen, mußte der alte Herr ihr folgen, wobei er ihr scheltend zurief: „Aber, gnädige Frau, verhalten Sie sich doch ruhig!" Es war ein ungemein reizendes Bild.

Herr Gros ging auf Mamas Plan bereitwillig ein. Er verlangte ein sehr geringes Kostgeld und übernahm den Unterricht. Jetzt kam es nur noch auf die Einwilligung des Bischofs an, der sie nicht allein ertheilte, sondern sich auch zur Zahlung des Kostgeldes bereit erklärte. Er gestattete auch, daß ich, bis man aus einem Versuche auf einen günstigen Erfolg schließen könnte, den man ja hoffen dürfte, in Laientracht bleiben könnte.

Welch ein Wechsel! Ich mußte mich darein schicken. Ich ging nach dem Seminar, wie ich nach dem Richtplatze gegangen wäre. Ein Seminar ist ein trauriger Aufenthalt, namentlich für den, welcher aus dem Hause einer liebenswürdigen Frau kommt. Ich nahm ein einziges Buch mit, das ich Mama mir zu leihen gebeten hatte, und das mir viel Zerstreuung gewährte. Man wird nicht ahnen, welcherlei Art es war: ein Notenbuch. Unter den Talenten, welche sie ausgebildet hatte, war die Musik nicht vergessen worden. Sie hatte Stimme, sang leidlich und spielte ein wenig Klavier. Sie war so gütig gewesen, mir einige Gesangstunden zu geben, und sie mußte dabei ziemlich von den ersten Elementen beginnen, denn ich kannte kaum die Musik unserer Choräle. Acht oder zehn von einer Frau in langen Unterbrechungen ertheilte Stunden hatten mich nicht allein nicht in den Stand gesetzt, die Scala zu singen, sondern mich nicht einmal auch nur mit dem vierten Theile der

musikalischen Zeichen bekannt gemacht. Allein ich hatte eine solche Leidenschaft für diese Kunst, daß ich den Versuch machen wollte, mich allein in ihr zu üben. Das Buch, welches ich mitnahm, war nicht einmal eines der leichtesten; es enthielt die Cantaten von Clerambault. Man kann sich denken, wie groß mein Fleiß und meine Ausdauer waren, wenn ich versichere, daß ich ohne Kenntnis des Transponirens und des Tonmaßes es doch dahin brachte, die erste Arie der Cantate Alpheus und Arethusa fehlerfrei vom Blatte zu lesen und zu singen; allerdings hat diese Arie einen so genauen Takt, daß man die Verse nur nach ihrem Silbenmaß vorzutragen braucht, um in den Ton der Melodie zu fallen.

Im Seminar war ein erbärmlicher Kerl von Lazarist, der sich an mich heranmachte und mich mit Abscheu gegen das Latein, worin er mich unterrichten wollte, erfüllte. Er hatte glattes, fettiges und schwarzes Haar, ein Pfefferkuchengesicht, die Stimme eines Büffels, den Blick einer Nachteule und einen Bart wie aus Schweineborsten. Sein Lächeln war hämisch, und seine Glieder zappelten wie bei einer Gliederpuppe. Seinen mir verhaßten Namen habe ich vergessen; aber sein fürchterliches, süßliches Gesicht ist mir noch vollkommen in der Erinnerung geblieben und ich kann nicht ohne Schauder an dasselbe zurückdenken. Ich glaube ihn noch immer in den Gängen auftauchen zu sehen, wie er mich mit seinem schmierigen Barett in sein Zimmer hineinwinkte, das mir entsetzlicher als ein Gefängnis war. Man stelle sich vor, was ich, der ich der Schüler eines hoffähigen Abbés gewesen war, ihm gegenüber empfinden mußte!

Wäre ich zwei Monate diesem Ungeheuer überliefert gewesen, so bin ich überzeugt, daß mein Verstand es nicht ausgehalten hätte. Aber der gute Herr Gros, dem es auffiel, daß ich traurig wurde, nicht aß und abmagerte, ahnte den Grund meiner Niedergeschlagenheit; das war nicht schwer. Er entriß mich den Klauen meines Pavians und vertraute mich in noch merkwürdigerem Gegensatze dem sanftesten aller Menschen an, einem jungen Abbé aus Fauciguy,*)

*) Eine kleine Provinz des Herzogthums Savoyen.

Namens Gâtier, der das Seminar durchmachte und aus Gefälligkeit für Herrn Gros und, wie ich glaube, auch aus Menschenfreundlichkeit bereit war, seinen Studien die Zeit zu entziehen, welche die Leitung der meinigen in Anspruch nahm. Nie habe ich rührendere Gesichtszüge als die des Herrn Gâtier gesehen. Er war blond und sein Bart ging in das Röthliche über. Seine Haltung entsprach der in seiner Provinz üblichen, wo die Leute unter einem plumpen Aeußeren sämmtlich viel Geist verbergen; was ihn indessen wahrhaft auszeichnete, war eine gefühlvolle, empfängliche, liebevolle Seele. In seinen großen blauen Augen lag ein Gemisch von Sanftmuth, Zärtlichkeit und Trauer, welches bewirkte, daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne Theilnahme für ihn zu empfinden. Nach den Blicken, nach der Stimme dieses armen jungen Mannes hätte man annehmen müssen, daß er sein Schicksal voraussähe, und daß ihm sein Gefühl sagte, er wäre zum Leiden geboren.

Mit diesem Aeußern stand sein Charakter nicht in Widerspruch. Voller Geduld und Gefälligkeit schien er eher mit mir zu studiren als mich zu unterrichten. Mehr bedurfte es nicht, um mir Liebe zu ihm einzuflößen; sein Vorgänger hatte mir das sehr leicht gemacht. Allein trotz aller Zeit, die er mir widmete, trotz des guten Willens, den wir uns gegenseitig bezeigten, und trotz der Richtigkeit seiner Methode, machte ich bei der größten Anstrengung nur geringe Fortschritte. Eigenthümlich ist, daß ich bei aller Fassungskraft von Lehrern, mit Ausnahme meines Vaters und des Herrn Lambercier, nie habe etwas lernen können. Das Wenige, was ich sonst noch weiß, habe ich, wie man später sehen wird, allein gelernt. Mein Geist, der sich gegen jederlei Joch auflehnt, kann sich dem Gesetze des Augenblicks nicht unterwerfen. Sogar die Furcht, nicht zu lernen, stört meine Aufmerksamkeit; besorgt, den, welcher mit mir redet, ungeduldig zu machen, thue ich, als verstände ich ihn; er geht weiter und ich verstehe nichts. Mein Geist verlangt seine besondere Zeit; er ist nicht im Stande, sich in eine ihm von Andern gesetzte zu finden.

Nach erhaltener Weihe kehrte Herr Gâtier in seine Heimat zurück. Mein Bedauern, meine Liebe, meine Dankbarkeit begleiteten ihn. Die Wünsche, welche ich für ihn hegte, sind nicht besser erhört worden, als die, welche ich für mich selber hatte. Einige Jahre später erfuhr ich, daß er als Pfarrvikar ein Mädchen geschwängert, das einzige, in das er sich trotz seines ungemein zärtlichen Herzens verliebt hatte. Dies war in einer sehr streng verwalteten Diöcese ein entsetzliches Aergernis. Nach guter Regel dürfen Priester nur verheirathete Frauen schwängern. Weil er sich gegen dieses Gesetz der Schicklichkeit versündigt hatte, wurde er ins Gefängnis geworfen, beschimpft, weggejagt. Ich weiß nicht, ob es ihm späterhin gelungen ist, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden, aber der Gedanke an sein trauriges Schicksal, das mir tief in das Herz geprägt ist, erwachte bei Abfassung des Emil wieder in mir, und im gemeinschaftlichen Hinblick auf Gâtier und Gaime machte ich aus diesen beiden würdigen Priestern das Original des Savoyischen Vikars. Ich schmeichle mir, daß die Nachahmung ihren Urbildern nicht zur Unehre gereicht hat.

Während ich im Seminar war, wurde Herr von Aubonne gezwungen, Annecy zu verlassen. Der Herr Intendant unterstand sich es übel zu nehmen, daß sich derselbe um die Gunst seiner Frau bewarb. Das hieß es machen wie der Hund des Gärtners, denn obgleich Frau Correzi liebenswürdig war, lebte er doch sehr schlecht mit ihr; ultramontane Anwandlungen machten sie ihm unnütz, und er behandelte sie so roh, daß bereits von Scheidung die Rede war. Herr Correzi war ein tief gesunkener Mensch, schwarz wie ein Maulwurf, diebisch wie ein Rabe, und mußte schließlich wegen vielfacher Ueberschreitungen seines Amtes weggejagt werden. Die Provencalen sollen sich durch Lieder an ihren Feinden rächen; Herr von Aubonne rächte sich an dem seinigen durch ein Lustspiel; er schickte dieses Stück der Frau von Warens, welche es mir zeigte. Es gefiel mir und rief in mir den Wunsch hervor, ebenfalls eins zu verfassen, um mich zu überzeugen, ob ich wirklich so dumm wäre, wie mich der Dichter desselben ausgeschrien hatte; aber erst in Chambéry führte ich dieses Vorhaben aus, indem ich den Liebhaber seiner selbst schrieb. Wenn ich

mich in der Vorrede zu diesem Stücke für achtzehnjährig ausgegeben, so habe ich also um einige Jahre gelogen.

Ungefähr in diese Zeit fällt ein an sich zwar nicht sehr bedeutendes Ereignis, welches jedoch für mich Folgen gehabt und, als ich es bereits vergessen, in der Welt Aufsehen gemacht hat. Jede Woche hatte ich einmal die Erlaubnis auszugehen; ich habe nicht erst nöthig zu sagen, welchen Gebrauch ich davon machte. An einem Sonntage, als ich gerade bei Mama war, brach in einem Gebäude der Franziskaner, welches an ihr Haus stieß, Feuer aus. Dieses Gebäude, in welchem der Backofen stand, war bis oben an mit trocknem Reisig angefüllt. In wenigen Augenblicken brannte alles lichterloh; Mama's Haus schwebte in großer Gefahr und die Flammen, die der Wind darauf zutrieb, schlugen schon an ihm empor. Man begann es in aller Eile auszuräumen und die Möbel in den Garten hinabzutragen, der, wie bereits erwähnt, meinem früheren Fenster gegenüber jenseits des Baches lag. Ich war so bestürzt, daß ich alles, was mir in die Hände fiel, ohne Unterschied zum Fenster hinauswarf, sogar einen großen steinernen Mörser, den ich zu jeder andern Zeit Mühe gehabt hätte aufzuheben. Ich stand im Begriff, in gleicher Weise einen großen Spiegel hinauszuwerfen, wenn mich nicht jemand zurückgehalten hätte. Der gute Bischof, der an diesem Tage der Mama einen Besuch abstattete, blieb ebenfalls nicht unthätig. Er führte sie in den Garten, wo er mit ihr und allen, die zugegen waren, zu beten begann, so daß ich, als ich etwas später dorthin kam, alle auf den Knien sah und deshalb neben den andern niederkniete. Während des Gebetes des heiligen Mannes schlug der Wind um, aber so plötzlich und so rechtzeitig, daß die Flammen, welche an dem Hause emporzüngelten und schon zu den Fenstern hineinschlugen, nach der andern Seite des Hofes getrieben wurden und das Haus unbeschädigt blieb. Zwei Jahre darauf fingen nach dem Tode des Herrn von Berney seine früheren Ordensbrüder, die Antoriner an, Urkunden zu sammeln, welche zu seiner Seligsprechung dienen konnten. Auf die Bitte des Pater Boudet fügte ich diesen Urkunden eine Bescheinigung des eben mitgetheilten Vorfalls bei,

woran ich ganz gut that; woran ich aber Unrecht that, das war, daß ich diese Thatsache für ein Wunder ausgab. Ich hatte den Bischof im Gebete gesehen und wahrgenommen, daß der Wind während seines Gebetes eine andere Richtung annahm, und zwar sehr zur rechten Zeit; das konnte ich sagen und bezeugen; daß jedoch eines von beiden die Ursache des andern war, das durfte ich nicht bescheinigen, weil ich es nicht wissen konnte. So weit ich mich indessen meiner Gedanken dabei entsinnen kann, war ich damals ein aufrichtiger Katholik und handelte in gutem Glauben. Die Liebe zu dem Wunderbaren, dem menschlichen Herzen so natürlich, meine Ehrfurcht vor dem tugendhaften Prälaten, der geheime Stolz, vielleicht selbst zu diesem Wunder beigetragen zu haben, wirkten zusammen, mich zu meiner Bescheinigung zu verleiten, und so viel ist gewiß, daß ich mir, wenn dieses Wunder die Folge glühender Gebete gewesen wäre, sehr wohl einen Theil daran hätte zuschreiben können.

Mehr als dreißig Jahre später, als ich die „Briefe vom Berge" herausgegeben hatte, entdeckte Fréron auf eine mir unbekannte Weise dieses Zeugnis und machte in den ihm zur Verfügung stehenden Blättern davon Gebrauch. Man muß gestehen, daß es eine glückliche Entdeckung war, und daß sie zu so gelegener Zeit eintrat, erschien mir selbst sehr drollig.

Es war meine Bestimmung, von allen Ständen zurückgewiesen zu werden. Obgleich Herr Gâtier den am wenigsten ungünstigen Bericht, wie er nur irgend möglich war, über meine Fortschritte gemacht hatte, so sah man doch ein, daß sie mit meinen Anstrengungen nicht im Einklange standen, und das war nicht ermuthigend, mich meine Studien weiter treiben zu lassen. Auch verloren der Bischof und der Superior den Muth und gaben mich der Frau von Warens als einen Menschen zurück, der es nicht einmal zum Priester bringen könnte; im Uebrigen erklärte man mich für einen gutmüthigen und gutgearteten Burschen, und um deswillen verließ sie mich nicht trotz so vieler ungünstiger Urtheile über mich.

Im Triumph brachte ich das Notenbuch zurück, welches mir so großen Nutzen gebracht hatte. Meine Arie aus Al-

pheus und Arethusa war so ziemlich das Einzige, was ich im Seminar gelernt hatte. Mein sichtlicher Trieb zu dieser Kunst rief den Gedanken in ihr wach, einen Musiker aus mir zu machen. Die Gelegenheit war günstig; es wurde wenigstens einmal in der Woche bei ihr musicirt, und der Kapellmeister des Domes, der diese kleinen Concerte leitete, besuchte sie häufig. Es war ein Pariser, Namens Le Maître, ein guter Componist, sehr lebhaft, sehr fröhlich, noch jung, von leidlichem Aeußern und geringer Begabung, aber sonst ein ganz guter Mensch. Mama machte mich mit ihm bekannt; ich gewann ihn lieb und mißfiel ihm meinerseits nicht; man besprach sich über das Kostgeld und einigte sich darüber. Kurz, ich trat bei ihm ein und brachte den Winter um so angenehmer zu, als seine Amtswohnung nur zwanzig Schritt von Mama's Hause entfernt war; wir konnten in einem Augenblicke zu ihr herüber und aßen des Abends sehr häufig mit ihr zusammen.

Man kann sich vorstellen, daß mir das stets unter Gesang zugebrachte und lustige Leben im Hause meines Lehrers im Verkehre mit den Musikern und Chorknaben mehr zusagte, als das im Seminar bei den Vätern des heiligen Lazarus. Allein trotz der größeren Freiheit war dieses Leben gleichwohl nicht weniger regelmäßig und geordnet. Ich war geschaffen, die Unabhängigkeit zu lieben und nie zu mißbrauchen. Während voller sechs Monate ging ich nur aus, um Mama oder die Kirche zu besuchen, und fühlte mich zu anderen Gängen auch gar nicht versucht. Diese Zeit ist die, wo ich am ruhigsten gelebt habe und deren ich mich mit der größten Freude erinnere. Von den verschiedenen Lebenslagen, in denen ich mich befunden, haben sich einige durch ein solches Gefühl von Wohlsein ausgezeichnet, daß mich in der Erinnerung an sie das gleiche Behagen beschleicht, von dem ich damals ergriffen war. Nicht allein erinnere ich mich der Augenblicke, der Orte, der Personen, sondern auch aller damit in Verbindung stehender Umstände, der Temperatur der Luft, des Duftes, der Farbe, eines gewissen Lokaleindruckes, der sich nur dort wahrnehmbar machte und bei dessen Erinnerung ich mich wieder in die gleiche Lage zurückversetzt fühle. Alles zum Beispiel, was

man in der Kapellmeisterei einübte, alles, was man im Chor sang, alles, was man darin vornahm, die schöne würdevolle Tracht der Domherren, die Meßgewänder der Priester, die Kopfbinden der Sänger, das Aeußere der Musiker, ein alter hinkender Zimmermann, der den Contrebaß, und ein kleiner blonder Abbé, der die Geige spielte, die zerfetzte Soutane, welche Le Maître, sobald er seinen Degen abgelegt hatte, über seine Laientracht zog, und das schöne feine Chorhemd, mit dem er die Löcher derselben bedeckte; der Stolz, mit dem ich, meine kleine Flöte in der Hand, auf die Empore ging und meinen Platz unter dem Orchester einnahm, um eines kleinen Solos willen, welches Herr Le Maître besonders für mich gesetzt hatte, das gute Essen, welches unser darauf wartete, und der gute Appetit, den wir dazu mitbrachten: das alles hat, wenn es wieder lebhaft vor meine Seele tritt, mich in der Erinnerung hundertmal in gleiches, wenn nicht noch größeres Entzücken als in der Wirklichkeit versetzt. Ich habe immer eine zärtliche Vorliebe für eine gewisse Melodie aus conditor alme siderum, die sich in Jamben bewegt, behalten, weil ich an einem Sonntage von meinem Bett aus diese Hymne hörte, welche nach einem Ritus des Domes von Annecy während des Advents vor Tagesanbruch auf der Treppe dieser Kirche gesungen wird. Jungfer Merceret, Mama's Kammermädchen, verstand etwas Musik. Nie werde ich eine kleine Motette „Afferte" vergessen, welche mich Herr Le Maître mit ihr singen ließ, und die ihre Herrin mit so großer Freude anhörte. Kurz alles bis auf die gute Magd Perrine, die ein so braves Mädchen war und von den Chorknaben so sehr gehänselt ward, alles taucht in der Erinnerung aus dieser Zeit des Glückes und der Unschuld oft wieder in mir auf, um mich zu entzücken und traurig zu stimmen.

Ohne den geringsten Vorwurf lebte ich seit beinahe einem Jahre in Annecy; alle Welt war mit mir zufrieden. Seit meiner Abreise von Turin hatte ich keine Dummheit begangen und ich beging auch keine, so lange ich mich unter Mama's Augen befand. Sie leitete mich und leitete mich stets gut; meine Liebe zu ihr war meine einzige Leidenschaft geworden, und als Beweis dafür, daß es keine thörichte

Leidenschaft war, muß ich darauf hinweisen, daß mein Herz meine Vernunft bildete. Allerdings setzte mich mein einziges, alle meine Fähigkeiten gleichsam verzehrendes Gefühl außer Stand, etwas zu lernen, nicht einmal die Musik, obgleich ich mir alle mögliche Mühe gab. Allein ich trug die Schuld nicht. Der gute Wille war durchaus vorhanden und ebenso der Fleiß. Ich war zerstreut, träumerisch und seufzte oft; was konnte ich dagegen thun? Zu meinen Fortschritten fehlte nichts, was auf mir persönlich beruhte; aber um neue Thorheiten zu begehen, bedurfte es nur einer Persönlichkeit, die mich dazu antrieb. Diese Persönlichkeit erschien auf dem Schauplatze; der Zufall übernahm das Weitere, und wie man in der Folge sehen wird, ließ sich mein anschlägiger Kopf die schöne Gelegenheit nicht entgehen.

An einem sehr kalten Februarabende, als wir sämmtlich um das Feuer saßen, hörten wir an die Hausthüre klopfen. Perrine nimmt ihre Laterne, geht hinab und öffnet; ein junger Herr tritt ein, kommt mit ihr herauf, stellt sich in ungezwungener Weise vor und sagt Herrn Le Maître eine kurze und gut gesetzte Artigkeit, wobei er sich für einen französischen Musiker ausgiebt, den der schlechte Zustand seiner Geldverhältnisse zwinge, sich um eine Stelle bei der Kirchenmusik zu bewerben, um sich redlich durchzuschlagen. Bei dem Worte „französischer Musiker" hüpfte dem guten Le Maître das Herz vor Freuden. Er liebte sein Vaterland und seine Kunst leidenschaftlich. Er versprach dem jungen Reisenden ein Unterkommen bei sich und bot ihm Obdach an, das er sehr nöthig zu haben schien und deshalb ohne viele Umstände annahm. Ich betrachtete ihn mir, während er sich wärmte und, bis das Abendessen aufgetragen wurde, unaufhörlich schwatzte. Er war von gedrungenem Wuchse und eigenthümlicher Mißgestalt, ohne jedoch in erkennbarer Weise verunstaltet zu sein; er war so zu sagen ein Bucliger mit geraden Schultern, allein ich glaube, daß er ein wenig hinkte. Er trug ein schwarzes, mehr abgenutztes als altes Gewand, das vielfach zerrissen war; ein sehr feines und äußerst schmutziges Hemde mit schönen Manschetten von Fransen; ferner Gamaschen, deren jede seine beiden Füße

hätte aufnehmen können, und zum Schutze gegen den Schnee einen kleinen, unter dem Arm zu tragenden Hut. In dieser drolligen Ausstattung lag trotzdem etwas Vornehmes, mit dem seine Haltung nicht in Widerspruch stand; seine Gesichtszüge hatten etwas Feines und Angenehmes; er sprach leicht und gut, aber ohne sich viel um die Regeln des Anstandes zu kümmern. Alles an ihm verrieth einen jungen Wüstling, der Erziehung gehabt hatte und sich nicht als Bettler, sondern als Narr auf den Bettel legte. Er erzählte, er hieße Venture von Villeneuve, käme von Paris, hätte sich auf dem Wege verirrt, und als er einen Augenblick seine Rolle als Musiker vergaß, fügte er hinzu, er wäre auf dem Wege nach Grenoble, um einen Verwandten, der dem dortigen Parlamente angehörte, zu besuchen.

Während des Abendessens drehte sich das Gespräch um Musik, und er sprach gut darüber. Er kannte alle großen Virtuosen, alle berühmte Werke, alle Schauspieler, alle Schauspielerinnen, alle hübsche Frauen, alle große Herren. Mit allem, worauf im Laufe des Gesprächs die Rede kam, schien er genau bekannt zu sein; aber kaum war ein Gegenstand berührt, als er die weitere Besprechung desselben durch eine spaßhafte Bemerkung störte, die Lachen erregte und das Gesagte in Vergessenheit brachte. Es war Sonnabend, am folgenden Tage war Musikaufführung im Dome. Herr Le Maître schlägt ihm vor, dabei zu singen. „Sehr gern." Auf die Frage, was für eine Stimme er singe, antwortet er „den Alt", und redet von andern Dingen. Ehe wir uns in die Kirche begaben, bot man ihm seine Stimme zur Durchsicht an; er sah sie mit keinem Auge an. Dieses prahlerische Auftreten überraschte Le Maître. „Du sollst sehen," flüsterte er mir ins Ohr, „daß er nicht eine einzige Note kennt." „Ich fürchte sehr," erwiderte ich ihm und folgte ihnen in großer Unruhe. Als man begann, schlug mir das Herz mit furchtbarer Gewalt, denn ich hatte großes Interesse für ihn gewonnen.

Bald überzeugte ich mich, daß ich ruhig sein könnte. Er sang seine beiden Solo vollkommen richtig und mit allem nur denkbaren Kunstsinn, und was noch mehr sagen will, mit einer sehr hübschen Stimme. Mir ist selten eine

aus guter Mensch und so fröhlich, daß ihn Mama nur die „kleine Katze" nannte. Leider liebte er sein Talent, arbeitete viel und trank in gleicher Weise. Darunter litt seine Gesundheit und endlich seine Laune; er war bisweilen argwöhnisch und leicht zu beleidigen. Unfähig zur Unhöflichkeit, unfähig, irgend jemandem zu nahe zu treten, hat er nie, selbst seinen Chorknaben nicht, ein böses Wort gesagt; aber man durfte sich auch gegen ihn nichts zu Schulden kommen lassen, und das war recht. Das Böse dabei war, daß er aus Mangel an Geist den Ton und die Charaktere nicht zu unterscheiden wußte und oft über die geringste Kleinigkeit in Harnisch gerieth.

Das alte Domkapitel von Genf, in das eintreten zu dürfen sich ehemals so viele Fürsten und Bischöfe zur Ehre rechneten, hat in seinem Exile seinen alten Glanz verloren, aber seinen Stolz bewahrt. Als Aufnahmebedingung gilt noch immer, daß man Edelmann oder Doctor der Sorbonne sein muß, und giebt es einen verzeihlichen Stolz, so ist es nach dem, welcher sich auf persönliches Verdienst gründet, der, welcher aus der Geburt gewonnen wird. Ueberdies pflegen Geistliche, welche Laien in ihren Diensten haben, sie gewöhnlich mit ziemlichem Hochmuthe zu behandeln. So benahmen sich auch die Domherren häufig dem armen Le Maître gegenüber. Vor allem nahm der Vorsteher der Kantorei, der Abbé von Vidonne, der sonst ein sehr höflicher Mann war, aber einen zu großen Adelsstolz besaß, nicht immer die Rücksichten, welche Le Maîtres Talente verdienten, und dieser wieder ertrug solche verächtliche Behandlung nur unwillig. In diesem Jahre geriethen sie in der Charwoche bei einem herkömmlichen Gastmahle, welches der Bischof den Domherren gab und zu dem Le Maître regelmäßig eine Einladung erhielt, einen lebhafteren Wortwechsel als gewöhnlich. Der Domkantor verletzte den Anstand gegen ihn und sagte ihm irgend ein hartes Wort, welches er nicht verschmerzen konnte. Er faßte augenblicklich den Entschluß, in der folgenden Nacht zu entfliehen, und nichts konnte ihn davon abbringen, obgleich Frau von Warens, zu der er kam, um Abschied zu nehmen, nichts unversucht ließ, um ihn zu beruhigen. Er konnte nicht auf das Vergnügen

verzichten, sich dadurch an seinen Tyrannen zu rächen, daß er sie mitten in der Osterzeit, in der sie ihn gerade am meisten brauchten, in der Verlegenheit ließ. Was ihn jedoch selbst in Verlegenheit setzte, war seine Notensammlung, die er mitnehmen wollte, was nicht leicht zu bewerkstelligen war. Der Kasten, in den er sie gepackt hatte, war so groß und schwer, daß man ihn nicht unter den Arm nehmen konnte.

Mama that, was ich an ihrer Stelle ebenfalls gethan hätte und noch immer thun würde. Als sie nach vielen vergeblichen Bemühungen, ihn zurückzuhalten, ihn doch zur Flucht entschlossen sah, wie es auch immer kommen möchte, erklärte sie sich bereit, ihm nach bestem Vermögen beizustehen. Ich behaupte dreist, daß sie es ihm schuldig war. Le Maître hatte sich so zu sagen ihrem Dienste geweiht. Nicht nur in Angelegenheiten seiner Kunst, sondern auch in jeder andern Beziehung kam er ritterlich allen ihren Wünschen nach, und die Freundlichkeit, mit der er ihre Befehle vollzog, gab seiner Gefälligkeit noch einen höheren Werth. Also vergalt sie einem Freunde bei einer wichtigen Gelegenheit nur das, was er seit drei oder vier Jahren im Einzelnen für sie gethan hatte; aber sie hatte eine Seele, die, um sich zur Erfüllung solcher Pflichten angetrieben zu fühlen, nicht erst dessen eingedenk zu sein brauchte, daß es Pflichten für sie wären. Sie ließ mich holen und befahl mir, Herrn Le Maître wenigstens bis Lyon zu begleiten und, so lange er meiner bedürfen würde, bei ihm zu bleiben. Später hat sie mir gestanden, daß ihr Wunsch, mich von Venture zu trennen, viel dazu beigetragen hätte, mir diesen Auftrag zu ertheilen. Wegen der Fortschaffung des Kastens fragte sie ihren treuen Diener Claude Anet um Rath. Nach seiner Ansicht mußten wir unausbleiblich entdeckt werden, wenn wir in Annecy ein Saumthier nähmen; er schlug deshalb vor, bei Anbruch der Nacht den Kasten eine Strecke weit fortzutragen und darauf in einem Dorfe einen Esel zu miethen, um ihn weiter bis nach Seyssel zu schaffen, wo wir auf französischem Boden nichts mehr zu fürchten hätten. Dieser Rath wurde befolgt; wir reisten noch denselben Abend um sieben Uhr ab, und Mama verstärkte unter dem Vorwande, für meinen Unterhalt zu zahlen, die leichte Börse

der armen „kleinen Katze" mit einem Zuschusse, den sie wohl gebrauchen konnte. Claude Anet, der Gärtner und ich trugen, so gut wir konnten, den Kasten bis zum ersten Dorfe, wo uns ein Esel ablöste, und noch in der nämlichen Nacht gelangten wir nach Seyssel.

Ich glaube bereits bemerkt zu haben, daß es Zeiten giebt, in denen ich mir selbst so unähnlich bin, daß man mich für einen Menschen von ganz entgegengesetztem Charakter halten könnte. Man wird sogleich ein Beispiel davon sehen. Herr Reydelet, Pfarrer von Seyssel, war Domherr von Sanct-Peter, folglich mit Herrn Le Maître bekannt und einer von den Leuten, vor denen er sich am meisten verbergen mußte. Mein Rath ging nun im Gegentheile gerade dahin, wir sollten ihm unsere Aufwartung machen und ihn unter irgend einem Vorwande, als befänden wir uns mit Wissen des Domkapitels daselbst, um Obdach bitten. Le Maître behagte dieser Einfall, der seiner Rache einen spöttischen und scherzhaften Charakter verlieh. Wir gingen also mit größter Unverschämtheit zu Herrn Reydelet, der uns sehr gut aufnahm. Le Maître sagte ihm, er ginge auf Verlangen des Bischofs nach Bellay, um daselbst am Osterfeste die Musikaufführung zu leiten, von wo er in wenigen Tagen hier wieder durchzureisen gedächte; und ich band ihm zur Bekräftigung dieser Lüge hundert andere auf, die so natürlich klangen, daß Herr Reydelet sich über den hübschen Jungen freute, mir seine ganze Freundlichkeit zuwandte und tausenderlei Aufmerksamkeiten bewies. Wir wurden gut bewirthet und gut beherbergt. Herr Reydelet wußte gar nicht, was er uns Liebes anthun sollte, und wir schieden als die besten Freunde von der Welt mit dem Versprechen, uns auf dem Rückwege länger aufzuhalten. Kaum konnten wir erwarten, bis wir allein waren, um in lautes Gelächter auszubrechen, und ich gestehe, daß ich noch immer darein verfalle, so oft ich daran denke; denn man kann sich keinen besser und glücklicher durchgeführten Streich vorstellen. Er würde uns während der ganzen Reise belustigt haben, wenn nicht Le Maître, der nicht aufhörte zu trinken und seiner Neigung nachzuleben, zwei- oder dreimal Anfälle gehabt hätte, die den epileptischen sehr ähnelten und an denen er

häufig litt. Das erschreckte mich, und ich begann bald daran zu denken, wie ich mich von ihm frei machen könnte.

Wir gingen nach Bellay, um dort, wie wir es Herrn Reydelet gesagt hatten, das Osterfest zuzubringen, und obgleich wir nicht erwartet wurden, bereitete uns doch der Kapellmeister und alle Welt einen sehr freundlichen Empfang. Herr Le Maître besaß unter seinen Kunstgenossen großes Ansehen und verdiente es. Der Kapellmeister von Bellay machte sich eine Ehre daraus, seine besten Werke vorzutragen, und suchte sich die Anerkennung eines so tüchtigen Meisters zu gewinnen; denn Le Maître war nicht allein Kenner, sondern auch billig denkend, war frei von Eifersucht und ging nie auf jemandes Schaden aus. Er war all diesen Musikmeistern in der Provinz so überlegen, und sie fühlten es selbst so wohl, daß sie ihn weniger als ihren Genossen, denn als ihr Oberhaupt betrachteten.

Nachdem wir in Bellay vier oder fünf Tage sehr angenehm verlebt hatten, brachen wir wieder auf und setzten ohne irgend ein anderes Abenteuer als die bereits gemeldeten unsern Weg fort. In Lyon angekommen, nahmen wir in Notre Dame de Pitié Quartier, und bis zum Eintreffen der Notenkiste, die wir durch eine andere Lüge unter der Obhut unseres Gönners Reydelet hatten auf der Rhone einschiffen lassen, suchte Le Maître seine Bekannten auf, unter andern den Pater Caton, einen Franziskaner, von dem noch in der Folge die Rede sein wird, und den Abbé Dortan, Grafen von Lyon. Beide nahmen ihn zwar gut auf, verriethen ihn aber, wie man sogleich sehen wird; sein Glück war bei Herrn Reydelet erschöpft.

Zwei Tage nach unserer Ankunft in Lyon wurde Le Maître, als wir eben durch eine kleine Straße unweit unserer Herberge schritten, von einem seiner Anfälle überrascht, und dieser war so heftig, daß ich darüber von Schrecken ergriffen wurde. Ich stieß einen Schrei aus, rief nach Hilfe, nannte seine Herberge und bat, ihn dorthin zu schaffen. Während sich nun um den mitten auf der Straße besinnungslos und schäumend umgesunkenen Mann viele Leute hilfsbereit sammelten, wurde er von dem einzigen Freunde, auf den er hätte zählen müssen, erbarmungslos verlassen.

Ich benutzte den Augenblick, wo niemand auf mich achtete, lief um die Straßenecke und verschwand. Dem Himmel sei Dank, habe ich auch dieses dritte saure Geständnis abgelegt, hätte ich noch viel ähnliches zu gestehen übrig, würde ich die begonnene Arbeit nicht fortsetzen.

Von allem, was ich bisher bekannt habe, sind an allen Orten, wo ich gelebt, einige Spuren zurückgeblieben; was ich jedoch in dem folgenden Buche mitzutheilen habe, ist fast völlig unbekannt. Es sind die größten Thorheiten in meinem Leben, und es ist ein Glück, daß sie nicht einen schlimmeren Ausgang genommen haben. Aber mein nach dem Tone eines fremden Instruments gestimmter Kopf hatte seine eigene Stimmung und Denkweise verloren; er kam jedoch wieder von selbst zu ihr, und dann hörte ich mit meinen Thorheiten auf oder beging nur noch solche, die mit meinem Wesen mehr in Einklang standen. Dieser Abschnitt meiner Jugend ist der, von welchem ich die unklarsten Vorstellungen habe. Es ist darin fast nichts vorgefallen, was meinem Herzen interessant genug gewesen wäre, um es mir in der Erinnerung immer wieder zu vergegenwärtigen, und es ist schwer, daß ich bei dem unaufhörlichen Gehen und Kommen, bei den vielfachen, sich schnell folgenden Lebenswechseln nicht einige Verrückungen von Zeit oder Ort machen sollte. Ich schreibe lediglich nach dem Gedächtnisse, ohne schriftliche Aufzeichnungen, ohne Anhaltspunkte für die Erinnerung. In meinem Leben giebt es Ereignisse, die mir so gegenwärtig sind, als hätten sie sich eben erst begeben; allein es kommen auch Lücken und leere Stellen vor, die ich nur mit Erzählungen auszufüllen vermag, welche eben so verworren sind wie die mir davon gebliebene Erinnerung. Ich habe also hier und da Irrthümer begehen können und kann sie über Kleinigkeiten noch jetzt begehen, bis zu der Zeit, wo ich zuverlässigere Aufschlüsse über mich habe; in allem jedoch, was für den Gegenstand wirklich von Wichtigkeit ist, bin ich gewiß, genau und treu zu sein, wie ich es in allem zu sein mich stets bestreben werde, darauf kann man sich verlassen.

Sobald ich Herrn Le Maître verlassen hatte, faßte ich den Entschluß, nach Annecy zurück zu kehren. Der Grund

und das Geheimnisvolle unserer Abreise hatten mich nur an die Sicherheit unserer Flucht denken lassen, und dieser Gedanke, der mich gänzlich beschäftigte, hatte mich einige Tage lang von dem, der mich zurückzog, abgelenkt; sobald indessen die erlangte Sicherheit mir größere Ruhe einflößte, machte das mich beherrschende Gefühl sich wieder in seiner alten Stärke geltend. Nichts ergötzte mich, nichts brachte mich in Versuchung, ich hatte keinen anderen Wunsch, als zu Mama zurückzukehren. Die Zärtlichkeit und Aufrichtigkeit meiner Zuneigung zu ihr hatten in meinem Herzen alle Pläne der Einbildungskraft, alle Thorheiten des Ehrgeizes ertödtet. Ich sah kein anderes Glück mehr als das, an ihrer Seite zu leben, und ich that keinen Schritt ohne zu fühlen, daß ich mich von diesem Glück entfernte. Deshalb kehrte ich, sobald es mir möglich war, zu ihr zurück. Meine Heimreise war so schnell, und mein Geist so zerstreut, daß, obgleich ich mich aller meiner übrigen Reisen mit so vieler Freude erinnere, von dieser nicht das Geringste in mir haften geblieben ist; ich entsinne mich nur meiner Abreise von Lyon und meiner Ankunft in Annecy. Man stelle sich selber vor, ob letztere hat je meinem Gedächtnisse entfallen können! Bei meiner Heimkunft traf ich Frau von Warens nicht mehr an; sie war nach Paris abgereist.

Ich habe das Geheimnis dieser Reise nie vollständig erfahren. Sie würde es mir, dessen bin ich sicher, gesagt haben, wenn ich darauf bestanden hätte; aber nie war ein Mensch auf die Geheimnisse seiner Freunde weniger neugierig als ich. Mein Herz ist ausschließlich von der Gegenwart in Anspruch genommen und vollkommen von ihr erfüllt, und von den vergangenen Freuden, welche nun meine einzigen Genüsse sind, abgesehen, bleibt nicht ein Winkel desselben für das leer, was nicht mehr ist. Alles, was ich geglaubt habe nach ihren spärlichen Mittheilungen darüber annehmen zu dürfen, ist, daß sie besorgt war, bei der durch die Thronentsagung des Königs von Sardinien in Turin hervorgerufenen Revolution vergessen zu werden, und die Absicht hatte vermittelst der Intriguen des Herrn von Aubonne denselben Vortheil an dem französischen Hofe zu suchen, an welchem er ihr nach ihren wiederholentlichen

Versicherungen am liebsten gewesen wäre, weil die dortige Menge großer Geschäfte eine lästige Ueberwachung nicht zuließe. Ist es so, dann ist es sehr wunderbar, daß man sie bei ihrer Rückkehr nicht scheeler angesehen und sie ihre Pension stets ohne Unterbrechung bezogen hat. Viele Leute standen in dem Wahne, sie hätte irgend einen geheimen Auftrag gehabt, sei es vom Bischofe, der damals Geschäfte am französischen Hofe hatte und selbst dahin zu reisen gezwungen war, sei es von einem noch mächtigeren Manne, der ihr eine vortheilhafte Rückkehr zu verschaffen wußte. So viel ist gewiß, daß dann die Gesandtin nicht übel gewählt gewesen wäre, und daß sie, jung und noch schön, alle Talente besaß, die nöthig sind, um eine Unterhandlung glücklich zu Ende zu führen.

Viertes Buch.

1731—1732.

Ich komme an und finde sie nicht mehr. Man stelle sich meine Ueberraschung und meinen Schmerz vor! Nun begann die Reue sich bei mir fühlbar zu machen, daß ich Herrn Le Maître so feig verlassen hatte. Sie wurde noch lebhafter, als ich das Unglück erfuhr, welches ihm zugestoßen war. Seine Kiste mit Noten, die sein ganzes Vermögen umfaßte, diese kostbare, mit so großer Anstrengung gerettete Kiste, war auf Verlangen des Grafen Dortan, welchen das Domcapitel von dieser heimlichen Entführung benachrichtigt hatte, bei ihrem Eintreffen in Lyon mit Beschlag belegt worden. Vergeblich hatte Le Maître sein Eigenthum, seinen Broterwerb, die Arbeit seines ganzen Lebens zurückverlangt. Das Eigenthumsrecht auf diese Kiste war wenigstens anfechtbar, aber ein Rechtsstreit fand gar nicht statt. Die Sache wurde auf der Stelle durch das Recht des Stärkeren erledigt, und der arme Le Maître verlor auf diese Weise die Frucht seiner Talente, die Arbeit seiner Jugend und die Hilfsmittel in seinen alten Tagen.

Nichts fehlte dem Schlage, den ich erhielt, um ihn völlig niederschmetternd zu machen. Aber ich stand in einem Alter, in dem schwerer Kummer wenig Boden findet, und ich war bald um Trostgründe nicht verlegen. Obgleich ich die Adresse der Frau von Warens nicht kannte und ihr meine Rückkehr unbekannt war, rechnete ich doch darauf, binnen Kurzem Nachrichten von ihr zu bekommen, und was meinen Treubruch betraf, so fand ich ihn im Ganzen nicht so straffällig. Ich war Herrn Le Maître auf seiner Flucht nützlich gewesen; das war der einzige Dienst, den ich ihm zu leisten im Stande war. Wäre ich bei ihm in Frankreich geblieben, hätte ich ihn weder von seinem Leiden geheilt, noch seine Kiste gerettet, hätte nur seine Ausgaben verdoppelt, ohne ihm etwas nützen zu können. So sah ich damals die Sache an; jetzt erscheint sie mir in einem anderen Lichte. Nicht nach unmittelbarer Vollführung einer schändlichen That quält sie uns, sondern erst, wenn man sich ihrer lange nachher erinnert, denn die Erinnerung daran erlischt nicht.

Um Nachrichten von Mama zu erhalten, war ich einzig und allein auf Warten angewiesen, denn wo hätte ich sie in Paris suchen und womit die Reise dorthin bestreiten sollen? Um früher oder später ihren Aufenthalt zu erfahren, war Annecy der geeignetste Ort. Ich blieb deshalb daselbst, aber ich führte mich sehr schlecht auf. Ich suchte den Bischof, der freundlich für mich gesorgt hatte und noch immer etwas für mich thun konnte, nicht auf. Meine Fürsprecherin war nicht mehr bei ihm, und ich fürchtete seine Vorwürfe über unsere Entweichung. Noch weniger ging ich nach dem Seminar; Herr Gros war nicht mehr dort. Ich besuchte keinen Bekannten. Der Frau Intendant hätte ich allerdings gern einen Besuch abgestattet, allein ich wagte es nie. Schlimmer aber als alles dies war, daß ich Herrn Venture wieder aufsuchte, an den ich trotz meiner Schwärmerei für ihn seit meiner Abreise nicht einmal gedacht hatte. Ich fand ihn in glänzender Lage und von ganz Annecy gefeiert; die Damen rissen sich um ihn. Dieser Erfolg verrückte mir vollends den Kopf; ich sah nichts als nur noch Venture und vergaß über ihn beinahe Frau von Warens. Um seiner Lehren keinen Augenblick verlustig zu gehen,

machte ich ihm den Vorschlag, mich bei sich aufzunehmen; er willigte ein. Er wohnte bei einem Schuhmacher, einem lustigen und drolligen Kauze, der in seiner kräftigen Volkssprache seine Frau nicht anders als „Schlampe“ nannte, ein Beiname, den sie auch so ziemlich verdiente. Er hatte mit ihr oft Zänkereien, die sich Venture zu verlängern bemühte, obgleich er sich anstellte, als wollte er den Streit schlichten. Er sagte ihnen in frostigem Tone und in seiner provençalischen Aussprache Worte, welche die größte Wirkung hervorbrachten; es waren Auftritte zum Todtlachen. Die Vormittage verstrichen auf diese Weise, ehe man es sich versah. Um zwei oder drei Uhr nahmen wir einen kleinen Imbiß, worauf er sich in Gesellschaft begab, in der er zu Abend speiste, während ich für mich allein lustwandelte, über seine großen Vorzüge nachsinnend, seine seltenen Talente bewundernd und mir ersehnend, und meinen Unstern verwünschend, der mich nicht zu einem so glücklichen Leben berief. Ach, wie schlecht verstand ich mich darauf! Das meinige wäre hundertmal reizender gewesen, wenn ich weniger einfältig gewesen wäre und es besser zu genießen verstanden hätte.

Frau von Warens hatte nur Anet mit sich genommen. Sie hatte Merceret, ihr bereits erwähntes Kammermädchen, zurückgelassen, das ihr Haus noch immer bewohnte. Merceret war ein wenig älter als ich, nicht hübsch, aber ziemlich anmuthig, eine echte Freiburgerin ohne Falsch, an der ich keinen andern Fehler wahrgenommen habe, als daß sie mitunter etwas trotzig gegen ihre Herrin war. Ich besuchte sie ziemlich häufig; sie war ja eine alte Bekannte, und ihr Anblick erinnerte mich an eine andere, noch theurere, um deren willen ich auch sie lieb hatte. Sie hatte mehrere Freundinnen, unter andern auch ein Fräulein Giraud, eine Genferin, die zur Strafe für meine Sünden auf den Einfall kam, sich in mich zu verlieben. Sie bat Merceret unaufhörlich, mich bei ihr einzuführen. Aus Liebe zur Merceret und weil dort noch andere junge Personen waren, die ich gern sah, ließ ich mich hinbringen. Man kann sich keinen größeren Widerwillen denken, als ich gegen Fräulein Giraud empfand, die mir in jeder Weise entgegenkam.

Wenn sie meinem Gesichte ihr dürres, vom Tabak schwarz besudeltes Maul näherte, konnte ich mich kaum enthalten hineinzuspeien. Aber ich zwang mich zur Geduld; dies abgerechnet, befand ich mich unter diesen Mädchen sehr wohl, und sei es um Fräulein Giraud einen Gefallen zu erweisen, sei es um meiner selbst willen, kurz alle machten mir um die Wette den Hof. Ich betrachtete dies alles nur als Freundschaft. Später habe ich gedacht, daß es nur an mir gelegen hätte, mehr darin zu erblicken; aber das kam mir nicht in den Sinn, ich dachte gar nicht daran.

Ueberdies hatten Nähterinnen, Kammermädchen, Krämerinnen nichts Verführerisches für mich, nach hochgestellten jungen Damen stand mein Sinn. Jeder hat sein Gefallen, und das genannte ist stets das meinige gewesen; ich theile den Geschmack des Horaz*) in diesem Punkte nicht. Was mich anzieht, ist jedoch keineswegs der nichtige Stand und Rang, sondern die besser gepflegte Gesichtsfarbe, die schöneren Hände, der geschmackvollere Putz, die über die ganze Person ausgebreitete Zierlichkeit und Sauberkeit, die anmuthigere Weise sich zu kleiden und auszudrücken; das feinere und besser sitzende Kleid, die niedlichere Fußbekleidung, die Bänder, die Spitzen, die besser geordneten Haare. Ich würde der weniger Hübschen, die von dem allen etwas mehr hätte, stets den Vorzug geben. Ich finde diese Vorliebe selbst höchst lächerlich, aber ich fühle mich einmal wider meinen Willen dazu getrieben.

Nun wohl, diese Vorzüge zeigten sich mir noch einmal, und es hing nur von mir ab, daraus Gewinn zu ziehen. Welche Freude es mir macht, mich von Zeit zu Zeit in meine angenehmen Jugenderlebnisse zu versenken! Sie waren mir so süß; sie waren so flüchtig, so selten, und ich habe sie ohne große Mühe genossen! Ach, ihr bloses Andenken erfüllt mein Herz mit einer reinen Freude, deren ich bedarf, um meinen Muth wieder zu beleben und die Verdrießlichkeiten meiner übrigen Lebensjahre zu ertragen!

Eines Tages in aller Frühe schien mir die Morgenröthe so schön, daß ich mich schnell ankleidete und in das Freie

*) Conf. Horat. Sat. I. 2.

hinauseilte, um die Sonne aufgehen zu sehen. Ich weidete mich an diesem Anblicke mit freudigem Herzen; es war in der Woche nach Johanni. Die Erde, die ihren schönsten Schmuck angelegt hatte, war mit Kräutern und Blumen bedeckt; die Nachtigallen, schon fast am Ende ihrer Schlagezeit, schienen ihre Lust daran zu haben, nur um so lieblicher zu singen; alle Vögel, die im Chore dem Frühling ihr Lebewohl nachriefen, verkündeten singend den Anbruch eines schönen Sommertages, eines jener schönen Tage, die man in meinem Alter nicht mehr erlebt, und die man auf dem armseligen Boden, auf dem ich jetzt wohne*), nie erlebt hat.

Ich hatte mich unmerklich von der Stadt entfernt; die Hitze nahm zu, und ich schritt im Schatten eines kleinen Thales an einem Bache entlang. Hinter mir vernehme ich Hufschläge und Stimmen von Mädchen, die verlegen schienen, aber trotzdem nicht weniger herzlich lachten. Ich wende mich um; man ruft mich bei Namen; ich gehe auf sie zu und treffe zwei mir bekannte junge Mädchen, Fräulein von Graffenried und Fräulein Galley, die, da sie es in der Reitkunst nicht weit gebracht hatten, nicht wußten, wie sie ihre Pferde zum Durchschreiten des Baches bewegen sollten. Fräulein von Graffenried war eine junge, sehr liebenswürdige Bernerin, die eine Jugendthorheit veranlaßt hatte, ihre Heimat zu verlassen, und die nun Frau von Warens nachahmte, bei welcher ich sie hin und wieder gesehen hatte. Da sie jedoch nicht gleich dieser eine Pension erhalten hatte, so war es für sie ein großes Glück gewesen, daß sie einen Anhalt an Fräulein Galley gefunden hatte, die in ihrer Freundschaft für sie ihre Mutter überredet hatte, sie, bis man derselben ein Unterkommen verschaffen könnte, ihr zur Gesellschafterin zu geben. Fräulein Galley war ein Jahr jünger als sie und noch hübscher; sie hatte etwas Anmuthigeres, Feineres, wenn ich auch nicht sagen kann in wie fern; trotz aller Zierlichkeit war sie doch schon vollkommen entwickelt, was für ein Mädchen der schönste Zeitpunkt ist. Beide liebten sich zärtlich, und diese Eintracht versprach bei dem gutmüthigen Charakter Beider von langer Dauer zu sein, wenn nicht irgend ein Anbeter als Störenfried erschien. Sie sagten mir, daß sie auf dem Wege nach Toune wären, einem alten, der Frau Galley gehörenden Schlosse; sie erbaten meinen Beistand, die Pferde durch das Wasser zu bringen, da sie allein damit nicht zu Stande kommen könnten. Ich wollte die Pferde mit der Peitsche antreiben, aber die Damen fürchteten, ich könnte im Falle ihres Ausschlagens verletzt und sie bei ihren Sprüngen abgeworfen werden. Ich nahm meine Zuflucht zu einem andern Mittel; ich ergriff das Pferd des Fräulein Galley am Zügel und schritt dann, es nach mir ziehend, durch den Bach, wobei mir das Wasser bis an die Waden reichte; und das andere Pferd folgte ohne Schwierigkeit. Nach dieser Heldenthat wollte ich den Damen einen Gruß zuwerfen und wie ein Einfaltspinsel von dannen gehen; sie flüsterten sich leise einige Worte zu, und Fräulein von Gaffenried sagte dann, indem sie sich zu mir wandte: „O nein, o nein, so entrinnt man uns nicht. In unserm Dienste haben Sie sich naß gemacht, und unser Gewissen gebietet uns deshalb dafür zu sorgen, daß Sie wieder trocken werden. Sie müssen gefälligst mit uns kommen; wir erklären Sie für unsern Gefangenen." Mir schlug das Herz; ich blickte Fräulein Galley an. „Ja, ja," fügte sie, über meine bestürzte Miene lachend, hinzu, „für unsern Kriegsgefangenen. Steigen Sie hinter ihr auf, wir wollen die Verantwortung für Sie übernehmen." — „Aber, Fräulein, ich habe nicht die Ehre, Ihrer Frau Mutter bekannt zu sein. Was wird sie sagen, wenn sie mich ankommen sieht?" — „Ihre Mutter", erwiderte Fräulein von Graffenried, „ist nicht in Toune, wir sind allein; wir kehren heute Abend zurück, und Sie werden mit uns zurückkommen."

Die Elektricität übt keine schnellere Wirkung aus, als diese Worte es auf mich thaten. Als ich auf das Pferd des Fräulein von Graffenried sprang, zitterte ich vor Freude, und als ich sie, um mich zu halten, umfassen mußte, klopfte mir das Herz so stark, daß sie es hörte. Sie sagte mir, auch das ihrige klopfe aus Angst zu fallen. In der Stellung, die ich einnahm, lag darin fast eine Aufforderung, mich selbst davon zu überzeugen. Ich hatte nicht den Muth

*) Zu Wootton in Staffordshire.

dazu, und während des ganzen Rittes leisteten ihr meine Arme nur den Dienst eines Gürtels, der zwar sehr eng anschließend war, sich aber nicht einen Augenblick aus seiner Lage verschob. Manche Frau würde mich, wenn sie dieses liest, gern ohrfeigen, und hätte nicht Unrecht.

Die Freude über den Spazierritt und das Geplauder der Mädchen regten meine Redelust dermaßen an, daß wir, bis zum Abende und so lange wir zusammen waren, unaufhörlich sprachen. Sie hatten mich in so gute Stimmung versetzt, daß meine Zunge eben so viel sagte wie meine Augen, obgleich sie nicht das Nämliche sagte. Nur einige Augenblicke, wenn ich mich mit der einen oder der andern unter vier Augen allein befand, machte sich in der Unterhaltung eine gewisse Verlegenheit geltend, aber die Abwesende kehrte sehr bald zurück und ließ uns nicht Zeit, uns über den Grund dieser Verlegenheit klar zu werden.

Als wir in Toune angekommen und ich wieder vollkommen trocken war, frühstückten wir. Alsdann mußte zu der Bereitung des Mittagsessens, was eine gar wichtige Sache ist, übergegangen werden. Während des Kochens küßten die beiden Fräulein von Zeit zu Zeit die Kinder der Pächterin, und der arme Küchenjunge sah ihr Treiben mit an, seinen Aerger verbeißend. Man hatte Vorräthe aus der Stadt geschickt, und es war zu einem vorzüglichen Essen alles vorhanden, namentlich Leckereien, aber leider hatte man den Wein vergessen. Bei Mädchen, die ihn nicht tranken, war diese Vergeßlichkeit nicht zu verwundern, aber mir war sie unangenehm, denn ich hatte ein wenig darauf gerechnet, daß ich beim Glase mehr Muth bekommen würde. Sie waren darüber ebenfalls verdrießlich, vielleicht aus demselben Grunde, wenn ich es auch nicht glaube. Ihre lebhafte und reizende Heiterkeit war die Unschuld selbst, und was hätten sie überdies mit mir anfangen können, da sie zu zweien waren? Sie schickten überall nach Wein umher, aber man konnte keinen auftreiben, denn die Bauern dieses Cantons sind sehr mäßig und arm. Als sie mir ihren Aerger darüber aussprachen, sagte ich zu ihnen, sie sollten sich das nicht zu Herzen gehen lassen, sie brauchten keinen

Wein, um mich trunken zu machen. Dies war die einzige Artigkeit, die ich ihnen im Laufe des Tages zu sagen wagte, aber ich glaube, die losen Mädchen sahen recht gut, daß es keine bloße Redensart, sondern die volle Wahrheit war.

Wir aßen in der Küche der Pächterin, die beiden Freundinnen auf Bänken an den beiden Seiten des langen Tisches sitzend und ihr Gast zwischen ihnen beiden auf einem dreibeinigen Schemel. Was für ein Mahl! Was für eine reizende Erinnerung! Weshalb will man, wenn man sich so reine und wahre Freuden so leicht verschaffen kann, noch andere suchen? Nie können sich die Abendessen in den sogenannten kleinen Häusern bei Paris mit diesem Mahle auch nur annähernd vergleichen, nicht nur nicht an Heiterkeit und aufrichtiger Freude, sondern ich behaupte sogar nicht einmal an sinnlicher Lust.

Nach dem Essen zeigten wir unsere Kunst im Sparen: statt den Kaffee, der uns vom Frühstück übrig geblieben war, sofort zu trinken, sparten wir ihn für das Vesperbrot auf, bei dem es Rahm und Kuchen geben sollte, welchen die Damen mitgebracht hatten; und damit wir unsern Appetit in Athem erhielten, gingen wir in den Obstgarten, um unsern Nachtisch mit Kirschen zu beschließen. Ich stieg auf den Baum und warf ihnen ganze Büschel hinab, mit deren Kernen sie ein lebhaftes Feuer durch die Zweige hindurch auf mich eröffneten. Einmal stellte sich Fräulein Galley, ihre Schürze hinhaltend und den Kopf zurückwerfend, so reizend hin, und ich zielte so genau, daß ich einen Büschel gerade in ihren Busen hinein fallen ließ. Man kann sich das Gelächter vorstellen. Ich sagte mir: „Weshalb sind meine Lippen keine Kirschen! Mit welcher Lust würde ich sie da hinwerfen!“

Auf diese Weise verging der Tag unter allerlei fröhlichen Scherzen, die trotz aller Ungezwungenheit doch nie gegen den Anstand verstießen. Nicht ein zweideutiges Wort, nicht ein gewagter Scherz, und diesen Anstand legten wir uns nicht etwa auf, nein, er kam ganz von selbst; wir folgten nur den Eingebungen unserer Herzen. Kurz, meine Bescheidenheit — andere werden sagen meine Dummheit —

war so groß, daß die höchste Vertraulichkeit, die ich mir herausnahm, darin bestand, daß ich Fräulein Galley einmal die Hand küßte. Die Umstände verliehen dieser unbedeutenden Gunst allerdings ihren Werth. Wir waren allein; ich athmete nur mühsam, sie hatte die Augen gesenkt. Statt nach Worten zu suchen, erdreistete sich mein Mund sich auf ihre Hand zu drücken, die sie, nachdem ich sie geküßt hatte, sanft zurückzog, wobei sie mich mit einer Miene anblickte, in welcher sich kein Zorn zu erkennen gab. Ich weiß nicht, was ich fähig gewesen wäre, ihr zu sagen; ihre Freundin trat herein und in diesem Augenblicke erschien sie mir häßlich.

Endlich dachten sie daran, daß wir mit der Rückkehr in die Stadt nicht bis zum Einbruch der Nacht warten dürften. Es blieb uns nur noch gerade so viel Zeit, um bei Tage heimzukommen und wir beeilten unsern Aufbruch, nachdem wir uns in derselben Weise, wie wir gekommen waren, vertheilt hatten. Hätte ich das Herz gehabt, würde ich diese Ordnung umgestoßen haben, denn Fräulein Galley's Blick hatte mein Herz heftig erregt; allein ich wagte nichts zu sagen, und ihr verbot es die Sitte, diesen Vorschlag zu machen. Unterwegs bedauerten wir, daß der Tag schon zu Ende wäre; allein weit davon entfernt, uns über seine Kürze zu beklagen, waren wir darüber einig, daß wir das Geheimnis besessen hatten, ihn durch alle die Belustigungen, mit denen wir ihn auszufüllen verstanden, lang zu machen.

Ich verließ sie fast an der nämlichen Stelle, wo sie meiner habhaft geworden waren. Mit welchem Bedauern wir von einander schieden! Mit welcher Lust wir übereinkamen, uns wiederzusehen! Zwölf mit einander verlebte Stunden kamen uns wie Jahrhunderte herzlicher Freundschaft vor. Die süße Erinnerung an diesen Tag wurde den liebenswürdigen Mädchen durch nichts verbittert; die zärtliche Verbindung, die sich unter uns dreien gebildet, hatte höheren Werth als sinnliche Freuden und hätte in Verbindung mit ihnen keinen Bestand haben können; wir liebten uns ohne Heimlichkeit und Verschämtheit und wollten uns immer so lieben. Die Sittenunschuld hat ihren hohen

Genuß, der sich mit jedem andern messen kann, weil er nie aufhört und beständig empfunden wird. Ich wenigstens weiß, daß die Erinnerung an einen so schönen Tag mich mehr rührt, mich mehr bezaubert, in meinem Herzen häufiger erwacht, als das Andenken an irgend einen andern Genuß, der sich mir je in meinem Leben dargeboten hat. Ich war mir nicht völlig darüber klar, was ich eigentlich mit diesen reizenden Mädchen im Schilde führte, aber sie hatten mich beide ungemein angezogen. Ich will nicht sagen, daß ich, wenn es allein auf mich angekommen wäre, mein Herz unter sie gleich getheilt hätte; ich war mir bewußt, daß ich die eine, wenn auch nur gering, bevorzugte. Ich hätte es als mein Glück betrachtet, Fräulein von Graffenried zur Geliebten zu haben; aber bei völlig freier Wahl würde sie mir, wie ich glaube, als Vertraute lieber gewesen sein. Wie dem auch sein möge, als ich von ihnen schied, schien es mir, daß ich ohne die eine wie die andere nicht mehr leben könnte. Wer hätte mir wohl gesagt, daß ich sie in meinem Leben nicht wiedersehen und unsere Eintagsliebe damit ein Ende haben würde!

Wer dies liest, wird nicht verfehlen, über meine galanten Abenteuer zu lachen, wenn er gewahr wird, daß selbst die am meisten vorgerückten nach vielen Vorbereitungen mit einem Handkuß endigen. Und doch thut der Leser sehr Unrecht daran. Ich habe bei einer solchen in einem Handkuß schließenden Liebelei fürwahr mehr Wonne empfunden, als er je bei der seinigen, die wenigstens damit begonnen hat.

Venture, der die vorige Nacht sehr spät zu Bett gegangen war, kam kurz nach mir zurück. Diesmal war mir seine Heimkunft nicht so angenehm wie sonst, und ich hütete mich, ihm zu sagen, wie ich meinen Tag verlebt hatte. Die Fräulein hatten sehr wegwerfend von ihm gesprochen und hatten mir mißvergnügt darüber geschienen, mich in so schlechten Händen zu wissen. Das that ihm Abbruch bei mir, und überdies konnte alles, was meine Gedanken von ihnen ablenkte, mir nur unlieb sein. Indessen rief er mich bald zu uns selber zurück, indem er meine Lage zur Sprache brachte. Sie war zu mißlich, um von Dauer sein zu können. Obgleich ich äußerst sparsam lebte, war meine Börse

doch schon fast vollends erschöpft; es fehlte mir an Einnahmequellen. Keine Nachrichten von Mama! Ich wußte nicht, was anfangen, und mein Herz wurde bei dem Gedanken, den Freund des Fräulein Galley bis auf den Bettel heruntergekommen zu sehen, schwer beklommen.

Venture theilte mir mit, daß er meinetwegen mit dem Herrn Amtsrichter geredet und die Absicht hätte, mich am nächsten Tage zum Essen zu ihm zu führen; derselbe wäre im Stande, mir durch seine Freunde zu einer Stellung zu verhelfen, obendrein auch eine vielversprechende Bekanntschaft, ein geistreicher und gebildeter Mann, von sehr geselligem Charakter, talentvoll und ein Bewunderer aller Talente. Nach seiner Gewohnheit darauf die albernste Leichtfertigkeit in die ernstesten Sachen mischend, zeigte er mir ein so eben aus Paris eingetroffenes Liedchen, nach einer Melodie aus einer Oper von Mouret, welche damals häufig gespielt wurde. Dieses Lied hatte Herrn Simon, so hieß nämlich der Amtsrichter, so vorzüglich gefallen, daß er nach derselben Melodie ein anderes zur Erwiderung dichten wollte; er hatte Venture ebenfalls um Abfassung eines solchen gebeten, und dieser war so thöricht, mich zur Anfertigung eines dritten aufzufordern, damit man, wie er sich ausdrückte, am nächsten Tage die Lieder ankommen sähe wie die Sänften im Lustspiel Roman.

Da ich in der Nacht nicht schlafen konnte, brachte ich meine Reimerei, so gut ich konnte, zu Stande. Für die ersten Verse, die aus meiner Feder geflossen, waren sie leidlich, sogar besser, oder wenigstens tieffühlender, als sie einen Tag früher ausgefallen wären, da ich in ihnen ein sehr zärtliches Verhältnis besang, für welches mein eigenes Herz bereits zu erglühen begann. Am Morgen zeigte ich Venture mein Lied, das er, da es seinen Beifall fand, in die Tasche steckte, ohne mir zu sagen, ob er das seinige gemacht hätte. Zur Mittagszeit begaben wir uns zu Herrn Simon, der uns freundlich aufnahm. Die Unterhaltung war lebhaft und anregend; bei zwei geistreichen Männern, die große Belesenheit besaßen, ließ sich das nicht anders erwarten. Die Rolle, die mir zufiel, war schweigen und zuhören. Keiner von beiden erwähnte des Liedes; ich sprach

eben so wenig davon, und nie ist, so viel ich weiß, von dem meinen die Rede gewesen.

Herrn Simon schien mein anständiges Benehmen zu gefallen, denn weiter konnte er bei dieser Zusammenkunft schwerlich etwas von mir kennen lernen. Er hatte mich schon mehrmals bei Frau von Warens gesehen, ohne mich einer näheren Beachtung zu würdigen. Deshalb kann ich erst von diesem Mittagsessen an meine Bekanntschaft mit ihm rechnen, die mir zwar hinsichtlich des erstrebten Zweckes keinen Nutzen gewährte, aber späterhin andere Vortheile brachte, um deren willen ich seiner nur mit Freuden gedenke.

Ich würde Unrecht thun, wenn ich sein Aeußeres mit Stillschweigen überginge. Bei seiner Eigenschaft als Beamter und Schöngeist, worauf er stolz war, würde man sich von demselben ohne eine Schilderung keinen Begriff machen können. Der Herr Amtsrichter Simon war sicherlich keine zwei Fuß hoch.*) Seine Beine, gerade, dünn und sogar ziemlich lang, würden ihn größer gemacht haben, hätte er sie auch gerade aufgesetzt, aber sie standen auseinander wie Schenkel eines weitgeöffneten Zirkels. Sein Leib war nicht allein kurz, sondern auch dünn, und in jedem Sinne von einer unbegreiflichen Winzigkeit. Im nackten Zustande mußte er sich wie eine Heuschrecke ausnehmen. Sein Kopf von natürlicher Größe und mit einem sehr wohl gebildeten Gesichte, edlen Zügen und ziemlich schönen Augen sah aus, als wäre er auf einen Stumpf gesetzt. Großen Aufwand für Kleidung hätte er sich ersparen können, denn schon seine große Perrücke allein reichte aus, ihn von Kopf bis zu Füßen vollkommen zu umhüllen.

Er hatte zwei ganz verschiedene Stimmen, die bei der Unterhaltung unaufhörlich ineinander übergingen. Dieser Contrast war anfangs sehr belustigend, wurde aber mit der Zeit

*) In seiner ersten handschriftlichen Aufzeichnung, welche der Ausgabe vom Jahre 1801 zu Grunde lag, hatte Rousseau ebenfalls zwei Fuß geschrieben, aber das Wort zwei ausgestrichen und drei darüber geschrieben, da er ohne Zweifel einsah, daß eine Größe von noch nicht ganz zwei Fuß, die er diesem Herrn beilegte, als Uebertreibung aufgefaßt worden wäre.

sehr unangenehm. Die eine war tief und klangvoll; sie war, wenn ich so sagen darf, die Stimme seines Kopfes. Die andere, laut, scharf und heulend, war die Stimme seines Leibes. Wenn er langsam sprach, wenn er ruhig blieb, wenn er nicht den Athem verlor, konnte er immer mit seiner vollen Stimme reden; aber sobald er nur ein wenig lebhaft wurde und erregter zu sprechen begann, schlug seine Stimme in Töne um, die dem Pfeifen auf einem Schlüssel glichen, und er hatte die größte Mühe, wieder in seinen Baß zu verfallen.

Bei diesem Aeußern, wie ich es ohne die geringste Uebertreibung geschildert habe, war Herr Simon galant, ein großer Bewunderer der Frauenwelt und in seinem Anzuge bis zur Koketterie sorgfältig. Da er seine Vorzüge geltend zu machen suchte, gab er seine Audienzen gern morgens im Bette, denn wenn man auf dem Kopfkissen einen schönen Kopf erblickte, so konnte niemand denken, daß damit alles abgemacht war. Dies rief mitunter Auftritte hervor, deren sich sicherlich noch ganz Annecy erinnert.

Eines Morgens, als er in oder vielmehr auf diesem Bette in hübscher, sehr feiner und blendend weißer Nachtmütze, die mit zwei mächtigen Schleifen von rosafarbigem Bande verziert war, die Parteien erwartete, trifft ein Bauer ein und klopft an die Thür. Die Magd war ausgegangen. Der Herr Amtsrichter ruft, als von neuem geklopft wird: „Herein!" und zwar, weil er sich ein wenig zu sehr anstrengt, mit seiner gellenden Stimme. Der Mann tritt ein, er sieht sich um, wo diese Frauenstimme herkommt, und als er im Bette eine Nachtmütze mit riesigen Schleifen erblickt, will er sich wieder mit großen Entschuldigungen gegen die gnädige Frau herausbegeben. Herr Simon wird ärgerlich und schreit nur um so kreischender. Da der Bauer dadurch in seiner Ansicht bestätigt wird und sich für beleidigt hält, schimpft er ihn aus, sagt, er sei augenscheinlich nur eine liederliche Dirne, und der Herr Amtsrichter führe keinen erbaulichen Wandel. Dieser gerieth außer sich, und da er keine andere Waffe als seinen Nachttopf hatte, wollte er ihn dem armen Manne an den Kopf werfen, als seine Haushälterin glücklicherweise herbeikam.

Dieser kleine, von der Natur leiblich so vernachlässigte Zwerg war dafür geistig entschädigt worden, und seine schönen Anlagen hatte er sorgfältig ausgebildet. Obgleich er in dem Rufe eines ziemlich tüchtigen Juristen stand, liebte er sein Fach doch nicht. Er hatte sich auf die schöne Literatur geworfen und in ihr recht glückliche Erfolge erzielt. Er hatte sich namentlich ihre glänzende Oberfläche angeeignet, diese duftende Würze, welche erst dem Umgange, selbst dem mit Frauen, den rechten Reiz verleiht. Er kannte alle Anekdoten der Ana, jener bekannten Sammlung witziger Einfälle, und noch vieler anderer auswendig und besaß die Kunst, sie richtig anzubringen, wobei er sie anziehend, mit einer gewissen Nichtigkeit und in einer Weise erzählte, als ob das, was vor sechzig Jahren vorgefallen, eine Anekdote von gestern wäre. Er verstand sich auf Musik und sang mit seiner Männerstimme angenehm; kurz, für einen Beamten hatte er viele hübsche Talente. Da er den Damen von Annecy beständig den Hof machte, war er unter ihnen in die Mode gekommen; sie führten ihn in ihrem Gefolge wie einen kleinen Affen mit sich. Er rühmte sich sogar seines Glückes in der Liebe und das belustigte sie ungemein. Eine Frau von Epagny sagte, für ihn bestände die höchste Gunst darin, einer Frau das Knie küssen zu dürfen.

Da er gute Bücher kannte und gern von ihnen redete, so war ein Gespräch mit ihm nicht allein unterhaltend, sondern auch belehrend. Als mir später das Studium Freude machte, pflegte ich die Bekanntschaft mit ihm und befand mich dabei sehr gut. Ich besuchte ihn zuweilen von Chambery aus, wo ich mich damals aufhielt. Er lobte meinen Eifer und fachte ihn noch mehr an und gab mir in Bezug auf meine Lektüre gute Rathschläge, die mir oft nützlich waren. Leider wohnte in diesem so schwächlichen Körper eine sehr gefühlvolle Seele. Einige Jahre nachher hatte er ich weiß nicht was für ein schlimmes Abenteuer, welches ihn in einen solchen Kummer versetzte, daß er darüber starb. Es war Schade, er war wirklich ein guter kleiner Mann, den man anfänglich auslachte und schließlich lieb gewann. Obgleich sein Leben nur in geringe Berührung mit dem meinigen gekommen ist, habe ich es

doch um der vielen nützlichen Lehren willen, die ich von ihm empfangen, für meine Pflicht gehalten, sein Gedächtnis in ehrender Weise zu erneuern.

Sobald ich frei war, eilte ich in die Straße des Fräulein Galley, indem ich mich der Hoffnung hingab, daß ich jemanden hineingehen oder herauskommen oder wenigstens ein Fenster öffnen sehen würde. Nichts; keine Katze wurde sichtbar, und während der ganzen Zeit meines Weilens blieb das Haus so verschlossen, als wäre es völlig unbewohnt. Die Straße war klein und öde, ein Mensch mußte in ihr sofort auffallen. Von Zeit zu Zeit ging jemand vorüber und trat in ein benachbartes Haus oder es kam einer aus demselben heraus. Mein Dortsein machte mich verlegen; ich bildete mir ein, man müßte den Zweck meines Kommens errathen, und dieser Gedanke war mir peinlich, denn ich habe die Ehre und die Ruhe derer, die mir theuer waren, stets höher als mein Vergnügen gestellt.

Endlich müde, den spanischen Liebhaber zu spielen, zumal ich keine Guitarre hatte, entschloß ich mich an Fräulein von Graffenried zu schreiben. Ich hätte lieber an ihre Freundin geschrieben, wagte es jedoch nicht, und es ziemte sich auch, mich zuerst an die zu wenden, der ich die Bekanntschaft der andern verdankte, und mit der ich auf vertrauterem Fuße stand. Den Brief übergab ich Fräulein Giraud, wie ich es mit den jungen Damen bei unserer Trennung ausgemacht hatte. Sie selbst hatten mir diesen Ausweg angegeben. Fräulein Giraud war Stepperin und hatte, da sie bisweilen bei Frau Galley arbeitete, Zutritt zu ihrem Hause. Die Botin schien mir allerdings nicht allzu glücklich gewählt, allein ich befürchtete, man würde mir, wenn ich ihretwegen Schwierigkeiten erhöbe, keine andere vorschlagen. Auch konnte ich ihnen unmöglich zu verstehen geben, daß sie sich um meine Gunst bemühte. Ich fühlte mich durch den Gedanken gedemüthigt, daß sie mir zutrauen könnte, ich hielte sie und jene Damen für Wesen desselben Geschlechtes. Kurz, ich wollte mich lieber ihrer bedienen, als gar keinen Sendboten haben, und klammerte mich an dieses Auskunftsmittel auf gut Glück.

Beim ersten Wort errieth mich die Giraud; dies war nicht schwer. Wenn nicht die Bestellung eines Briefes an junge Mädchen für sich selbst gesprochen hätte, so würde mich schon meine alberne und verlegene Miene allein verrathen haben. Man kann sich vorstellen, daß ihr dieser Auftrag nicht sehr angenehm war; sie nahm ihn jedoch an und richtete ihn getreulich aus. Früh am folgenden Tage eilte ich zu ihr und fand meine Antwort. Wie schnell ich mich wieder fortmachte, um sie wieder und wieder zu lesen und mit meinen Küssen zu bedecken, bedarf nicht erst der Versicherung; wohl aber muß berichtet werden, welchen Entschluß Fräulein Giraud gefaßt hatte, einen Entschluß, in dem sich mehr Zartgefühl und Zurückhaltung aussprach, als ich ihr zugetraut hatte. Da sie verständig genug war, um einzusehen, daß sie mit ihren siebenunddreißig Jahren, ihren Hasenaugen, ihrer Schnupftabaksnase, ihrer kreischenden Stimme und ihrer schwarzen Haut zwei jungen anmuthigen Mädchen in dem vollen Glanze ihrer Schönheit gegenüber eine üble Rolle spielte, wollte sie dieselben weder verrathen noch ihnen dienen, und mich lieber verlieren, als mich jenen zuführen.

1732.

Schon seit einiger Zeit beabsichtigte Merceret, die von ihrer Herrin noch nicht die geringste Nachricht erhalten hatte, nach Freiburg zurückzukehren; jetzt bewog Giraud sie, ihren Entschluß zur Ausführung zu bringen. Sie that mehr; sie überzeugte sie, daß es gut wäre, wenn jemand sie zu ihrem Vater zurückbrächte, und schlug mich dazu vor. Die kleine Merceret, der ich ebenfalls nicht mißfiel, fand diesen Gedanken sehr gut. Noch an dem nämlichen Tage sprachen beide mit mir davon wie von einer abgemachten Sache, und da ich in dieser Art, über mich zu verfügen, nichts Beleidigendes sah, so willigte ich ein, indem ich glaubte, daß diese Reise höchstens acht Tage in Anspruch nehmen könnte. Die Giraud, die darüber andere Gedanken hegte, richtete alles ein. Ich konnte den Zustand meiner Geldverhältnisse nicht verschweigen. Man trug Fürsorge, die Merceret übernahm die Deckung meiner Reisekosten, und um diesen Mehraufwand wieder einzubringen, wurde auf meine Bitte ab-

gemacht, daß wir nach Voraussendung ihres geringen Gepäckes in kleinen Tagereisen zu Fuße gehen sollten. Und so geschah es.

Es ärgert mich zu erzählen, daß so viele Mädchen in mich verliebt waren; da ich aber auf den Gewinn, den mir alle diese Liebeshändel eingetragen haben, nicht sehr stolz sein kann, glaube ich unbedenklich die Wahrheit sagen zu dürfen. Jünger und weniger gewitzigt als die Giraud, ist mir die Merceret nie so herausfordernd entgegengekommen; aber sie ahmte mir im Tone und in der Aussprache nach, wiederholte meine Lieblingsredensarten, erwies mir Aufmerksamkeiten, die ich ihr hätte erweisen müssen, und trug, da sie sehr furchtsam war, stets große Sorge dafür, daß wir in demselben Zimmer schliefen, eine Gemeinsamkeit, die sich, sobald ein junger Mann von zwanzig Jahren und ein Mädchen von fünfundzwanzig mit einander reisen, selten darauf beschränkt.

Dennoch geschah es diesmal. Meine Einfalt war der Art, daß mir während der ganzen Reise, obgleich die Merceret nicht unschön war, ich sage nicht die geringste galante Versuchung, sondern nicht einmal der entfernteste Gedanke daran kam; und wäre dieser Gedanke je in mir aufgestiegen, so wäre ich zu dumm gewesen, ihn zu verwerthen. Ich konnte mir keinen Begriff davon machen, wie ein Mädchen und ein Bursch dazu kommen könnten, zusammenzuschlafen; ich wähnte, dieses schreckliche Uebereinkommen verlangte Jahrhundert lange Vorbereitungen. Wenn die arme Merceret darauf rechnete, daß ich sie dafür, daß sie mich frei hielt, schadlos halten würde, so täuschte sie sich sehr, und wir kamen in Freiburg eben so unschuldig an, als wir Annecy verlassen hatten.

Als wir durch Genf kamen, besuchte ich niemanden, aber auf der Brücke wäre ich beinahe krank geworden. Nie habe ich die Mauern dieser glücklichen Stadt sehen, nie sie betreten können, ohne von einer gewissen krankhaften Schwäche befallen zu werden, die in einer übergroßen Rührung ihren Grund hatte. Während das erhabene Bild der Freiheit meine Seele erhob, rührte mich der Anblick der Gleichheit, der Einigkeit, der Sittenreinheit bis zu Thränen und erfüllte mich mit tiefer Trauer, alle diese Güter verloren zu haben. In welchem Irrthume befand ich mich, und doch, wie natürlich war er nicht! Weil ich dies alles in meiner Seele trug, glaubte ich es auch in meinem Vaterlande zu sehen.

Auch durch Nyon führte uns der Weg. Es durchwandern, ohne meinen guten Vater zu sehen! Würde es mir an Muth dazu gefehlt haben, hätte ich mich zu Tode gegrämt. Ich ließ die Merceret im Gasthause und suchte ihn auf alle Gefahr hin auf. Ach, wie Unrecht hatte ich, mich vor ihm zu fürchten! Bei meinem Anblick öffnete sich sein Herz den väterlichen Gefühlen, die verschlossen in ihm ruhten. Wie viele Thränen flossen, als wir uns umarmten! Zuerst glaubte er, daß ich zu ihm zurückkehrte. Ich erzählte ihm, was ich erlebt und jetzt beschlossen hatte. Er machte wenig Einwendungen dagegen. Er zeigte mir die Gefahren, denen ich mich aussetzte, und meinte, die kürzesten Thorheiten wären die besten. Uebrigens gab er nicht einmal die Versuchung zu erkennen, mich mit Gewalt zurückzuhalten, und darin hatte er meines Erachtens Recht. Aber sicherlich that er, um mich zur Rückkehr zu veranlassen, nicht alles, was er hätte thun können; sei es, daß ich nach seiner Ansicht den einmal gethanen Schritt doch nicht zurückthun durfte, oder vielleicht auch aus Verlegenheit, was er in meinem Alter mit mir anfangen sollte. Später habe ich erfahren, daß er von meiner Reisegefährtin eine sehr unrichtige und weit von der Wahrheit entfernte, sonst aber sehr natürliche Meinung hatte. Meine Stiefmutter, eine gut und etwas süßliche Frau stellte sich, als ob sie mich zum Abendessen zurückhalten wollte. Ich blieb nicht, doch theilte ich ihnen meine Absicht mit, mich auf dem Heimwege länger bei ihnen zu verweilen, und gab ihnen mein kleines Packet, welches ich mit dem Schiffe hatte nachkommen lassen und das mir lästig war, in Verwahrung. Früh am folgenden Morgen machte ich mich wieder auf den Weg, voller Freude, meinen Vater gesehen und das Herz gehabt zu haben, meine Pflicht zu thun.

Wir langten glücklich in Freiburg an. Gegen das Ende der Reise erzeigte mir Fräulein Merceret bereits weniger

Freundlichkeiten; nach unserer Ankunft trug sie nur noch Kälte gegen mich zur Schau, und ihr Vater, der nicht in Ueberfluß schwamm, bereitete mir ebenfalls keine allzu gastliche Aufnahme; ich suchte deshalb in der Herberge ein Unterkommen. Am nächsten Tage besuchte ich sie und nahm das mir angebotene Mittagsessen an. Keine Thränen flossen bei unserer Trennung, am Abend kehrte ich in mein Kosthaus zurück und trat am zweiten Tage nach meiner Ankunft die Rückreise wieder an, ohne mir darüber völlig klar zu sein, wohin ich denn gehen wollte.

Es war wieder einmal eine Gelegenheit in meinem Leben gewesen, wo mir die Vorsehung gerade das angeboten, was ich nöthig hatte, um mein Leben in glücklicher Ruhe hinzubringen. Die Merceret war ein sehr gutes, durchaus nicht glänzendes und schönes, aber auch keineswegs häßliches Mädchen, wenig lebhaft und von einigen kleinen Launen abgesehen, die nie mit stürmischen Folgen verbunden waren, sehr verständig. Sie hatte mich wirklich lieb; ich hätte sie ohne lange Bewerbung heirathen und das Geschäft ihres Vaters betreiben können; meine Neigung zur Musik hätte es mir lieb gemacht. Ich hätte mich dann in Freiburg niedergelassen, einer kleinen und nicht sehr hübschen Stadt, deren Bevölkerung sich aber durch Gutmüthigkeit auszeichnete. Manche Freuden wären mir zwar verloren gegangen, aber dafür würde ich bis zu meiner letzten Stunde in Frieden gelebt haben, und ich muß besser als irgend ein anderer wissen, daß ich um solchen Preis nicht hätte schwanken sollen.

Ich kam zurück, nicht nach Nyon, sondern nach Lausanne. Ich wollte mich wieder satt sehen an dem Anblick dieses schönen Sees, den man dort in seiner größten Ausdehnung überschaut. Der größte Theil meiner Beweggründe, von denen ich mich im Geheimen habe leiten lassen, ist nicht besser gewesen. Viele Zielpunkte haben selten Kraft genug, mich zum Handeln anzutreiben. Bei der Ungewißheit der Zukunft sind mir weitaussehende Pläne stets wie Lockspeisen für Narren vorgekommen. Ich überlasse mich der Hoffnung wie jeder andere, sobald sie sich leicht unterhalten läßt; ist sie indessen mit langer Mühe verbunden, so will ich nichts

mehr von ihr wissen. Das geringste kleine Vergnügen, das ich mir verschaffen kann, ist mir verlockender als die Freuden des Paradieses. Dabei nehme ich jedoch das Vergnügen aus, auf welches Schmerz folgt; dieses setzt mich deshalb nicht in Versuchung, weil ich nur reine Genüsse liebe, und weil man diese nie empfindet, wenn man weiß, daß man sich damit Reue bereitet.

Es war durchaus nöthig, daß ich an irgend einem Orte, gleichgiltig an welchem, ankam, und der nächste war der beste, denn nachdem ich mich unterwegs verirrt hatte, befand ich mich des Abends in Moudon, wo ich das wenige Geld, das mir noch blieb, bis auf zehn Kreuzer, mit denen ich am folgenden Tage das Mittagsessen bestritt, ausgab. Als ich am Abend dieses Tages in einem kleinen Dorfe bei Lausanne anlangte, kehrte ich, ohne einen Sou zur Bezahlung meines Nachtlagers zu haben, und ohne zu wissen, was nun anfangen, in ein Wirthshaus ein. Ich hatte großen Hunger; ich verlor trotzdem nicht die Fassung und verlangte Abendbrot, als ob es mir an Geldmitteln nicht fehlte. Ich legte mich ohne schwere Sorgen nieder und schlief in aller Ruhe. Nachdem ich des Morgens gefrühstückt und mich mit dem Wirth berechnet, wollte ich ihm für die sieben Batzen, die ich zu zahlen hatte, meine Weste zum Pfande lassen. Der brave Mann lehnte sie ab und sagte zu mir, er hätte Gott sei Dank noch nie jemanden ausgezogen. Um sieben Batzen wollte er damit nicht anfangen, ich könnte meine Weste behalten und ihn bezahlen, sobald es mir möglich wäre. Ich wurde von seiner Güte gerührt, aber weniger, als ich es hätte werden sollen, und später auch wirklich geworden bin, so oft ich daran zurückdachte. Ich säumte nicht, ihm durch einen sicheren Mann sein Geld mit bestem Danke zuzuschicken; aber als ich fünfzehn Jahre später auf meiner Rückkehr aus Italien wieder durch Lausanne kam, that es mir aufrichtig leid, den Namen der Schenke und des Wirthes vergessen zu haben. Jedenfalls hätte ich ihn besucht; ich hätte ihn mit wahrer Freude an seine gute Handlung erinnert und ihm den Nachweis geliefert, daß sie nicht am unrechten Platze gewesen war. Ungleich wichtigere Dienste, die mir aber mit größerer

Ostentation erwiesen wurden, sind mir nicht so dankenswerth erschienen, als die einfache und im Stillen geübte Menschenfreundlichkeit dieses redlichen Mannes.

Als ich mich Lausanne näherte, versenkte ich mich in Grübeleien über die bedrängte Lage, in der ich mich befand, über die Mittel, mich ihr zu entreißen, ohne meiner Schwiegermutter meine Noth bemerkbar zu machen, und verglich mich auf dieser Wanderung mit meinem Freunde Venture bei seiner Ankunft in Annecy. Dieser Gedanke erfüllte mich so vollkommen, daß ich völlig außer Acht ließ, wie mir ja sein artiges Benehmen und seine Talente abgingen, und es mir deshalb in den Kopf setzte, in Lausanne den kleinen Venture zu spielen, in der Musik, von der ich nichts verstand, Unterricht zu ertheilen und mich für einen Pariser auszugeben, obgleich ich nie in Paris gewesen war. Da es dort keine Kapellmeisterei gab, in der ich ein Unterkommen hätte finden können, und ich mich überdies hütete, mich unter die Leute vom Handwerk zu drängen, begann ich die Verwirklichung dieses schönen Planes mit der Nachfrage nach einem leidlichen und billigen Gasthofe. Man machte mich auf einen Herrn Perrotet aufmerksam, der Kostgänger hielt. Dieser Perrotet bewies sich mir gegenüber als der beste Mensch von der Welt und nahm mich sehr gut auf. Ich erzählte ihm meine kleinen Lügen, wie ich sie mir vorher zurecht gelegt hatte. Er versprach, mich zu empfehlen und sich zu bemühen, mir Schüler zu verschaffen, und versicherte, von mir erst Geld zu verlangen, wenn ich etwas verdient haben würde. Für Kost und Herberge waren fünf Weißthaler zu entrichten, eine für das Gebotene zwar geringe, aber für mich bedeutende Summe. Er rieth mir, zuerst mit der halben Kost fürlieb zu nehmen, welche zu Mittag nur aus einer guten Suppe, aber am Abend aus einem reichlichen Nachtessen bestand. Ich ging darauf ein. Der arme Perrotet gewährte mir alle diese Vortheile mit dem besten Herzen von der Welt und ließ nichts unversucht, um mir nützlich zu sein.

Weshalb muß ich von den guten Menschen, deren ich so viele in meiner Jugend angetroffen habe, in vorgerückterem Lebensalter nur so wenige finden? Sind ihrer keine

mehr vorhanden? Das nicht; allein der Kreis, in dem ich sie jetzt suchen muß, ist nicht mehr derselbe, in welchem ich sie damals fand. Unter dem Volke, bei welchem die großen Leidenschaften nur in langen Zwischenräumen hervortreten, machen sich die natürlichen Gefühle öfter vernehmbar. In den höheren Lebensstellungen sind sie vollkommen erstickt, und unter der Maske des Gefühls redet nur der Eigennutz oder die Eitelkeit.

Von Lausanne aus schrieb ich an meinen Vater, der mir mein Packet schickte und mir vortreffliche Rathschläge ertheilte, die ich nur besser hätte benutzen sollen. Ich habe schon einige Augenblicke unbegreiflichen Wahnsinns aufgezeichnet, in denen ich ein ganz anderer Mensch war. Ich darf jetzt einen noch auffallenderen nicht verschweigen. Um zu erkennen, bis zu welchem Grade ich mich gleichsam venturisirt hatte, braucht man nur zu hören, eine welche Menge Tollheiten ich gleichzeitig beging. Ich gebarte mich als Gesanglehrer, ohne eine Melodie vom Blatte lesen zu können; denn wenn mir auch die sechs Monate, die ich bei Le Maître zugebracht, nützlich gewesen waren, so hätten sie doch noch immer nicht genügen können, aber obendrein hatte ich den Unterricht eines Meisters genossen, und der fällt immer schlecht aus. Pariser aus Genf und Katholik in einem protestantischen Lande, glaubte ich meinen Namen eben so gut wie meine Religion und mein Vaterland wechseln zu müssen. Ich suchte stets meinem großen Vorbilde nach besten Kräften nahe zu kommen. Hatte er sich Venture von Villeneuve genannt, so machte ich aus dem Namen Rousseau das Anagramm Vaussore und nannte mich Vaussore von Villeneuve. Venture konnte componiren; ich rühmte mich dessen gegen jedermann, ohne es zu können, und nicht im Stande, das geringste Gassenlied in Noten zu setzen, gab ich mich für einen Componisten aus. Das ist noch nicht alles. Nachdem ich einem Herrn von Treytorens, einem Professor der Rechte und Musikfreund, der in seinem Hause Concerte veranstaltete, vorgestellt war, wollte ich ihm eine Probe meines Talentes geben und begann mit einer Dreistigkeit, als hätte ich wirklich etwas davon verstanden, ein Musikstück für ihn aufzusetzen. An

diesem schönen Werke hatte ich die Ausdauer vierzehn Tage lang zu arbeiten, die Reinschrift zu besorgen, die Stimmen auszuschreiben und sie mit einer Zuversichtlichkeit zu vertheilen, als wäre es ein Meisterwerk von Harmonie gewesen. Ja, um dieses erhabene Kunstwerk würdig zu krönen, ließ ich es — es klingt unglaublich, ist aber vollkommen wahr — mit einem hübschen Menuet schließen, welches man schon auf allen Gassen hören konnte und dessen sich vielleicht noch alle Welt an den damals so bekannten Worten erinnert:

Quel caprice!
Quelle iniustice!
Quoi, ta Clarice
Trahirait tes feux!

Venture hatte mir diese Melodie im Baß mit einem untergelegten zotigen Texte beigebracht, mit dessen Hilfe ich sie behalten hatte. Meine Composition ging also am Schlusse in dieses, im Basse durchgeführte Menuet mit Hinweglassung des Textes über, und ich gab es mit einer Keckheit für mein Machwerk aus, als hätte ich Leuten aus dem Monde diese Ueberzeugung aufdrängen wollen.

Man versammelt sich, um mein Stück aufzuführen. Ich lege jedem die Beobachtung des Taktes, die Art des Vortrages, die Berücksichtigung der Zeichen an das Herz, ich bin außerordentlich thätig. Man stimmt fünf oder sechs Minuten lang, die mir wie eben so viele Jahrhunderte vorkommen. Als endlich alles bereit ist, klopfe ich mit einer schönen Papierrolle einige Male auf mein Dirigentenpult, um Achtung zu gebieten. Tiefste Stille herrscht; feierlich beginne ich den Takt zu schlagen, man fängt an ... Nein, so lange es französische Opern giebt, hat man eine ähnliche Katzenmusik nie vernommen. Was man auch von meinem Talente gedacht haben mochte, die Wirkung war schlimmer als alles, was man zu erwarten schien. Die Musiker erstickten vor Lachen; die Zuhörer rissen die Augen weit auf und würden sich am liebsten die Ohren zugestopft haben, aber da gab es keine Rettung. Meine Henker von Mitgliedern der Kapelle, die ein Vergnügen haben wollten, kratzten, um einem Tauben das Trommelfell zu sprengen. Ich quälte mich unverdrossen immer weiter ab, allerdings große Schweißtropfen vergießend, aber vor Scham unfähig, die Flucht zu ergreifen und alles im Stiche zu lassen. Um meine Verzweiflung voll zu machen, hörte ich, wie sich die Anwesenden einander oder vielmehr mir in die Ohren raunten, der eine: „Es läßt sich nichts Unerträglicheres denken;“ ein anderer: „Was für eine Heidenmusik!“ wieder ein anderer: „Was für ein Hexensabbath!“ — Armer Jean-Jacques, in diesem furchtbaren Augenblicke hofftest du wahrhaftig nicht, daß deine Töne eines Tages vor dem Könige von Frankreich und seinem ganzen Hofe Gemurmel der Ueberraschung und des Beifalls hervorrufen würden, und daß in allen Logen um dich her sich die liebenswürdigsten Damen zuflüstern würden: „Welche reizende Töne! Welche entzückende Musik! Alle diese Klänge sprechen zum Herzen!“

Was aber alle Welt in die köstlichste Laune versetzte, war das Menuet. Kaum hatte man einige Takte desselben gespielt, als ich hörte, wie man auf allen Seiten in lautes Gelächter ausbrach. Jeder beglückwünschte mich zu meinem musikalischen Geschmacke. Man gab mir die Versicherung, dieses Menuet würde von sich reden machen, und mein Werk verdiente, überall gesungen zu werden. Ich brauche meine Herzensangst nicht weiter zu schildern noch zu bekennen, daß ich sie wohl verdient hatte.

Am nächsten Tage besuchte mich einer der Mitspielenden, Namens Lutold, und war ehrlich genug, mir nicht zu meinem Erfolge Glück zu wünschen. Das tiefe Bewußtsein meiner Dummheit, die Scham, die Reue, die Verzweiflung über die Lage, in welche ich mich gestürzt, die Unmöglichkeit, mein Herz in seiner Angst zu verschließen, bewogen mich, es ihm zu öffnen; ich ließ meinen Thränen freien Lauf, und anstatt mich darauf zu beschränken, ihm meine Unwissenheit einzugestehen, sagte ich ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit alles. Natürlich gelobte er mir Schweigen und hielt es, wie man sich denken kann. Noch an dem nämlichen Abend wußte ganz Lausanne, wer ich war, und eigenthümlicherweise ließ es sich niemand mir gegenüber merken, nicht einmal der gute Perrotet, der trotz alledem

könnte mir Schlechtes von ihr erzählen. Man hatte viel von ihrer Flucht aus der Heimat und ein wenig von ihrer Aufführung gesprochen. Aus Furcht, man könnte ihr nicht das nachsagen, was ich zu hören wünschte, wollte ich lieber gar nicht von ihr reden hören.

Da meine Schüler mich nicht sehr beschäftigten und ihre Geburtsstadt nur vier Meilen von Lausanne entfernt war, reiste ich auf zwei oder drei Tage dorthin, während deren ich mich unaufhörlich in der süßesten Erregung befand. Der Anblick des Genfersees und seiner herrlichen Ufer hatte in meinen Augen stets einen eigenthümlichen Reiz, den ich mir nicht zu erklären weiß und der nicht allein von der Schönheit des Panoramas herrührt, sondern von etwas noch Fesselnderem, das mich angenehm berührt und ergreift. So oft ich mich dem Waadtlande nähere, erhalte ich einen Eindruck, der durch die Erinnerung an Frau von Warens, welche dort geboren ist, an meinen Vater, der dort lebte, an Fräulein von Vulson, für die zum ersten Male mein Herz in Flammen gerieth, an mehrere Vergnügungsreisen, die ich in meiner Jugend darin machte, und, wie ich glaube, an etwas noch Geheimeres und Stärkeres als dies alles hervorgerufen wird.*) Wenn das glühende Verlangen nach einem solchen glücklichen und ruhigen Leben, das mich flieht und für das ich geboren wurde, meine Einbildungskraft entzündet, so versetzt sie mich immer in das Waadtland, an den See, in die reizenden Landschaften ringsumher. Ich bedarf durchaus eines Obstgartens am Ufer dieses Sees und keines andern; ich bedarf eines zuverlässigen Freundes, einer liebenswürdigen Frau, einer Kuh und eines Bootes. Nie werde ich hienieden ein vollkommenes Glück genießen, als bis ich dies alles habe. Ich lache über die Einfalt, in der ich mehrere Male in dieses Land gekommen bin, einzig und allein um dieses eingebildete Glück darin zu suchen. Ich war stets verwundert, die Bewohner desselben, namentlich die Frauen, von einem ganz andern Charakter zu finden, als ich vorausgesetzt hatte. Welcher Widerspruch

*) Allen diesen Erinnerungen hat Rousseau in der Neuen Heloise Ausdruck gegeben.

schien mir doch darin zu liegen! Das Land und seine Bevölkerung sind mir nie wie für einander geschaffen vorgekommen.

Auf dieser Reise nach Vevay versenkte ich mich, das schöne Ufer entlang gehend, in die süßeste Schwermuth. In heißer Glut stürzte sich mein Herz in tausenderlei unschuldige Wonnen; ich wurde gerührt, ich seufzte und weinte wie ein Kind. Wie oft unterbrach ich meine Wanderung, um mich, auf einem Felsblocke sitzend, nach Herzenslust auszuweinen, und hatte meine Lust daran, wenn ich sah, wie meine Thränen in das Wasser fielen.

In Vevay wohnte ich im „Schlüssel", und während der zwei Tage, die ich daselbst blieb, ohne jemand zu besuchen, faßte ich für diese Stadt eine Vorliebe, die mich auf allen meinen Reisen begleitete und mich endlich bewog, die Helden meines Romans dorthin zu versetzen. Ich möchte allen, die Schönheitsgefühl und Empfänglichkeit besitzen, den Rath geben: Gehet nach Vevay, lernet das Land kennen, betrachtet die Landschaft, machet Lustfahrten auf dem See und saget selbst, ob nicht die Natur dieses schöne Land für eine Julie, für eine Clara und für einen Saint-Preux geschaffen hat. Aber suche sie nicht darin! — Ich komme jetzt zu meiner Geschichte zurück.

Da ich Katholik war und mich als solchen bekannte, nahm ich ohne Heimlichkeit und ohne Bedenken an den Gottesdiensten des Glaubens Theil, zu dem ich übergetreten war. Bei schönem Wetter besuchte ich Sonntags die Messe in Assens, zwei Meilen von Lausanne. Gewöhnlich machte ich diesen Weg mit anderen Katholiken, namentlich mit einem Pariser Sticker, dessen Namen ich vergessen habe. Er war kein Pariser gleich mir, nein, er war ein echter Pariser aus Paris, ein Erzpariser und dabei eine kreuzbrave Seele, gutmüthig wie ein Kind der Champagne. Er liebte seine Heimat so sehr, daß er meine Landsmannschaft nie in Zweifel setzen wollte, aus Furcht, diese Gelegenheit zu verlieren, von ihr zu reden. Herr von Crouzas, der Patrimonialrichter, hatte ebenfalls einen Pariser, aber einen weniger umgänglichen, zum Gärtner, der den Ruhm seiner Vaterstadt für gefährdet hielt, wenn man sich ihrer zu rüh-

men wagte, ohne auf dieses Glück Anspruch machen zu können. Er fragte mich mit der Miene eines Mannes aus, der seiner Sache sicher war, mich auf einem Fehler zu ertappen, und lächelte dann boshaft. Einmal fragte er mich, was für Merkwürdiges sich auf dem Neumarkt fände. Ich machte, wie man sich denken kann, leere Redensarten. Nachdem ich zwanzig Jahre in Paris zugebracht habe, muß ich jetzt diese Stadt kennen; wenn man mir jedoch heut die nämliche Frage vorlegte, würde ich nicht weniger verlegen sein, darauf zu antworten, und man würde aus dieser Verlegenheit eben so gut den Schluß ziehen können, daß ich nie in Paris gewesen sei; in so hohem Grade ist man selbst bei voller Wahrheit der Gefahr ausgesetzt, sich auf irre führende Gründe zu stützen.

Ich kann nicht genau sagen, wie lange ich mich in Lausanne aufhielt. Ich brachte aus dieser Stadt keine bleibenden Erinnerungen mit. Ich weiß nur, daß ich aus Mangel an Verdienst von dort nach Neufchâtel ging und daselbst den Winter verlebte. In letzterer Stadt hatte ich größeren Erfolg; ich bekam dort Schüler und verdiente genug, um meinem guten Freunde Perrotet, der mir trotz meiner großen Schuld bei ihm mein kleines Gepäck treulich nachgeschickt hatte, dieselbe abtragen zu können.

Nach und nach lernte ich beim Unterrichten die Musik. Mein Leben war ziemlich angenehm; ein vernünftiger Mensch hätte sich damit begnügen können, allein mein unruhiges Herz verlangte nach etwas Anderem. Sonntags und an meinen freien Tagen durchstrich ich die Umgegend und die benachbarten Wälder, stets umherirrend, träumend, seufzend, und so oft ich einmal die Stadt verlassen hatte, kehrte ich nie vor Abend zurück. Als ich einst in Boudry in eine Schenke einkehrte, um zu Mittag zu essen, traf ich daselbst einen langbärtigen Mann in einem violetten Gewande nach griechischer Tracht, mit verbrämter Mütze, von ziemlich vornehmem Aeußern und Wesen, der sich nur schwer verständlich machen konnte, da er ein fast kaum zu errathendes Kauderwelsch sprach, das jedoch mehr vom Italienischen als von jeder anderen Sprache enthielt. Ich verstand fast alles, was er sagte, und zwar ich allein; mit dem Wirthe und

den Landleuten vermochte er sich nur durch Zeichen zu verständigen. Ich redete ihn italienisch an und er verstand mich vollkommen; er stand auf und umarmte mich voller Freuden. Die Bekanntschaft war bald geschlossen, und von diesem Augenblicke an diente ich ihm als Dolmetscher. Sein Essen war gut, das meinige noch nicht mittelmäßig; er lud mich ein, an dem seinigen Theil zu nehmen, und ich ließ mich nicht lange nöthigen. Beim Trinken und Radebrechen wurden wir vollends vertraut und gegen Ende des Mahls waren wir unzertrennlich. Er erzählte mir, er wäre ein griechisch-katholischer Prälat und Archimandrit von Jerusalem und hätte den Auftrag, in Europa eine Sammlung zur Wiederherstellung des heiligen Grabes vorzunehmen. Er zeigte mir schön ausgestattete Erlaubnisscheine der Zarin und des Kaisers; auch besaß er deren noch eine große Zahl von anderen Fürsten. Er war mit dem Ertrage seiner bisherigen Sammlung ziemlich zufrieden; aber in Deutschland hätte er unglaubliche Mühe gehabt, da er weder ein Wort Deutsch noch Lateinisch noch Französisch verstand und sich lediglich mit seinem Griechisch, Türkisch und der lingua franca durchhelfen mußte, was ihm in dem Lande, in welches er sich hineingewagt hatte, wenig Nutzen gewährte. Er machte mir den Vorschlag, ihn als Secretär und Dolmetscher zu begleiten. Trotz meines ziemlich neuen Röckleins, welches zu meiner neuen Stellung gar nicht übel paßte, war mein Aeußeres doch im Ganzen so ärmlich, daß er mich ohne Mühe zur Annahme seines Anerbietens zu bewegen hoffte, und er irrte sich nicht. Unser Vertrag war binnen Kurzem abgeschlossen; ich verlangte nichts, und er versprach viel. Ohne Bürgschaft, ohne Sicherheit, ohne nähere Bekanntschaft vertraue ich mich seiner Leitung an, und bereits der nächste Morgen sieht mich auf dem Wege nach Jerusalem.

Wir begannen unsere Rundreise mit dem Canton Freiburg, in dem er keine glänzenden Geschäfte machte. Die bischöfliche Würde gestattete ihm nicht, den Bettler zu spielen und Privatleute anzusprechen; wir beschränkten uns deshalb darauf, den Senat von seinem Auftrage in Kenntnis zu setzen, der ihm eine kleine Summe bewilligte. Von dort

ging es nach Bern. Wir wohnten im Falken, einem damals vorzüglichen Gasthause, in dem es an guter Gesellschaft nie fehlte. Die von zahlreichen Gästen besetzte Tafel war stets gut versehen. Ich hatte mich lange mit schlechter Kost begnügen müssen und fühlte sehr das Bedürfnis, meinen Leib zu pflegen; die Gelegenheit dazu war da und ich benutzte sie. Seine Hochwürden, der Herr Archimandrit, war selbst ein guter Gesellschafter, ein großer Tafelfreund, heiter, ein guter Erzähler für die, welche ihn verstehen konnten, auf einzelnen Gebieten ziemlich kenntnisreich und befähigt, seine griechische Gelehrsamkeit leuchten zu lassen. Als er eines Tages beim Nachtische Nüsse knackte, schnitt er sich dabei tief in die Fingerspitze, und da eine starke Blutung eintrat, zeigte er der Gesellschaft seinen Finger und sagte lachend: Mirate, signori, questo é sangue pelasgo.

In Bern war meine Vermittlung nicht vergeblich, und ich zog mich nicht so übel aus der Sache, wie ich befürchtet hatte. Ich war weit kühner und beredter, als ich für meine eigene Person gewesen wäre. Die Angelegenheit hatte nicht einen eben so leichten Verlauf wie in Freiburg. Es waren langweilige und häufige Verhandlungen mit den Ersten des Staates nöthig, und die Prüfung seiner Beglaubigungen ließ sich nicht an einem Tage abmachen. Nachdem endlich alles in Ordnung war, erhielt er Zutritt zum Senat. Als sein Dolmetscher wurde ich ebenfalls vorgelassen, und man forderte mich zu reden auf. Ich hatte mich auf nichts weniger gefaßt gemacht und es mir nicht in den Sinn kommen lassen, daß es nach so langen Unterhandlungen mit den einzelnen Mitgliedern noch einer besonderen Ansprache an die ganze Körperschaft bedürfen könnte, als ob noch gar nichts gesagt worden wäre. Man denke sich meine Verlegenheit! Für einen so schüchternen Menschen, nicht allein öffentlich, sondern sogar vor dem Berner Rathe zu reden, und sofort ganz unvorbereitet zu reden — das, sollte man meinen, hätte mich völlig vernichten müssen. Aber ich wurde dadurch nicht einmal eingeschüchtert. Ich setzte den Auftrag des Archimandriten kurz und deutlich auseinander. Ich lobte die Mildthätigkeit der Fürsten, welche zu der Sammlung, die vorzunehmen sein Zweck war, beigetragen hatten. In der Absicht, die ihrer Excellenzen zum Wetteifer anzutreiben, fügte ich hinzu, daß sich von ihrer gewöhnlichen Opferfreudigkeit nicht weniger erwarten ließe, und nachdem ich mich bemüht hatte, dieses gute Werk als ein für alle Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses gleich verdienstliches hinzustellen, schloß ich, indem ich allen, welche daran Theil nehmen würden, die Segnungen des Himmels verhieß. Ich will nicht gerade sagen, daß meine Rede Aufsehen erregte, aber sie fand jedenfalls Beifall, und beim Verlassen des Audienzsaales erhielt der Archimandrit ein sehr ansehnliches Geschenk und außerdem Glückwünsche über die Talente seines Secretärs, die ich zu verdolmetschen die angenehme Aufgabe hatte, aber nicht wörtlich wieder zu geben wagte. Das war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich öffentlich und vor dem Staatsoberhaupte, und auch vielleicht das einzige Mal, daß ich dreist und gut geredet habe. Welche Verschiedenheit in den Stimmungen des nämlichen Menschen! Als ich vor drei Jahren bei meinem alten Freunde Roguin zu Yverdun auf Besuch war, empfing ich eine Deputation, die mir im Namen der Stadt ihren Dank für einige Bücher, welche ich der dortigen Bibliothek geschenkt hatte, aussprechen sollte. Die Schweizer sind große Redner, diese Herren hielten nun auch eine feierliche Ansprache an mich. Ich hielt mich für verpflichtet zu antworten; aber ich verwickelte mich bei meiner Antwort in einer Weise, und der Kopf schwindelte mir derartig, daß ich stecken blieb und mich mußte auslachen lassen. Obgleich von Natur blöde, bin ich in meiner Jugend bisweilen kühn gewesen, nie dagegen in vorgerückterem Alter. Je mehr ich die Welt kennen lernte, desto weniger habe ich mich in ihren Ton schicken können.

Von Bern begaben wir uns nach Solothurn, denn der Archimandrit hatte die Absicht, die Reise durch Deutschland wieder aufzunehmen und von dort die Rückreise durch Ungarn oder Polen anzutreten, was einen unendlich langen Weg bedingte, doch da sich seine Börse unterwegs mehr füllte als leerte, so scheute er die Umwege wenig. Ich für meine Person, der ich an Reisen zu Pferde fast das gleiche

Gefallen fand wie an denen zu Fuß, hätte nichts Besseres verlangt, als auf diese Weise mein ganzes Leben lang zu reisen; aber das Verhängnis wollte, daß ich nicht so weit kommen sollte.

Das Erste, was wir nach unserer Ankunft in Solothurn thaten, war, daß wir den französischen Gesandten begrüßten. Zum Unglück für meinen Bischof bekleidete die Stelle eines Botschafters damals der Marquis von Bonac, der bei der hohen Pforte Gesandter gewesen war und deshalb von allem, was mit dem heiligen Grabe in Verbindung stand, Kenntnis haben mußte. Der Archimandrit hatte eine Audienz von einer Viertelstunde, zu der ich nicht zugelassen wurde, weil der Gesandte die lingua franca verstand und italienisch wenigstens eben so gut sprach als ich. Als mein Grieche herauskam, wollte ich ihm folgen, aber man hielt mich zurück, denn nun kam ich an die Reihe. Da ich mich für einen Pariser ausgegeben hatte, stand ich als solcher unter der Gerichtsbarkeit seiner Excellenz. Dieselbe fragte mich, wer ich wäre, und ermahnte mich, die Wahrheit zu bekennen. Ich versprach sie ihr, indem ich um eine Privataudienz bat, die mir zugestanden wurde. Der Gesandte führte mich in sein Arbeitszimmer, dessen Thüre er hinter uns schloß, und nachdem ich mich ihm dort zu Füßen geworfen hatte, hielt ich Wort. Ich würde es eben so gut gethan haben, wenn ich es auch nicht versprochen hätte, denn ein beständiges Bedürfnis nach Herzensergießung legt mir jeden Augenblick das Herz auf die Lippen. Hatte ich vorher dem Musiker Lutold rückhaltslos mein Herz ausgeschüttet, so hatte ich jetzt noch weniger Grund, dem Marquis von Bonac gegenüber den Geheimnisvollen zu spielen. Er war mit meiner kleinen Geschichte und der Aufrichtigkeit, mit der ich sie, wie er sah, erzählt hatte, so zufrieden, daß er mich bei der Hand nahm, mit mir zu seiner Frau ging und mich ihr vorstellte, indem er ihr meine Erzählung in kurzen Worten mittheilte. Frau von Bonac empfing mich mit großer Güte und meinte, man dürfte mich mit diesem griechischen Mönche nicht ziehen lassen. Man entschied sich dahin, daß ich im Gesandtschaftshotel bleiben sollte, bis man sähe, was man aus mir machen könnte. Ich wollte

mich zu meinem armen Archimandriten begeben, den ich liebgewonnen hatte, und ihm Lebewohl sagen, allein man gestattete es mir nicht. Man setzte ihn von meiner Verhinderung in Kenntnis, und schon eine Viertelstunde später sah ich meinen kleinen Reisesack ankommen. Gewissermaßen wurde dem Herrn de la Martinière, dem Secretär der Gesandtschaft, die Sorge für mich übertragen. Als er mich in das für mich bestimmte Zimmer führte, sagte er zu mir: „Unter dem Grafen du Luc ist dieses Zimmer von einem berühmten Manne bewohnt worden, der denselben Namen trug wie Sie. Es hängt nur von Ihnen ab, ihn in jeder Weise zu ersetzen, daß es eines Tages heißt: Rousseau der Erste, Rousseau der Zweite.“ Diese Gleichheit, auf welche ich damals keineswegs rechnete, würde meinem Verlangen, dieses Ziel zu erreichen, weniger geschmeichelt haben, wenn ich hätte voraussehen können, mit welchem Preise ich sie eines Tages erkaufen würde.

Die Worte des Herrn de la Martinière erfüllten mich mit Neugier. Ich las die Werke dessen, der vor mir dieses Zimmer bewohnt hatte, und da mich nach der Schmeichelei, die man mir gesagt, der Wahn erfaßte, ich hätte dichterische Begabung, so dichtete ich zum Versuche ein Loblied auf Frau von Bonac. Diese Begabung bewährte sich jedoch nicht. Von Zeit zu Zeit habe ich mittelmäßige Verse gemacht; man kann sich dadurch ziemlich gut auf elegante Wendungen einüben, und eine bessere Prosa schreiben lernen, aber ich habe in der französischen Poesie nie Reiz genug gefunden, um mich ihr völlig hinzugeben.*)

Herr de la Martinière wollte meine Schreibweise kennen lernen und verlangte, ich sollte ihm das, was ich dem Gesandten erzählt, ausführlich aufschreiben. Ich schrieb ihm einen langen Brief, welchen, wie ich höre, Herr von Marianne, der dem Marquis von Bonac schon seit langer Zeit beigegeben war und später, als Herr von Courteilles die Gesandtschaft übernahm, der Nachfolger des Herrn de la Martinière wurde, aufbewahrt hat. Ich habe Herrn von

*) Var.: . . . völlig hinzugeben, und würde in ihr wahrscheinlich geringe Erfolge erzielt haben.

Malesherbes gebeten, mir eine Abschrift dieses Briefes zu verschaffen. Wenn ich sie durch ihn oder durch andere erhalten kann, wird man sie in der Sammlung finden, welche als Anhang meiner Bekenntnisse erscheinen soll.

Die Erfahrung, welche ich allmählich gewann, hielt meine romantischen Pläne und Hoffnungen nach und nach in den gehörigen Schranken; so wurde ich zum Beispiel nicht nur nicht verliebt in Frau von Bonac, sondern fühlte auch augenblicklich, daß mir das Haus ihres Mannes keine großen Aussichten bot. Bei der Stellung des Herrn de la Martinière und der Anwartschaft des Herrn von Marianne konnte ich höchstens auf die Stelle eines Untersecretärs rechnen, die für mich nicht viel Verlockendes hatte. Aus diesem Grunde bezeigte ich, als man mich über das, was ich anzufangen gedächte, befragte, große Lust nach Paris zu gehen. Dem Herrn Gesandten gefiel dieser Gedanke, dessen Ausführung ihn wenigstens von mir befreien mußte. Herr von Merveilleux, Dolmetscher der Gesandtschaft, sagte, sein Freund Godard, Schweizeroberst in französischen Diensten, suchte für seinen Neffen, der sehr jung in den Dienst träte, einen Gefährten, und er dächte, ich würde seinem Freunde gefallen. Auf diese ziemlich leichtsinnig gefaßte Hoffnung hin wurde meine Abreise beschlossen, und ich, der ich wieder Aussicht auf eine Reise hatte und noch dazu nach Paris, schwelgte in Wonne. Man gab mir unter vielen guten Lehren einige Briefe und hundert Francs Reisegeld, und ich machte mich auf den Weg.

Ich gebrauchte zu diese Reise vierzehn Tage, die ich zu den glücklichen meines Lebens zählen kann. Ich war jung, befand mich wohl, hatte reichlich Geld, viel Hoffnung, reiste zu Fuß und reiste allein. Die Aufzählung des letzten Vortheils müßte Verwunderung erregen, hätte man sich nicht schon mit meiner Gemüthsart vertraut machen müssen. Meine freundlichen Traumbilder leisteten mir Gesellschaft, und nie hat die Glut meiner Einbildungskraft reizendere erzeugt. Bot mir jemand einen Platz auf einem Wagen an, oder redete mich jemand unterwegs an, so machte ich ein finsteres Gesicht, da ich befürchtete, das Luftschloß, das ich mir beim Wandern baute, einstürzen zu sehen. Diesmal

waren meine Gedanken kriegerisch. Ich war auf dem Wege mich einem Soldaten anzuschließen und selbst Soldat zu werden; denn man war darüber einig geworden, daß ich meine militärische Laufbahn als Cadet beginnen sollte. Ich glaubte mich schon in Officieruniform mit einem schönen weißen Federbusch zu sehen. Mein Herz schwoll bei diesem stolzen Gedanken. Ich besaß einige oberflächliche Kenntnis von Geometrie und Befestigungskunst; ich hatte einen Ingenieur zum Onkel, ich trat gewissermaßen in seine Fußstapfen ein. Meine Kurzsichtigkeit bot zwar ein kleines Hindernis dar, das mich jedoch nicht in große Verlegenheit setzte; diesen Fehler gedachte ich durch Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit auszugleichen. Der Marschall Schomberg war, wie ich gelesen hatte, kurzsichtig gewesen; weshalb sollte es also der Marschall Rousseau nicht sein? Ich gerieth bei diesen Thorheiten dergestalt in Hitze, daß ich nur noch Truppen, Wälle, Schanzkörbe und Batterien und mich mitten im Feuer und Pulverdampf sah, meine Befehle ruhig mit der Lorgnette in der Hand ertheilend. Sobald ich jedoch durch freundliche Gegenden kam, sobald ich Gehölze und Bäche sah, mußte ich bei diesem rührenden Anblicke seufzen. Mitten in den Bildern meines Kriegsruhmes fühlte ich, daß mein Herz nicht für solches Getümmel geschaffen war, und ohne zu wissen wie, fand ich mich bald wieder inmitten meiner lieben Schäfereien, für immer auf die Thaten des Kriegsgottes verzichtend.

Wie wurde ich doch bei meinem Eintritte in Paris in meinen Erwartungen enttäuscht! Das zierliche Aeußere, das ich in Turin wahrgenommen, die Schönheit der Straßen, die Regelmäßigkeit und Gleichheit in der Straßenflucht der Häuser hatten mich in Paris noch ganz andere Dinge erwarten lassen. Ich hatte mir eine eben so schöne wie große Stadt vorgestellt, die einen Bewunderung erregenden Anblick gewährte und in der man nichts als prachtvolle Straßen, Paläste von Marmor und Gold erblickte. Als ich die Vorstadt St. Marceau durchschritt, gewahrte ich nur kleine, unreine und stinkende Gassen, häßliche schmutzige Häuser, Unsauberkeit, Armuth, Bettler, Fuhrleute, alte Klatschweiber, Ausruferinnen von Tisane und alten Hüten.

Alles dies machte von Anfang an einen solchen Eindruck auf mich, das ihn alles, was ich in Paris späterhin von wirklicher Pracht gesehen habe, nicht hat zerstören können und mir von da an stets ein geheimer Widerwille gegen den Aufenthalt in dieser Hauptstadt geblieben ist. Ich kann behaupten, daß ich die ganze Zeit, welche ich späterhin daselbst verlebt habe, nur zur Aufbringung der Mittel verwandte, um fern von ihr leben zu können. Das ist die Frucht einer zu lebhaften Einbildungskraft, welche die Uebertreibungen der Menschen von neuem übertreibt und immer mehr sieht als das, was man ihr sagt. Man hatte mir Paris so sehr gerühmt, daß ich es mir wie das alte Babylon vorgestellt hatte, von dessen mir selbst entworfenem Bilde ich wahrscheinlich, wenn ich es in Wirklichkeit gesehen, eben so viel hätte hinfortnehmen müssen. Dasselbe widerfuhr mir in der Oper, die ich mich beeilte schon den Tag nach meiner Ankunft zu besuchen; dasselbe später in Versailles; noch später, als ich zum ersten Mal das Meer erblickte; und eben so wird es mir immer ergehen, wenn sich meinen Augen ein mir zu sehr angepriesenes Schauspiel zeigt; denn es ist den Menschen unmöglich und der Natur selbst schwer, meine Einbildungskraft an Reichthum zu überbieten.

Nach der mir von allen, an die ich Empfehlungsbriefe hatte, zu Theil gewordenen Aufnahme glaubte ich mein Glück gemacht. Der, welchem ich am dringendsten empfohlen war und der mich am wenigsten freundlich empfing, war Herr von Surbeck, der den Dienst aufgegeben hatte und ein philosophisches Leben in Bagneux führte, wo ich ihn mehrmals besuchte und er mir auch nicht einmal ein Glas Wasser anbot. Einen bessern Empfang bereitete mir Frau von Merveilleux, die Stiefschwester des Dolmetschers, und sein Neffe, ein Gardeofficier. Nicht allein nahm mich Mutter wie Sohn freundlich auf, sondern sie boten mir auch ihren Tisch an, ein Anerbieten, das ich auch während meines Aufenthalts in Paris häufig benutzte. Frau von Merveilleux schien mir schön gewesen zu sein. Ihr Haar zeichnete sich durch ein schönes Schwarz aus und fiel nach alter Sitte in Schmachtlocken über die Schläfe hinab. Geblieben war ihr, was mit den äußeren Reizen nicht dahin

stirbt, ein sehr liebenswürdiger Charakter. Ihr schien der meinige zu gefallen, und sie that alles, was sie vermochte, um sich mir gefällig zu erzeigen; allein niemand war ihr dabei behilflich, und ich war über all diesen großen Antheil, den man scheinbar an mir genommen, bald enttäuscht. Man muß den Franzosen indessen Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie erschöpfen sich nicht so sehr, wie man behauptet, in Versprechungen, und die, welche sie machen, sind fast stets aufrichtig gemeint; aber sie haben eine Weise, sich scheinbar für dich zu interessiren, die mehr täuscht als Worte. Die groben Schmeicheleien der Schweizer können nur Thoren irreführen. Das Benehmen der Franzosen ist dabei schon um deshalb verführerischer, weil es einfacher ist; man sollte glauben, daß sie dir nicht alles sagen, was sie thun wollen, um dich um so angenehmer zu überraschen. Ja, ich sage noch mehr: sie sind in ihren Kundgebungen nicht falsch; sie sind von Natur dienstfertig, menschenfreundlich, wohlwollend und, was man auch darüber sagen möge, sogar wahrer, als irgend ein anderes Volk; aber sie sind leichtsinnig und unbeständig. Sie haben wirklich die Gesinnung, die sie dir zu erkennen geben; aber diese Gesinnung vergeht, wie sie gekommen ist. So lange sie mit dir reden, sind sie voll von dir; sehen sie dich nicht mehr, so vergessen sie dich. Sie haben für nichts ein bleibendes Gedächtnis; bei ihnen ist alles ein Werk des Augenblicks.

Mir wurden viele äußere Freundlichkeiten, aber wenig wahre Dienste erwiesen. Der Oberst Godard, für dessen Neffen ich bestimmt war, entpuppte sich als ein alter filziger Geizhals, der mich, obgleich er im Golde wühlte, bei der Wahrnehmung meiner Noth für nichts haben wollte. Ich sollte bei seinem Neffen eher eine Art von unbesoldetem Diener als ein wirklicher Hofmeister sein. Beständig an seine Person gefesselt und um deswillen vom Dienst befreit, sollte ich von meinem Sold als Kadet, das heißt vom Soldatentractamente, leben, und kaum verstand er sich dazu, mir die Uniform zu geben; nach ihm hätte ich mich mit der vom Regimente gelieferten begnügen sollen. Ueber solche schmachvolle Anerbietungen empört, bewog mich Frau von Merveilleux selbst, sie abzulehnen; ihr Sohn theilte

ihre Ansicht vollkommen. Man suchte nach anderen Auswegen, fand aber keine. Mittlerweile trat die Noth immer näher an mich heran; mit hundert Francs, welche zur Bestreitung meiner Reisekosten hatten dienen sollen, konnte ich nicht lange ausreichen. Glücklicherweise erhielt ich von dem Herrn Gesandten noch einen kleinen Zuschuß, der mir sehr zu Statten kam, und ich bin überzeugt, daß er mich bei längerer Geduld nicht im Stich gelassen hätte; aber ruhig abwarten, flehen sind für mich Dinge der Unmöglichkeit. Ich verlor den Muth, erschien nicht mehr, und alles war zu Ende. Meine arme Mama hatte ich nicht vergessen; aber wie sie finden? wo sie suchen? Frau von Merveilleux, die meine Geschichte kannte, hatte mir bei meinen Nachforschungen hilfreiche Hand geleistet, und lange Zeit vergebens. Endlich benachrichtigte sie mich, daß Frau von Warens bereits vor zwei Monaten wieder abgereist wäre, daß man jedoch nicht wüßte, ob sie nach Savoyen oder nach Turin gegangen, und daß sie sich nach den Behauptungen einiger nach der Schweiz zurückgewandt hätte. Mehr bedurfte es nicht, um mich zu dem Entschlusse zu bringen, ihr zu folgen, indem ich völlig überzeugt war, daß ich sie, wo sie sich auch immer aufhalten möchte, in der Provinz leichter auffinden würde, als es mir in Paris möglich gewesen wäre.

Vor der Abreise übte ich noch mein neues poetisches Talent in einer Epistel an den Oberst Godard, in der ich ihn nach bestem Vermögen durchhechelte. Ich zeigte dieses Machwerk der Frau von Merveilleux, die mich nicht, wie sie hätte thun sollen, auszankte, sondern im Gegentheile über meinen bittern Spott recht herzlich lachte, eben so wie ihr Sohn, der, wie ich glaube, kein Freund des Herrn Godard war, und man muß gestehen, daß er keine freundschaftlichen Gefühle einflößen konnte. Ich war versucht, ihm das Erzeugnis meiner Muse zuzuschicken; sie ermuthigten mich dazu; ich machte also ein Packet, schrieb seine Adresse darauf, und da es damals noch keine Stadtpost in Paris gab, steckte ich es in die Tasche und sandte es ihm von Auxerre aus, welches ich auf meiner Rückreise berührte. Noch jetzt lache ich bisweilen, wenn ich an die Gesichter denke,

welche er bei der Durchlesung dieses Lobgesanges, in dem er bis auf den kleinsten Zug getreulich geschildert war, sicherlich geschnitten haben wird. Er begann mit den Worten:

Du glaubtest, greiser Tropf, daß eine tolle Lust,
Den Schwächling zu erzieh'n, erfüllte meine Brust.

Dieses kleine und, aufrichtig gesagt, schlechte Gedicht, dem es aber nicht an attischem Salze fehlte und das Talent zur Satire verrieth, ist demungeachtet die einzige satirische Schrift, welche aus meiner Feder hervorgegangen ist. Ich bin viel zu frei von aller Gehässigkeit, um ein solches Talent auszunutzen, allein man kann, wie ich glaube, aus einigen polemischen Schriften, die ich hin und wieder zu meiner Vertheidigung verfaßt habe, schließen, daß meine Angreifer, wäre ich streitsüchtigen Charakters gewesen, die Lacher selten auf ihrer Seite gehabt haben würden.

Was ich im Hinblick auf die Einzelnheiten meines Lebens, deren ich mich nicht mehr zu erinnern vermag, am meisten bedauere, ist, daß ich keine Tagebücher über meine Reisen geführt habe. Nie habe ich so viel gedacht, nie bin ich mir meines Daseins, meines Lebens so bewußt, nie, wenn ich so sagen darf, so ganz Ich gewesen, wie auf denen, die ich allein und zu Fuß gemacht habe. In dem Wandern liegt etwas, das meine Gedanken weckt und belebt; verharre ich auf der Stelle, so bin ich fast nicht im Stande zu denken; mein Körper muß in Bewegung sein, damit mein Geist in ihn hineintritt. Der Blick über die Gegend, die Reihe freundlicher Aussichten, die frische Luft, der große Appetit, das Wohlbefinden, das ich beim Gehen bekomme, die Zwanglosigkeit im Wirthshause, die Abwesenheit von allem, was mir meine Abhängigkeit fühlbar macht, von allem, was mich an meine Lage erinnert, dies alles macht meine Seele frei, verleiht mir eine größere Gedankenkühnheit, schleudert mich gewissermaßen in die Unermeßlichkeit der Dinge, um sie zu ordnen, auszuwählen und mir nach meinem Sinne, ohne Zwang und Furcht, anzueignen. Ich verfüge als Herr über die ganze Natur; von Gegenstand zu Gegenstand schweifend, vereinigt und identificirt sich mein Herz mit denen, die es angenehm berühren, umgiebt sich

wieder zum Vorschein; er wollte mein Geld nicht, er wies es mit eigenthümlicher Verlegenheit zurück, und das Drolligste dabei war, daß ich mir nicht vorstellen konnte, weswegen er sich fürchtete. Endlich sprach er schaudernd die schrecklichen Worte Schreiber und Kellerratten aus. Er ließ durchblicken, daß er seinen Wein wegen der Beamten, sein Brot wegen der Besteuerung versteckte und ein verlorener Mann wäre, wenn man Verdacht hegte, daß er dem Hungertode noch nicht nahe wäre. Alles, was er mir hierüber sagte, und wovon ich nicht die leiseste Ahnung hatte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Dies war der Keim jenes unausrottbaren Hasses, der sich in meinem Herzen seitdem gegen die Plagen, welche das unglückliche Volk erleidet, und gegen seine Unterdrücker entwickelte. Trotz seiner Wohlhabenheit wagte dieser Mann nicht das Brot zu essen, welches er sich im Schweiße seines Angesichts sauer verdient, und konnte das Verderben nicht anders von sich abwenden, als daß er dasselbe Elend zur Schau trug, das rings um ihn herrschte. Ich schied aus seinem Hause eben so entrüstet wie gerührt, und das Loos dieser schönen Gegenden beklagend, an welche die Natur nur ihre Gaben verschwendet hat, um sie eine Beute der barbarischen Zollpächter werden zu lassen.

Das ist die einzige ganz deutliche Erinnerung, die mir von dem, was ich auf dieser Reise erlebt habe, geblieben ist. Ich entsinne mich nur noch, daß ich mich, als ich Lyon näher kam, versucht fühlte, meinen Weg zu verlängern, um die Ufer des Lignon zu sehen; denn unter den Romanen, welche ich mit meinem Vater gelesen hatte, war Asträa nicht vergessen worden, und war derjenige, der in meiner Erinnerung am häufigsten wieder aufstieg. Ich erkundigte mich, welchen Weg ich nach Forez einschlagen müßte, und in einem Zwiegespräche mit einer Wirthin belehrte mich dieselbe, daß die dortige Gegend den Arbeitern reiche Hilfsquellen eröffnete, daß sich dort viele Schmieden fänden und man daselbst ausgezeichnete Eisenarbeiten machte. Dieses Lob beschwichtigte augenblicklich meine romantische Neugier, und ich glaubte mich der Mühe überheben zu können, unter einem Volke von Schmieden Dianen und Sylvander zu

suchen. Die ehrliche Frau, die mich auf diese Weise ermuthigte, hatte mich gewiß für einen Schlossergesellen gehalten.

Ich ging nicht ganz zwecklos nach Lyon. Bei meiner Ankunft besuchte ich in Chasottes Fräulein de Chatelet, eine Freundin der Frau von Warens, an welche sie mir, als ich Le Maître begleitete, einen Brief mitgegeben hatte; es war also eine alte Bekanntschaft. Fräulein du Chatelet theilte mir mit, ihre Freundin wäre wirklich durch Lyon gekommen, sie wüßte jedoch nicht, ob sie ihren Weg bis Piemont fortgesetzt hätte, da sie bei ihrer Abreise selbst unschlüssig gewesen wäre, ob sie nicht in Savoyen bleiben sollte; sie würde, wenn ich es wünschte, schreiben, um sich danach zu erkundigen, und es würde für mich am besten sein, diese Nachrichten in Lyon abzuwarten. Ich nahm das Anerbieten an, hatte indessen nicht das Herz, Fräulein du Chatelet anzudeuten, daß ich einer schnellen Antwort benöthigt wäre und mir die Erschöpfung meiner kleinen Börse kein langes Warten gestattete. Was mir diese Zurückhaltung auferlegte, war nicht etwa, daß sie mich unfreundlich empfangen hätte; im Gegentheil, sie war sehr artig gegen mich gewesen und behandelte mich auf einem Fuße der Gleichheit, der mir den Muth raubte, ihr einen Einblick in meine Lage zu gewähren und von der Rolle eines Mitgliedes der guten Gesellschaft zu der eines unglücklichen Bettlers herabzusteigen.

Ich bin überzeugt, die Reihenfolge aller in diesem Buche aufgezeichneten Erlebnisse ziemlich klar zu überblicken. Indessen glaube ich mich aus der nämlichen Zeit noch einer anderen Lyoner Reise zu erinnern, die ich nicht unterzubringen weiß und auf der ich mich schon in großer Noth befand. Ein kleiner Vorfall, der sich nicht gut in Worten wiedergeben läßt, wird sie in meiner Erinnerung stets wach erhalten. Eines Abends saß ich in Bellecour nach einem sehr kärglichen Mahle in Träumereien versenkt da, wie ich mich aus meiner Bedrängnis retten könnte, als sich ein Mann in einer Mütze an meine Seite setzte. Dieser Mann hatte das Aeußere eines jener Seidenarbeiter, die man in Lyon Tafftmacher nennt. Er redet mich an, ich antworte ihm. Kaum hatten wir eine Viertelstunde geplaudert, als

er mir, stets mit der nämlichen Kaltblütigkeit und ohne den Ton zu ändern, den Vorschlag macht, uns gemeinschaftlich zu belustigen. Ich rechnete darauf, daß er mir die Art dieser Belustigung erklären sollte; aber ohne etwas hinzuzufügen, schickte er sich an, es mir durch sein Beispiel zu zeigen. Wir berührten uns fast, und die Nacht war nicht dunkel genug, um mir zu verhüllen, was für einem Zeitvertreibe er sich hinzugeben gedachte. An meiner Person wollte er sich nicht vergreifen, wenigstens verrieth mir nichts diese Absicht, und der Ort wäre dazu nicht günstig gewesen; er wollte nur, genau wie er mir gesagt hatte, sich belustigen und daß ich mich belustigte, jeder für sich selbst, und das schien ihm so natürlich, daß er nicht im Geringsten ahnte, ich könnte weniger Gefallen daran finden als er. Ich war über diese Unverschämtheit so erschreckt, daß ich mich, ohne ihm zu antworten, schnell erhob und aus Leibeskräften davon lief, da ich befürchtete, dieser Elende würde mir nachsetzen. Ich war so verwirrt, daß ich, anstatt den Weg nach meiner Wohnung durch die Straße Saint-Dominique zu nehmen, den Quai entlang lief und erst hinter der hölzernen Brücke Halt machte, am ganzen Leibe zitternd, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Ich huldigte demselben Laster; die Erinnerung an jene Frechheit heilte mich auf lange davon.

Auf dieser Reise hatte ich ein Abenteuer fast des nämlichen Charakters, das mich jedoch in größere Gefahr stürzte. Sehend, daß mein baares Geld auf die Neige ging, war ich mit dem geringen Reste äußerst sparsam. Ich aß in meinem Gasthause weniger oft und bald gar nicht mehr, da ich mich im Speisehause für fünf oder sechs Sous eben so gut sättigen konnte, wie dort für fünfundzwanzig. Da ich dort nicht mehr aß, glaubte ich auch nicht länger daselbst schlafen zu können, nicht, weil es mir große Kosten verursachte, sondern weil ich mich schämte, ein Zimmer einzunehmen, ohne meiner Wirthin etwas zu verdienen zu geben. Die Jahreszeit war schön. Eines Abends, als es sehr warm war, beschloß ich, die Nacht auf dem Markte zuzubringen, und schon hatte ich auf einer Bank mein Lager aufgeschlagen, als ein Abbé, der mich beim Vorübergehen

in Schlaf versunken sah, an mich herantrat und mich fragte, ob ich kein Obdach hätte. Ich entdeckte ihm meine Lage, und er schien von ihr gerührt. Er setzte sich an meine Seite, und wir plauderten. Er sprach angenehm; alles, was er zu mir sagte, gab mir von ihm die beste Meinung von der Welt. Als er erkannte, daß ich ihn günstig beurtheilte, sagte er zu mir, er hätte zwar keine geräumige Wohnung, sie bestände nur aus einem einzigen Zimmer, aber er würde mich unter keinen Umständen auf dem Markte schlafen lassen; es wäre schon zu spät, um noch ein Nachtlager zu suchen, und er böte mir deshalb für diese Nacht die Hälfte seines Bettes an. Ich nehme das Anerbieten an, da ich bereits voller Hoffnung bin, mir einen Freund zu erwerben, der mir nützlich werden könnte. Wir gehen. Er schlägt Feuer. Sein Zimmer erscheint mir bei seiner Kleinheit sauber; er spielt in sehr freundlicher Weise den Wirth. Aus einem Glase nahm er eingemachte Kirschen, von denen wir einige aßen und uns dann zu Bett begaben.

Dieser Mensch hatte die nämlichen Neigungen wie mein Jude im Hospiz, aber er gab sie nicht in so roher Weise zu erkennen. Sei es nun, daß er in der Besorgnis, ich könnte ein Verständnis von seiner Absicht haben, Bedenken trug, mich zur Vertheidigung zu zwingen, oder sei es, daß ihm wirklich nicht sehr viel an der Ausführung seines Vorhabens lag: er wagte nicht, es mir offen anzumuthen, und suchte mich dazu anzureizen, ohne mich zu beunruhigen. Besser unterrichtet als das erste Mal, begriff ich bald seine Absicht und schauderte. Da ich weder wußte, in welchem Hause noch unter wessen Händen ich mich befand, befürchtete ich, daß ich, sobald ich Lärm machte, dafür mit meinem Leben büßen müßte. Ich stellte mich, als verstände ich sein Verlangen nicht; als ich aber die Miene annahm, als ob mir seine Liebkosungen sehr lästig wären und mir alle weiteren auf das entschiedenste verbat, hatte es den Erfolg, daß er mich nicht mehr zu belästigen wagte. Darauf redete ich zu ihm mit aller Sanftmuth und Entschiedenheit, deren ich fähig war, und ohne zu thun, als hegte ich Argwohn gegen ihn, entschuldigte ich mich wegen der an den Tag gelegten Unruhe unter Hinweis auf mein früheres

Abenteuer, welches ich ihm mit Ausdrücken voll so ungekünstelten Widerwillens und Abscheus erzählte, daß ich, wie ich glaube, sein eigenes Herz bewegte, und er völlig auf sein schmutziges Vorhaben verzichtete. Wir verbrachten ruhig den Rest der Nacht. Er sagte mir selbst viel Schönes und Verständiges, und er war gewiß nicht unbegabt, wenn er auch ein nichtswürdiger Mensch war.

Am Morgen redete der Herr Abbé, der mir keine mißvergnügte Miene zeigen wollte, vom Frühstücken, und bat eine der Töchter seiner Wirthin, ein hübsches Mädchen, ein Frühstück zu holen. Sie erklärte, keine Zeit zu haben. Er wendete sich an ihre Schwester, die ihn gar keiner Antwort würdigte. Wir warteten und warteten; kein Frühstück. Endlich gingen wir nach dem Zimmer dieser Fräulein. Sie empfingen den Herrn Abbé mit keiner sehr liebenswürdigen Miene; ich konnte mich noch weniger einer freundlichen Aufnahme rühmen. Die Aeltere drehte mir den Rücken zu und trat mir dabei mit ihrem spitzen Absatze auf die Zehen, wo mich ein sehr schmerzhaftes Hühnerauge gezwungen hatte, ein Stück vom Schuhe abzuschneiden; die andere riß schnell einen Stuhl hinter mir fort, auf den ich mich eben setzen wollte; ihre Mutter bespritzte mir, als sie Wasser zum Fenster hinausgoß, das Gesicht; jedes Plätzchen, worauf ich mich niederlassen wollte, wurde fortgenommen, indem man that, als ob man dort etwas suchte; noch nie in meinem Leben war ich Zeuge eines solchen Auftritts gewesen. Ich sah aus ihren beleidigenden und spöttischen Blicken eine verborgene Wuth hervorleuchten, die ich dummer Weise nicht begriff. Erstaunt, verblüfft, geneigt, sie alle für besessen zu halten, begann ich ernstlich in Schrecken zu gerathen, als sich der Abbé, der weder zu sehen noch zu hören schien, aber recht wohl einsah, daß auf ein Frühstück nicht zu rechnen war, entschloß, das Zimmer zu verlassen, und ich beeilte mich, ihm zu folgen, sehr zufrieden, diesen drei Furien zu entkommen. Beim Fortgehen schlug er mir vor, in einem Café zu frühstücken. Obgleich ich großen Hunger hatte, nahm ich dieses Anerbieten, das er auch nicht öfter wiederholte, nicht an, und wir trennten uns an der dritten oder vierten Straßenecke, ich, entzückt, alles, was

zu diesem verfluchten Hause gehörte, aus dem Auge zu verlieren, und er, wie ich glaube, höchst zufrieden darüber, daß er mich weit genug fortgebracht hatte, um es nicht so leicht wieder erkennen zu können. Da mir weder in Paris noch in irgend einer andern Stadt je etwas Aehnliches, wie in den beiden erwähnten Fällen zugestoßen ist, so habe ich von Lyons Bevölkerung einen wenig vortheilhaften Eindruck behalten, und ich habe diese Stadt stets als diejenige in Europa betrachtet, in welcher die abscheulichste Sittenverderbnis herrscht.

Die Erinnerung an die Drangsale, in welche ich dort gerieth, trägt ebenfalls nicht dazu bei, mir ein angenehmes Andenken an diese Stadt zu bewahren. Wäre ich wie ein Anderer gewesen, hätte ich das Talent besessen, zu borgen und in meinem Wirthshause Schulden zu machen, so würde ich mich leicht aus meiner Lage gezogen haben; aber hierin war meine Ungeschicklichkeit eben so groß wie meine Ungeneigtheit. Um sich einen Begriff davon zu machen, wie groß beide waren, genügt es zu wissen, daß es, nachdem ich fast mein ganzes Leben in Noth zugebracht und oft kaum das tägliche Brot hatte, auch nicht einmal vorgekommen ist, daß ein Gläubiger von mir sein Geld verlangt hätte, ohne sofortige Zahlung zu erhalten. Ich habe mich nie darauf verstanden, Läpperschulden zu machen, und stets lieber Noth gelitten als geborgt.

Das heißt doch sicherlich Noth leiden, wenn man gezwungen ist, die Nacht auf der Straße zuzubringen, wozu ich mich in Lyon mehrmals entschließen mußte. Ich wollte die wenigen Sous, die mir noch blieben, lieber für das nöthige Brot als für mein Nachtlager ausgeben, weil doch die Gefahr, vor Schläfrigkeit zu sterben, jedenfalls geringer war, als die zu verhungern. In dieser traurigen Lage war ich merkwürdiger Weise weder unruhig noch sorgenvoll. Um die Zukunft hatte ich nicht die geringste Sorge und erwartete die Nachrichten, welche Fräulein du Chatelet empfangen mußte, unter freiem Himmel, auf der Erde oder auf einer Bank ausgestreckt, so ruhig schlafend, als läge ich auf einem Bett von Rosen. Ich entsinne mich sogar, draußen vor der Stadt auf einem Wege, der sich längs der

Rhone oder der Saone, ich weiß nicht mehr an welcher von beiden, hinzog, eine köstliche Nacht zugebracht zu haben. Auf der andern Seite faßten den Weg terrassenförmige Gärten ein. Es war an jenem Tage sehr heiß gewesen; der Thau erfrischte die welken Gräser; kein Windhauch, eine stille Nacht; die Luft war frisch ohne kalt zu sein; die Sonne hatte nach ihrem Untergange rothe Dunstwolken am Himmel zurückgelassen, in deren Wiederschein das Wasser rosig erglühte; zahlreiche Nachtigallen saßen in den Bäumen auf den Terrassen und antworteten einander. Ich wandelte in einer Art von Verzückung umher, mich mit Herz und Sinnen dem Genusse alles dessen überlassend und nur ein wenig seufzend, daß ich es allein genießen mußte. In meine süße Träumerei versunken, ging ich bis spät in der Nacht spazieren, ohne Ermüdung zu fühlen. Endlich übermannte sie mich doch. Mit wahrer Wollust legte ich mich auf die Steinplatte einer Art Nische oder blinden Thüre nieder; Baumgipfel bildeten meinen Betthimmel; gerade über mir saß eine Nachtigall; bei ihrem Gesange schlief ich ein; mein Schlummer war süß, mein Erwachen noch süßer. Es war heller lichter Tag; als sich meine Augen öffneten, erblickten sie den Fluß, grünen Rasen, eine liebliche Landschaft. Ich erhob und schüttelte mich; ich verspürte Hunger, und heiteren Sinnes machte ich mich auf den Weg nach der Stadt, entschlossen, zwei Weißpfennigstücke, die ich nur noch besaß, für ein gutes Frühstück auszugeben. Ich war so fröhlicher Laune, daß ich auf dem ganzen Wege sang, und ich erinnere mich sogar, daß ich eine Cantate von Batistin, „die Bäder von Thomery", die ich auswendig wußte, sang. Gesegnet sei der gute Batistin und seine schöne Cantate, die mir ein besseres Frühstück, als worauf ich mir Rechnung gemacht hatte, verschaffte, und ein noch weit besseres Mittagsessen, auf das ich gar nicht gerechnet hatte. Während ich im besten Marschiren und Singen begriffen bin, höre ich jemanden hinter mir; als ich mich umdrehe, gewahre ich einen Antoniter,*) der hinter mir hergeht und mir mit Vergnügen zuzuhören scheint. Er tritt an mich heran, grüßt

*) Die Antoniter bildeten einen säcularisirten Mönchsorden.

mich und fragt, ob ich musikalisch sei? Ich antworte „ein wenig", um anzudeuten „in hohem Grade." Er fährt fort, mich auszufragen; ich erzähle ihm einen Theil meiner Geschichte. Er fragt mich, ob ich mich nie mit Noten abschreiben beschäftigt habe? „Oft," erwidere ich. Und das beruhte auf Wahrheit; durch Abschreiben lernte ich die Musikstücke nämlich am besten. „Nun," sagte er zu mir, „dann kommen Sie mit mir. Ich werde Sie einige Tage beschäftigen können, in denen es Ihnen an nichts fehlen soll, falls Sie darauf eingehen, das Zimmer nicht zu verlassen." Ich ging sehr gern darauf ein und folgte ihm.

Dieser Antoniter hieß Rolichon; er liebte die Musik, verstand sie und sang in kleinen Concerten, die er mit seinen Freunden veranstaltete. Es kam dabei nur Unschuldiges und Ehrbares vor, aber diese Neigung artete wahrscheinlich in Leidenschaft aus, welche er theilweise zu verbergen gezwungen war. Er geleitete mich in eine kleine Kammer, die ich bewohnen sollte, und in der ich eine Menge Musikalien, Abschriften von seiner eigenen Hand, vorfand. Er gab mir andere zum Abschreiben, namentlich die Cantate, welche ich gesungen hatte, und die er selbst in einigen Tagen vortragen sollte. Ich brachte dort drei oder vier Tage zu, die ganze Zeit, in der ich nicht aß, abschreibend; aber mein Essen nahm freilich viele Zeit in Anspruch, denn nie in meinem Leben war ich so ausgehungert und besser verpflegt. Er brachte mir meine Mahlzeiten selbst aus ihrer Küche, und sie mußte gut sein, wenn ihr gewöhnlicher Tisch wie der meinige besetzt war. In allen meinen Tagen hatte ich nicht so große Lust am Essen, und man muß auch zugeben, daß mir diese gute Kost sehr zu gelegener Zeit kam, denn ich war bereits dürr wie Holz. Ich arbeitete fast eben so gern wie ich aß, und das will nicht wenig sagen. Allerdings war ich nicht eben so sorgfältig wie fleißig. Als ich Herrn Rolichon einige Tage später auf der Straße traf, sagte er mir, daß die von mir ausgeschriebenen Stimmen die Musik unausführbar gemacht hätten, so zahlreiche Auslassungen, Verdoppelungen und Versetzungen wären in ihnen vorgekommen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß ich mich in der Folge gerade dem Geschäfte zugewandt habe, zu dem

ich am allerwenigsten geeignet war; nicht, daß meine Noten nicht schön gewesen und ich nicht sehr sauber abgeschrieben hätte, aber die Langeweile einer großen Arbeit zerstreut mich dermaßen, daß ich mehr Zeit gebrauche zu radiren als Noten zu schreiben, und daß, wenn ich nicht bei der Vergleichung der Stimmen mit der größten Aufmerksamkeit zu Werke gehe, sich die von mir abgeschriebenen Musikstücke nicht vortragen lassen. So machte ich also meine Sache sehr schlecht, während ich sie gut machen wollte, und ging, um schnell zu gehen, in die Quere. Dies hielt Herrn Rolichon nicht ab, mich bis zum Ende mit gleicher Güte zu behandeln und mir beim Scheiden noch einen Thaler zu geben, den ich keineswegs verdient hatte und der mich wieder auf die Beine brachte, denn wenige Tage später erhielt ich von Mama, die sich in Chambery aufhielt, Nachrichten und Geld zu meiner Rückreise zu ihr, die ich mit Entzücken antrat. Seitdem habe ich mich oft in sehr dürftigen Geldverhältnissen befunden, aber nie in so schlimmen, daß ich hätte darben müssen. Ich zeichne diesen Zeitpunkt mit einem Herzen voll Dank gegen die Fürsorge der Vorsehung auf. Es ist das letzte Mal in meinem Leben, daß ich Noth und Hunger ausgestanden habe.

Noch sieben oder acht Tage blieb ich in Lyon, um die Ausführung der Aufträge abzuwarten, die Mama dem Fräulein du Chatelet übertragen hatte, welche ich inzwischen fleißiger als vorher besuchte, da ich jetzt das Vergnügen hatte, mit ihr von ihrer Freundin sprechen zu können, und nicht mehr durch den qualvollen Hinblick auf meine Lage abgelenkt wurde, die ich zu verbergen gezwungen war. Fräulein du Chatelet war weder jung noch hübsch, aber gleichwohl fehlte es ihr nicht an Anmuth; sie war umgänglich und vertraulich, und ihr Geist verlieh dieser Vertraulichkeit Werth. Sie besaß jene Vorliebe für Beobachtungen, welche zum Studium der Menschen führt, und auf sie muß ich die gleiche Vorliebe bei mir zurückführen. Sie liebte die Romane von Le Sage und besonders Gil Blas; sie erzählte mir von demselben und lieh ihn mir; ich las ihn zwar mit Vergnügen, war aber für diese Art von Lectüre doch noch nicht reif; ich hatte Romane mit großen Gefühlen

nöthig. So brachte ich denn meine Zeit in dem Empfangzimmer des Fräuleins du Chatelet mit eben so vielem Vergnügen wie Nutzen zu, und sicherlich sind die fesselnden und verständigen Unterhaltungen mit einer begabten Frau zur Bildung eines jungen Mannes geeigneter als alle pedantische Bücherphilosophie. In Chasottes machte ich mit andern Kostschülern und ihren Freundinnen Bekanntschaft, unter andern mit einer jungen Person von vierzehn Jahren, Namens Fräulein Serre, der ich damals keine große Aufmerksamkeit zollte, in die ich mich aber acht oder neun Jahr später leidenschaftlich verliebte, und mit Recht, denn sie war ein reizendes Mädchen.

Ganz von der Hoffnung erfüllt, meine gute Mama binnen Kurzem wieder zu sehen, that ich meinen Lieblingsgedanken einstweilen Einhalt, denn das wirkliche Glück, das meiner harrte, überhob mich der Mühe, es in meinen Träumen zu suchen. Ich sollte nicht allein sie wieder finden, sondern bei ihr und durch sie auch in eine angenehme Lage versetzt werden, denn sie hatte, wie sie mittheilte, eine Beschäftigung für mich gefunden, die mir hoffentlich zusagen und mich auch nicht von ihr entfernen würde. Ich erschöpfte mich in Vermuthungen, um zu errathen, worin diese Beschäftigung bestehen könnte, und man hätte wirklich lange rathen können, ehe man das Richtige getroffen hätte. Ich hatte ausreichend Geld, um den Weg bequem zurückzulegen. Fräulein du Chatelet verlangte, ich sollte ein Pferd nehmen; ich vermochte nicht auf diesen Vorschlag einzugehen, und ich hatte Recht. Ich würde sonst das Vergnügen der letzten Fußreise verloren haben, die ich in meinem Leben gemacht habe; denn ich kann den Ausflügen, die ich, so lange ich in Motiers wohnte, oft in die nächste Umgebung unternahm, diesen Namen nicht beilegen.

Es ist etwas Eigenthümliches, daß sich meine Einbildungskraft nie in angenehmeren Bildern ergeht, als wenn meine Lage am wenigsten angenehm ist, und daß sie mir im Gegentheile weniger reizende Bilder vorgaukelt, sobald sich alles um mich her freundlich gestaltet. Meine aufgeregte Natur vermag sich nicht den Thatsachen zu unterwerfen. Sie wäre unfähig, zu verschönern, sie will schaffen.

Die wirklichen Gegenstände stellen sich ihr höchstens so dar, wie sie sind; nur die Gebilde der Phantasie versteht sie zu schmücken. Will ich den Frühling schildern, muß es Winter sein; will ich eine schöne Landschaft beschreiben, müssen mich Mauern umfangen, und ich habe oft versichert, ich würde, sollte je die Bastille mich umschließen, dort das Gemälde der Freiheit entwerfen. Ich erblickte, als ich von Lyon abreiste, nur eine angenehme Zukunft vor mir; ich war auch zufrieden, und hatte eben so viel Grund es zu sein, wie ich bei meinem Scheiden von Paris zur Unzufriedenheit hatte. Trotzdem versank ich während dieser Reise nicht in jenes köstliche Träumen, in welchem ich auf jener einherwandelte. Ich war heiteren Herzens, aber das war alles. Mit Rührung näherte ich mich der vortrefflichen Freundin, die ich wiedersehen sollte. Ich genoß im voraus, aber ohne schwärmerische Begeisterung, die Freude, an ihrer Seite zu leben. Darauf hatte ich stets gerechnet; es war, als ob dies keinen Reiz der Neuheit für mich hätte. Ich war über die mir angedeutete Beschäftigung unruhig, als ob sie sehr beunruhigend gewesen wäre. Meine Gedanken waren ruhig und angenehm, nicht himmlisch und hinreißend. Die Gegenstände zogen meine Blicke auf sich; ich schenkte der Gegend meine Aufmerksamkeit, betrachtete die Bäume, die Häuser, die Bäche; ich überlegte an den Kreuzwegen, welches der richtige Weg wäre; ich hatte Furcht, mich zu verirren, und verirrte mich nicht. Mit einem Worte, ich schwebte nicht mehr im Himmel, sondern ich war bald da, wo ich war, bald da, wohin ich ging, und nie schweiften meine Gedanken weiter hinaus.

Beim Berichte über meine Reisen geht es mir wie beim Reisen selbst; ich weiß nicht anzukommen. Das Herz schlug mir vor Freude, als ich meiner lieben Mama näher kam, und ich ging doch nicht schneller. Ich wandere gern mit aller Gemächlichkeit und mache Halt, wenn es mir gefällt. Ein umherwanderndes Leben ist für mich Bedürfnis. Eine Fußreise bei schönem Wetter, und in einer schönen Gegend zu machen, ohne Eile zu haben und an deren Ziele meiner etwas Angenehmes wartet, ist von allen Arten zu leben am meisten nach meinem Geschmack. Uebrigens weiß man schon,

was ich unter einer schönen Gegend verstehe. Nie erschien mir ein flaches Land, bei aller sonstigen Schönheit, als ein solches. Ich bedarf Gießbäche, Felsen, Tannen, dunkle Wälder, Berge, schroffe Pfade, die eben so schwer zu erklettern wie hinabzusteigen sind, Abgründe auf beiden Seiten, die mir Angst einjagen. Diese Wonne hatte ich und empfand sie in ihrem ganzen Zauber, als ich mich Chambery näherte. Unweit einer Felsenwand, die den Namen Pas de l'Echelle führt, tief unter der in den Felsen gehauenen Landstraße, bei dem Flecken Chailles, strömt und schäumt in schrecklichen Strudeln ein kleiner Fluß, der Tausende von Jahrhunderten gebraucht zu haben scheint, um sich Bahn zu brechen. Man hat den Weg, um Unglücksfälle zu verhüten, mit einem Geländer eingefaßt; deshalb konnte ich in die Tiefe hinabblicken und mich nach Herzenslust schwindelig machen lassen; denn trotz meiner Vorliebe für schroffe Felsen werde ich wunderlicher Weise auf ihnen schwindelig, und gerade an diesem Gefühle des Schwindels habe ich große Freude, sobald ich mich dabei in Sicherheit befinde. Weit über das Geländer gelehnt, schaute ich in die Tiefe und blieb da ganze Stunden lang, indem ich von Zeit zu Zeit bald auf diesen Schaum, bald auf das blaue Wasser blickte, dessen Brausen ich durch das Geschrei der Raben und der Raubvögel vernahm, welche hundert Klafter unter mir von Fels zu Fels und von Gesträuch zu Gesträuch flogen. An den Stellen, wo der Abhang ziemlich gerade hinunter ging und das Strauchwerk weit genug auseinander stand, um Steine durchzulassen, trug ich deren so groß und schwer, wie ich sie nur haben konnte, von allen Seiten zusammen und häufte sie auf dem Geländer auf. Darauf warf ich sie einen nach dem andern hinab und ergötzte mich daran, sie rollen, aufspringen und in tausend Stücke zerschellen zu sehen, ehe sie noch den Boden des Abgrundes erreichten.

Noch näher bei Chambery hatte ich ein ähnliches Schauspiel, wenn auch in umgekehrtem Sinne. Der Weg führt am Fuße des schönsten Wasserfalles vorüber, den meine Augen je gesehen. Der Berg hängt so weit herüber, daß das Wasser plötzlich in einem Bogen herabfällt, der weit genug von der Felsenwand entfernt ist, um zwischen dieser

und dem Wasserfall hindurchschreiten zu können, oft sogar ohne daß man dabei naß wird; sieht man sich jedoch dabei nicht vor, so wird man leicht angeführt, wie es bei mir der Fall war; denn wegen der außerordentlichen Höhe löst sich das Wasser in eine Art Staubregen auf, und tritt man zu nahe an diese Wolke heran, ist man mit einem Male, ohne anfangs zu merken, daß man naß wird, vollkommen wie aus dem Wasser gezogen.

Endlich komme ich an, sehe ich sie wieder! Sie war nicht allein. Der Herr General-Intendant war in dem Augenblicke, wo ich eintrat, bei ihr. Ohne mich anzureden, ergreift sie mich bei der Hand und stellt mich ihm mit jener Anmuth vor, welche ihr Zugang zu allen Herzen verschaffte. „Das ist er, mein Herr, dieser arme junge Mann; nehmen Sie ihn freundlichst so lange in Ihren Schutz, wie er ihn verdienen wird; ich bin dann für sein künftiges Wohlergehen nicht mehr in Sorgen." Darauf sich an mich wendend, sagte sie: „Mein Kind, du gehörst jetzt dem Könige; dank dem Herrn Intendanten, der dir Brot gibt." Ich riß die Augen weit auf, ohne ein Wort zu sagen oder zu wissen, was ich denken sollte; fast hätte der wieder erwachende Ehrgeiz mir von neuem den Kopf verdreht und den Muth eingeflößt, bereits den kleinen Intendanten zu spielen. Wie es sich zeigte, war die mir zugedachte Stelle keineswegs so glänzend, wie ich sie mir nach dieser ersten Mittheilung eingebildet hatte, gewährte mir indessen für den Augenblick den hinreichenden Lebensunterhalt, und für mich war dies viel. Es handelte sich nämlich um folgendes.

Da der König Victor Amadeus aus dem Ausgange früherer Kriege und der Lage des Erblandes seiner Väter schloß, daß es ihm eines Tages geraubt werden könnte, ging er nur darauf aus, möglichst viel aus ihm herauszupressen. Entschlossen, den Adel zur Besteuerung heranzuziehen, hatte er vor wenigen Jahren eine allgemeine Katastrirung des ganzen Landes angeordnet, damit man bei einer Verwandlung des Zehnten in eine Abgabe in baarem Gelde letzteren mit größerer Billigkeit vertheilen könnte. Diese unter dem Vater begonnene Arbeit wurde unter dem Sohne vollendet. Zwei oder dreihundert Menschen, sowohl Feldmesser,

die man Geometer, als auch Schreiber, die man Secretäre nannte, wurden bei dieser Arbeit verwandt, und unter letzteren hatte mir Mama eine Stelle verschafft. Ohne sehr einträglich zu sein, sicherte sie mir doch ein in diesem Lande reichliches Auskommen. Das Ueble war, daß dieses Amt nur auf eine bestimmte Zeit verliehen wurde; allein es setzte doch in den Stand zu suchen und abzuwarten, und Mama bemühte sich deshalb aus Vorsicht, mir die besondere Gunst des Intendanten zu gewinnen, um nach Ablauf meiner gegenwärtigen Stellung in eine geeignetere übertreten zu können.

Wenige Tage nach meiner Ankunft trat ich mein Amt an. Schwierig war die Arbeit nicht und ich war mit ihr bald völlig vertraut. So begann ich denn nach vier oder fünf Jahren eines unsteten Wanderlebens seit meinem Scheiden von Genf, reich an Thorheit und Leiden, mir zum ersten Male mein Brot auf ehrenhafte Weise zu verdienen.

Diese langen Einzelheiten aus meiner frühsten Jugend werden sehr kindisch erschienen sein, und das thut mir leid; obgleich in gewisser Hinsicht als Mann geboren, bin ich doch lange Kind geblieben und bin es in vielen anderen Stücken noch. Ich habe nicht versprochen, den Lesern einen großen Charakter zu zeichnen; ich habe versprochen, mich so zu schildern, wie ich bin, und um mich in meinem vorgerückteren Alter zu kennen, muß man mich in meiner Jugend gekannt haben. Da die Gegenstände im Allgemeinen auf mich weniger Eindruck machen, als die Rückerinnerung an sie, und alle meine Vorstellungen die Form von Bildern annehmen, so sind die ersten Züge, welche sich meinem Geiste eingeprägt haben, in demselben haften geblieben, und die, welche später hinzugetreten sind, haben sie nicht etwa verwischt, sondern sich eher mit ihnen vereinigt. Es giebt eine gewisse Reihe von Stimmungen und Vorstellungen, welche die folgenden abschwächen, und die man kennen muß, um sich über letztere ein richtiges Urtheil zu bilden. Ich gebe mir Mühe, überall die ersten Ursachen klar zu entwickeln, um die Verkettung der Wirkungen zur Anschauung zu bringen. Ich wünschte meine Seele den Augen des Lesers

gleichsam nackt und unverhüllt zu zeigen, und deshalb bestrebe ich mich, sie ihm unter allen Gesichtspunkten vorzuführen, ihm über sie Tag für Tag Klarheit zu verschaffen und ihm jede ihrer Regungen wahrnehmbar zu machen, damit er selbst über den ersten Grund, der sie hervorrief, zu urtheilen vermag.

Wenn ich mich mit dem bloßen Ergebnis zufrieden gäbe und zu ihm sagte: „so ist mein Charakter," so würde er wähnen können, wenn auch nicht gerade, daß ich ihn täusche, so doch wenigstens, daß ich mich täusche. Aber indem ich ihm in einfachster Weise alles, was mir begegnet ist, alles, was ich gethan, alles, was ich gedacht, alles, was ich empfunden habe, eingehend zergliedere, kann ich ihn nicht zum Irrthum verleiten, es wäre denn, daß ich absichtlich darauf ausginge, und selbst wenn ich das thäte, würde es mir auf diese Weise nicht leicht gelingen. Es bleibt ihm überlassen, diese Einzelheiten zusammenzustellen, und das Wesen, welches aus ihrer Zusammenfügung hervorgeht, zu bestimmen; das Resultat muß sein Werk sein, und täuscht er sich dann, so fällt aller Irrthum ihm zur Last. Zu diesem Zwecke genügt es indessen nicht, daß meine Mittheilungen treu sind, sie müssen auch eben so genau sein. Nicht mir liegt es ob, über die Wichtigkeit der Thatsachen zu urtheilen; ich muß sie alle aufführen und ihm die Sorge der Auswahl überlassen. Darauf habe ich bisher unerschrocken allen Fleiß verwandt und werde auch in der Folge darin nicht nachlassen. Aber die Erinnerungen des mittleren Lebensalters sind stets weniger lebhaft, als die der frühsten Jugend. Ich habe mir Mühe gegeben, aus letzteren den möglichst großen Nutzen zu ziehen. Wenn die andern wieder in gleicher Frische in mir erwachen, so werden ungeduldige Leser vielleicht Langeweile dabei empfinden, aber ich für meine Person werde um deswillen mit meiner Arbeit nicht unzufrieden sein. Ich habe bei diesem Unternehmen nur eins zu fürchten, nicht etwa zu viel oder die Unwahrheit zu sagen, sondern nicht alles zu sagen und wahre Dinge zu verschweigen.

Fünftes Buch.

1732—1736.

Es war, wenn mir recht ist, im Jahre 1732, als ich, wie ich so eben berichtet, in Chambery anlangte und mein Amt beim Kataster in königlichen Diensten antrat. Ich war beinahe einundzwanzig Jahre alt. Für mein Alter war ich geistig ziemlich entwickelt, weniger jedoch meine Urtheilskraft, und es war nöthig, daß ich in Hände fiel, die mich richtig leiteten. Denn einige Jahre der Erfahrung hatten mich noch immer nicht von Grund aus von meinen romantischen Traumgebilden zu heilen vermocht, und trotz aller Leiden, die ich erduldet, kannte ich die Welt und die Menschen so wenig, als wenn ich noch kein Lehrgeld hätte bezahlen müssen.

Ich wohnte für mich allein, das heißt bei Mama, aber ein Zimmer wie in Annecy fand ich nicht wieder; keinen Garten, keinen Bach, keine Landschaft. Das Haus, welches sie gemiethet, war finster und düster, und mein Zimmer das finsterste und düsterste im ganzen Hause. Eine Mauer als Aussicht, eine Sackgasse als Straße, wenig Luft, wenig Licht, wenig Raum, Heimchen, Ratten, vermorschte Dielen, das alles bildete keine freundliche Wohnung. Allein ich war bei ihr, in ihrer Nähe; fortwährend auf meinem Büreau oder in ihrem Zimmer bemerkte ich wenig von der Häßlichkeit meines eigenen; ich hatte nicht Zeit, daran zu denken. Es wird seltsam scheinen, daß sie Chambery zu ihrem Aufenthalte gewählt hatte, lediglich um dieses häßliche Haus zu bewohnen; aber sogar hierin liegt ein Beweis ihrer Klugheit, den ich nicht verschweigen darf. Sie hatte eine große Abneigung dagegen, nach Turin zu gehen, da sie sehr gut einsah, daß es nach dem vor Kurzem erfolgten Umschwung der Dinge und bei der Aufregung, in welcher man sich noch immer bei Hofe befand, nicht der Augenblick war, sich an ihm vorzustellen. Trotzdem verlangten ihre Angelegenheiten, daß sie sich dort zeigte. Sie besorgte, vergessen oder benachtheiligt zu werden; nament-

lich hatte sie in Erfahrung gebracht, daß der Graf von Saint-Laurent, der Generalintendant der Finanzen, ihr nicht geneigt war. Nun besaß er in Chambery ein altes, baufälliges Haus, welches in einer so schlechten Gegend lag, daß es stets leer blieb; sie miethete es und machte sich dort ansässig. Das war ihr nützlicher, als eine Reise; die Pension wurde ihr nicht entzogen, und der Graf von Saint-Laurent war ihr seitdem stets freundlich gesinnt.

Ich fand ihre Wirthschaft fast in dem nämlichen Zustande wie früher, und den treuen Claude Anet noch immer bei ihr. Er war, wie ich erwähnt zu haben glaube, ein Bauerbursche aus Moutru, der in jungen Jahren im Jura Kräuter gesammelt hatte, um Schweizer Thee zu machen, und den sie um seiner Kenntnisse willen in Dienst genommen hatte, da sie es bequem fand, in ihrem Diener zugleich einen Kräuterkenner zu besitzen. Er war ein so leidenschaftlicher Pflanzensammler, und sie stachelte seine Neigung so sehr an, daß er ein wirklicher Botaniker wurde, und sich, wäre er nicht jung gestorben, in dieser Wissenschaft einen Namen erworben haben würde, wie er einen unter den Ehrenmännern verdiente. Da er ernst, sogar verschlossen war, und ich jünger als er, so wurde er für mich eine Art Hofmeister, der mich vor vielen Thorheiten bewahrte; denn er flößte mir Achtung ein und ich wagte nicht, mich ihm gegenüber zu vergessen. Sogar seiner Herrin, die seinen gesunden Verstand, seine Redlichkeit, seine unwandelbare Anhänglichkeit an sie kannte und sie ihm durch gleiche Zuneigung vergalt, nöthigte er Achtung ab. Claude Anet war ohne Widerspruch ein seltener Mann und sogar der einzige seiner Art, den ich je kennen gelernt. Langsam, gesetzt, bedachtsam, von besonnener Klugheit, kaltem Benehmen, lakonischer und sentenzenreicher Sprechweise, besaß er in seinen Leidenschaften eine stürmische Heftigkeit, die er nie sichtbar werden ließ, sondern in sich zurückdrängte, und die ihn zwar nie in seinem Leben eine Thorheit, wohl aber eine furchtbare That begehen ließ, denn er hat sich vergiftet. Dieser tragische Auftritt ereignete sich kurz nach meiner Ankunft, und ohne ihn hätte ich das vertrauliche Verhältnis des jungen Mannes mit seiner Herrin gar nicht erfahren, denn hätte sie es mir nicht selbst gesagt, würde ich es nie vermuthet haben. Fürwahr, wenn Anhänglichkeit, Eifer und Treue einen solchen Lohn verdienen können, so war sie ihn ihm schuldig, und zum Beweise, wie würdig er desselben war, dient der Umstand, daß er ihn nie mißbrauchte. Sie hatten selten Zänkereien, und diese endeten stets gut. Eine entstand jedoch, die einen schlechten Ausgang nahm; im Zorne sagte ihm seine Herrin ein höchst beleidigendes Wort, das er nicht zu ertragen vermochte. Er gab nur seiner Verzweiflung Gehör, und da er eine Phiole mit Laudanum in Händen hatte, trank er sie aus und legte sich darauf, in dem Gedanken nie wieder zu erwachen, ruhig nieder. Glücklicherweise fand Frau von Warens, die selbst unruhig und aufgeregt, unstet im Hause umherirrte, die leere Phiole und ahnte das Uebrige. Zu seiner Hilfe herbeieilend, stieß sie ein Geschrei aus, welches mich herbeizog. Sie gestand mir alles, flehte mich um Beistand an und brachte es mit vieler Mühe dahin, daß er das Opium wieder ausbrach. Zeuge dieses Auftrittes, wunderte ich mich über meine Dummheit, nie die geringste Ahnung von der Verbindung gehabt zu haben, in die sie mich einweihte. Allein Claude Anet war so vorsichtig, daß sich auch Scharfsichtigere hätten täuschen können. Die Aussöhnung war so, daß ich selbst lebhaft davon gerührt wurde, und seit dieser Zeit fühlte ich nicht nur Achtung vor ihm, sondern wahre Hochachtung und wurde gewissermaßen sein Zögling, was nicht zu meinem Nachtheil ausfiel.

Gleichwohl wurde ich schmerzlich von der Kunde berührt, daß jemand ein noch vertraulicheres Verhältnis mit ihr unterhalten könnte, als ich. Es war nicht einmal der Wunsch in mir rege geworden, selbst diese Stelle bei ihr einzunehmen; aber es war hart für mich mit anzusehen, daß ein anderer sie ausfüllte, das war sehr natürlich. Statt indessen gegen den, welcher sie mir weggekapert hatte, von Abneigung ergriffen zu werden, fühlte ich in Wahrheit, wie sich meine Anhänglichkeit an sie auch auf ihn ausdehnte. Vor allem wünschte ich, daß sie glücklich wäre, und da sie seiner bedurfte, um es zu sein, war ich zufrieden, daß auch er glücklich wäre. Er seinerseits ging vollkommen auf ihre

Gefühle ein und faßte für den Freund, den sie sich gewählt hatte, eine aufrichtige Freundschaft. Ohne sich ein Uebergewicht über mich anzumaßen, welches er bei seiner Stellung wohl hätte beanspruchen können, begnügte er sich einfach mit dem, welches ihm seine reifere Urtheilskraft über die meinige verlieh. Ich wagte nichts zu thun, was er zu mißbilligen schien, und er mißbilligte nur, was schlecht war. So lebten wir in einer Einigkeit, die uns alle glücklich machte und welche der Tod allein hat auflösen können. Ein Beweis von der Vortrefflichkeit des Charakters dieser liebenswürdigen Frau ist, daß alle, die sie liebten, sich wieder unter einander liebten. Die Eifersucht, ja selbst die Nebenbuhlerschaft trat gegen das herrschende Gefühl, das sie einflößte, in den Hintergrund, und ich habe unter denen, welche sie umgaben, nie Einen gesehen, der dem Andern zu nahe getreten wäre. Mögen die, welche dieses Werk lesen, bei diesem Lobe einen Augenblick inne halten, und wenn sie, darüber nachdenkend, irgend eine andere Frau finden, der sie dasselbe nachrühmen können, so mögen sie sich um der Ruhe ihres Lebens willens fest an sie anschließen, (und wäre sie im Uebrigen die niedrigste der Dirnen).*)

Hier beginnt von meiner Ankunft in Chambery an bis zu meiner Abreise nach Paris, im Jahre 1741, ein Zeitraum von acht oder neun Jahren, aus welchem ich wenige Ereigniſſe zu berichten habe, weil mein Leben eben so einfach wie angenehm war, und diese Einfachheit war es gerade, der ich so sehr bedurfte, um die Bildung meines Charakters zu vollenden, dessen Befestigung die fortwährende Unruhe verhindert hatte. Während dieses köstlichen Zeitraums erlangte mein Charakter, zu dessen zusammenhangsloser Entwickelung so viele verschiedenartige Elemente beigetragen hatten, erst die Festigkeit, die mich zu dem gemacht hat, was ich durch alle Stürme hindurch, die meiner

*) Die eingeklammerten Worte finden sich in der Genfer Ausgabe nicht, sei es, daß Rousseau selbst bei der Abschrift geglaubt hat, sie fortlassen zu müssen, sei es, daß sich die Herausgeber diese Streichung aus leicht begreiflichen Gründen erlaubt haben.

warteten, beständig geblieben bin. Diese Entwickelung war unmerklich und langsam und knüpfte sich an wenige bemerkenswerthe Ereigniſſe; aber sie verdient dennoch die Schilderung ihres stufenweisen Fortschreitens.

Beim Beginn war ich fast nur mit meiner Arbeit beschäftigt; der Zwang des Bureaulebens ließ mich an nichts anderes denken. Meine wenige freie Zeit brachte ich bei der guten Mama zu, und da mir nicht einmal Muße zum Lesen blieb, so fühlte ich auch keine Lust dazu. Als aber in Folge erlangter Fertigkeit meine amtlichen Arbeiten den Geist weniger in Anspruch nahmen, stellte sich seine alte Unruhe wieder ein, und die Lectüre wurde mir von neuem zum Bedürfnis, und als ob dieser Hang durch die Schwierigkeit, mich ihm hinzugeben, noch mehr angefacht wäre, würde er, wie damals bei meinem Meister, abermals zur Leidenschaft geworden sein, wenn mich nicht andere dazwischen tretende Neigungen von ihm abgelenkt hätten.

Obgleich wir bei unseren Berechnungen keine transcendentale Arithmetik nöthig hatten, so kam doch genug von ihr vor, um mich bisweilen in Verlegenheit zu setzen. Um diese Schwierigkeit zu überwinden, kaufte ich mir Lehrbücher der Arithmetik. Ich lernte diese Wissenschaft gründlich, denn ich lernte sie allein. Die praktische Arithmetik erstreckt sich, wenn man ganz gründlich zu Werke gehen will, über ein weit größeres Feld, als man gewöhnlich annimmt. Es giebt Berechnungen von einer ganz außerordentlichen Länge, bei denen ich auch tüchtige Geometer sich habe mitunter irren sehen. Die mit Uebung gepaarte Ueberlegung giebt deutliche Begriffe, und dann entdeckt man abgekürzte Methoden, deren Auffindung die Eigenliebe angenehm berührt, deren Richtigkeit den Geist befriedigt, und die bewirken, daß man an eine an sich undankbare Arbeit mit Lust und Liebe geht. Ich arbeitete mich so in die Arithmetik hinein, daß es keine durch Zahlen allein lösbare Aufgabe gab, die mich in Verlegenheit gesetzt hätte, und jetzt, wo alles, was ich gewußt habe, meinem Gedächtnisse täglich mehr entfällt, bin ich in dieser Wissenschaft noch theilweise zu Hause, obgleich ich sie schon dreißig Jahre nicht getrieben habe. Noch vor einigen Tagen habe ich, als ich auf einer Reise nach

Davenport bei meinem Wirthe der Rechenstunde seiner Kinder beiwohnte, eines der verwickeltsten Exempel fehlerlos und mit unglaublichem Vergnügen ausgerechnet. Beim Aufschreiben meiner Zahlen war mir zu Muthe, als befände ich mich noch in meinen glücklichen Tagen zu Chambery. Das hieß einen weiten Umweg machen, um wieder zu meiner Erzählung zurück zu kommen!

Das Austuschen der Karten unserer Geometer hatte auch in mir wieder die Lust zum Zeichnen erregt. Ich kaufte Farben und begann Blumen und Landschaften zu malen. Es ist Schade, daß ich wenig Talent für diese Kunst in mir entdeckte, da ich für sie schwärmte. Inmitten meiner Stifte und Pinsel hätte ich Monate lang zubringen können, ohne auszugehen. Da mich diese Beschäftigung allmählich vollkommen in Beschlag nahm, war man genöthigt, mich von ihr loszureißen. In gleicher Weise verhält es sich mit allen Neigungen, denen ich mich hinzugeben beginne; sie steigern sich, werden zur Leidenschaft, und bald sehe ich in der ganzen Welt nichts mehr als das Vergnügen, mit dem ich beschäftigt bin. Das Alter hat mich von diesem Fehler nicht geheilt, es hat ihn nicht einmal verringert, und jetzt, wo ich dieses schreibe, bin ich alter Schwätzer wieder in ein anderes unnützes Studium verliebt, von dem ich nichts verstehe,*) und welches sogar diejenigen, die es von Jugend auf betreiben, in dem Alter, worin ich es beginnen will, aufgeben müssen.

Damals wäre es an seinem Platze gewesen. Die Gelegenheit war schön; und ich fühlte mich versucht, sie zu benutzen. Die Befriedigung, welche aus Anets Augen strahlte, wenn er mit neuen Pflanzen beladen nach Hause zurückkehrte, hätte mich zwei- oder dreimal beinahe bewogen, ihn beim Botanisiren zu begleiten. Ich bin halb und halb überzeugt, daß, hätte ich es nur ein einziges Mal gethan, mich die Botanik völlig bezaubert hätte, und ich heut vielleicht ein großer Botaniker wäre; denn ich kenne kein Studium auf der Welt, welches mit meinen natürlichen Neigungen besser in Einklang steht, als das der Pflanzen, und

*) Die Botanik.

das Leben, welches ich seit zehn Jahren auf dem Lande führe, ist eigentlich nichts als ein unausgesetztes Botanisiren, in Wahrheit ohne Zweck und ohne daß ich weiter komme; aber da ich damals durchaus keinen Begriff von dieser Wissenschaft hatte, erfüllte mich eine Art Verachtung und sogar Widerwillen gegen sie; ich betrachtete sie nur wie ein Studium für Apotheker.*) Mama, welche sie liebte, machte selbst keinen andren Gebrauch von ihr, sie ließ nur Nutzpflanzen sammeln, um sie zu ihren Mixturen zu verwenden. So dienten mir Botanik, Chemie und Anatomie, die in meinem Geiste alle in dem Namen Medicin aufgingen, nur den ganzen Tag lang zur Zielscheibe spöttischer Bemerkungen und dazu, mir von Zeit zu Zeit Ohrfeigen zuzuziehen. Uebrigens wurden in mir alle andere Neigungen bald durch eine sehr abweichende und zu entgegengesetzte überwuchert, die alle übrige verdrängte. Ich rede von der Musik. Ich muß gewiß für diese Kunst geboren sein, da ich sie schon als Kind zu lieben begann und sie die einzige ist, die ich zu allen Zeiten beharrlich liebte. Seltsamer Weise hat mir eine Kunst, für die ich geboren war, nichtsdestoweniger so viel Mühe gekostet und habe ich in ihr so langsame Fortschritte gemacht, daß ich es, nachdem ich sie mein ganzes Leben lang getrieben habe, nie dahin brachte, mit Sicherheit alles vom Blatt singen zu können. Was mir damals dieses Studium besonders angenehm machte, war, daß Mama daran Theil nehmen konnte. Obgleich unsere Neigungen sonst sehr verschieden waren, bildete die Musik doch für uns einen Verbindungspunkt, dessen ich mich gern bediente. Sie ging mit Freuden darauf ein; ich war damals ungefähr eben so weit wie sie, nach zwei oder drei Versuchen konnten wir ein Lied vom Blatte singen. Mitunter sagte ich zu ihr, wenn ich sie am Ofen sehr beschäftigt sah: „Mama, hier ist ein reizendes Duett, das mir ganz danach angethan zu sein scheint, deinen Tränklein ein Vorgefühl himmlischer Seligkeit zu geben.“ — „Ei, meiner Treu,“ erwiderte sie dann wohl, „wenn du Schuld bist, daß ich sie anbrennen lasse, so sollst du sie selbst austrinken.“ Noch

*) Var. . . . ich betrachtete sie, wie alle Ignoranten, nur . . . .

im Wortwechsel darüber zog ich sie an ihr Klavier; wir vergaßen dabei alles; der Wachholder- oder Absynthextract war verbrannt; sie beschmierte mir das Gesicht damit, und dies alles war köstlich.

Man sieht, daß ich trotz weniger freier Zeit vielerlei hatte, dem ich sie widmen mußte. Und doch kam noch ein neuer Zeitvertreib hinzu, der alle übrige aufwog.

Das Loch, in dem wir wohnten, war so dumpfig, daß wir mitunter das Bedürfnis hatten, im Freien frische Luft zu schöpfen. Anet drang darauf, daß Mama in einer Vorstadt einen Garten zur Pflanzenzucht miethete. Zu diesem Garten gehörte ein ziemlich hübsches Landhäuschen, das man mit den nöthigsten Möbeln versah; auch ein Bett wurde darin aufgestellt. Wir nahmen dort oft das Mittagbrot ein, und ich schlief bisweilen da. Unvermerkt verliebte ich mich in dieses abgeschiedene Plätzchen; ich brachte einige Bücher und viele Kupferstiche in diese Sommerwohnung und wandte einen Theil meiner Zeit dazu an, es zu schmücken und Mama, wenn sie hinkäme, um sich im Garten zu ergehen, irgend eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Ich trennte mich nur von Mama, um mich mit ihr zu beschäftigen, um an sie mit größerer Freude zu denken, wieder eine Laune, die ich weder entschuldige, noch erkläre, aber bekenne, weil es so war. Ich entsinne mich, daß mir einmal die Frau von Luxemberg lachend von einem Manne erzählte, der seine Geliebte verließ, um an sie schreiben zu können. Ich erwiderte ihr, ich hätte sehr gut zu diesem Manne gepaßt, und hätte hinzufügen können, daß ich es wiederholentlich eben so gemacht. Bei Mama habe ich indessen nie dieses Bedürfnis gefühlt, mich von ihr zu entfernen, um sie noch heißer zu lieben, denn unter vier Augen mit ihr war ich vollkommen eben so glücklich, als wäre ich allein gewesen, und dies kann ich keiner anderen Person, mochte es Mann oder Weib sein, nachrühmen, wie lieb ich sie auch immer hatte. Aber sie war oft so umdrängt, und noch dazu von Leuten, die mir nicht sehr angenehm waren, daß mich Aerger und Langeweile in mein Asyl trieben, wo ich sie hatte, wie ich sie wollte, ohne Furcht, daß uns Aufdringlinge bis hierher verfolgen könnten.

Während ich so, zwischen Arbeit, Vergnügen und Studien getheilt, in süßester Ruhe dahin lebte, war Europa nicht in so friedlicher Ruhe wie ich. Frankreich und der Kaiser hatten sich gegenseitig den Krieg erklärt; der König von Sardinien hatte sich an dem Kampfe betheiligt, und das französische Heer rückte in Piemont ein, um von dort in das Mailändische einzufallen. Eine Colonne kam durch Chambery, und unter andern das Regiment aus der Champagne, dessen Oberst, der Herzog von Tremouille, dem ich vorgestellt wurde, mir große Versprechungen machte und sicherlich nie wieder an mich gedacht hat. Unser Gärtchen lag mit der Vorstadt, durch welche die Truppen einzogen, genau in gleicher Höhe, so daß ich mich an dem Vergnügen, ihren Vorbeimarsch mit anzusehen, sättigen konnte, und ich begeisterte mich für den Ausgang dieses Krieges, als ob ich etwas damit zu schaffen gehabt hätte. Bis dahin war es mir noch nie in den Sinn gekommen, mich um die öffentlichen Angelegenheiten zu bekümmern, und zum ersten Male begann ich die Zeitungen zu lesen, aber mit solcher Parteinahme für Frankreich, daß mir bei den geringsten Vortheilen seines Heeres das Herz vor Freude klopfte und seine Unfälle mich betrübten, als hätten sie mich selbst betroffen. Wäre diese Thorheit nur vorübergehend gewesen, so würde ich kein Wort darüber verlieren, aber sie hat ohne irgend einen Grund in meinem Herzen so feste Wurzeln geschlagen, daß, als ich in der Folge in Paris den Tyrannenfeind und den stolzen Republikaner spielte, ich mir selbst zum Trotze eine geheime Vorliebe für das nämliche Volk empfand, welches mir knechtisch vorkam, und für diese Regierung, die ich mich zu tadeln anstellte. Spaßhaft dabei war, daß ich aus Scham über eine meinen Grundsätzen so widerstreitende Neigung sie niemandem zu gestehen wagte und die Franzosen wegen ihrer Niederlagen aufzog, während mir das Herz darüber mehr als ihnen blutete. Ich bin sicherlich der Einzige, der, unter einem Volke, welches ihm freundlich entgegenkam und das er anbetete, sich, so lange er unter demselben lebte, den Anschein gab, als verachtete er es. Kurz, diese Neigung hat sich von meiner Seite als so uneigennützig, so stark, so unerschütterlich,

so unwandelbar herausgestellt, daß selbst, nachdem ich Frankreich verlassen hatte, nachdem seine Regierung, seine Behörden, seine Schriftsteller um die Wette über mich hergefallen und es guter Ton geworden war, mich mit Ungerechtigkeiten und Beleidigungen zu überhäufen, ich mich von meiner Thorheit nicht habe befreien können. Ich liebe die Franzosen mir selbst zum Trotz, obgleich sie mich mißhandeln.*)

Ich habe mich lange bemüht, mir den Grund dieser Parteilichkeit klar zu machen, und habe ihn nur in der Gelegenheit, der sie ihr Entstehen verdankte, finden können. Eine sich stets steigernde Vorliebe für die Literatur flößte mir Gefallen an französischen Büchern, an den Verfassern dieser Bücher und an der Heimat dieser Verfasser ein. In demselben Augenblicke, in welchem das französische Heer vor meinen Augen vorüberzog, las ich „die großen Feldherren" von Brantôme. Ich hatte den Kopf voll von all den Clisson, Bayard, Lautrec, Coligny, Montmorency, la Trimouille, und ich hatte ihre Nachkommen als die Erben ihrer Verdienste und ihres Muthes lieb. In jedem Regimente, welches vorbeizog, wähnte ich jene berühmten schwarzen Banden zu erkennen, die einst in Piemont so große Heldenthaten vollbracht hatten. Kurz, ich übertrug auf das, was ich erblickte, meine aus den Büchern geschöpften Ideen. Meine fortwährende Lectüre französischer Werke nährte meine Liebe zu der französischen Nation und machte mit der Zeit eine blinde durch nichts zu erschütternde Leidenschaft daraus. Auf meinen Reisen habe ich später Gelegenheit gehabt wahrzunehmen, daß ich nicht allein diesen Eindruck empfand, und daß er, da er mehr oder minder in allen Ländern auf den Theil des Volkes einwirkte, der die Literatur liebte und studirte, dem allgemeinen Haß, den das anmaßende Wesen der Franzosen überall hervorruft, das Gleichgewicht

*) Var. . . . mich mißhandeln. Indem ich bereits den Verfall Englands beginnen sehe, den ich inmitten seines Triumphes vorausgesagt habe, wiege ich mich in der thörichten Hoffnung, daß die französische Nation, ihrerseits wieder siegreich, eines Tages vielleicht kommen wird, mich der traurigen Gefangenschaft, in der ich lebe, zu entreißen.

hielt. Mehr die Romane als die Männer üben eine Anziehungskraft auf die Frauen aller Länder aus, und ihre dramatischen Meisterwerke machen wieder die Jugend zu Freunden ihres Theaterwesens. Der Ruhm der Pariser Bühnen lockt eine Menge Fremde herbei, welche begeistert zurückkehren. Kurz, der ausgezeichnete Geschmack ihrer Literatur gewinnt ihnen alle, die auf Geist Anspruch machen können, und bei dem Kriege, der einen so unglücklichen Verlauf für sie nahm, habe ich ihre Schriftsteller und ihre Philosophen den Ruhm, der durch ihre Krieger an Glanz verloren hatte, aufrecht erhalten sehen.

Ich war also leidenschaftlicher Franzose, und das machte mich zum Neuigkeitsjäger. Ich zog mit der Schaar der Müßiggänger, die auf neue Nachrichten erpicht waren, bei Postankunft auf den Markt, und dümmer als der Esel in der Fabel, beunruhigte ich mich sehr, um in Erfahrung zu bringen, welcher Herr mir die Ehre anthun würde, mir den Kappzaum anzulegen, denn es ging damals das Gerücht, daß wir an Frankreich fallen sollten, da der König von Sardinien die Absicht hätte, Savoyen gegen das Mailändische einzutauschen. Man muß jedenfalls zugeben, daß ich einigen Grund zu Befürchtungen hatte, denn wenn dieser Krieg für die Verbündeten einen üblen Ausgang nahm, so war Gefahr für Mamas Pension. Aber ich setzte alles Vertrauen in meine guten Freunde, und trotz des Ueberfalles des Herrn von Broglie wurde dieses Vertrauen diesmal nicht getäuscht, Dank dem Könige von Sardinien, an den ich nicht gedacht hatte.

Während man sich in Italien schlug, sang man in Frankreich. Rameau's Opern begannen Aufsehen zu erregen und brachten seine theoretischen Werke, die wegen ihrer Dunkelheit nur Wenigen verständlich waren, wieder zur Geltung. Zufällig hörte ich von seiner Abhandlung über die Harmonie reden und hatte keine Ruhe, bis ich mir dieses Buch verschafft hatte. Durch einen andern Zufall erkrankte ich. Die Krankheit war entzündlich; sie war heftig und kurz, aber meine Wiedergenesung dauerte lange, und erst nach einem Monate war ich im Stande auszugehen. Während dieser Zeit überflog und verschlang ich

meine Abhandlung über die Harmonie; aber sie war so weitläuftig, so verworren, so schlecht geordnet, daß ich einsah, es würde ihr Studium und ihr Verständnis eine bedeutende Zeit in Anspruch nehmen. Das machte meinem Fleiße mit einem Male ein Ende, und ich erfrischte nun meine Augen an dem Anblicke von Noten. Bernier's Cantaten, an denen ich mich übte, gingen mir nicht mehr aus dem Kopfe. Ich lernte vier oder fünf von ihnen auswendig, darunter die, welche den Titel führt: „Die schlummernden Liebesgötter"; sie ist mir seitdem nie wieder vor Augen gekommen, und ich habe sie fast noch vollkommen im Gedächtnis. Ferner lernte ich ungefähr in der nämlichen Zeit: „Der von der Biene gestochene Amor", eine sehr hübsche Cantate von Clerambault.

Um mich vollends dafür einzunehmen, kam von Val d'Aost ein junger Organist, der Abbé Palais herüber, ein guter Musiker, ein guter Mensch und ein sehr guter Klavierbegleiter. Ich lernte ihn kennen, und wir wurden mit einem Male unzertrennlich. Er war der Schüler eines italienischen Mönchs, eines großen Organisten. Er redete mit mir von seinen Principien. Ich verglich sie mit denen meines Rameau und füllte mir den Kopf mit Begleitungen, Accorden und Harmonielehre an. Dies alles bedurfte Uebung des Ohres. Ich schlug Mama deshalb vor, monatlich ein kleines Concert zu veranstalten; sie willigte ein. Nun war ich so voll von diesen Concerten, daß ich mich Tag und Nacht mit nichts anderem beschäftigte, und wirklich machte es mir auch viel zu thun, die Musik, die Mitspieler, die Instrumente aufzutreiben, die Stimmen auszuschreiben u. s. w. Mama sang, der Pastor Caton, dessen ich bereits erwähnt und noch öfter werde erwähnen müssen, sang gleichfalls; ein Tanzlehrer, Namens Rocha, und sein Sohn spielten die Geige; Canavas, ein piemontesischer Musiker, der beim Kataster arbeitete und sich später in Paris verheirathet hat, spielte Violoncello; der Abbé Palais übernahm die Klavierbegleitung, und mir wurde die Ehre zu Theil, mit dem Taktstocke in der Hand, das Ganze leiten zu dürfen. Man kann sich vorstellen, wie schön dies alles

war; nicht genau so wie bei Herrn von Treytorens, aber es fehlte doch nicht viel.

Die kleinen Concerte der Frau von Warens, einer Neubekehrten, die noch dazu nur von der Gnade des Königs leben sollte, setzte das fromme Gelichter in Harnisch, waren indessen für viele ehrliche Leute ein angenehmes Vergnügen. Man sollte nicht vermuthen, wen ich hier an ihre Spitze stellen muß: einen Mönch, aber einen höchst begabten und sogar liebenswürdigen Mönch, dessen Mißgeschick mir in der Folge sehr nahe gegangen ist. Ich meine den Pater Caton, einen Franziskaner, der im Verein mit dem Grafen Dortan auf die Noten der armen kleinen Katze in Lyon hatte Beschlag legen lassen, was gerade nicht der schönste Zug in seinem Leben ist. Er war Baccalaureus der Sorbonne. In Paris hatte er sich lange in vornehmen Kreisen bewegt und namentlich mit dem Marquis von Antremont, dem damaligen sardinischen Gesandten, viel verkehrt. Er war ein großer, wohlgebildeter Mann mit vollem Gesichte, hervorstehenden Augen und schwarzem Haar, das an den Schläfen in natürlichen Locken hinabfiel. Er hatte ein eben so edles wie offenes und bescheidenes Wesen, ein einfaches und gefälliges Auftreten, in dem nichts von dem scheinheiligen und frechen Benehmen der Mönche, noch von dem geckenhaften Betragen eines Modeherrn hervortrat, obgleich er es war. Statt dessen zeigte er die Sicherheit eines Ehrenmannes, der, ohne über seinen Rock zu erröthen, sich selbst ehrt und sich unter Ehrenmännern stets an seiner Stelle fühlt. Besaß der Pater Caton auch für einen Doctor nicht viel Kenntnisse, so besaß er doch viel für einen Weltmann, und während er sein Wissen nicht geflissentlich zur Schau trug, brachte er es stets im rechten Augenblicke so zur Geltung, daß man ihm ein noch weit größeres zutraute. Da er viel in der Gesellschaft gelebt, hatte er sich mehr angenehme Talente als ein gründliches Wissen angeeignet. Er hatte Geist, machte Verse, sprach gut, sang noch besser, hatte eine schöne Stimme, spielte Orgel und Klavier. Es bedurfte nicht so viel, um gesucht zu werden, er war es in hohem Grade; allein dessenungeachtet setzte er seine Berufspflichten so wenig außer Augen, daß es ihm trotz

sehr eifersüchtiger Mitbewerber gelang, zum Definitor seiner Provinz, oder wie man zu sagen pflegt, zu einer der großen Ordensketten gewählt zu werden.

Dieser Pater Caton machte bei dem Marquis von Antremont Mamas Bekanntschaft. Als er von unsren Concerten reden hörte, hatte er Lust, darin mitzuwirken; er that es und machte sie glänzend. Durch unsere gemeinsame Lust zur Musik, die bei uns beiden zur heftigen Leidenschaft geworden, freilich mit dem Unterschiede, daß er in Wahrheit ein Musiker und ich nur ein Pfuscher war, wurden wir bald befreundet. Wir fingen an, mit Canavas und dem Abbé Palais auf seinem Zimmer Musik zu treiben und an Festtagen zuweilen an seiner Orgel. Wir theilten oft sein dürftiges Mahl, denn eigenthümlicherweise war er für einen Mönch auch noch freigebig, gastfreundlich und der Sinnenlust ergeben, wenn auch nicht der groben. An den Concerttagen nahm er mit uns das Abendbrot bei Mama ein. Diese Abendessen waren sehr heiter und angenehm; man plauderte zwanglos und sang Duette. Ich fühlte mich während derselben überglücklich, hatte Geist und sprühte vor Witz, der Pater Caton war bezaubernd, Mama anbetungswürdig und der Abbé Palais mit seiner Ochsenstimme das allgemeine Stichblatt. Ihr süßen Augenblicke jugendlicher Thorheit, wie lange seid ihr verschwunden!

Da ich nicht mehr Gelegenheit haben werde, von diesem armen Pater Caton zu reden, will ich hier in wenigen Worten seine traurige Geschichte bis ans Ende erzählen. Die anderen Mönche, eifersüchtig oder vielmehr wüthend, an ihm viel Verdienstliches und eine Feinheit der Sitten wahrzunehmen, die nichts von klösterlicher Völlerei an sich hatte, faßten Haß gegen ihn, weil er nicht so hassenswerth war wie sie. Ihre Häuptlinge verbündeten sich gegen ihn und wiegelten die Mönchlein auf, die ihn um seine Stellung beneideten und früher nicht gewagt hatten, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Man beleidigte ihn auf tausenderlei Weise, man setzte ihn ab, man entzog ihm sein Zimmer, welches er geschmackvoll, wenn auch einfach ausgestattet hatte; man verwies ihn, ich weiß nicht wohin; kurz, diese Elenden überhäuften ihn mit so vieler Schmach, daß seine redliche und mit Recht stolze Seele dem nicht zu widerstehen vermochte, und nachdem er die Freude und Würze der liebenswürdigsten Gesellschaft gewesen war, starb er vor Gram auf einem elenden Bette, in irgend einer dunklen Zelle oder einem Gefängnisse, von allen ehrlichen Leuten, die ihn gekannt und keinen andern Fehler an ihm entdeckt hatten, als daß er Mönch war, betrauert und beweint.

Unter diesen einfachen Lebensverhältnissen kam es mit mir in kurzer Zeit so weit, daß ich, von der Musik völlig in Anspruch genommen, außer Stande war, an etwas anderes zu denken. Ich ging nur noch mit Unlust auf mein Bureau; der Zwang daselbst und das unaufhörliche Sitzen bei der Arbeit waren für mich eine unerträgliche Qual, und ich trug mich endlich mit der Absicht, mein Amt aufzugeben, um mich ganz der Musik zu widmen. Man kann sich denken, daß diese Thorheit auf Widerstand stieß. Aus einer anständigen Stellung mit einem festen Einkommen zu scheiden, um hinter ungewissen Schülern herzulaufen, war ein zu unverständiger Entschluß, um Mama gefallen zu können. Selbst wenn man meine Aussichten für so vortheilhaft hätte annehmen können, wie ich sie mir einbildete, so lag darin doch immer eine arge Beschränkung meines Ehrgeizes darin, wenn ich mich für mein ganzes Leben mit dem Stande eines Musikers begnügen wollte. Sie, die sich immer nur mit großartigen Entwürfen trug und mich nicht mehr völlig nach dem Gutachten des Herrn von Aubonne beurtheilte, sah mich nur mit Schmerz in vollem Ernst ein Talent pflegen, von dem sie sich für mich nichts versprach, und wiederholte mir oft das auf dem Lande zwar richtige, aber in Paris weniger berechtigte Sprichwort: „Wer gut singen und tanzen kann, treibt ein Geschäft, das nicht nährt den Mann." Andererseits sah sie mich von einem unwiderstehlichen Triebe fortgerissen; meine Musikleidenschaft wurde zur Wuth und es stand zu befürchten, daß ich wegen der Mangelhaftigkeit meiner Leistungen, die in Folge meiner fortwährenden Zerstreutheit immer sichtlicher hervortraten, den Abschied erhalten könnte, den es weit besser war freiwillig zu nehmen. Ferner stellte ich ihr vor, daß meine Beschäftigung nicht von langer Dauer wäre, daß ich zur

Erwerbung meines Lebensunterhaltes eines Talentes bedürfte und es sicherer wäre, mir die Kunst, zu der meine Neigung mich hinzöge und die sie selbst für mich gewählt hätte, durch ihre Betreibung vollends anzueignen, als mich auf fremden Beistand zu verlassen oder mir eine neue Laufbahn zu eröffnen, die einen üblen Ausgang nehmen und mich jetzt, wo ich nicht mehr im lernfähigen Alter stände, ohne Broterwerb lassen könnte. Endlich erzwang ich mehr durch dringendes Bitten und Liebkosungen als durch Vernunftgründe, die sie befriedigt hätten, ihre Einwilligung. Augenblicklich lief ich, mich bei Herrn Coccelli, dem Generaldirector des Katasters, zu bedanken, stolz, als hätte ich die heldenmüthigste That vollbracht; so legte ich freiwillig ohne Veranlassung, ohne Grund, ohne Vorwand mein Amt mit eben so großer, ja noch größerer Freude nieder, als ich bei Uebernahme desselben vor noch nicht zwei Jahren empfunden hatte.

So thöricht dieser Schritt auch war, verschaffte er mir doch in der Gegend eine Art Ansehen, das mir nützlich wurde. Einige vermutheten Hilfsquellen bei mir, die ich nicht besaß; andere beurtheilten, als sie sahen, wie ich mich ganz der Musik hingegeben, mein Talent nach dem gebrachten Opfer und waren überzeugt, daß ich bei so großer Leidenschaft für diese Kunst auch Meister in ihr sein müßte. Im Lande der Blinden ist der Einäugige König. So galt ich denn für einen guten Lehrer, weil es dort nur schlechte gab. Da mir übrigens ein gewisser Geschmack für den Gesangsvortrag nicht abging, dem noch dazu mein Alter und mein Aeußeres zu Statten kam, so hatte ich bald mehr Schülerinnen, als ich zum Ersatz meines Secretärgehaltes nöthig hatte.

Zur Erhöhung der Annehmlichkeit des Lebens konnte man sicherlich nicht schneller von einem Extrem zum anderen übergehen. Beim Kataster täglich acht Stunden mit der garstigen Arbeit unter noch garstigeren Leuten beschäftigt, in ein düsteres, von der Ausdünstung und dem Schweiße aller dieser größtentheils schlecht gekämmten und höchst unsauberen Burschen verpestetes Bureau eingespeert, fühlte ich mich mitunter durch die angespannteste Thätigkeit, den

Geruch, den Zwang und das ewige Einerlei der Arbeit bis zum Schwindel angegriffen. Statt dessen befand ich mich mit einem Male inmitten der schönen Welt, hatte Zutritt zu den besten Häusern und war gesucht in ihnen; überall eine freundliche schmeichelhafte Aufnahme, ein festliches Aeußere; liebenswürdige junge Damen im höchsten Staat erwarten mich, empfangen mich mit größter Zuvorkommenheit; ich sehe nur reizende Gegenstände, athme nur den Duft von Rosen und Orangenblüten; man singt, man plaudert, man lacht, man unterhält sich; ich gehe von dort nur fort, um anderswo in gleicher Weise aufgenommen zu werden. Man wird zugeben, daß ich bei Gleichheit des Verdienstes keine Ursache hatte, bei der Wahl zu schwanken. Auch befand ich mich bei der getroffenen sehr wohl, so daß ich sie nie bereut habe und auch in diesem Augenblicke nicht bereue, wo ich in der Vollkraft der Vernunft die Handlungen meines Lebens reiflich überlege und von den nicht allzu vernünftigen Beweggründen, von denen ich mich leiten ließ, vollkommen frei bin.

Dies war fast das einzige Mal, bei dem ich mich, sobald ich nur meinen Neigungen gehorchte, in meiner Erwartung nicht getäuscht sah. Das freundliche Entgegenkommen, der gesellige Charakter, das fröhliche Temperament der dortigen Bevölkerung machte mir den Umgang mit der Welt angenehm, und die Lust zu einem solchen, welche damals in mir erwachte, hat mir den klaren Beweis geliefert, daß, wenn ich nicht gern unter den Menschen lebe, die Schuld weniger an mir als an ihnen liegt.

Es ist Schade, daß die Savoyarden nicht reich sind, oder es würde vielleicht Schade sein, wenn sie es wären, denn so wie sie sind, bilden sie das beste und umgänglichste Völklein, welches ich kenne. Giebt es ein Städtchen in der Welt, in dem man die Süßigkeit des Lebens in einem angenehmen und sicheren Umgange genießt, so ist es Chambery. Der Landadel, der sich darin zusammenfindet, besitzt nur die Mittel zu einem anständigen Auskommen, aber nicht genug, um sich emporzuschwingen, und da er also außer Stande ist, sich dem Ehrgeize zu überlassen, so befolgt er nothgedrungen den Rath des Cymos. In der

Jugend widmet er sich dem Soldatenstande; in reiferen Jahren kehrt er zurück, um daheim einen friedlichen Lebensabend zu genießen. Diese lange bestehende Gewohnheit wird von der Ehre und der Vernunft in gleicher Weise bedingt. Die Frauen sind schön und würden die Schönheit nicht nöthig haben, da sie alles besitzen, was dieselbe hervorhebt und sie sogar ersetzt. Es ist eigenthümlich, daß ich, durch meinen Beruf genöthigt, mit vielen Mädchen zu verkehren, mich nicht erinnere, in Chambery auch nur eine einzige gesehen zu haben, welche nicht reizend war. Man wird einwenden, ich hätte sie so finden wollen, und man hat vielleicht Recht; aber ich brauchte ihnen nicht erst besondere Schönheiten anzudichten. Ich kann wirklich nicht ohne Freude an meine jungen Schülerinnen zurückdenken. Weshalb kann ich nicht, wenn ich hier der liebenswürdigsten Erwähnung thue, sie und mich selber mit ihnen in das glückliche Alter zurückversetzen, in welchem wir damals standen, mit seinen eben so süßen wie unschuldigen Augenblicken, die ich an ihrer Seite verlebt habe! Die erste war Fräulein von Mellarede, meine Nachbarin, Schwester der Schülerin des Herrn Gaime. Sie war eine sehr lebhafte Brünette, aber von einer angenehmen und liebenswürdigen Lebhaftigkeit, voller Anmuth und sehr sittsam. War sie auch gleich den meisten Mädchen ihres Alters ein wenig mager, so bedurften doch ihre leuchtenden Augen, ihr feiner Wuchs, ihr fesselndes Wesen nicht der Fülle, um zu gefallen. Ich ging des Morgens zu ihr, und sie befand sich gewöhnlich noch im Hauskleide. Ihre nachlässig aufgesteckten Haare schmückte sie bei meiner Ankunft nur mit einigen Blumen, die sie nach meinem Weggehen wieder wegnahm, um sich zu frisiren. Nichts in der Welt fürchte ich so sehr als ein Mädchen im Morgenkleide, geputzt würde ich sie hundertmal weniger fürchten. Fräulein von Menthon, zu der ich nachmittags ging, war es stets und machte auf mich einen zwar eben so angenehmen, aber doch ganz verschiedenartigen Eindruck. Die Haare der jungen Dame waren aschblond; sie war sehr niedlich, sehr schüchtern und sehr blaß; ihre Stimme war schön und weich, eine wahre Flötenstimme, aber sie hatte nicht den Muth, sie in ihrem ganzen Umfange zur

Geltung zu bringen. Am Busen hatte sie eine Narbe, die von einer durch kochendes Wasser hervorgerufenen Brandwunde herrührte und von einem blauseidenen Halstuche nicht allzu ängstlich verhüllt wurde. Dieses Mal zog bisweilen meine Aufmerksamkeit auf sich, die bald nicht allein der Narbe galt. Fräulein von Challes, eine andere meiner Nachbarinnen, war ein schon vollkommen entwickeltes Mädchen, groß, eine stattliche Erscheinung von runden Formen und üppiger Fülle; sie war sehr hübsch gewesen. Jetzt war sie keine Schönheit mehr, aber sie war noch immer eine durch ihre Anmuth, ihre stets gleiche Fröhlichkeit und ihren liebenswürdigen Charakter anziehende Persönlichkeit. Ihre Schwester, Frau von Charly, die schönste Frau in Chambery, lernte nicht mehr Musik, ließ jedoch ihre noch ganz junge Tochter darin unterrichten, deren aufblühende Schönheit der der Mutter einst gleichzukommen versprochen hätte, wäre sie nicht leider ein wenig rothhaarig gewesen. Auch im Kloster der Heimsuchung hatte ich eine kleine Französin, deren Namen ich vergessen habe, die aber eine Stelle in dem Verzeichnisse meiner Lieblingsschülerinnen verdient. Sie hatte den langsamen und schleppenden Ton der Nonnen angenommen, und in diesem schleppenden Tone sagte sie überaus witzige Dinge, die mit ihrem sonstigen Auftreten gar nicht in Einklang zu stehen schienen. Im Uebrigen war sie träge, gab sich nicht gern Mühe, ihren Geist leuchten zu lassen und erwies nicht einem jeden diese Gunst. Erst nach einem ein- oder zweimonatlichen Unterrichte, den ich ihr nicht mit großer Pünktlichkeit ertheilt hatte, ersann sie dieses Mittel, um mich pünktlicher zu machen, denn ich habe es nie über mich gewinnen können, es zu sein. War ich mitten im Unterrichte, so hatte ich Freude daran, aber ich wollte von dem Zwange nichts wissen, mich mit dem Glockenschlage hin zu begeben; Zwang und Gebundenheit sind mir eben in allen Dingen unerträglich, sie könnten mir gegen das Vergnügen selber Haß einflößen. Bei den Mohamedanern soll bei Tagesanbruch ein Mann durch die Straßen gehen, um den Ehemännern zu befehlen, ihre eheliche Pflicht bei ihren Frauen auszuüben. Ich würde in diesen Stunden ein schlechter Türke sein.

Auch aus der Bürgerschaft hatte ich einige Schülerinnen und unter andern eine, welche die mittelbare Ursache einer Veränderung meines Verhältnisses wurde, deren ich erwähne, da ich doch einmal alles sagen muß. Sie war die Tochter eines Krämers, Namens Lard, ein wahres Modell für eine griechische Bildsäule, die ich für das schönste Mädchen, welches ich je gesehen, ausgeben würde, wenn es eine wahre Schönheit ohne Leben und Seele gäbe. Ihre Stumpfheit, ihre Kälte, ihre Unempfindlichkeit gingen ins Unglaubliche. Es war eben so unmöglich ihr zu gefallen wie sie ärgerlich zu machen, und ich bin überzeugt, daß sie sich, hätte man sich Freiheiten gegen sie erlaubt, alles hätte gefallen lassen, nicht aus Lust daran, sondern aus reiner Dummheit. Ihre Mutter, die dergleichen vorbeugen wollte, wich nicht von ihrer Seite. Dadurch daß sie ihr Gesangunterricht geben ließ und einen jungen Lehrer dazu wählte, that sie ihr Bestes, um ihr Leben einzuflößen, aber es gelang ihr nicht. Während der Lehrer der Tochter den Hof machte, machte ihn die Mutter dem Lehrer mit nicht viel besserem Glück. Frau Lard verband mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit noch alle die, welche ihre Tochter hätte haben sollen. Es war ein aufgewecktes, zwar unregelmäßiges, aber angenehmes Gesichtchen, dem nur die Blattern übel mitgespielt hatten. Sie hatte kleine, sehr feurige und ein wenig röthliche Augen, weil sie fast immer schlimm waren. Jeden Morgen fand ich, sobald ich kam, meinen Rahmkaffee bereit, und die Mutter versäumte nie, mich mit einem Kusse auf den Mund zu empfangen, den ich der Tochter aus Neugier gern hätte wiedergeben mögen, um zu sehen, wie sie sich dabei benommen haben würde. Uebrigens machte sich das so einfach und war so ungefährlich, daß auch in Herrn Lards Gegenwart die Scherze und Küsse ungestört weiter gingen. Er war eine ehrliche Haut, der echte Vater seiner Tochter, den seine Frau nicht betrog, weil es bei ihm nicht nöthig war.

Ich gab mich zu diesen Zärtlichkeiten mit meiner gewöhnlichen Tölpelhaftigkeit her, da ich sie ganz ehrlich für Zeichen reiner Freundschaft hielt. Indessen wurde sie mir mitunter doch lästig, denn die lebhafte Frau Lard ward mit der Zeit anspruchsvoll, und wäre ich am Tage an

ihrem Laden vorbeigegangen, ohne einen Augenblick vorzusprechen, würde es Lärm gesetzt haben. Wenn ich Eile hatte, mußte ich einen Umweg durch eine andere Straße machen, da ich recht wohl wußte, daß es schwerer war von ihr wieder fortzukommen als einzutreten.

Frau Lard beschäftigte sich zu viel mit mir, als daß ich mich nicht mit ihr hätte beschäftigen sollen. Ihre Aufmerksamkeiten rührten mich sehr. Ich redete mit Mama davon wie von einer offenkundigen Sache, und würde auch dann, wenn es hätte ein Geheimnis sein sollen, mit ihr geredet haben, denn es wäre mir unmöglich gewesen, ihr etwas zu verheimlichen; mein Herz lag vor ihr so offen wie vor Gott. Sie faßte die Sache nicht ganz so unschuldig auf wie ich. Sie betrachtete das, was ich für Freundschaftsbeweise hielt, als Annäherungsversuche; sie war überzeugt, daß es der Frau Lard, sobald sie einen Ehrenpunkt daraus gemacht, mich der Dummheit, in der sie mich gefunden hatte, zu entreißen, auf die eine oder die andere Weise gelingen würde, sich mir verständlich zu machen; und ganz abgesehen von der Unbilligkeit, daß sich eine andere Frau die Belehrung ihres Zöglings anmaßte, hatte sie Gründe, die ihrer würdiger waren, mich vor den Schlingen zu bewahren, denen mich mein Alter und mein Stand aussetzten. Zu der nämlichen Zeit legte man mir eine von noch gefährlicherer Art, der ich zwar entging, die sie aber darauf aufmerksam machten, daß die mir unaufhörlich drohenden Gefahren alle Schutzmittel nöthig machten, die zu ihrer Verfügung standen.

Die Frau Gräfin von Menthon, Mutter einer meiner Schülerinnen, war eine Frau von viel Geist und stand in dem Rufe, eben so boshaft wie geistreich zu sein. Sie sollte dem Gerüchte nach die Ursache vieler Zwistigkeiten gewesen sein, und unter andern einer, die für die Familie Autremont verhängnisvolle Folgen gehabt hatte. Mama war mit ihr befreundet genug gewesen, um ihren Charakter zu kennen. Da sie völlig unschuldigerweise einem Herrn, auf welchen Frau von Menthon Absichten hatte, Neigung eingeflößt, rechnete ihr letztere diese Bevorzugung als Verbrechen an, obgleich sie sie weder gesucht noch angenommen

sie zu sehr, um ihrer zu begehren, das sprach sich in meinen Gedanken am klarsten aus.

Der mehr gefürchtete als ersehnte Tag kam endlich. Ich versprach alles und log nicht. Mein Herz bestätigte alle meine Betheuerungen, ohne den Lohn dafür zu begehren. Ich erhielt ihn trotzdem. Zum ersten Male sah ich mich in den Armen einer Frau, und zwar einer Frau, die ich anbetete. War ich glücklich? Nein, ich genoß nur die Sinnenlust. Ich weiß nicht, welche unüberwindliche Traurigkeit mir den Reiz derselben vergiftete; mir war zu Muthe, als hätte ich eine Blutschande begangen. Zwei- oder dreimal benetzte ich, indem ich sie wonnetrunken in meine Arme drückte, ihren Busen mit meinen Thränen. Sie dagegen war weder traurig noch leidenschaftlich, sie war zärtlich und ruhig. Da sie wenig sinnlich war und nicht die Befriedigung der Wollust bezweckt hatte, genoß sie nicht ihre Wonne und brauchte nie Reue über sie zu empfinden.

Ich wiederhole es: alle ihre Fehler rührten von ihren Irrthümern, nie von ihren Leidenschaften her. Sie war von guter Herkunft, ihr Herz war rein, sie liebte die Sittsamkeit, ihre Neigungen waren redlich und tugendhaft, ihr Geschmack war fein; sie war zur Sittenreinheit geschaffen, die sie stets geliebt, aber nie gezeigt hat, weil sie nicht auf ihr Herz hörte, welches sie richtig leitete, sondern auf ihre Vernunft, die sie irre leitete. Wenn falsche Grundsätze sie auf Abwege führten, so standen ihre wahren Gefühle mit ihnen doch stets in Widerspruch; aber leider that sie sich etwas auf ihre Philosophie zu Gute, und die Moral, die sie sich selbst gemacht hatte, verdarb die, welche ihr ihr Herz eingab.

Herr von Tavel, ihr erster Liebhaber, war ihr Lehrer in der Philosophie, und die Grundsätze, die er ihr beibrachte, waren solche, die er zu ihrer Verführung nöthig hatte. Da er fand, daß sie ihrem Manne und ihren Pflichten ergeben, immer kalt, nachsinnend und durch Erregung der Sinnlichkeit nicht zu gewinnen war, ging er darauf aus, sie durch Sophismen zu gewinnen und es gelang ihm auch, ihr die Pflichten, denen sie so treu nachkam, als reines Katechismusgeschwätz darzustellen, nur zur Unterhaltung von

Kindern ersonnen; die Vereinigung der Geschlechter als einen an sich ganz gleichgiltigen Akt; die eheliche Treue als eine Scheinverpflichtung, deren ganzer sittlicher Sinn nur die öffentliche Meinung im Auge hätte; die Ruhe der Ehegatten als die einzige Richtschnur für die Pflicht der Frauen, so daß eine Untreue, die verschwiegen bliebe, für den, welchem sie die Treue brächen, sowie für das Gewissen nichts zu bedeuten hätte; kurz, er redete ihr ein, daß die Sache an sich nichts wäre, daß sie erst durch das Aufsehen etwas würde, und daß jede Frau, die keusch schiene, es schon dadurch allein in Wahrheit wäre. Auf diese Weise erreichte der Elende sein Ziel, indem er die Vernunft eines Kindes irre leitete, dessen Herz er nicht hatte verführen können. Er wurde durch die verzehrendste Eifersucht bestraft, überzeugt, daß sie ihn selbst so behandelte, wie er sie ihren Mann zu behandeln gelehrt hatte. Ich weiß nicht, ob er sich in diesem Punkte irrte. Der Prediger Perret galt für seinen Nachfolger. Ich weiß nur, daß das kalte Temperament dieser jungen Frau, welches sie vor diesen Ansichten hätte schützen sollen, sie gerade in der Folge davon abhielt, dieselben wieder aufzugeben. Sie konnte nicht begreifen, daß man einem Akte so viele Bedeutung beilegte, der für sie gar keine hatte. Sie beehrte eine Enthaltsamkeit, die ihr so wenig kostete, nie mit dem Namen Tugend.

Für sich selbst hatte sie also mit ihrem falschen Grundsatze wenig Mißbrauch getrieben, wohl aber für andere, und dies aus einer anderen, fast eben so unrichtigen Maxime, die jedoch mit ihrem guten Herzen in besserem Einklange stand. Sie war stets der Ansicht, daß nichts einen Mann so sehr an eine Frau fessele als der Besitz, und obgleich sie ihren Freunden nur in Freundschaft zugethan war, so war diese doch so zärtlich, daß sie alle in ihrer Macht stehenden Mittel anwandte, um sie noch fester an sich zu ketten, und merkwürdig genug, gelang ihr das fast immer. Sie war so wahrhaft liebenswürdig, daß man, je größer die Vertraulichkeit war, in der man mit ihr lebte, nur desto mehr neue Gründe fand, sie zu lieben. Eben so bemerkenswerth ist der Umstand, daß sie nach ihrer ersten Schwäche fast nur noch Unglücklichen ihre Gunst zugewandt hat.

angehört. Ich war noch zu jung und zu lebhaft, um das Recht zu haben, vernünftig zu sein, und wenn ich mich als Hausherr hineinmischen wollte, gab mir Mama kleine zärtliche Backenstreiche, nannte mich ihren kleinen Mentor und zwang mich, wieder in die Rolle zurückzufallen, die mir ziemte.

Die entschiedene Ahnung der Noth, in welche ihre unvorsichtigen Ausgaben sie früher oder später stürzen mußten, machten einen um so stärkeren Eindruck auf mich, als ich jetzt in der Eigenschaft ihres Haushofmeisters mich selbst von der Ungleichheit zwischen ihrem Soll und Haben überzeugen konnte. Von dieser Zeit schreibe ich die Neigung zum Geiz her, welche ich seitdem immer in mir bemerkt habe. Thörichte Verschwendung hatte ich nur in einer augenblicklichen tollen Laune getrieben; aber bis dahin war ich nie sehr unruhig darüber gewesen, ob ich wenig oder viel Geld hatte. Jetzt begann ich meine Aufmerksamkeit darauf zu lenken und mich um meine Börse zu kümmern. Aus einem sehr edlen Beweggrunde wurde ich geizig, denn ich dachte in Wahrheit nur daran, der lieben Mama für die Katastrophe, die ich voraussah, einige Geldmittel anzusammeln. Ich befürchtete, ihre Gläubiger würden ihre Pension mit Beschlag belegen lassen, oder sie könnte ihr ganz entzogen werden, und ich bildete mir nach meinem beschränkten Gesichtskreise ein, daß ihr mein kleiner Schatz dann eine große Hilfe gewähren würde. Aber um ihn zusammen zu sparen und vor allen Dingen ihn sicher zu verwahren, mußte ich ihn ihr verheimlichen, denn bei ihren ewigen Verlegenheiten durfte sie von diesen kleinen Ersparnissen nichts wissen. Ich suchte deshalb bald hier, bald dort einen Versteck, in denen ich einige Goldstücke verbarg, in der Hoffnung, sie bis zu dem Augenblicke, wo ich sie ihr zu Füßen legen wollte, unaufhörlich vermehren zu können. Allein ich war in der Wahl meiner Verstecke so ungeschickt, daß sie sie stets entdeckte; um mir dann zu zeigen, daß sie sie aufgefunden, nahm sie das Gold, welches ich dort versteckt hatte, weg und legte eine noch größere Summe in andern Münzen dafür hin. Ganz beschämt warf ich meinen kleinen Schatz wieder in die gemeinschaftliche Kasse, und sie

verabsäumte nie, ihn für mich zu verausgaben, indem sie mir dafür Wäsche oder andere Dinge, wie einen silbernen Degen, eine Uhr oder etwas Aehnliches kaufte.

In der festen Ueberzeugung, daß mir das Zurücklegen nie gelingen und für sie ein geringes Rettungsmittel sein würde, kam ich endlich zu der Einsicht, daß ich wider das von mir befürchtete Unglück keinen andern Ausweg hätte, als mich in den Stand zu setzen, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen, sobald sie, unfähig, länger für mich zu sorgen, der bittersten Noth entgegensehen würde. Da ich leider meine Pläne nach meinen Neigungen entwarf, bestand ich thörichterweise darauf, mein Glück in der Musik zu suchen; gingen mir Motive und Melodien durch den Kopf, so glaubte ich sofort, daß ich, wenn es mir nur gelänge, sie zu verwerthen, auf dem besten Wege wäre, ein berühmter Mann zu werden, ein moderner Orpheus, dessen Töne alle Schätze Perus herbeilocken würden. Nachdem ich angefangen hatte, die Noten ziemlich geläufig zu lesen, handelte es sich jetzt für mich darum, die Compositionslehre zu lernen. Die Schwierigkeit war, einen geeigneten Lehrer zu finden, denn mit meinem blosen Rameau glaubte ich mir selbst nicht weiter helfen zu können, und seit Le Maîtres Abreise gab es in ganz Savoyen niemanden, der von der Harmonielehre etwas verstand.

Hierbei wird man wieder eine jener Inconsequenzen wahrnehmen, deren so viele in meinem Leben vorkommen und die mich oft von meinem Ziele entfernt haben, wenn ich unmittelbar auf dasselbe zuzugehen dachte. Venture hatte mir viel von dem Abbé Blanchard, seinem Lehrer in der Composition, einem sehr begabten und talentvollen Manne erzählt, der damals Kapellmeister an der Kathedrale zu Besançon war und es jetzt an der Kapelle von Versailles ist. Ich setzte mir in den Kopf, nach Besançon zu gehen, um beim Abbé Blanchard Unterricht zu nehmen, und dieser Gedanke kam mir so vernünftig vor, daß es mir gelang, ihn auch Mama annehmbar zu machen. So nahm sie denn die Anfertigung meiner kleinen Ausstattung vor und that es mit der Verschwendung, die sie in jeder Sache trieb. Trotz der beständigen Absicht, ihren Bankerott zu

verhüten und die Folgen ihrer Verschwendung in der Zukunft auszugleichen, verursachte ich ihr auf diese Weise zunächst eine Ausgabe von achthundert Franken; ich beschleunigte also ihren Untergang, um mich in den Stand zu setzen, ihm vorzubeugen. So albern dieses Treiben war, so vollkommen war doch meine wie ihre Verblendung. Wir waren beide überzeugt, ich, daß meine Bemühung ihr, sie, daß dieselbe mir zum Nutzen gereichte.

Ich hatte darauf gerechnet, Venture noch in Annecy zu finden, da ich ihn um einen Empfehlungsbrief an den Abbé Blanchard bitten wollte. Er war nicht mehr da. Statt aller weiteren Auskunft über ihn mußte ich mich mit einer vierstimmigen, von ihm selbst niedergeschriebenen Messe eigener Composition begnügen, die er mir zurückgelassen hatte. Mit dieser Empfehlung machte ich mich nach Besançon auf den Weg, der mich durch Genf, wo ich meine Verwandten besuchte, und durch Nyon führte, wo ich zu meinem Vater ging, der mich wie gewöhnlich empfing und die Nachsendung meines Koffers übernahm, welcher, da ich zu Pferde reiste, erst später als ich ankam. Ich treffe in Besançon ein. Der Abbé Blanchard nimmt mich freundlich auf, verspricht mir seinen Unterricht und bietet mir seine Dienste an. Wir wollen bereits beginnen, als ich aus einem Briefe meines Vaters erfahre, daß mein Koffer in Rousses, dem französischen Zollamte an der Schweizer Grenze, mit Beschlag belegt und confiscirt ist. Ueber diese Nachricht erschrocken, bemühe ich mich, durch die Bekanntschaften, welche ich in Besançon bereits gemacht hatte, den Grund dieser Beschlagnahme in Erfahrung zu bringen; denn da ich überzeugt war, keine verbotene Waare gehabt zu haben, konnte ich nicht begreifen, was den Vorwand zu diesem Gewaltacte hatte geben können. Endlich entdeckte ich die Ursache und kann nicht umhin, sie hier anzugeben, da sie doch gar zu seltsam ist.

Ich verkehrte in Chambery mit einem alten Lyoneser, einem sehr gutmüthigen Manne, Namens Duvivier, der unter der Regentschaft eine Anstellung auf dem Paßamte gehabt, und nach Verlust dieses Amtes bei dem Kataster Beschäftigung gesucht hatte. Er hatte in der großen Welt

gelebt, besaß Talente, einige Kenntnisse, ein freundliches und höfliches Wesen und verstand Musik. Da wir ein gemeinschaftliches Arbeitszimmer hatten, so waren wir inmitten der schlecht geleckten Bären in ein ganz besonders freundschaftliches Verhältnis getreten. Er hatte noch immer Verbindungen in Paris, durch die er über jene unbedeutenden Kleinigkeiten, jene flüchtigen Tagesneuigkeiten, die plötzlich, man weiß nicht weshalb, von Mund zu Munde gehen, und wieder ein Ende finden, man weiß nicht wie, und deren niemand je wieder gedenkt, wenn man aufgehört hat, von ihnen zu reden, unterrichtet wurde. Da ich ihn zuweilen zu Mama zum Essen mitnahm, machte er mir in gewisser Weise den Hof und, um sich angenehm zu machen, suchte er mir Geschmack an dergleichen Albernheiten einzuflößen, gegen welche ich stets einen solchen Widerwillen gehabt hatte, daß ich mich mein ganzes Leben lang nicht habe überwinden können, etwas dieser Art für mich allein zu lesen.*) Unglücklicherweise blieb eines dieser verwünschten Papiere in der Brusttasche eines neuen Rockes stecken, den ich zwei- oder dreimal getragen hatte, damit ich auf der Grenze keinen Zoll für ihn zu entrichten brauchte. Es enthielt eine in jansenistischer Anschauungsweise geschriebene, ziemlich geistlose Parodie der schönen Scene in Racine's Mithridates. Ich hatte nicht zehn Verse davon gelesen und sie aus Vergeßlichkeit in meiner Tasche gelassen. Hierin fand man genügenden Grund zur Beschlagnahme meiner Habseligkeiten. Die Zollbeamten leiteten das Inhaltsverzeichnis meines Koffers mit einer amtlichen, in feierlichen Worten abgefaßten Erklärung ein, in der sie in der Voraussetzung, daß dieses Schriftstück aus Genf käme, um in Frankreich gedruckt und vertheilt zu werden, in salbungsvollen Worten gegen die Feinde Gottes und der Kirche loszogen und sich in Lobeserhebungen über ihre fromme Wachsamkeit ergingen, welche die Ausführung dieses höllischen Unterfangens verhindert hätte. Unzweifelhaft rochen ihnen

*) Var. . . . für mich allein zu lesen. Um ihm einen Gefallen zu erweisen, nahm ich diese kostbaren Wische, steckte sie in die Tasche und benutzte sie nur zu dem einzigen Zwecke, zu dem sie gut waren.

meine Hemden ebenfalls nach Ketzerei, denn wegen dieses fürchterlichen Blattes wurde alles confiscirt, ohne daß ich je eine Entschädigung oder auch nur eine Benachrichtigung über den Verbleib meines Reisegepäcks erhalten hätte. Die Finanzbeamten, an die man sich wandte, verlangten so viele Nachweisungen, Aufschlüsse, Zeugnisse und Eingaben, daß ich mich in diesem Labyrinthe tausendmal verirrte und mich gezwungen sah, alles Preis zu geben. Es thut mir wahrlich Leid, diese amtliche Erklärung des Zollamtes zu Rousses nicht aufbewahrt zu haben; sie hätte eine hervorragende Stelle unter den Belegstücken eingenommen, deren Sammlung gleichzeitig mit diesem Werke erscheinen soll.

Dieser Verlust zwang mich zur sofortigen Rückkehr nach Chambery, ohne den Unterricht des Abbé's Blanchard empfangen zu haben; und da ich, alles wohl erwogen, einsah, daß mich das Unglück bei allen meinen Unternehmungen verfolgte, so war ich entschlossen, mich lediglich an Mama anzuschließen, ihre Gefahr zu theilen und mich nicht mehr fruchtlos über eine Zukunft zu beunruhigen, der ich ihren Lauf lassen mußte. Sie empfing mich, als hätte ich Schätze zurückgebracht, schaffte mir nach und nach wieder eine kleine Garderobe an, und mein Unglück, so groß es für mich wie für sie auch war, wurde fast eben so schnell vergessen, wie es hereingebrochen.

Obgleich ich in Folge dieses Unglücks jetzt über meine Musikpläne kühler dachte, unterließ ich doch nicht, meinen Rameau beständig zu studiren, und mit großer Anstrengung brachte ich es endlich dahin, ihn zu verstehen und einige kleine Compositionsversuche zu machen, deren Erfolg mich ermuthigte. Der Graf von Bellegarde, ein Sohn des Marquis von Antremont, war nach dem Tode des Königs August aus Dresden zurückgekehrt. Er hatte lange in Paris gelebt; er war ein großer Musikfreund und hatte besonders für Rameau'sche Musik eine wahre Leidenschaft gefaßt. Sein Bruder, der Graf von Nangis spielte Violine, und Frau Gräfin von La Tour, ihre Schwester, sang ein wenig. Hierdurch kam in Chambery die Musik in Mode und man veranstaltete eine Art öffentlicher Concerte, deren Leitung man anfangs mir übertragen wollte; allein man merkte

bald, daß sie meine Kräfte überstieg, und richtete sich anders ein. Ich unterließ nicht, dabei einige kleine Stücke eigener Arbeit vorzutragen und unter andern eine Cantate, die sehr gefiel. Sie war zwar kein Meisterstück, aber voll neuer und wirkungsvoller Melodien, die man mir nicht zugetraut hatte. Diese Herren konnten nicht glauben, daß ich, der ich so schlecht Noten las, im Stande wäre, leidlich zu componiren, und sie zweifelten nicht, daß ich mich mit fremden Federn geschmückt hätte. Um die Wahrheit festzustellen, suchte mich eines Morgens Herr von Nangis mit einer Cantate von Clerambaut auf, die er nach seiner Erklärung, um sie singbarer zu machen, transponirt hatte, und zu der nun ein anderer Baß geschrieben werden müßte, da in Folge der Transposition Clerambauts Composition für dieses Instrument nicht mehr paßte. Ich erwiderte, dies wäre eine bedeutende Arbeit, die sich nicht auf der Stelle ausführen ließ. Er glaubte, ich wäre nur um eine Ausflucht verlegen und drängte mich, ihm wenigstens den Baß zu einem Recitativ zu schreiben. Ich that es also, jedenfalls mangelhaft, weil ich, um etwas gut zu machen, bei jedem Dinge der Zwanglosigkeit und Freiheit bedarf; aber ich machte die Arbeit nach den Regeln, und da er zugegen war, konnte er meine Kenntnis der Anfangsgründe der Compositionslehre nicht bezweifeln. So verlor ich meine Schülerinnen nicht, allein ich wurde ein wenig kühl gegen die Musik, da ich gewahrte, daß man ein Concert veranstaltete, ohne mich dabei zu gebrauchen.

Ungefähr um diese Zeit wurde Friede geschlossen und die französische Armee marschirte über das Gebirge zurück. Mehrere Officiere besuchten Mama, unter andern der Graf von Lautrec, Oberst des Regiments Orleans, später Gesandter in Genf und endlich Marschall von Frankreich. Diesem wurde ich von Mama vorgestellt. Nach dem, was sie ihm sagte, schien er großes Interesse für mich zu gewinnen und versprach mir vielerlei, woran er sich erst im letzten Jahre seines Lebens erinnerte, als ich ihn nicht mehr nöthig hatte. Zu der nämlichen Zeit kam der junge Marquis von Sennecterre, dessen Vater damals Gesandter in Turin war, durch Chambery. Er speiste bei Frau von

Menthon; auch ich speiste an diesem Tage bei ihr. Nach dem Essen war von Musik die Rede, von der er ein gründlicher Kenner war. Die Oper Jephtah war damals etwas Neues, er erzählte von ihr, man ließ die Partitur holen. Ich schauderte, als er mir den Vorschlag machte, diese Oper in Gemeinschaft mit ihm zu singen. Als er die Partitur aufschlug, kam er gerade auf die berühmte, für zwei Chöre geschriebene Stelle:

La terre, l'enfer, le ciel même,
Tout tremble devant le Seigneur.

Er fragte mich: „Wie viel Stimmen wollen Sie singen? Ich für meine Person will diese sechs übernehmen." Ich war noch nicht an solche französische Großthuerei gewöhnt, und obgleich ich mitunter Partituren mühselig gelesen hatte, war es mir doch unfaßbar, wie derselbe Mensch gleichzeitig sechs Stimmen, ja auch nur zwei singen könnte. Nichts ist mir bei musikalischen Uebungen schwerer gewesen, als mit Leichtigkeit von einer Stimme zur anderen überzugehen und zugleich eine ganze Partitur mit den Augen zu überfliegen. Nach der Art und Weise, mit der ich mich aus der Sache zog, mußte sich Herr von Sennecterre zu der Annahme berechtigt fühlen, daß ich von der Musik nichts verstände. Vielleicht um sich von der Wahrheit seiner Vermuthung zu überzeugen, forderte er mich auf, die Noten eines Liedes aufzuschreiben, welches er Fräulein von Menthon überreichen wollte. Ich konnte mich dem nicht entziehen. Er sang das Lied, und ich schrieb es auf, sogar ohne es mir oft wiederholen zu lassen. Darauf las er es durch und fand, wie es auch wirklich der Fall war, daß ich es vollkommen richtig aufgeschrieben hatte. Da er meine Verlegenheit bemerkt hatte, machte es ihm Freude, diesen kleinen Erfolg in ein recht günstiges Licht zu stellen. Es war jedoch im Ganzen genommen eine sehr einfache Sache. Im Grunde verstand ich die Musik sehr gut, es fehlte mir nur die Schnelligkeit des ersten Ueberblicks, die mir bei allem abging und die man in der Musik nur durch lange Uebung erwirbt. Wie dem auch sei, ich war ihm dankbar für die redliche Mühe, die er sich gab, die kleine Beschämung, welche

ich erlitten, bei den Uebrigen wie bei mir in Vergessenheit zu bringen. Als ich zwölf oder fünfzehn Jahre später in verschiedenen Häusern in Paris mit ihm zusammentraf, fühlte ich mich mehrmals versucht, ihm dieses Geschichtchen in die Erinnerung zurückzurufen und ihm zu zeigen, daß ich es im Gedächtnis bewahrt hatte. Aber er hatte seitdem das Augenlicht verloren; ich fürchtete, ihn von neuem mit Schmerz zu erfüllen, wenn ich ihn an den Gebrauch erinnerte, den er von demselben gemacht hatte, und schwieg.

Ich nähere mich jetzt dem Zeitabschnitte, der meine vergangene gesellschaftliche Stellung mit meiner gegenwärtigen in Verbindung setzt. Einige Freundschaften, die sich seit jener Zeit bis jetzt fortgesetzt haben, sind mir sehr werth geworden. Um ihretwillen habe ich mich oft nach jener glücklichen Niedrigkeit zurückgesehnt, in welcher diejenigen, die sich meine Freunde nannten, es meinetwegen waren und mich meinetwegen liebten, aus reinem Wohlwollen, nicht aus Eitelkeit, mit einem bekannten Manne in Verbindung zu stehen, oder aus dem geheimen Verlangen, auf diese Weise mehr Gelegenheit zu finden, ihm zu schaden. Von hier an rechne ich meine erste Bekanntschaft mit meinem alten Freunde Gauffecourt, der mir aller Anstrengungen ungeachtet, die man machte, ihn mir zu rauben, stets ein treuer Freund geblieben ist. Stets geblieben ist? Ach nein, ich habe ihn vor Kurzem verloren. Aber erst mit dem Erlöschen seines Lebens erlosch seine Liebe zu mir, und unsere Freundschaft hat erst mit ihm selber geendet. Herr von Gauffecourt war einer der liebenswürdigsten Männer, die es je gegeben hat. Es war unmöglich ihn zu sehen, ohne ihn zu lieben, und mit ihm zu leben, ohne sich ihm völlig anzuschließen. Ich habe nie offenere, gefälligere Gesichtszüge gesehen, die mehr Heiterkeit, mehr Gefühl und Geist verrathen, mehr Vertrauen eingeflößt hätten. Wie zurückhaltend man auch sein mochte, so konnte man sich doch von dem ersten Zusammentreffen an nicht erwehren, mit ihm so vertraulich zu verkehren, als hätte man ihn schon zwanzig Jahre gekannt, und ich, dem es so schwer fiel neuen Gesichtern gegenüber meine Unbefangenheit zu bewahren, war bei ihm vom ersten Augenblicke an heiter und

ungezwungen. Seine Stimme, seine Aussprache, seine Aeußerungen machten einen eben so angenehmen Eindruck wie seine Züge. Der Ton seiner Stimme war rein, klangvoll, wohltönend, ein schöner, kräftiger und umfangreicher Baß, der das Ohr erfüllte und zum Herzen drang. Es ist unmöglich eine gleichmäßigere und angenehmere Heiterkeit zu haben, eine unverfälschtere und einfachere Anmuth, natürlichere und mit größerem Geschmack ausgebildete Talente. Hierzu denke man sich noch ein liebendes Herz, welches alle Welt nur ein wenig zu sehr liebte, einen gegen alle ohne Ausnahme gefälligen Charakter, der ihn antrieb, seinen Freunden eifrig zu dienen, oder bei dem er sich vielmehr abmühte, sich aus Leuten, welchen er dienen konnte, Freunde zu machen, und es sehr geschickt verstand, sein Glück dabei zu finden, daß er für das Glück anderer sorgte. Gauffecourt war der Sohn eines einfachen Uhrmachers und war selbst Uhrmacher gewesen. Aber sein Aeußeres und seine Befähigung beriefen ihn in einen anderen Kreis, in den er nicht einzutreten verabsäumte. Er machte die Bekanntschaft des Herrn von La Closure, des französischen Gesandten in Genf, der ihn lieb gewann. Derselbe verschaffte ihm in Paris andere Bekanntschaften, die ihm nützlich waren und ihm die Salzlieferung in Wallis verschafften, welche ihm eine Jahreseinnahme von zwanzigtausend Franken einbrachte. Mit seinem bisherigen nicht unbedeutenden Glücke bei den Männern war es nun vorbei, dafür wurde aber das bei den Frauen desto größer; er brauchte nur zu wählen und machte, was er wollte.*) Was noch seltener und deshalb um so ehrenvoller für ihn war, das war der Umstand, daß er, obgleich er in allen Ständen freundschaftliche Verhältnisse unterhielt, überall geliebt und von aller Welt gesucht war, ohne je von jemandem beneidet oder gehaßt zu werden, und ich bin überzeugt, daß er gestorben ist, ohne einen einzigen Feind in seinem Leben gehabt zu haben. Glücklicher Mensch! Er besuchte jedes Jahr die Bäder von Aix, wo die gute Gesellschaft der benachbarten Länder zusammen-

*) Var. . . . er brauchte nur zu wählen, er wählte alles und machte 2c.

kommt. Da er mit dem ganzen savoyischen Adel in Verkehr stand, kam er von Aix nach Chambery, um den Grafen von Bellegarde und seinen Vater, den Marquis von Antremont, zu besuchen, bei welchem ihn Mama kennen lernte und mich darauf mit ihm bekannt machte. Diese Bekanntschaft, die anfangs schien erfolglos bleiben zu sollen und eine langjährige Unterbrechung erlitt, erneuerte sich bei einer Gelegenheit, die ich noch erwähnen werde, und wurde ein echter Freundschaftsbund. Das genügt, um mir die Berechtigung zu geben, von einem Freunde zu sprechen, mit welchem ich so eng verbunden gewesen bin; allein selbst wenn ich für sein Gedächtnis kein persönliches Interesse hätte, so war er doch ein so liebenswürdiger und von der Natur mit so glücklichen Anlagen ausgestatteter Mann, daß ich ihm zur Ehre des menschlichen Geschlechts stets ein freundliches Andenken bewahren werde. Gleichwohl hatte auch dieser so treffliche Mann wie alle andern seine Fehler, wie man weiter unten sehen wird; aber hätte er sie nicht gehabt, wäre er vielleicht weniger liebenswürdig gewesen. Um ihn so fesselnd zu machen, wie er es nur sein konnte, mußte man ihm etwas zu verzeihen haben.

Auch eine andere Verbindung aus der nämlichen Zeit hat noch immer Bestand und schmeichelt mir fort und fort mit der Hoffnung auf ein zeitliches Glück. Herr von Conzié, ein savoyischer Edelmann, damals jung und liebenswürdig, verfiel auf den Gedanken, Musik zu lernen oder vielmehr die Bekanntschaft des Musiklehrers zu machen. Neben Geist und Geschmack für die schönen Wissenschaften besaß Herr von Conzié eine Sanftmuth des Charakters, die ihn sehr anziehend machte, und ich selbst war es wiederum für solche Leute, an denen ich sie wahrnahm. Der Freundschaftsbund war bald geschlossen.*) Die Keime von Literatur und Philosophie, die in meinem Kopfe aufzuschießen begannen und nur auf ein wenig Pflege und Nacheiferung warteten, um

*) Ich habe ihn seitdem wiedergesehen, und völlig verändert gefunden. O, welch ein großer Zauberer ist der Herr von Choiseul! Keiner meiner alten Bekannten hat seiner Umgestaltungskraft entgehen können.

sich völlig zu entwickeln, fanden sie bei ihm. Für die Musik hatte Herr von Conzié wenig Anlage. Für mich war das ein Glück; die Unterrichtsstunden verliefen unter ganz anderen Dingen als unter Solfeggiren. Wir frühstückten, wir plauderten, wir lasen einige neue Erscheinungen der Presse und sprachen kein Wort von Musik. Der Briefwechsel Voltaire's mit dem Kronprinzen von Preußen erregte damals Aufsehen; wir unterhielten uns häufig von diesen beiden berühmten Männern, von denen der eine seit kurzem auf dem Throne,*) schon im voraus seine künftige Größe errathen ließ, und der andere, so verrufen, wie jetzt bewundert, uns das Unglück, welches ihn zu verfolgen schien und das man so oft als das Loos großer Geister wahrnehmen kann, aufrichtig beklagen ließ. Der Kronprinz von Preußen war in seiner Jugend nicht sehr glücklich gewesen, und Voltaire schien dazu geschaffen, es nie zu sein. Das Interesse, das wir an dem einen wie dem andern nahmen, erstreckte sich auf alles, was sich auf sie bezog. Nichts von allem, was Voltaire schrieb, entging uns. Das Gefallen, das ich an dieser Lectüre fand, flößte mir den Wunsch ein, fein und gewählt schreiben zu lernen, und ich bestrebte mich, die glänzende Darstellung dieses Schriftstellers, von dem ich bezaubert war, nachzuahmen.**) Einige Zeit darauf erschienen seine philosophischen Briefe. Obgleich sie sicherlich nicht sein bestes Werk sind, war es doch das, welches mich am meisten zum Studium zog, und diese wachsende Neigung erlosch seit jener Zeit nicht mehr.

Aber der Augenblick war noch nicht gekommen, mich ihr gänzlich zu überlassen. Es blieb mir noch immer eine gewisse Flatterhaftigkeit, ein Verlangen zu gehen und zu kommen, welches zwar abgenommen hatte, aber nicht völlig unterdrückt war und durch das Leben im Hause der Frau von Warens, das für meinen Hang zur Einsamkeit zu gerauschvoll war, immer neue Nahrung erhielt. Diese Menge unbekannter Leute, die täglich von allen Seiten herbeiströmten, und meine feste Ueberzeugung, daß sie sie nur, ein jeder auf seine Weise, zu betrügen suchten, machten mir meine Wohnung zur wahren Qual. Seitdem ich Claude Anets Nachfolger im Vertrauen seiner Herrin war, verfolgte ich den Stand ihrer Verhältnisse näher und gewahrte einen Fortschritt zum Schlimmern, der mich mit Schrecken erfüllte. Hundertmal hatte ich ihr Vorstellungen gemacht, sie gebeten, gedrängt, beschworen und immer vergebens. Ich hatte mich ihr zu Füßen geworfen, hatte sie in klaren Worten auf die Katastrophe hingewiesen, hatte sie dringend ermahnt, ihre Ausgaben zu beschränken und mit mir dabei den Anfang zu machen, hatte sie gebeten, lieber jetzt, wo sie noch jung wäre, sich an geringe Entbehrungen zu gewöhnen, als sich bei dem steten Anwachsen ihrer Schulden und ihrer Gläubiger in ihren alten Tagen den lästigen Forderungen derselben und der Noth auszusetzen. Ergriffen von der Aufrichtigkeit meines Eifers, wurde sie eben so gerührt wie ich und machte mir die schönsten Versprechungen von der Welt. Aber bei dem Erscheinen des ersten besten Lumpen war alles wieder vergessen. Was blieb mir nach tausend Beweisen der Vergeblichkeit meiner Vorstellungen schließlich übrig, als die Augen von dem Uebelstand abzuwenden, den ich nicht zu verhüten im Stande war. Ich entfernte mich aus dem Hause, dessen Thür ich nicht hüten konnte; ich machte kleine Reisen nach Nyon, nach Genf, nach Lyon, auf denen ich mir zwar meinen geheimen Kummer aus dem Sinne schlug, aber durch meine Ausgaben doch zugleich den Grund zu demselben vergrößerte. Ich kann beschwören, ich hätte mit Freuden ganz auf sie verzichtet, wenn Mama von der dadurch erzielten Ersparnis wirklichen Nutzen gehabt hätte; aber dessen gewiß, daß alles, was ich mir entzog, nur Gaunern zu Gute kam, mißbrauchte ich ihre Schwäche, um mit ihnen zu theilen, und wie der Hund, der aus dem Schlachthaus kommt, schleppte ich von dem Bissen, den ich nicht hatte retten können, meinen Knochen hinweg.

An Vorwänden für alle diese Reisen fehlte es mir nicht

*) Friedrich der Große kam bekanntlich erst 1740 auf den Thron. Anm. des Uebers.

**) Diese oft wiederholte Huldigung ist die beste Antwort, welche ich denen geben kann, die behaupten, Jean Jacques wäre auf Voltaire eifersüchtig gewesen.

Freude machten. Ich wollte sein Beispiel befolgen und nach Anleitung von Ozanams „Mathematischen Belustigungen" sympathetische Tinte machen. Nachdem ich zu diesem Zwecke eine Flasche mehr als zur Hälfte mit ungelöschtem Kalk, Schwefelarsenik und Wasser gefüllt hatte, pfropfte ich sie fest zu. Die Gährung trat fast augenblicklich mit großer Heftigkeit ein. Ich lief nach der Flasche hin, um sie zu öffnen, war aber nicht schnell genug da; wie eine Bombe sprang sie mir ins Gesicht. Ich mußte Schwefelarsenik und Kalk hinunterwürgen, und wäre daran fast gestorben. Länger als sechs Wochen blieb ich blind und lernte auf diese Weise, mich nicht mit Experimentalphysik zu befassen, ohne ihre Anfangsgründe zu kennen.

Im Hinblick auf meinen Gesundheitszustand, der seit einiger Zeit merklich schlechter wurde, stieß mir dieser Unfall sehr zur Unzeit zu. Ich weiß nicht, woher es kam, daß ich trotz meiner kräftigen Statur und Vermeidung jeglicher Ausschweifung zusehends abnahm. Ich habe eine umfangreiche breite Brust, die meiner Lunge genügenden Spielraum gewähren muß; nichtsdestoweniger hatte ich kurzen Athem, fühlte mich bedrückt, seufzte unwillkürlich, litt an Herzklopfen, spuckte Blut und bekam das schleichende Fieber, das ich nie wieder verloren habe. Wie kann man in der Blüte der Jahre, ohne einen organischen Fehler, ohne durch eigene Schuld die Gesundheit zerstört zu haben, in einen solchen Zustand verfallen?

Der Degen nutzt die Scheide ab, pflegt man zu sagen. Das ist meine Geschichte. Meine Leidenschaften haben mir Lebenskraft gegeben und meine Leidenschaften haben mich getödtet. Was für Leidenschaften? wird man fragen. Nichtigkeiten, die kindischsten Sachen von der Welt, die mich aber in eine Aufregung versetzten, als hätte es sich um den Besitz der schönen Helena oder den Thron des Weltalls gehandelt. Zuerst die Frauen. Wenn ich eine besaß, so waren meine Sinne zwar ruhig, aber mein Herz war es nie. Mitten im Genusse verzehrte mich das Bedürfnis nach Liebe. Ich hatte eine zärtliche Mutter, eine theure Freundin, aber ich hatte eine Geliebte nöthig. Ich stellte mir diese an ihrer Stelle vor; ich rief mir, um mich selbst zu

täuschen, ihr Bild unter tausenderlei Gestalten vor die Seele. Hätte ich mich, wenn ich Mama umarmte, dem Gedanken hingegeben, sie selbst in den Armen zu halten, so würden meine Umarmungen zwar nicht weniger lebhaft gewesen sein, aber all mein Verlangen wäre erloschen; ich hätte vor Zärtlichkeit geschluchzt, aber nicht genossen. Genießen! Ist der Mensch denn zum Genusse geschaffen? Ach, hätte ich alle Wonnen der Liebe je auch nur ein einziges Mal in meinem Leben in ihrer ganzen Fülle gekostet, ich glaube nicht, daß meine schwächliche Natur sie hätte aushalten können; ich wäre auf der Stelle gestorben.

Ich glühte also vor Liebe ohne Gegenstand, und vielleicht erschöpft sie auf diese Weise am meisten. Ich war unruhig, gequält durch die üble Lage der Verhältnisse meiner armen Mutter und durch ihre unkluge Wirthschaft, die ihren völligen Untergang in kurzer Zeit hervorrufen mußte. Meine unerträgliche Phantasie, die dem Unglück immer zuvoreilt, zeigte ihn mir unaufhörlich in seiner ganzen Furchtbarkeit und allen seinen Folgen. Ich sah mich schon im voraus durch die bittre Noth gewaltsam von der getrennt, der ich mein Leben geweiht und ohne die ich keine Freude am Dasein hätte. So war mein Gemüth in fortwährender Aufregung; Verlangen und Furcht verzehrten mich abwechselnd.

Die Musik war bei mir eine andere, zwar weniger heftige, aber nicht weniger verzehrende Leidenschaft wegen der Glut, mit der ich mich ihr hingab, wegen des beharrlichen Studiums der dunklen Werke Rameaus, wegen meiner unbezwinglichen Hartnäckigkeit, mein Gedächtnis mit dem, was ihm stets widerstrebte, zu belasten, wegen meiner fortwährenden Ausflüge und meiner unzähmbaren Sucht, wahre Berge von Musikalien zu sammeln, die mich antrieb oft ganze Nächte lang Noten abzuschreiben. Allein weshalb soll ich bei den fortdauernden Zuständen stehen bleiben, da alle Thorheiten, die durch meinen unbeständigen Kopf gingen, die flüchtigen Neigungen eines einzigen Tages, eine Reise, ein Concert, ein Abendessen, ein beabsichtigter Spaziergang, die Lectüre eines Romans, der Besuch einer Theatervorstellung, alles, was bei meinen Vergnügungen oder

solches zu verwandeln. Aber ich sah ein, ich fühlte es sogar, daß die beständige Einsamkeit eines nur auf uns beide beschränkten Beisammenseins in einem düstern und langweiligen Hause schließlich auch langweilig werden würde. Wie von selbst zeigte sich ein Gegenmittel dawider. Mama hatte mir Milch verordnet und verlangte, ich sollte auf dem Lande eine förmliche Milchkur durchmachen. Ich willigte unter der Bedingung ein, daß sie mit mir auf das Land zöge. Mehr bedurfte es nicht, um sie dafür zu gewinnen; es handelte sich nur noch um die Wahl des Ortes. Der Garten in der Vorstadt gewährte nicht die Genüsse des Landlebens: von Häusern und andern Gärten umgeben, hatte er nicht den Reiz einer ländlichen Zurückgezogenheit. Nach Anets Tode hatten wir übrigens den Garten aus Gründen der Sparsamkeit wieder abgetreten, da wir uns nicht mehr mit der Zucht von Pflanzen beschäftigen wollten, und uns andere Absichten diesen Zufluchtsort nicht mehr begehrenswerth machten.

Indem ich nun den Widerwillen, den ich bei ihr gegen die Stadt fand, benutzte, schlug ich ihr vor, dieselbe ganz zu verlassen und uns in einer freundlichen, aber einsamen Gegend ansässig zu machen, in irgend einem Häuschen, welches durch seine Entfernung Hoffnung erweckte, lästige Besucher fern zu halten. Sie hätte es gethan, und dieser Entschluß, den ihr und mein guter Engel mir eingab, hätte uns wahrscheinlich glückliche und ruhige Tage bis zu dem Augenblicke gesichert, wo der Tod uns scheiden mußte. Aber eine solche Lebenslage war uns nicht beschieden. Mama sollte, nachdem sie ihr Leben in Ueberfluß zugebracht hatte, alle Sorgen der Armuth und des Elends durchmachen, um diese Welt mit weniger Schmerz verlassen zu können; und ich sollte eine Reihe von Leiden aller Art über mich ergehen lassen, um dermaleinst jedem als Beispiel zu dienen, der aus reiner Liebe für das allgemeine Wohl und aus Gerechtigkeitssinn den Muth hat, den Menschen im Bewußtsein seiner Unschuld offen die Wahrheit zu sagen, ohne sich auf eine Partei zu stützen, ohne sich Anhänger verschafft zu haben, die im Stande waren, ihn zu schützen.

Eine unglückliche Rücksicht hielt sie ab. Sie wagte nicht,

ihr garstiges Haus aufzugeben, aus Furcht, den Besitzer zu erzürnen. „Dein Plan eines zurückgezogenen Lebens ist reizend," sagte sie zu mir, „und ganz nach meinem Geschmack; aber in dieser Zurückgezogenheit bedarf man des Unterhalts. Wenn ich mein Gefängnis verlasse, laufe ich Gefahr, mein Brot zu verlieren, und wenn es uns in den Wäldern fehlt, werden wir doch wieder in die Stadt zurückkehren müssen, um es dort zu suchen. Um es nicht erst nöthig zu haben, wollen wir sie nicht ganz verlassen. Bezahlen wir dem Grafen von Saint-Laurent diese kleine Pension, damit er mir die meinige läßt. Suchen wir irgend einen abgelegenen Versteck, weit genug von der Stadt, um in der Stille zu leben, und nahe genug, um jederzeit zu ihr gelangen zu können." So geschah es denn. Nach kurzem Suchen übersiedelten wir nach Charmettes, einem zwar vor dem Thore von Chambery gelegenen Gute des Herrn von Conzié, das aber trotzdem so versteckt und einsam lag, als wäre man hundert Meilen davon. Zwischen zwei ziemlich hohen, mit Wein bebauten Hügeln zieht sich ein kleines Thal von Norden nach Süden hin, auf dessen Grunde sich ein Bach zwischen Steinen und Bäumen hindurchwindet. Dieses Thal entlang liegen auf halber Bergeshöhe einzelne Häuser zerstreut in recht angenehmer Lage für jemand, der die Einsamkeit liebt. Nachdem wir zwei oder drei von diesen Häusern besichtigt hatten, wählten wir endlich das hübscheste, welches einem Herrn Noiret, einem im Dienst stehenden Edelmanne gehörte. Das Haus war sehr wohnlich. Vor demselben befand sich ein terrassenförmiger Blumengarten, über ihm ein Weingarten, unter ihm ein Obstgarten; gegenüber ein kleines Kastanienwäldchen, in geringer Entfernung eine Quelle; höher im Gebirge Wiesen zum Unterhalt des Viehs, kurz alles, was wir für die kleine Landwirthschaft, die wir treiben wollten, nöthig hatten. So weit ich mich zu erinnern vermag, nahmen wir gegen Ende des Sommers 1736 davon Besitz. Ich war am ersten Tage, als wir dort schliefen, außer mir vor Wonne. „O Mama," sagte ich zu dieser theuren Freundin, indem ich sie umarmte und mit Thränen der Rührung und Freude benetzte, „hier ist die Heimat des Glückes und der

sie mich oft mitten in meinen Leiden ein reines Glück genießen lassen.

Ich will von diesen Erinnerungen ein einziges Beispiel anführen, aus dem man auf ihre Lebhaftigkeit und Stärke wird schließen können. Am ersten Tage, an welchem wir uns nach Charmettes begaben, um daselbst zu schlafen, ließ sich Mama in einer Sänfte tragen, und ich ging hinterher. Der Weg steigt; sie war ziemlich schwer und, da sie die Träger allzu sehr zu ermüden fürchtete, wollte sie ungefähr auf dem halben Wege aussteigen und den Rest zu Fuß zurücklegen. Beim Wandern sah sie etwas Blaues in der Hecke und sagte zu mir: „Da ist noch Wintergrün in voller Blüte.“ Ich hatte nie Wintergrün gesehen; ich neigte mich nicht hinab, es zu betrachten, und bin zu kurzsichtig, um bei meiner Größe die Pflanzen auf der Erde zu unterscheiden. Ich warf nur im Vorübergehen einen Blick auf das Wintergrün, und fast dreißig Jahre sind seitdem vergangen, ohne daß ich es seitdem wiedergesehen, oder ihm Beachtung geschenkt habe. Als ich nun im Jahre 1764 meinem Freunde Du Peyrou in Cressier einen Besuch abstattete, erstiegen wir einen kleinen Berg, auf dessen Gipfel er einen niedlichen Saal erbaut hat, den er mit Recht Belle-Vue nennt. Ich fing damals gerade an, ein wenig zu botanisiren. Während ich nun durch das Gesträuch aufwärts klettre und umherblicke, rufe ich plötzlich aus: „Ach, da ist Wintergrün:“ und das war es in der That. Du Peyrou, der mein Entzücken bemerkte, konnte sich schwerlich die Ursache denken. Er wird sie nun erfahren, wenn er, wie ich hoffe, dies lesen wird. Der Leser kann aus dem Eindrucke, den ein so unbedeutender Gegenstand auf mich ausübte, auf den schließen, welchen alles, was sich auf jene Zeit bezieht, auf mich machte.

Die Landluft gab mir indessen meine Gesundheit nicht wieder. Ich siechte nur immer mehr dahin. Ich konnte die Milch nicht vertragen und mußte ihrem Genusse entsagen. Damals war die Wasserkur in die Mode gekommen; ich warf mich also auf das Wasser und in so unbesonnener Weise, daß mit meinen Leiden auch beinahe noch mein Leben ein Ende genommen hätte. Jeden Morgen, nachdem ich aufgestanden war, ging ich mit einem Becher zur Quelle und trank, dabei umherwandelnd, nach und nach gewiß zwei ganze Flaschen. Dem Tischwein entsagte ich ganz und gar. Das Wasser, welches ich trank, war wie die meisten Gebirgswasser hart und schwer verdaulich. Kurz, ich stellte es so gut an, daß ich mir in weniger als zwei Monaten den Magen vollständig verdarb, der bis dahin sehr gut gewesen war. Da ich nichts mehr verdauen konnte, sah ich ein, daß ich auf Heilung nicht länger rechnen durfte. In der nämlichen Zeit trat bei mir eine Erscheinung ein, die an und für sich wie durch die Folgen, die nur mit meinem Tode aufhören werden, höchst sonderbar vor.

Eines Morgens, als ich mich nicht unwohler als gewöhnlich befand und eben eine kleine Tischplatte auf ihr Fußgestell legte, fühlte ich in meinem ganzen Körper eine plötzliche und fast unbegreifliche Veränderung. Ich kann sie nicht besser als mit einer Art Sturm vergleichen, der sich in meinem Blute erhob und sich in einem Augenblicke über alle meine Glieder verbreitete. Meine Adern begannen mit einer solchen Gewalt zu schlagen, daß ich ihr Pochen nicht allein fühlte, sondern auch hörte und namentlich das Klopfen in den Kopfarterien. Dazu gesellte sich ein starkes Ohrensausen, und in ihm ließ sich etwas Dreifaches oder Vierfaches unterscheiden, nämlich ein tiefes und dumpfes Brausen, ein Murmeln, heller wie von rieselndem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen und das eben erwähnte Herzklopfen, dessen Schläge ich leicht zählen konnte, ohne erst meinen Puls zu fühlen oder meinen Körper mit den Händen zu berühren. Dieser lärmende Aufruhr in meinem Innern war so gewaltig, daß er mir die frühere Feinheit des Gehörs raubte und mich zwar nicht taub, aber doch harthörig machte, wie ich es seitdem geblieben bin.

Man kann sich meine Ueberraschung und meinen Schrecken vorstellen, ich hielt mich für dem Tode nah und legte mich zu Bett; der Arzt wurde geholt, ich erzählte ihm zitternd mein Leiden, das mir unheilbar schien. Ich glaube, er theilte meine Ansicht, aber er that, was sein Beruf mit sich brachte. Er hielt mir lange Vorträge, von denen ich keine Silbe verstand, darauf begann er zufolge seiner erhabenen

mich angenehm anregten und mir Lust zur Botanik einflößen sollten. Aber der Augenblick dazu war noch nicht gekommen; ich war noch von zu vielen anderen Studien in Anspruch genommen. Ein Gedanke, der sich plötzlich meiner bemächtigte, zog uns von den Blumen und Pflanzen ab. Die Gemüthsstimmung, in der ich mich befand, alles, was wir an diesem Tage gesagt und gethan, alle Gegenstände, die meine Aufmerksamkeit auf mich gezogen hatten, riefen in mir die Erinnerung an jenen traumartigen Zustand zurück, der mich vor sieben oder acht Jahren in Annecy bei vollem Wachen befallen und dessen ich an seinem Orte Erwähnung gethan habe. Die Aehnlichkeit war so treffend, daß ich bei dem Gedanken daran bis zu Thränen gerührt wurde. In Wonne schwelgend umarmte ich diese theure Freundin. „Mama, Mama," sagte ich leidenschaftlich zu ihr, „dieser Tag ist mir vor langer Zeit vorhergesagt worden, und Schöneres kann mir nie zu Theil werden. Dir habe ich es zu danken, daß mein Glück seinen höchsten Gipfel erreicht hat. Ach, daß es nie abnehmen, daß es dauern möchte, so lange ich mir die Freude daran bewahren kann! Dann wird es nur mit mir ein Ende nehmen."

So flossen meine Lebenstage glücklich dahin, und um so glücklicher, als ich nichts sah, was sie stören konnte, so daß ich wirklich wähnte, sie würden erst mit meinem Ende aufhören. Der Grund lag nicht darin, daß die Quelle meiner Sorgen ganz versiegt gewesen wäre; allein ich sah sie einen anderen Lauf nehmen, den ich nach bestem Vermögen auf nützliche Gegenstände richtete, damit sie ihr Heilmittel selbst mit sich brächte. Mama liebte das Land aufrichtig, und diese Liebe verlor sie an meiner Seite nicht. Nach und nach gewann sie auch Lust zur Landwirthschaft. Sie bemühte sich Ertrag aus ihren Ländereien zu ziehen und besaß die dazu nöthigen Kenntnisse, die sie nun mit Vergnügen benutzte. Nicht zufrieden mit den zu dem Hause gehörenden Feldern pachtete sie noch bald einen Acker, bald eine Wiese. Kurz, indem sie ihren Unternehmungsgeist auf den Landbau lenkte, war sie auf dem besten Wege eine bedeutende Pächterin zu werden. Die immer größer werdende Ausdehnung der Wirthschaft war mir nicht ganz recht,

und ich widersetzte mich nach Kräften, fest überzeugt, daß sie stets zu kurz kommen würde und bei ihrer Neigung zur Freigebigkeit und Verschwendung die Ausgaben die Einnahmen stets übersteigen müßten. Trotzdem tröstete ich mich durch die Erwägung, daß der Ertrag doch nicht völlig gleich Null sein könnte und zum Lebensunterhalte beitragen würde. Von allen Unternehmungen, auf welche sie verfallen konnte, schien diese mir die am wenigsten verderbliche, und ohne darin wie sie einen Erwerbszweig zu erblicken, betrachtete ich die Landwirthschaft als eine beständige Beschäftigung, die sie vor schlechten Geschäften und Betrügern beschützen mußte. Dieser Gedanke flößte mir den lebhaften Wunsch ein, die zur Ueberwachung ihrer Geschäfte nöthige Kraft und Gesundheit wieder zu erlangen, die es mir ermöglichten den Aufseher ihrer Tagelöhner oder ihren ersten Arbeiter abzugeben; und die mir dadurch auferlegte Beschäftigung, die mich meinen Büchern oft entzog und mich nicht ununterbrochen an meinen Zustand denken ließ, mußte natürlich günstig auf ihn einwirken.

1737—1741.

Barillot, der im folgenden Winter von Italien zurückkehrte, brachte mir einige Bücher mit, unter andern den Bontempi und die Cartella per musica des Pater Banchieri, die mir Lust machten, mich mit der Geschichte der Musik und mit theoretischen Forschungen über diese schöne Kunst zu beschäftigen. Barillot blieb einige Zeit bei uns, und da ich vor einigen Monaten mündig geworden, so kamen wir überein, daß ich im nächsten Frühjahr nach Genf gehen sollte, um das Vermögen meiner Mutter oder wenigstens, bis man sichere Nachricht über den Verbleib meines Bruders hätte, den auf mich fallenden Theil zu verlangen. Dies geschah, wie beschlossen war. Ich ging nach Genf, mein Vater kam seinerseits dahin. Er kam schon längst wieder dahin, ohne daß man ihn deshalb belangte, obgleich der gegen ihn gefaßte Beschluß nicht aufgehoben war; da man aber seinen Muth achtete und seine Rechtlichkeit hoch schätzte, that man, als ob man seine Angelegenheit vergessen hätte. Dazu kam, daß die Behörden, die sich mit dem bald

darauf zur Ausführung kommenden großen Plane trugen, die Bürgerschaft nicht vor der Zeit dadurch kopfscheu machen wollten, daß sie derselben ihre frühere Parteilichkeit in die Erinnerung zurückriefen.

Ich fürchtete, man würde mir des Religionswechsels wegen Schwierigkeiten machen, was man jedoch nicht that. Die Genfer Gesetze sind in dieser Hinsicht weniger hart als die von Bern, wo jeder, der seinen Glauben ändert, nicht allein Heimatsrecht, sondern auch sein Vermögen verliert. Das meinige wurde mir also nicht streitig gemacht, war aber, wie sich zeigte, aus einem mir unbekannten Grunde sehr vermindert. Obgleich man von dem Tode meines Bruders ziemlich überzeugt war, hatte man doch keinen gerichtlichen Beweis dafür. Es fehlte mir an genügenden Rechtsansprüchen, um seinen Theil zu beanspruchen, und ich überließ ihn meinem Vater gern als Unterstützung, der auch, so lange er lebte, die Nutznießung davon hatte. Sobald die gerichtlichen Formalitäten beendet waren und ich mein Geld empfangen hatte, legte ich einen Theil davon in Büchern an und eilte, den Rest Mama zu Füßen zu legen. Unterwegs klopfte mir das Herz vor Lust, und der Augenblick, in welchem ich dieses Geld in Mama's Hände niederlegte, erfüllte mich mit tausendmal größerer Freude als jener, in welchem es den meinigen übergeben wurde. Sie nahm es mit jener Einfachheit schöner Seelen, die, da sie ohne Ueberwindung eben so handeln, auch nichts Bewunderungswürdiges darin finden. Dieses Geld wurde fast ganz für mich verwandt und zwar mit der nämlichen Einfachheit. Es würde genau dieselbe Verwendung gefunden haben, wäre es ihr von anderer Seite zugegangen.

Meine Gesundheit war indessen noch immer nicht wieder hergestellt; ich schwand im Gegentheile sichtlich dahin; ich war blaß wie der Tod und mager wie ein Gerippe. Das Pulsiren in meinen Adern war furchtbar, das Herzklopfen schneller, ich litt unaufhörlich an Brustbeklemmungen, und meine Schwäche nahm endlich dergestalt zu, daß ich mich kaum noch zu bewegen vermochte. Ich konnte meine Schritte nicht beschleunigen, ohne zu ersticken, ich konnte mich nicht bücken, ohne schwindlig zu werden, ich konnte nicht die leiseste Last aufheben; ich war zu der für einen so unruhigen Menschen, wie ich bin, qualvollsten Unthätigkeit gezwungen. Sicherlich gesellten sich zu dem allen noch viele hypochondrische Zufälle. Die Hypochondrie ist die Krankheit glücklicher Leute, an ihr litt ich. Die Thränen, die ich oft ohne alle Ursache zum Weinen vergoß, das heftige Zusammenfahren beim Rauschen eines Baches oder bei dem Auffliegen eines Vogels, die ungleiche Gemüthsstimmung in der friedlichen Stimmung des glücklichsten Lebens, alles dies verrieth diese Langeweile des Wohlbefindens, bei welcher die Empfindlichkeit gleichsam in die wunderlichste Reizbarkeit ausartet. Wir sind so wenig zum irdischen Glücke geschaffen, daß nothwendigerweise die Seele oder der Körper leiden muß, wenn sie nicht alle beide leiden, und daß der gesunde Zustand des einen dem andern fast immer zum Nachtheil gereicht. Als ich das Leben hätte genießen können, ließ es meine verfallende Maschine nicht zu, ohne daß man im Stande gewesen wäre, den eigentlichen Sitz meines Leidens anzugeben. Trotz des höheren Alters und sehr fühlbarer und schwerer Leiden scheint mein Körper späterhin wieder Kräfte gewonnen zu haben, um mein Unglück desto stärker zu empfinden; und jetzt, wo ich dies schreibe, gebrechlich und fast sechzigjährig, von allerlei Schmerzen gedrückt, fühle ich mehr Lebenskraft und Muth zum Leiden in mir, als ich in der Blüte meines Alters und im Schooße des wahrsten Glückes zum Genießen besaß.

Um das Maß voll zu machen, hatte ich, nachdem ich ein wenig Physiologie in den Kreis meiner Lectüre hineingezogen, mich auf das Studium der Anatomie geworfen und mir dadurch einen Ueberblick über die Menge und Wirksamkeit der Theile, die meine Maschine bildeten, erworben. Zwanzigmal machte ich mich nun täglich darauf gefaßt, dies alles in Unordnung kommen zu fühlen. Ich staunte nicht etwa darüber, daß ich todtkrank wäre, sondern nur, daß ich noch immer leben könnte, und ich las nicht die Beschreibung einer einzigen Krankheit, ohne sie für die meinige zu halten. Ich bin vollkommen überzeugt, wäre ich nicht schon krank gewesen, würde ich es durch dieses unselige Studium geworden sein. Da ich bei jeder Krankheit

Symptome der meinigen erkannte, glaubte ich sie alle zu haben, und zog mir auch noch eine weit schmerzlichere zu, von der ich mich frei geglaubt hatte, nämlich die Lust, wieder gesund zu werden. Es ist schwer, sie von sich fern zu halten, wenn man sich an die Lectüre medicinischer Bücher macht. Unter emsigen Forschungen, Ueberlegungen und Vergleichungen setzte sich der Gedanke in mir fest, der Grund meines Leidens wäre ein Herzpolyp, und selbst Salomon schien von diesem Gedanken betroffen. Vernünftigerweise hätte diese Annahme dazu beitragen müssen, mich in meinem früheren Entschlusse zu bestärken. Das war nicht der Fall. Ich spannte alle Kräfte meines Geistes an, um ein Mittel zur Heilung eines Herzpolypens ausfindig zu machen, entschlossen, mich einer solchen Wunderkur zu unterziehen. Auf einer Reise, welche Anet nach Montpellier unternommen hatte, um den dortigen botanischen Garten und den praktischen Lehrer an demselben, Herrn Sauvages, kennen zu lernen, hatte man ihm erzählt, daß Herr Fizes einen solchen Polypen geheilt hätte. Mama erinnerte sich dessen und sprach mit mir davon. Mehr war nicht nöthig, um den Wunsch in mir zu erregen, Herrn Fizes um Rath zu fragen. Die Hoffnung auf Genesung erfüllte mich wieder mit Muth und Kraft, die Reise zu wagen. Das in Genf erhaltene Geld gewährte die Mittel dazu. Mama sucht es mir nicht etwa auszureden, sondern ermuntert mich dazu; und siehe da, ich mache mich auf den Weg nach Montpellier.

Ich hatte nicht nöthig so weit zu gehen, um den Arzt zu finden, dessen ich bedurfte. Da mich das Reiten zu sehr angriff, hatte ich in Grenoble einen Wagen genommen. Bei meinem Einzuge in Moirans fuhren fünf oder sechs andere Wagen in einer Reihe hinter dem meinigen her. Das war ja wahrhaftig wie jene Geschichte mit den Sänften! Die meisten dieser Wagen gehörten zum Geleit einer Neuvermählten, einer Frau Du Colombier. In ihrer Begleitung war eine andere Dame, Frau von Larnage, weniger jung und schön als Frau Du Colombier, aber nicht weniger liebenswürdig, welche von Romaes, wo jene blieb, noch bis zum Flecken Saint-Andiol, in der Nähe von Pont-Saint-Esprit, weiterreisen mußte. Bei der Schüchternheit, die man an mir kennt, wird man annehmen, daß meine Bekanntschaft mit diesen hochstehenden Damen und ihrer Umgebung nicht so bald geschlossen war; allein da wir den gleichen Weg hatten, in den gleichen Gasthäusern abstiegen, und ich, wenn ich nicht für einen Griesgram gelten wollte, gezwungen war, an der gleichen Tafel zu erscheinen, so mußte diese Bekanntschaft doch endlich gemacht werden. Sie wurde also gemacht und sogar früher, als ich gewünscht hätte, denn all dieser Lärm eignete sich nicht für einen Kranken und vollends nicht für einen Kranken in meiner Stimmung. Aber die Neugier macht diese Frauenzimmer so einnehmend, daß sie, um zur Bekanntschaft eines Mannes zu gelangen, damit anfangen, ihm den Kopf zu verdrehen. So ging es mir. Frau Du Colombier, die von ihren jungen Anbetern zu sehr umschwärmt war, hatte freilich keine Zeit, ihre Kunst an mir zu versuchen, was, da wir ja bald wieder von einander scheiden sollten, sich überdies nicht der Mühe lohnte; aber Frau von Larnage, die weniger umlagert wurde, mußte daran denken, sich für die Weiterreise zu versehen. So sucht Frau von Larnage denn mit mir anzubinden, und nun ist es vorbei mit dem armen Jean-Jacques, oder vielmehr mit dem Fieber, der Hypochondrie und dem Polypen. In ihrer Nähe weicht alle Krankheit von mir, nur ein eigenthümliches Herzklopfen will nicht schwinden, und sie macht auch gar keine Anstalten, mich davon zu heilen. Gespräche über meinen leidenden Gesundheitszustand waren die erste Veranlassung zu unserer Bekanntschaft. Man sah, daß ich krank war; man wußte, daß ich nach Montpellier ging, und meine Miene und mein Auftreten mußten wohl auf keinen Wüstling schließen lassen, denn späterhin wurde es klar, daß man mich nicht im Verdacht gehabt hatte, ich ginge dorthin, um gegen gewisse ansteckende Krankheiten Heilung zu suchen. Obgleich ein krankhafter Zustand für einen Herrn bei Damen keine große Empfehlung ist, machte er mich doch den meinigen interessant. Des Morgens ließen sie sich nach mir erkundigen und mich einladen, die Chocolade bei ihnen zu trinken; sie fragten mich noch persönlich, wie ich die Nacht zugebracht hätte. Nach meiner löblichen Gewohnheit, zu sprechen ohne zu

wärtiges Wesen zurückschrecken ließ und mich nicht mit der äußersten Verachtung verabschiedete. Allein sie war eine geistreiche Frau, die sich auf die Menschen verstand und recht wohl einsah, daß in meinem Benehmen mehr Albernheit als Kälte lag.

Endlich brachte sie es dahin, sich mir verständlich zu machen, und zwar nicht ohne Mühe. Wir hatten das Mittagsessen in Valence eingenommen und brachten nun nach unserer löblichen Gewohnheit den Rest des Tages daselbst zu. Wir waren außerhalb der Stadt in Saint-Jacques abgestiegen; ich werde mich immer dieses Gasthauses wie des Zimmers erinnern, welches Frau von Larnage in demselben bewohnte. Nach dem Essen wollte sie lustwandeln. Sie wußte, daß der Marquis nicht gern spazieren ging; deshalb war es ein Mittel, sich eine Unterredung unter vier Augen zu verschaffen, die sie zu benutzen entschlossen war, denn es war keine Zeit mehr zu verlieren, wollten wir noch Zeit übrig behalten, sie zu genießen. Wir gingen die Gräben entlang um die Stadt herum. Ich begann von neuem die ganze Litanei meiner Klagen, auf welche sie, meinen Arm, den sie hielt, bisweilen an ihr Herz drückend, mit einem so zärtlichen Tone antwortete, daß eine Dummheit wie die meinige dazu gehörte, um nicht zu begreifen, daß sie im vollen Ernste spräche. Köstlich war dabei, daß ich selbst außerordentlich gerührt war. Sie war, wie gesagt, liebenswürdig; die Liebe machte sie bezaubernd; sie verlieh ihr wieder den vollen Glanz der ersten Jugend und sie umstrickte mich mit ihren Liebkosungen mit einer solchen Gewandtheit, daß sie auch den erfahrensten Mann verführt haben würde. Ich gerieth also in große Verlegenheit; ich stand immer auf dem Punkte, mir Freiheiten herauszunehmen; aber die Furcht zu beleidigen oder zu mißfallen, die noch größere Angst verhöhnt, verlacht, aufgezogen zu werden, Stoff zu einer Tafelanekdote zu geben und von dem unbarmherzigen Marquis über meinen Unternehmungsgeist beglückwünscht zu werden, legten mir eine derartige Rückhaltung auf, daß ich mich über meine alberne Verschämtheit selber ärgerte und sie nicht zu überwinden im Stande war, obgleich ich sie mir zum Vorwurf machte.

Ich war wie auf der Folter; ich konnte meine bisherigen schmachtenden Redensarten, deren ganze Lächerlichkeit auf einem so schönen Wege ich sehr wohl fühlte, nicht mehr über die Lippen bringen. Da ich nicht mehr wußte, welche Haltung ich annehmen noch was ich sagen sollte, schwieg ich; ich machte ein verdrießliches Gesicht, kurz ich that alles, was nöthig war, um mir die befürchtete Behandlung wirklich zuzuziehen. Glücklicherweise bewies sich Frau von Larnage menschlicher. Sie unterbrach plötzlich dieses Stillschweigen, indem sie einen Arm um meinen Hals schlang, und zugleich sprach ihr Mund auf dem meinigen zu deutlich, um mich in meinem Irrthume zu lassen. Die Entscheidung konnte nicht rechtzeitiger eintreten. Ich wurde liebenswürdig, und es war Zeit. Sie hatte mich mit der Zuversicht erfüllt, deren Mangel mich fast stets gehindert hat, mich zu geben, wie ich bin. Nun that ich es. Nie haben meine Augen, meine Sinne, mein Herz und mein Mund so lebhaft geredet; nie habe ich mein Unrecht so vollkommen gesühnt; und hatte diese kleine Eroberung der Frau von Larnage Mühe gemacht, so hatte ich dafür Ursache zu glauben, daß sie sie nicht bereut hat.

Wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich mich nie ohne Vergnügen an diese bezaubernde Frau erinnern. Ich sage bezaubernd, obgleich sie weder jung noch schön war; da sie jedoch auch weder häßlich noch alt war, hatte sie nichts in ihrem Aeußern, was ihren Geist und ihre Anmuth gehindert hätte, sich geltend zu machen. Ganz im Gegensatz zu andern Frauen war das Gesicht an ihr am wenigsten frisch; und ich glaube, daß das aufgelegte Roth es ihr verdorben hatte. Sie hatte ihre Gründe, schwach und hingebend zu sein; es war das Mittel, ihren ganzen Werth zu erkennen zu geben. Man konnte sie sehen, ohne sie zu lieben, aber sie nicht besitzen, ohne sie anzubeten. Das scheint mir zu beweisen, daß sie mit ihrer Gunst nicht immer so verschwenderisch gewesen, wie sie gegen mich war. Ihre Liebe war zu schnell entstanden und war zu leidenschaftlich, um entschuldbar zu sein, aber sie war dabei eben so sehr dem Zuge ihres Herzens wie ihrer Sinnlichkeit gefolgt; und während der kurzen und köstlichen Zeit, die ich an ihrer Seite ver-

Tage festgehalten, während deren sie mich trotzdem nur eine Viertelstunde verließ, um einen Besuch zu machen, der unangenehme Belästigungen und Einladungen zur Folge hatte, die sie sich anzunehmen hütete. Sie schützte Unwohlsein vor, welches uns jedoch nicht hinderte, täglich in der schönsten Gegend und unter dem schönsten Himmel von der Welt für uns allein spazieren zu gehen. Ach, diese drei Tage! Ich habe oft Ursache gehabt, sie mir zurückzuwünschen. Aehnliche habe ich nie wieder erlebt.

Reiseliebschaften sind nicht für die Dauer berechnet. Wir mußten uns trennen, und ich gestehe, daß es Zeit war, nicht, daß ich gesättigt oder nahe daran gewesen wäre, es zu werden; ich schloß mich vielmehr jeden Tag enger an sie an; aber trotz alles Maßhaltens der Dame blieb mir nicht mehr viel übrig als der gute Wille.*) Wir bemühten uns durch Entwerfung von Plänen eines baldigen Wiedersehens unsern Schmerz zurückzudrängen. Es wurde beschlossen, daß ich diese Lebensweise, die mir jedenfalls gut that, fortsetzen und den Winter unter Oberaufsicht der Frau von Larnage in dem Flecken Saint-Andiol zubringen sollte. In Montpellier sollte ich nur fünf oder sechs Wochen bleiben, um ihr Zeit zu lassen, alles so vorzubereiten, daß den Klatschereien vorgebeugt würde. Sie gab mir umfassende Verhaltungsbefehle über das, was ich wissen mußte, über das, was ich sagen sollte, über die Art und Weise, wie ich mich zu benehmen hatte. Mittlerweile wollten wir uns schreiben. Sie hielt mir lange und sehr ernst gemeinte Vorträge über die Pflege meiner Gesundheit; ermahnte mich, ja recht geschickte Leute um Rath zu fragen, recht aufmerksam auf alle ihre Verordnungen zu sein, und übernahm es, während meines Aufenthaltes bei ihr für meine pünktliche Befolgung ihrer Vorschriften zu sorgen, so streng sie auch immer sein würden. Ich glaube, sie meinte es aufrichtig, denn sie liebte mich; sie gab mir tausend Beweise davon, die zuverlässiger, als ihre Gunstbezeigungen waren.

*) Var. . . . als der gute Wille, und ehe wir uns trennten, wollte ich diesen Ueberrest noch ausnutzen, was sie aus Vorsicht gegen die Mädchen von Montpellier auch duldete.

Aus meiner Ausstattung schloß sie, daß ich nicht im Ueberfluß schwimmen konnte. Obgleich sie selbst nicht reich war, wollte sie mich bei unserem Scheiden durchaus zwingen, ihre Börse zu theilen, die sie von Grenoble ziemlich reich gespickt mitbrachte, und ich konnte sie nur mit großer Mühe davon abbringen. Endlich trennte ich mich von ihr, das Herz voll von ihrem Bilde und eine wahre Zuneigung, wie ich glaube, in ihr hinterlassend.

Ich beendete meine Reise, während ich sie in der Erinnerung noch einmal durchmachte, und jetzt sehr zufrieden, in einem guten Wagen zu sitzen, weil ich mit noch größerem Behagen von den genossenen Freuden und denen, die mir verheißen waren, träumen konnte. Ich dachte nur an Saint-Andiol und an das reizende Leben, das meiner dort wartete; ich sah nur Frau von Larnage und ihre Umgebung; das ganze übrige Weltall war für mich nichts, selbst Mama war vergessen. Ich beschäftigte mich damit, in meinem Kopfe alle die Einzelheiten zusammenzustellen, in welche mich Frau von Larnage eingeweiht hatte, um mir im voraus eine Vorstellung von ihrer Wohnung, ihrer Nachbarschaft, ihrem Verkehrskreise, ihrer ganzen Lebensweise zu geben. Sie hatte eine Tochter, von der sie mir sehr oft wie eine blind eingenommene Mutter erzählt hatte. Diese Tochter stand im sechszehnten Jahre, war lebhaft, reizend und von liebenswürdigem Charakter. Man hatte mir versprochen, ich würde von ihr auf Händen getragen werden, und ich war sehr neugierig mir vorzustellen, wie Fräulein von Larnage den guten Freund ihrer Mama behandeln würde. Das waren die Gegenstände meiner Träumereien von Pont-Saint-Esprits bis nach Remoulin. Man hatte mich zur Besichtigung des Pont du Gard aufgefordert, was ich nicht zu thun verabsäumte. Nachdem ich einige vorzügliche Feigen zum Frühstück gegessen hatte, nahm ich mir einen Führer und machte mich auf den Weg, mir den Pont du Gard anzusehen. Es war das erste Römerwerk, das ich sah. Ich hatte erwartet, ein Baudenkmal zu sehen, würdig der Hände, die es errichtet hatten. Aber dieses Werk übertraf meine Erwartung, und das war das einzige Mal in meinem Leben. Die Römer allein waren im Stande, eine solche

Wirkung hervorzubringen. Der Anblick dieses einfachen und großartigen Werkes überwältigte mich um so mehr, weil es inmitten einer Einöde liegt, wo die Stille und Einsamkeit das Werk großartiger erscheinen lassen und die Bewunderung um so lebhafter machen, denn diese sogenannte Brücke war nur eine Wasserleitung. Man fragt sich, welche Macht diese ungeheuren Steine, so weit von jedem Steinbruch entfernt, hierher geschafft und die Arme von so vielen Tausenden von Menschen in einer unbewohnten Gegend zusammengebracht hat. Ich durchstreifte die drei Stockwerke dieses großartigen Gebäudes, auf welches die Ehrfurcht mir beinahe die Füße zu setzen verbot. Der Wiederhall meiner Schritte unter diesen unermeßlichen Gewölben kam mir wie die gewaltige Stimme ihrer Erbauer vor. Ich verlor mich wie ein Insekt in dieser Unermeßlichkeit. Ich hatte, so klein ich mich auch machte, ein eigenthümliches Gefühl, das mir die Seele erhob, und seufzend sagte ich zu mir: „Ach, daß ich nicht als Römer geboren bin!“ Mehrere Stunden blieb ich dort in einer entzückenden Betrachtung. Ich kehrte zerstreut und träumerisch von dort zurück, und diese Träumerei war der Frau von Larnage nicht günstig. Sie hatte wohl daran gedacht, mich gegen die Mädchen von Montpellier zu schützen, aber nicht gegen den Pont du Gard. Man denkt nie an alles.

In Nimes suchte ich die Arena auf. Sie ist ein weit prächtigeres Bauwerk als der Pont du Gard und machte trotzdem einen weit geringeren Eindruck auf mich, sei es nun, daß sich meine Bewunderung bei dem ersten Gegenstande erschöpft hatte, oder auch die Lage der Arena mitten in einer Stadt weniger geeignet war, sie hervorzurufen. Dieses weite und wunderbar schöne Amphitheater ist von elenden kleinen Häusern umringt, und andere noch elendere und noch kleinere Häuser füllen überdies das Innere desselben aus, so daß das Ganze einen ungleichartigen und verworrenen Anblick gewährt, bei welchem der Aerger und die Entrüstung das Vergnügen und das Erstaunen zurückdrängen. Ich habe seitdem das Amphitheater von Verona gesehen, das ungleich kleiner und weniger schön als das von Nimes ist, aber mit pietätsvollstem Kunstsinn und größter

Sauberkeit im Stande erhalten wird, wodurch es auf mich einen weit stärkeren und angenehmeren Eindruck ausübte. Die Franzosen sorgen für nichts und haben vor keinem Monument Achtung. Während sie beim Beginnen ganz Feuer sind, wissen sie nichts zu Ende zu führen, noch zu unterhalten.

Ich hatte mich in so hohem Grade verändert und meine in Thätigkeit versetzte Sinnlichkeit war dergestalt erregt, daß ich einen Tag in Pont de Lunel verweilte, um mit der Gesellschaft, die sich dort aufhielt, eine gute Tafel zu führen. Dieses Wirthshaus, das bekannteste in Europa, verdiente damals seinen Ruf. Die Besitzer hatten seine günstige Lage benutzt, um es mit reichlichen und auserlesenen Lebensmitteln zu versehen. Es war wirklich merkwürdig, in einem völlig einsam gelegenen Hause auf dem Lande einen mit See- und Süßwasserfischen, vortrefflichem Wild und feinen Weinen besetzten Tisch zu finden, an dem man mit einer Aufmerksamkeit und Höflichkeit bedient wurde, wie sie sonst nur bei den Vornehmen und Reichen vorkommt, und alles dies für eure fünfunddreißig Sous. Aber Pont de Lunel blieb nicht lange auf diesem Fuße, und als es erst anfing, seinem Rufe nicht mehr ganz zu entsprechen, verlor es ihn endlich ganz.

Während meiner Reise hatte ich ganz vergessen, daß ich krank war; bei meiner Ankunft in Montpellier dachte ich erst wieder daran. Meine Hypochondrie war zwar geheilt, aber alle meine andren Leiden waren nicht gewichen, und wenn sie mir die Gewohnheit auch weniger fühlbar machte, waren sie doch für jeden, der auf einmal von ihnen befallen wäre, groß genug, um sich für einen Todescandidaten zu halten. In Wahrheit waren sie weniger schmerzlich als beunruhigend, so daß mehr der Geist als der Körper, dessen Auflösung sie anzukündigen schienen, unter ihnen litt. Von heftigen Leidenschaften erregt, dachte ich deshalb nicht mehr an meinen Zustand; da er aber keineswegs auf Einbildung beruhte, machte er sich mir in ruhigen Augenblicken bald wieder bemerkbar. Ich dachte deshalb ernstlich an die Rathschläge der Frau von Larnage und an den Zweck meiner Reise. Ich befragte die erfahrensten und berühmtesten

Aerzte, namentlich Herrn Fizes, und aus übertriebener Vorsicht gab ich mich bei einem Arzte in Kost. Es war ein Irländer, Namens Fitz Moris, der einen ziemlich zahlreich besuchten Tisch für Studenten der Medicin hielt. Ein Kranker, der sich dieser Tischgesellschaft anschloß, hatte noch den Vortheil, daß sich Herr Fitz Moris mit einem anständigen Kostgelde begnügte und von seinen Kostgängern für seine ärztlichen Bemühungen nichts nahm. Er sorgte für die Ausführung der Verordnungen des Herrn Fizes und wachte über meine Gesundheit. Er erfüllte diese Pflicht, was die Diät anlangt, sehr gut; man zog sich bei dieser Beköstigung keine Magenbeschwerden zu, und obgleich ich für dergleichen Entbehrungen nicht sehr empfindlich bin, boten sich mir doch so nahe liegende Vergleichungspunkte dar, daß ich mich nicht erwehren konnte, zuweilen gebührend anzuerkennen, daß Herr von Torignan ein weit größeres Verständnis für die Küchengeheimnisse besessen hätte als Herr Fitz Moris. Da man jedoch auch nicht gerade verhungerte, und diese ganze Jugend sehr lebenslustig war, so that mir diese Lebensweise wirklich gut und verhütete einen Rückfall in meine Schlaffheit. Ich verwandte den Morgen zum Einnehmen, namentlich zum Brunnentrinken, ich glaube des Valserwassers, und zum Briefschreiben an Frau von Larnage; denn der Briefwechsel blieb im Gange, und Rousseau übernahm es, die Briefe seines Freundes Dudding in Empfang zu nehmen. Gegen Mittag machte ich mit einigen unserer jungen Tischgenossen, die alle sehr gute Jungen waren, einen Spaziergang nach Canourgue; darauf allgemeine Zusammenkunft zum Essen. Nach Tische beschäftigte eine wichtige Angelegenheit den größten Theil von uns bis zum Abend, nämlich ein Ausflug vor die Stadt, wo zwei oder drei Maillepartien um das Abendbrot gespielt wurden. Da es mir an Kraft und Geschicklichkeit dazu fehlte, spielte ich nicht mit, aber ich wettete, und da ich unsern Spielern und ihren Kugeln mit dem Eifer eines Wettenden durch die unebenen und steinigen Wege folgte, machte ich mir eine angenehme und heilsame Bewegung, die mir sehr zusagte. Man nahm das Abendessen in einem Wirthshause außerhalb der Stadt ein. Ich brauche nicht

erst zu sagen, daß es bei diesen Essen heiter zuging, aber ich muß hinzufügen, daß bei ihnen ein ziemlicher Anstand beobachtet wurde, obgleich die aufwartenden Mädchen hübsch waren. Herr Fitz Moris, ein großer Mailleſpieler, war unser Vorsitzender, und ich kann sagen, daß ich trotz des schlechten Rufes der Studenten unter dieser ganzen Jugend mehr Sittlichkeit und Anstand gefunden habe, als man vielleicht unter einer gleichen Anzahl erwachsener Männer hätte finden können. Sie waren mehr lärmend als wüst, mehr lustig als locker; und ich finde mich so leicht in eine Lebensweise, wenn sie nicht aufgezwungen wird, daß ich nichts Besseres verlangt hätte, als diese hier von steter Dauer zu sehen. Unter den Studenten befanden sich mehrere Irländer, von welchen ich aus Vorsicht einige Worte englisch für Saint-Andiol zu lernen suchte, denn die Zeit, mich dorthin zu begeben, rückte heran. An jedem Posttage drängte mich Frau von Larnage dazu, und ich bereitete mich vor, ihr zu gehorchen. Es lag auf der Hand, daß mich meine Aerzte, die mein Leiden nicht erkannt hatten, als einen eingebildeten Kranken betrachteten und mich, sich darauf stützend, mit ihrer Chinawurzel, ihren Brunnen und ihren Molken behandelten. Ganz im Gegensatze mit den Theologen nehmen die Aerzte und die Philosophen nichts für wahr an, als was sie erklären können und machen ihren Verstand zum Maßstab für das Mögliche. Diese Herren konnten mein Leiden nicht erkennen, folglich war ich nicht krank; denn wie läßt sich annehmen, daß Doctoren nicht alles wüßten? Ich sah, daß sie mich nur hinzuhalten suchten und mein Geld verzehren ließen, und überzeugt, daß ihr Stellvertreter in Saint-Andiol dies alles eben so gut wie sie, aber auf angenehmere Weise thun würde, beschloß ich, ihm den Vorzug zu geben, und verließ Montpellier in dieser klugen Absicht.

Ich reiste gegen Ende November ab nach einem sechswöchentlichen oder zweimonatlichen Aufenthalte in dieser Stadt, in der ich ein Dutzend Louisd'or ließ ohne irgend einen Vortheil für meine Gesundheit oder meine Belehrung, wenn ich nicht einen Cursus in der Anatomie als einen solchen betrachten soll, den ich bei Herrn Fitz Moris be-

ich nur daran dachte, von nun an mein Betragen nach den Regeln der Tugend zu richten, mich rückhaltslos dem Dienste der besten der Mütter zu weihen, mich ihr mit eben so großer Treue hinzugeben, wie ich Zuneigung zu ihr hatte, und mich von keiner andern Liebe mehr beherrschen zu lassen, als von der zu meinen Pflichten. Ach, die Aufrichtigkeit meiner Umkehr zum Guten schien mir ein anderes Schicksal zu versprechen; aber das meinige war bereits entschieden und begann schon an mich heranzutreten, und als mein Herz, voll Liebe für das Gute und Ehrenhafte, nur noch Unschuld und Glück im Leben sah, stand schon der verhängnisvolle Augenblick vor der Thür, der die lange Kette meiner Leiden nach sich ziehen sollte.

Im Eifer, nach Hause zu kommen, reiste ich schneller, als ich berechnet hatte. Von Valence aus hatte ich ihr Tag und Stunde meiner Ankunft angezeigt. Da ich einen Vorsprung von einem halben Tage gewonnen hatte, verweilte ich eben so lange Zeit in Chaparillon, um genau in dem angegebenen Augenblicke einzutreffen. Ich wollte die Freude des Wiedersehens in ihrem ganzen Reize genießen. Ich schob sie lieber ein wenig hinaus, um das Vergnügen, erwartet zu werden, damit zu verbinden. Diese Vorsicht war für mich stets von gutem Erfolge gewesen. Ich hatte meine Ankunft stets durch eine Art kleinen Festes feiern sehen; diesmal rechnete ich darauf eben so sehr, und es lohnte sich wohl der Mühe, Veranlassung zu solchen Aufmerksamkeiten zu geben, für welche ich so erkenntlich war.

Ich langte also genau zu der festgesetzten Stunde an. Schon von weitem blickte ich mich um, ob ich sie nicht auf dem Wege entdecken würde; je näher ich ihrem Hause kam, desto heftiger klopfte mir das Herz. Athemlos komme ich an, denn ich hatte meinen Wagen in der Stadt verlassen; ich gewahre niemanden im Hofe, an der Thür, am Fenster; ich fange an, unruhig zu werden, ich befürchte irgend ein Unglück. Ich trete ein; alles ist ruhig; Tagelöhner vesperten in der Küche; übrigens nirgends ein Willkommenszeichen. Die Magd schien bei meinem Anblick überrascht; sie wußte nicht, daß ich ankommen sollte. Ich gehe die Treppe hinauf; endlich sehe ich sie, diese theure, so zärtlich,

so heiß, so rein geliebte Mama; ich fliege auf sie zu, ich stürze mich ihr zu Füßen. „Ei, da bist du ja, Kleiner," sagt sie, mich umarmend, „ist deine Reise glücklich abgelaufen? Wie befindest du dich?" Dieser Empfang bringt mich ein wenig aus der Fassung. Ich fragte sie, ob sie meinen Brief nicht erhalten hätte. Sie bejahte es. „Ich hätte es nicht gedacht," entgegnete ich, und damit hatte unsere gegenseitige Erklärung ein Ende. Ein junger Mann war bei ihr. Ich kannte ihn, da ich ihn schon vor meiner Abreise im Hause gesehen hatte; aber diesmal schien er darin eine feste Stellung einzunehmen, und so war es wirklich. Kurz, ich fand meine Stelle besetzt.

Dieser junge Mann war aus dem Waadtlande; sein Vater, ein gewisser Vintzenried, war Burgvogt oder sogenannter Kapitän des Schlosses Chillon. Der Sohn des Herrn Kapitäns war Barbiergehilfe und befand sich, als er sich Frau von Warens vorstellte, in dieser Eigenschaft auf der Wanderschaft. Sie nahm ihn wie alle Reisende und namentlich die aus ihrer Heimat freundlich auf. Es war ein großer, fader Flachskopf, ziemlich wohlgestaltet, von eben so gewöhnlichem Gesichte wie Geist. Er konnte sprechen wie der schöne Liandre und gab bei der langen Aufzählung seiner Liebschaften den ganzen Ton und alle Neigungen seines Standes zu erkennen. Trotzdem nannte er nur die Hälfte der Marquisen, bei denen er geschlafen hatte, behauptete aber, keine hübschen Frauen frisirt zu haben, deren Männern er nicht Hörner aufgesetzt hätte. Eitel, dumm, unwissend, unverschämt, sonst aber der beste Junge von der Welt. So war der Stellvertreter, der mir während meiner Abwesenheit gegeben war, und der Gefährte, der mir nach meiner Rückkunft beigesellt wurde.

Ach, wenn die von ihren irdischen Fesseln befreiten Seelen noch aus dem Schooße des ewigen Lichtes auf das, was bei den Sterblichen geschieht, herniederschauen, dann verzeihe, theurer und hochverehrter Schatten, wenn ich gegen deine Fehler eben so wenig Nachsicht habe, wie gegen die meinigen, wenn ich die einen wie die andern vor den Augen der Leser in gleicher Weise enthülle. Ich muß und will für dich wie für mich wahr sein; du wirst dabei immer

Kurz, der erlauchte Herr bemächtigte sich so vollkommen der Zügel, daß er im Hause alles war und ich nichts. Da er, sobald ich das Unglück hatte, sein Mißfallen zu erregen, Mama und nicht mich ausschalt, so machte mich die Besorgnis, sie seinen Grobheiten auszusetzen, gegen seine Wünsche nachgiebig; und so oft er Holz spaltete, ein Geschäft, dem er mit einem Stolze ohne Gleichen oblag, mußte ich den müßigen Zuschauer und stillen Bewunderer seiner Heldenthat abgeben. Trotzdem hatte dieser Bursche durchaus keinen schlechten Charakter; er liebte Mama, weil es unmöglich war, sie nicht zu lieben, sogar gegen mich hatte er keine Abneigung; und wenn die lichten Augenblicke, die er hin und wieder hatte, mit ihm zu reden gestatteten, hörte er uns bisweilen ziemlich aufmerksam an, wobei er offen zugab, daß er nichts als ein Dummkopf wäre; hinterher machte er aber nichtsdestoweniger neue Dummheiten. Er hatte übrigens eine so beschränkte Fassungskraft und so gemeine Neigungen, daß es schwierig war, ihn zur Vernunft zu bringen, und fast unmöglich, mit ihm zusammen zu sein. Neben dem Besitze einer Frau voller Reize suchte er noch die Befriedigung seiner Gelüste bei einer alten rothköpfigen und zahnlosen Kammerfrau, deren widerwärtige Dienste Mama geduldig ertrug, so übel ihr bei denselben auch war. Ich bemerkte diese neue Schlechtigkeit und ward von Unwillen ergriffen, aber ich bemerkte noch etwas Anderes, was mich weit mehr bekümmerte und in eine tiefere Muthlosigkeit versenkte als alles, was sich bis dahin ereignet hatte, das war Mamas Erkaltung gegen mich.

Die Entsagung, die ich mir auferlegt, und die sie dem Anscheine nach gebilligt hatte, gehört zu jenen Dingen, welche die Frauen nie verzeihen, welche Miene sie auch dazu machen, weniger wegen der Entbehrung, die sie dadurch persönlich leiden, als wegen der Gleichgiltigkeit gegen ihren Besitz, die sie darin erblicken. Nehmet die verständigste, gebildetste, am wenigsten sinnliche Frau: das unverzeihlichste Verbrechen, welches der Mann, um den sie sich sonst am wenigsten kümmert, gegen sie begehen kann, ist, ihren Besitz erlangen zu können und keinen Gebrauch davon zu machen. Das muß wohl ausnahmslos der Fall sein, weil

eine so natürliche und innige Zuneigung in ihr in Folge einer Enthaltung erkaltete, die nur auf Gründen der Tugend, der Anhänglichkeit und Achtung beruhte. Von da an fand ich bei ihr nicht mehr jene Vertraulichkeit der Herzen, die stets den süßesten Genuß des meinigen ausmachte. Sie schüttete mir ihr Herz nur noch aus, wenn sie sich über den neuen Ankömmling zu beklagen hatte; lebten sie in Frieden mit einander, zog sie mich wenig in ihr Vertrauen. Endlich zeigte sich immer mehr und mehr, daß ich in ihrem Herzen keine Stelle mehr hatte. Meine Gegenwart war ihr zwar noch angenehm, aber kein Bedürfnis mehr; und hätte ich sie ganze Tage lang nicht aufgesucht, würde sie es gar nicht bemerkt haben.

Unmerklich fühlte ich mich alleinstehend und einsam in diesem nämlichen Hause, dessen Seele ich vorher war und in dem ich gleichsam ein Doppelleben führte. Ich gewöhnte mich allmählich daran, mich von allem, was darin vorfiel, und sogar von seinen Bewohnern fern zu halten; und um mir eine unaufhörliche Marter zu ersparen, schloß ich mich mit meinen Büchern ein oder ging tief in die Wälder hinein, um nach Herzenslust zu seufzen und zu weinen. Solches Leben wurde mir bald völlig unerträglich. Ich fühlte, daß bei der eingetretenen Entfremdung die persönliche Gegenwart einer Frau, die mir so theuer war, meinen Schmerz steigerte, und daß, sobald ich sie nicht mehr sähe, ich mich weniger schmerzlich von ihr getrennt fühlen würde. Ich faßte den Entschluß, ihr Haus zu verlassen, und sagte es ihr, und weit davon entfernt, sich ihm zu widersetzen, nahm sie ihn günstig auf. Sie hatte in Grenoble eine Freundin, Namens Deybens, deren Gatte der Freund des Herrn von Mably, des Oberhofrichters zu Lyon, war. Herr Deybens schlug mir vor, die Erziehung der Kinder des Herrn von Mably zu übernehmen; ich ging darauf ein und reiste nach Lyon, ohne die geringste Trauer über eine Trennung, deren bloße Vorstellung uns früher mit Todesqual erfüllt hätte, zu hinterlassen, ja fast zu fühlen.

Ich besaß ungefähr die für einen Erzieher nothdürftigen Kenntnisse und, wie ich glaubte, auch die Fähigkeit dazu. Während des einen Jahres, welches ich bei Herrn von

mich um jeden Preis zu ihr zurückriefen, nicht länger widerstehen. Ich sagte mir, daß ich nicht geduldig, nicht gefällig, nicht zärtlich genug gewesen wäre; daß ich noch immer in süßester Freundschaft glücklich leben könnte, wenn ich mir mehr Mühe gegeben hätte. Ich entwerfe die schönsten Pläne von der Welt, ich glühe vor Eifer, sie auszuführen. Ich verlasse alles, entsage allem, ich reise ab, fliege, komme in meinem Entzücken wie in meiner ersten Jugend an und finde mich zu ihren Füßen wieder. Ach, ich wäre vor Freude gestorben, hätte ich in ihrem Empfang, in ihren Augen, in ihren Liebkosungen und vor allem in ihrem Herzen nur den vierten Theil dessen wiedergefunden, was ich ehemals darin wieder fand, und was ich ihr ja selbst entgegenbrachte.

Entsetzliche Täuschung in dieser Zeitlichkeit! Sie empfing mich ja freilich mit diesem vortrefflichen Herzen, welches nur mit ihr sterben konnte; aber ich verlangte nach der Vergangenheit, die nicht mehr war und nicht wiederkehren konnte. Kaum war ich eine halbe Stunde bei ihr gewesen, als ich mein altes Glück auf ewig erstorben fühlte. Ich fand mich in der nämlichen trostlosen Lage wieder, der ich nothgedrungen entflohen war, und zwar ohne daß ich sagen könnte, die Schuld hätte an irgend jemandem gelegen; denn im Grunde war Courtilles nicht schlecht und schien mich eher mit Freude als mit Verdruß wiederzusehen. Aber wie konnte ich es bei ihr, der ich alles gewesen und die nicht aufhören konnte, mir alles zu sein, als ein Ueberzähliger aushalten? wie als ein Fremdling in dem Hause leben, dessen Kind ich war? Der Anblick der Gegenstände, die Zeugen meines vergangenen Glückes gewesen waren, machte mir den Vergleich noch grausamer. In einer andern Wohnung würde ich weniger gelitten haben. Aber indem sich mir unaufhörlich so viele süße Erinnerungen aufdrängten, steigerten sie nur das schmerzliche Gefühl meines Verlustes. Von fruchtloser Trauer verzehrt, in düsterste Schwermuth versenkt, blieb ich wieder wie früher außer den Eßstunden für mich allein. Mit meinen Büchern eingeschlossen, suchte ich in ihnen nützliche Zerstreuungen, und einsehend, daß die Gefahr, welche ich früher so sehr gefürchtet hatte, binnen kurzem hereinbrechen mußte, quälte ich

mich von neuem ab, in mir selbst die Mittel zu finden, mit denen ich Mama beispringen könnte, wenn sie hilflos dastände. Wie ich ihre Verhältnisse geregelt hatte, konnten sie wenigstens nicht schlimmer werden; aber nach mir hatte sich alles geändert. Ihr Haushalter war ein Verschwender. Er wollte glänzen mit gutem Pferd und gutem Wagen; er liebte es, vor den Nachbaren einen großen Prunk zu entfalten; er machte in Dingen, von denen er nichts verstand, unaufhörlich Unternehmungen. Die Pension wurde im voraus verzehrt; ihre vierteljährlichen Raten waren verpfändet, die Pachtgelder waren rückständig, und das Schuldenmachen ging seinen Gang. Ich sah vorher, daß man nicht säumen würde, diese Pension mit Beschlag zu belegen, ja, daß sie ihr vielleicht entzogen werden würde. Kurz, ich hatte nur Untergang und Elend vor Augen, und der Augenblick ihres Hereinbrechens schien mir schon so nahe, daß ich alle ihre Schrecken im voraus empfand.

Mein liebes Arbeitszimmer war meine einzige Zerstreuung. Nachdem ich Mittel gegen meine Seelenunruhe gesucht hatte, dachte ich daran, einige gegen das Unglück, das ich voraussah, ausfindig zu machen; und auf meine alten Gedanken zurückkommend, baute ich lustig wieder neue Luftschlösser, um die arme Mama vor der bittren Noth zu bewahren, in die ich sie im Begriff sah zu versinken. Ich fühlte mich nicht gelehrt genug und glaubte auch nicht Geist genug zu besitzen, um in der Gelehrtenrepublik zu glänzen und auf diesem Wege mein Glück zu machen. Ein neuer Gedanke, der in mir aufstieg, erfüllte mich mit dem Vertrauen, welches mir die Mittelmäßigkeit meiner Talente nicht geben konnte. Ich hatte die Musik nicht aufgegeben, als ich sie nicht mehr lehrte; ich hatte im Gegentheil ihre Theorie hinreichend studirt, um mich wenigstens in ihr als Fachgelehrten betrachten zu können. Als ich an die Mühe dachte, die mir die Erlernung des Notenlesens gemacht, und an die, welche ich noch immer hatte, sofort vom Blatte zu singen, gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß die Ursache dieser Schwierigkeit in eben so hohem Grade in der Sache selbst als in mir liegen könnte, zumal ich wußte, daß im allgemeinen niemand die Musik leicht erlernt. Bei der Prüfung

der Notenzeichen erkannte ich, daß sie oft schlecht ersonnen wären. Ich hatte schon längst daran gedacht, die Tonleiter mit Zahlen zu bezeichnen, um das ewige Ziehen der Notenlinien ersparen zu können, die man sonst zum Aufschreiben der kleinsten Melodie nöthig hat. Ich war durch die Schwierigkeiten abgehalten worden, welche die Oktaven und der Takt so wie die Geltung der Noten bereiteten. Diese alte Idee stieg von neuem in mir auf und ich sah, als ich sie abermals durchdachte, daß diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich wären. Ich grübelte mit Erfolg darüber nach, und es gelang mir, jegliche Musik mit meinen Zahlen mit der größten Genauigkeit und, wie ich behaupten darf, auch mit der größten Einfachheit niederzuschreiben. Von diesem Augenblicke an hielt ich mein Glück für gemacht, und in dem Eifer, es mit der, welcher ich alles verdankte, zu theilen, dachte ich nur noch daran, nach Paris zu reisen, da ich nicht zweifelte, daß die Einreichung meiner Arbeit bei der Akademie eine vollständige Umwälzung herbeiführen würde. Ich hatte von Lyon einiges Geld zurückgebracht; ich verkaufte meine Bücher. In vierzehn Tagen war mein Entschluß gefaßt und ausgeführt. Voll von den glänzenden Einbildungen, die ihn mir eingeflößt hatten, und immerdar derselbe, reiste ich endlich mit meinem Musikplane aus Savoyen ab, wie ich einst Turin mit meinem Heronsbrunnen verlassen hatte.

Derartig waren die Irrthümer und Fehler meiner Jugend. Ich habe ihre Geschichte mit einer Treue erzählt, mit welcher mein Herz zufrieden ist. Wenn ich in der Folge meinem reiferen Alter durch einige Tugenden Ehre machte, würde ich sie mit demselben Freimuth mitgetheilt haben, und dies war meine Absicht. Aber ich muß hier stehen bleiben. Die Zeit kann vielleicht den Schleier lüften. Wenn mein Gedächtnis auf die Nachwelt kommt, wird sie möglicherweise eines Tages erfahren, was ich zu sagen hatte. Dann wird man verstehen, weshalb ich schwieg.

Ende des ersten Theils.

Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Dr. J. A. E. Schmidt's
Vollständiges
französisch-deutsches und deutsch-französisches
Handwörterbuch.
Zum zweiten Male
gänzlich umgearbeitet und vermehrt
von
Dr. Karl Friedrich Köhler.
46. Auflage. Preis 7 Mark. Gebunden 8 Mark.

Vollständigstes
englisch-deutsches und deutsch-englisches
Handwörterbuch.
Von
Dr. Friedrich Köhler.
21. Aufl. 2 Bände. Preis 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Wörterbuch der Americanismen.
Eigenheiten der Englischen Sprache in Nordamerika.
Eine unentbehrliche Zugabe zu jedem englischen Wörterbuche.
Nach J. Russel Bartlett's „Dictionary of Americanisms". 3. Ausgabe
bearbeitet von
Dr. Friedrich Köhler.
Preis 2 M. 25 Pf.

Lateinisch-deutsches u. deutsch-lateinisches
Handwörterbuch
zum Gebrauch für
Gymnasien, lateinische Schulen und Lyceen, und für Real- und höhere Bürgerschulen
bearbeitet von
Dr. Gustav Mühlmann.
25. Auflage. 2 Bände. Ladenpreis à Band 2 Mark.

habe. Genöthigt, den zweiten gleichfalls aus dem Gedächtnisse zu schreiben, werde ich deren wahrscheinlich noch weit mehr begehen. Die süßen Erinnerungen an meine schönen Jahre, die ich in eben so großer Stille wie Unschuld verlebte, haben mir tausend reizende Eindrücke hinterlassen, die ich mir gern immer von neuem zurückrufe. Man wird bald sehen, wie verschieden davon die Rückerinnerungen an meine spätere Lebenszeit sind. Sie mir wieder vor die Seele rufen, heißt ihre Bitterkeit erneuern. Anstatt jedoch den Gram über meine Lage durch diese traurigen Rückblicke noch zu erhöhen, vermeide ich sie soviel als möglich, und oft gelingt mir dies bis zu dem Grade, daß ich sie, selbst wenn ich sie nöthig habe, nicht wieder wach rufen kann. Die Leichtigkeit, mit der ich Leiden vergesse, ist ein Trost, welche mir der Himmel bei den Widerwärtigkeiten mitgegeben hat, welche das Schicksal eines Tages auf mich häufen sollte. Mein Gedächtnis, welches mir lediglich angenehme Dinge zurückruft, ist das glückliche Gegengewicht gegen meine in Furcht gesetzte Einbildungskraft, die mich nur eine schmerzliche Zukunft vorhersehen läßt.

Alle Papiere, welche ich gesammelt hatte, um mein Gedächtnis zu unterstützen und mir bei diesem Unternehmen als Leitfaden zu dienen, sind in andere Hände übergegangen und werden nie mehr in die meinen zurückgelangen.

Ich habe nur einen treuen Führer, auf den ich mich verlassen kann, das ist die Verkettung der Gefühle, die mein Wesen nach und nach gestaltet haben, und durch sie wieder die Verkettung der Ereignisse, die ihre Ursache oder Wirkung gewesen sind. Ich vergesse mein Unglück leicht, aber ich kann meine Fehler nicht vergessen, und vergesse noch weniger meine guten Eindrücke. Ihre Erinnerung ist mir zu theuer, um sich je in meinem Herzen zu verwischen. Ich kann Thatsachen auslassen oder verschieben und mich in den Daten irren, aber ich kann mich nicht über meine Gefühle und über das irren, was ich unter ihrer Einwirkung gethan habe, und darum handelt es sich hauptsächlich. Der eigentliche Zweck meiner Bekenntnisse ist eine genaue Darlegung meines Innern in allen meinen Lebenslagen. Ich habe die Geschichte meiner Seele versprochen, und um

sie treu niederzuschreiben, bedarf ich keiner anderen Erinnerungen; mir genügt, wie ich bisher stets gethan, die Einkehr in mich selbst.

Zum großen Glücke ist jedoch ein Zwischenraum von sechs bis sieben Jahren vorhanden, über den ich sichere Auskunft in einer abschriftlichen Sammlung von Briefen besitze, deren Originale sich in den Händen des Herrn Du Peyrou befinden. Die Sammlung, welche mit dem Jahre 1760 schließt, umfaßt die ganze Zeit meines Aufenthalts in der Eremitage und meiner ernstlichen Zwistigkeit mit meinen sogenannten Freunden, eine denkwürdige Epoche in meinem Leben, welche die Quelle aller meiner übrigen Leiden wurde. Was die neueren Originalbriefe anlangt, die ich etwa noch habe und die sich nur auf eine kleine Anzahl belaufen können, so werde ich sie in die Sammlung, die viel zu umfangreich ist, als daß ich sie der Wachsamkeit meiner Argus zu entziehen hoffen dürfte, nicht aufnehmen, sondern ich werde von ihnen in diesem Werke selbst Gebrauch machen, sobald sie mir zur Aufklärung nöthig zu sein scheinen, sei es nun zu meinen Gunsten oder zu meinem Nachtheile, denn ich befürchte nicht, der Leser könnte vergessen, daß ich meine Bekenntnisse schreibe und sich dem Wahne hingeben, daß ich nur meine Rechtfertigung im Auge habe; aber er darf eben so wenig erwarten, daß ich die Wahrheit verschweige, wenn sie zu meinen Gunsten spricht.

Das Einzige übrigens, was dieser zweite Theil mit dem ersten gemein hat, ist die nämliche strenge Wahrheit; nur durch die Wichtigkeit der Thatsachen hat er eine größere Bedeutung. Dies ausgenommen kann er ihm in allem nur untergeordnet sein. Den ersten schrieb ich mit Lust und Liebe und in aller Behaglichkeit theils zu Wooton, theils im Schlosse Trye; alle Erinnerungen, welche ich wieder wach rufen mußte, waren eben so viele neue Genüsse. Ich kam unaufhörlich mit neuer Freude zu ihnen zurück und konnte meine Schilderungen ungestört wieder und wieder abändern, bis ich mit ihnen zufrieden war. Jetzt machen mich mein abnehmendes Gedächtnis und mein schwacher Kopf fast völlig arbeitsunfähig; nur gezwungen und mit einem von Angst bedrückten Herzen beschäftige ich mich

mit dieser Arbeit hier. Sie bietet mir nur Leiden, Verrath, Treulosigkeiten, nur betrübende und herzzerreißende Erinnerungen dar. Ich möchte, was ich zu berichten habe, um alles in der Welt in der Nacht der Zeiten begraben können, und während ich wider meinen Willen genöthigt bin zu sprechen, ist mir noch der Zwang auferlegt, mich zu verbergen, List anzuwenden, mich zur Täuschung herzugeben und mich zu Dingen zu erniedrigen, für welche ich am wenigsten geboren war. Die Decke, die sich über mir wölbt, hat Augen; die Mauern, die mich umfangen, haben Ohren; von Spionen und eben so gehässigen wie wachsamen Aufsehern umringt, werfe ich unruhig und zerstreut in aller Hast einige unterbrochene Worte auf das Papier, welche ich kaum Zeit habe wieder durchzulesen, geschweige sie zu verbessern. Ich weiß, daß man trotz der ungeheuren Schranken, die man unaufhörlich um mich aufthürmt, doch immerdar besorgt ist, die Wahrheit könne durch irgend eine Schranke hindurchschlüpfen. Wie soll ich es anstellen, um sie hinausdringen zu lassen? Ich versuche es mit wenig Hoffnung auf Erfolg. Man urtheile selbst, ob dies dazu angethan ist, um daraus angenehme Bilder zu gestalten und ihnen eine recht anziehende Färbung zu verleihen. Deshalb mache ich diejenigen, welche meine Bekenntnisse weiter lesen wollen, darauf aufmerksam, daß sie bei der Lectüre nichts vor Langeweile schützen kann als das Verlangen, einen Menschen vollends kennen zu lernen, sowie die aufrichtige Liebe zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit.

Am Schlusse des ersten Theils habe ich erzählt, daß ich mit Kummer nach Paris abreiste, da mein Herz noch immer an Charmettes hing, wo ich mein letztes Luftschloß erbaut hatte, aber in der festen Absicht, eines Tages zu Mama's Füßen, die dann sich selbst zurückgegeben sein würde, die Schätze, die ich mir erworben hätte, niederzulegen, da ich darauf rechnete, daß mir mein Musikplan zu einem sichern Vermögen verhelfen müßte.

Ich verblieb einige Zeit in Lyon, um dort meine Bekannten zu besuchen, mir einige Empfehlungen für Paris zu verschaffen, und meine geometrischen Bücher, die ich mitgenommen hatte, zu verkaufen. Alle Welt empfing mich

freundlich. Herr und Frau von Mably legten ihre Freude an den Tag, mich wiederzusehen und luden mich öfter zu Tische ein. Ich machte bei ihnen die Bekanntschaft des Abbé von Mably, wie ich bereits die des Abbé von Condillac gemacht hatte, welche beide zum Besuche ihres Bruders gekommen waren. Der Abbé von Mably gab mir Briefe nach Paris mit, unter andern einen an Herrn von Fontenelle und einen andern an den Grafen von Caylus. Beide wären mir sehr angenehme Bekanntschaften, namentlich der Erstere, welcher mir bis zu seinem Tode beständig seine Freundschaft bewiesen und mir bei unseren Zusammenkünften unter vier Augen Rathschläge ertheilt hat, die ich nur besser hätte benutzen sollen.

Ich sah Herrn Bordes wieder, mit welchem ich schon vor langer Zeit bekannt geworden und der mich oft herzlich gern und mit aufrichtiger Freude verpflichtet hatte. Auch diesmal war er noch immer derselbe. Er besorgte den Verkauf meiner Bücher und gab mir nicht nur selbst gute Empfehlungsschreiben nach Paris mit, sondern verschaffte mir auch noch einige von andern. Ich sah den Herrn Intendanten wieder, dessen Bekanntschaft ich dem Herrn Bordes verdankte, und der dafür sorgte, daß ich auch die des Herrn Herzogs von Richelieu machte, der sich gerade zu jener Zeit in Lyon aufhielt. Herr Pallu stellte mich ihm vor. Herr von Richelieu empfing mich recht freundlich und forderte mich auf, ihn in Paris zu besuchen, was ich auch mehrmals that, ohne daß mir jedoch diese hohe Bekanntschaft, von der ich späterhin noch oft werde sprechen müssen, je in etwas nützlich gewesen wäre.

Ich sah den Musiker David wieder, der mir auf einer meiner vorhergehenden Reisen in großer Noth bereitwillig beigestanden hatte. Er hatte mir eine Mütze und Strümpfe geliehen oder geschenkt, die ich ihm nie wiedergegeben und er nie von mir zurückverlangt hat, obgleich wir uns nachher oft trafen. Ich habe ihm jedoch in der Folge ein Geschenk von ungefähr gleichem Werthe gemacht. Ich würde Besseres davon erzählen, wenn es sich hier um das handelte, was ich hätte thun sollen; aber es handelt sich hier um das, was ich gethan habe, und das ist leider nicht dasselbe.

Ich sah den edlen und großmüthigen Perrichon wieder, und es geschah nicht, ohne daß er mir einen Beweis seiner gewöhnlichen Freigebigkeit gab, denn er machte mir dasselbe Geschenk, das er vorher dem edelen Bernard gemacht hatte, indem er meinen Platz in der Post bezahlte. Ich sah den Chirurg Parisot wieder, den besten und wohlwollendsten der Menschen; ich sah seine theure Godefroi wieder, die er seit zehn Jahren unterhielt und deren ganzes Verdienst fast nur in der Sanftmuth ihres Charakters und in ihrer Herzensgüte bestand, der man sich aber nicht ohne Theilnahme nähern und nicht ohne Rührung Lebewohl sagen konnte, denn sie befand sich in dem letzten Stadium der Schwindsucht, an der sie kurz darauf starb. Nichts giebt die wahren Neigungen eines Mannes besser zu erkennen, als der Charakter seiner Geliebten.*) Hatte man die sanfte Godefroi gesehen, so kannte man den guten Parisot.

Ich war allen diesen ehrlichen Leuten Dank schuldig. Späterhin vernachlässigte ich sie alle, sicherlich nicht aus Undankbarkeit, sondern aus jener unüberwindlichen Faulheit, welche mir oft den Anschein der ersteren verliehen hat. Nie ist das Gefühl ihrer Freundlichkeit in meinem Herzen geschwunden, aber es würde mir weniger schwer gefallen sein, ihnen meine Erkenntlichkeit durch die That zu beweisen, als sie ihnen beständig zu versichern. Die Pünktlichkeit im Briefschreiben hat stets meine Kräfte überstiegen; sobald ich anfange, mich dazu aufzuraffen, zeigen mir Scham und Verlegenheit meine Schuld in einem noch schlimmeren Lichte,

*) Er müßte sich denn von Anfang an in seiner Wahl getäuscht haben, oder die, welcher er seine Neigung geschenkt, müßte in Folge eines Zusammentreffens von außerordentlichen Ursachen später ihren Charakter geändert haben, was durchaus nicht unmöglich ist. Wollte man diese Behauptung ohne Einschränkung gelten lassen, so müßte man Sokrates nach seiner Frau Xantippe und Dion nach seinem Freunde Calippus beurtheilen, was das unbilligste und unrichtigste Urtheil sein würde, das je gefällt ist. Uebrigens möge man sich hierbei jeder beleidigenden Anwendung auf meine Frau enthalten. Sie ist zwar beschränkter und leichter zu täuschen, als ich erwartet hatte; aber was ihren reinen, vortrefflichen und aufrichtigen Charakter betrifft, so ist derselbe meiner ganzen Achtung würdig und wird sie sich bewahren, so lange ich lebe.

und ich bin nun erst recht außer Stande zu schreiben. Ich habe also Stillschweigen beobachtet und geschienen, sie zu vergessen. Parisot und Perrichon haben es nicht einmal beachtet, und ich habe sie stets als die nämlichen wiedergefunden; aber zwanzig Jahre später wird man an Herrn Bordes erkennen, bis zu welchem Rachedurst die verletzte Eigenliebe einen Schöngeist fortreißen kann, wenn er sich vernachlässigt glaubt.

Bevor ich Lyon verlasse, muß ich noch einer liebenswürdigen Persönlichkeit erwähnen, welche ich daselbst mit größerer Freude als je wiedersah, und die in meinem Herzen sehr zärtliche Erinnerungen zurückließ; es ist Fräulein Serre, von welcher ich im ersten Theil gesprochen habe, und deren Bekanntschaft ich während meines Aufenthaltes bei Herrn von Mably erneuert hatte. Da ich auf dieser Reise mehr Muße hatte, sah ich sie häufiger; ich verliebte mich in sie, und zwar sehr leidenschaftlich. Ich hatte einige Ursache zu glauben, daß sie mir nicht abgeneigt wäre; aber sie bezeigte mir ein Vertrauen, welches mir die Versuchung benahm, es zu mißbrauchen. Sie hatte nichts und ich eben so wenig; unsere Umstände waren einander zu ähnlich, als daß wir uns hätten verbinden können; und bei den Plänen, mit welchen ich mich trug, war ich weit davon entfernt, an eine Heirath zu denken. Sie theilte mir mit, daß ein junger Großhändler, Namens Genève, ihr in ernstlicher Absicht den Hof machte. Ich sah ihn ein- oder zweimal bei ihr; er schien mir ein Ehrenmann und galt als ein solcher. Ueberzeugt, daß sie mit ihm glücklich sein würde, wünschte ich, daß er sie heirathen möchte, wie er auch später gethan hat; und um ihre unschuldige Liebe nicht zu stören, beeilte ich mich abzureisen, indem ich dieser reizenden Person von Herzen alles Gute wünschte. Leider sind meine Wünsche hienieden nur auf sehr kurze Zeit erfüllt worden, denn, wie ich in der Folge hörte, war sie schon nach Verlauf von zwei oder drei Jahren ihrer Ehe gestorben. Auf meiner ganzen Reise von einer zärtlichen Trauer erfüllt, fühlte ich und habe es seitdem, wenn ich daran zurückdachte, noch oft gefühlt, daß, wenn die Opfer, welche man der Pflicht und der Tugend bringt, auch schwer fallen,

man dafür doch durch die süßen Erinnerungen, die sie in der Tiefe des Herzens zurücklassen, reichen Ersatz erhält.

In so ungünstigem Lichte ich Paris auf meiner vorhergehenden Reise gesehen hatte, in so glänzendem erblickte ich es auf meiner jetzigen, wobei ich allerdings von meiner Wohnung absehen muß, denn auf eine Adresse hin, die mir Herr Bordes gegeben hatte, stieg ich in dem Hotel Saint-Quentin in der Franziskanerstraße ab, in der Nähe der Sorbonne, in einer häßlichen Straße und in einem häßlichen Hotel, wo ich ein häßliches Zimmer erhielt. Trotzdem hatten daselbst sehr tüchtige Männer gewohnt, wie Gresset, Bordes, die Abbés von Mably, von Condillac und mehrere andere, von denen ich leider keinen mehr antraf. Statt ihrer fand ich daselbst einen Herrn von Bonnefond, einen hinkenden Krautjunker und händelsüchtigen Menschen, der den Puristen spielte. Ihm verdankte ich die Bekanntschaft des Herrn Roguin, jetzt des ältesten meiner Freunde, und durch ihn wieder wurde ich mit dem Philosophen Diderot bekannt, von dem ich in der Folge noch viel werde zu reden haben.

Ich kam in Paris im Herbste des Jahres 1741 mit fünfzehn Louisd'or baarem Gelde, meinem Lustspiele Narciß und meinem Musikplane als einzigem Hilfsmittel an, und hatte folglich nur wenig Zeit zu verlieren, um so schnell wie möglich Nutzen aus ihnen zu ziehen. Ich beeilte mich, meine Empfehlungsbriefe abzugeben, von denen ich mir vielen Erfolg versprach. Ein junger Mann, der in Paris mit einem leidlichen Aeußern anlangt und in dem Rufe steht, Talente zu besitzen, ist stets einer guten Aufnahme sicher. Sie ward mir zu Theil. Sie gewährte mir zwar mancherlei Annehmlichkeiten, aber keinen größeren Vortheil. Unter allen Personen, denen ich empfohlen war, wurden mir nur drei nützlich: Herr Damesin, ein französischer Edelmann, zu der Zeit Stallmeister und, wie ich glaube, Günstling der Frau Prinzessin von Carignan; Herr von Boze, Secretär der Akademie der Inschriften und Conservator des Münzcabinets des Königs; und der Pater Castel, ein Jesuit und Verfasser des Augenklaviers. Alle diese Empfehlungen hatte ich mit Ausnahme des an Herrn Damesin gerichteten Briefes von dem Herrn Abbé von Mably erhalten.

Für das augenblicklich Nöthigste sorgte Herr Damesin durch zwei Bekanntschaften, die er mir verschaffte; die eine war die des Herrn Gasc, Parlamentspräsidenten von Bordeaux, der sehr gut Violine spielte, die andere die des Herrn Abbé von Léon, der damals in der Sorbonne wohnte. Er war ein sehr liebenswürdiger Edelmann, der in der Blüte seines Alters starb, nachdem er kurze Zeit in der Welt unter dem Namen eines Chevalier von Rohan geglänzt hatte. Beide hatten Lust bekommen, die Compositionslehre zu studiren. Ich unterrichtete sie einige Monate darin, was meine abnehmende Börse wieder kräftigte. Der Abbé von Léon gewann mich lieb und wünschte, ich sollte sein Secretär werden. Aber er war nicht reich und konnte mir alles in allem nur achthundert Franken anbieten. So leid es mir that, mußte ich sie zurückweisen, da sie für meine Wohnung, meine Nahrung und Kleidung nicht ausreichend waren.

Herr von Boze empfing mich sehr herzlich. Er liebte die Wissenschaft und war selbst sehr kenntnisreich, wenn auch ein wenig pedantisch. Frau von Boze hätte für seine Tochter gelten können; sie war blühend und spielte ein wenig die Herrin. Ich aß bisweilen bei ihnen. Man kann sich nicht linkischer und alberner betragen, als ich es ihr gegenüber that. Ihr ungezwungenes Auftreten schüchterte mich ein und ließ mein Benehmen nur noch lächerlicher erscheinen. Wenn sie mir einen Teller hinreichte, streckte ich die Gabel aus, um mir von dem, was sie mir anbot, blöde ein Stückchen zu nehmen, so daß sie den für mich bestimmten Teller einem Diener zurückgab, wobei sie sich umwandte, daß ich ihr Lachen nicht sähe. Sie hatte keine Ahnung, daß im Kopfe dieses Bauernjungen doch einiger Geist steckte. Herr von Boze stellte mich Herrn von Réaumure, seinem Freunde, vor, der an jedem Freitage, dem Versammlungstage der Akademie der Wissenschaften, bei ihm speiste. Er redete mit ihm von meinem Plane und von dem Wunsche, den ich hegte, ihn der Prüfung der Akademie zu unterwerfen. Herr von Réaumure übernahm es, den darauf be-

züglichen Antrag zu stellen, der auch genehmigt wurde. An dem festgesetzten Tage wurde ich von Herrn von Réaumure eingeführt und vorgestellt, und noch an dem nämlichen Tage, den 22. August 1742, hatte ich die Ehre, der Akademie die Denkschrift vorzulesen, welche ich zu diesem Zwecke ausgearbeitet hatte. Obgleich diese erlauchte Versammlung sicherlich sehr Achtung gebietend war, fühlte ich mich in ihr doch weit weniger eingeschüchtert, als in der Gegenwart der Frau von Boze und ich zog mich bei dem Vorlesen und der sich daran schließenden Erörterung ganz leidlich aus der Sache. Die Denkschrift fand Beifall und ich erntete Glückwünsche ein, die mir eben so überraschend wie schmeichelhaft waren, da ich mir kaum zu denken vermochte, daß vor einer Akademie jemand, der kein Mitglied derselben war, gesunde Vernunft besitzen könnte. Mit der Prüfung meiner Vorlage wurden die Herren von Mairan, Hellot und von Fouchy beauftragt, alle drei sicherlich verdienstvolle Leute, aber von denen keiner musikalische Kenntnisse hatte, wenigstens nicht so viele, um im Stande zu sein, meinen Plan zu beurtheilen.

1742.

Während meiner Berathung mit diesen Herren überzeugte ich mich mit der größten Gewißheit wie zu meinem höchsten Erstaunen, daß diese Gelehrten, wenn sie bisweilen weniger Vorurtheile als andere Menschen haben, dafür um so stärker an diesen wenigen hängen. Wie schwach und falsch auch der größte Theil ihrer Einwürfe war und mit wie durchschlagenden Gründen ich auch darauf entgegnete, wenn auch, wie ich gern zugebe, schüchtern und in schlechtgewählten Ausdrücken, so gelang es mir doch nicht ein einziges Mal, mich verständlich zu machen und sie zu befriedigen. Ich war stets über die Leichtigkeit erstaunt, mit welcher sie mich vermittelst einiger hochklingenden Redensarten widerlegten, ohne mich auch nur verstanden zu haben. Sie kundschafteten aus, ich weiß nicht wo, daß ein Mönch, der Pater Souhaitti, sich einst vorgenommen hatte, die Tonleiter durch Zahlen auszudrücken. Dies genügte zu der Behauptung, daß mein System nicht neu wäre. Die Sache

an sich mag ja richtig sein; denn obgleich ich nie von dem Pater Souhaitti gehört hatte und seine Art, die sieben Noten des Kirchengesanges ohne Rücksicht auf die Oktaven zu schreiben, in keinerlei Weise verdiente mit meiner einfachen und bequemen Erfindung verglichen zu werden, jede nur denkbare Musik, Schlüssel, Pausen, Oktaven, Takte, Tempo und Werth der Noten, lauter Dinge, an welche Souhaitti nicht einmal gedacht hatte, auf leichte Weise mit Zahlen zu bezeichnen, so war es nichtsdestoweniger ganz richtig zu behaupten, daß er als der erste Erfinder der angegebenen Bezeichnung der sieben Noten betrachtet werden mußte! Aber abgesehen davon, daß sie dieser ursprünglichen Erfindung eine größere Wichtigkeit beilegten, als sie hatte, blieben sie auch dabei noch nicht stehen, und sobald sie von dem eigentlichen Kern des Systems reden wollten, schwatzten sie nichts als lauter Unsinn. Der größte Vortheil des meinigen war, das Transponiren und die Schlüssel unnöthig zu machen, so daß durch die blose Aenderung eines einzigen Anfangsbuchstabens vor der Melodie das nämliche Musikstück nach Belieben in jeder Tonart aufgeschrieben und darin transponirt war. Diese Herren hatten gewandte Notenleser in Paris sagen hören, daß die Methode des Transponirens nichts taugte. Hiervon gingen sie aus, um den augenscheinlichsten Vorzug meines Systems gerade als Einwand gegen dasselbe geltend zu machen, und sie fällten das Urtheil, daß meine Bezeichnung der Noten für die Vocalmusik zwar geeignet, für die Instrumentalmusik dagegen unpraktisch wäre. Umgekehrt hätte ihr Urtheil ausfallen müssen, wie sich auch gebührt hätte und meine Notenschrift wäre für die Vocalmusik gut und für die Instrumentalmusik noch besser. Auf ihren Bericht hin gewährte mir die Akademie ein Zeugnis voll sehr schöner Artigkeiten, aus denen hervorleuchtete, daß sie im Wesentlichen mein System weder für neu noch für zweckdienlich erachtete. Ich hielt es nicht für nöthig, das Werk, welches ich unter dem Titel „Abhandlung über die moderne Musik“ herausgab, mit einem solchen Schriftstück zu zieren, zumal ich darin bei dem Publikum gegen dasselbe Verwahrung einlegte.

Bei diesem Vorfalle hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen,

wie die alleinige, aber gründliche Kenntnis einer Sache selbst einem beschränkten Kopfe eine größere Fähigkeit zu einer richtigen Beurtheilung derselben verleiht, als alle Einsicht, welche die Pflege der Wissenschaften gewährt, wenn man nicht gleichzeitig das besondere Studium, um welches es sich handelt, betreibt. Der einzige beachtungswerthe Einwand, welcher sich gegen mein System erheben ließ, wurde von Rameau gemacht. Kaum hatte ich es ihm auseinandergesetzt, als er die schwache Seite desselben sofort erkannte. „Ihre Zeichen," sagte er zu mir, „sind in der Beziehung sehr gut, daß sie die Geltung der Noten einfach und klar bestimmen, die Pausen deutlich angeben und in der Verdoppelung stets das Einfache zeigen, lauter Dinge, für welche die gewöhnliche Notenschrift nichts thut; aber sie taugen insofern nichts, als sie eine Geistesthätigkeit verlangen, welche nicht immer der Schnelligkeit der Ausführung zu folgen vermag. Das Auge," fuhr er fort, „überschaut mit einem Blicke die Stellung unserer Noten und macht diese Geistesthätigkeit deshalb überflüssig. Wenn zwei Noten, eine sehr hohe und eine sehr niedrige, durch eine Reihe dazwischen liegender Noten verbunden werden, so sehe ich auf den ersten Blick ihre stufenweise Verbindung mit einander; aber um bei Ihnen einen sicheren Ueberblick der ganzen Tonreihe zu gewinnen, muß ich nothwendigerweise alle ihre Zahlen eine nach der andern lesen; der Ueberblick läßt sich jedoch durch nichts ersetzen." Gegen diesen Einwurf schien sich nichts einwenden zu lassen, und ich gestand es sofort zu; obgleich er einfach und schlagend ist, gehört doch eine langjährige Uebung in der Kunst dazu, um auf ihn zu verfallen, und es ist deshalb nicht erstaunlich, daß er keinem der Akademiker in den Sinn kam; es ist im Gegentheil nur erstaunlich, daß alle diese großen Gelehrten, die so vielerlei Dinge wissen, so wenig verstehen, daß jeder nur über sein Fach urtheilen sollte.

Meine häufigen Besuche bei jenen drei Herren wie bei andern Akademikern gaben mir Gelegenheit mit den ausgezeichnetsten Vertretern der Literatur in Paris Bekanntschaft zu schließen; und diese Bekanntschaft hatte schon eine feste Gestalt angenommen, als ich mich später mit einem

Male unter sie gerechnet sah. Nur mit meinem Musiksysteme beschäftigt, trug ich mich für den Augenblick hartnäckig mit dem Plane, durch dasselbe eine Revolution in dieser Kunst hervorzurufen und auf diese Weise zu einer Berühmtheit zu gelangen, die sich auf dem Gebiete der schönen Künste in Paris stets mit Vermögen vereint. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und arbeitete zwei oder drei Monate mit einem unbeschreiblichen Eifer daran, die Denkschrift, welche ich in der Akademie vorgelesen hatte, zu einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Werke umzuarbeiten. Die Schwierigkeit war, einen Buchhändler zu finden, der geneigt war, den Verlag meines Manuscriptes zu übernehmen, in Anbetracht daß die Anfertigung der neuen Notenzeichen einige Ausgaben erforderte, während die Buchhändler selten Lust haben, ihre Thaler den Anfängern an den Kopf zu werfen. Mir hingegen schien es nur ganz gerecht zu sein, daß mir mein Werk das Brot, welches ich während der Abfassung verzehrt hatte, wieder einbrächte.

Bonnefond verschaffte mir Quillau, den Vater, der mit mir einen Vertrag abschloß, nach welchem ich die Hälfte des Gewinnes erhalten, aber für die Kosten des Privilegiums allein aufkommen sollte. Dieser Herr Quillau hatte es so einzurichten verstanden, daß mir das Privilegium keine Ausgaben verursachte, ich aber von dieser Ausgabe auch nie einen Heller bekam, die wahrscheinlich einen unbedeutenden Absatz hatte, obgleich mir der Abbé Desfontaines versprochen, für sie Reklame zu machen, und auch die andern Journalisten sich ziemlich vortheilhaft über sie ausgesprochen hatten.

Das größte Hindernis, einen ernstlichen Versuch mit meinem Systeme zu machen, war die Furcht, daß man, sobald es nicht eingeführt würde, die zu seiner Erlernung nöthige Zeit verlöre. Ich wandte dagegen ein, daß, wollte man die Musik nach der gewöhnlichen Notenschrift erlernen, man noch immer Zeit gewinnen würde, wenn man sich erst mit der meinigen vertraut machte. Um hierfür einen thatsächlichen Beweis zu liefern, unterrichtete ich eine junge Amerikanerin, ein Fräulein Des Roulins, deren Bekanntschaft mir Herr Roguin verschafft hatte, unentgeltlich in

der Musik. In drei Monaten war sie im Stande, jedwede Musik nach meinen Noten zu lesen und selbst vom Blatte zu singen, ja sogar besser als ich selbst, wenn sie von allzu großen Schwierigkeiten frei war. So schlagend dieser Erfolg auch war, blieb er doch unbekannt. Ein anderer hätte die Zeitungen damit erfüllt; aber mit dem geringen Talente, nützliche Erfindungen zu machen, verband ich nicht das noch größere, sie auch zur Geltung zu bringen.

So war denn mein Heronsball wiederum zertrümmert; allein dieses zweite Mal zählte ich dreißig Jahre und fand mich auf dem Pariser Pflaster, auf dem man nicht umsonst lebt. Der Entschluß, den ich in dieser Bedrängnis faßte, wird nur die in Erstaunen versetzen, welche den ersten Theil dieser Lebenserinnerungen nicht aufmerksam gelesen haben. Ich hatte eine Zeit eben so großer wie fruchtloser Aufregungen durchgemacht; ich mußte wieder Athem schöpfen. Anstatt mich der Verzweiflung zu überlassen, überließ ich mich ruhig meiner Trägheit und dem Walten der Vorsehung, und um ihr Zeit zu lassen, ihr Werk zu verrichten, begann ich, ohne mich dabei allzu sehr zu beeilen, die wenigen Louisd'or, die mir noch blieben, zu verzehren, indem ich den Aufwand für meine sorglosen Vergnügen regelte, ohne ihn ganz einzustellen, und das Café nur noch einen Tag um den andern und das Theater blos zweimal wöchentlich besuchte. Bei den Ausgaben für Mädchen brauchte ich keine Einschränkung eintreten zu lassen, da ich für derlei in meinem ganzen Leben nicht einen Sous verschwendet habe, wenn nicht etwa ein einziges Mal, wie ich bald zu erzählen haben werde.

Die Sorglosigkeit, die Freudigkeit, die Seelenruhe, mit der ich mich diesem lässigen und einsiedlerischen Leben überließ, für welches meine Mittel keine drei Monate ausreichten, ist eine der Sonderbarkeiten meines Lebens und eine der Seltsamkeiten meines Charakters. Das dringende Bedürfnis, daß sich Fremde meiner annähmen, war gerade das, was mir den Muth raubte, mich zu zeigen, und die Nothwendigkeit, Besuche abzustatten, machte sie mir in einem Grade unerträglich, das ich sogar davon Abstand nahm, die Akademiker und andere Gelehrte, bei denen ich schon

in geselligen Verkehr getreten war, zu besuchen. Marivaux, der Abbé von Mably und Fontenelle waren fast die einzigen, zu denen ich noch bisweilen ging. Ich zeigte dem ersteren sogar mein Lustspiel Narciß. Es gefiel ihm und er hatte die Gefälligkeit, es zu überarbeiten. Diderot, jünger als sie, war ungefähr von meinem Alter. Er liebte die Musik und verstand ihre Theorie; sie bildete den Gegenstand unserer Unterredungen; er erzählte mir auch von den Werken, die er zu verfassen gedachte. Hierdurch wurde bald eine innigere Verbindung zwischen uns herbeigeführt, die fünfzehn Jahre gedauert hat und wahrscheinlich noch dauern würde, wenn ich mich nicht leider, und noch dazu ganz durch seine eigene Schuld, dem gleichen Berufe wie er zugewandt hätte.

Man würde sich nicht denken können, worauf ich diesen kurzen und köstlichen Zwischenraum, der mir noch blieb, ehe ich mir mein Brot erbetteln mußte, verwandte: auf das Auswendiglernen von Stellen aus Dichtern, die ich bereits hundertmal gelernt und eben so oft vergessen hatte. Jeden Morgen ging ich, einen Virgil oder einen Rousseau in der Tasche, gegen zehn Uhr in den Luxembourggarten und memorirte dort bis zur Eßstunde bald eine geistliche Ode und bald ein Hirtenlied, ohne mich dadurch abschrecken zu lassen, daß ich über das heutige Lernen das gestern Gelernte jedesmal wieder vergaß. Es war mir eingefallen, daß nach der Niederlage des Nicias bei Syrakus sich die gefangenen Athenienser durch den Vortrag der Dichtwerke Homers ihren Lebensunterhalt verdienten. Der Ausweg, den mir dieser Beweis von Gelehrsamkeit an die Hand gab, um mich vor Noth zu schützen, war, mein glückliches Gedächtnis der Art zu üben, daß ich alle Dichter auswendig wußte.

Ein anderes nicht weniger verläßliches Mittel bot mir das Schachspiel dar, dem ich die Nachmittage der Tage, an denen ich nicht das Theater besuchte, regelmäßig im Café Mangis widmete. Ich machte daselbst die Bekanntschaft des Herrn von Légal, eines Herrn Husson, Philidor, so wie aller großer Schachspieler jener Zeit, und wurde dadurch doch nicht geschickter. Gleichwohl zweifelte ich nicht, daß ich es schließlich darin weiter bringen würde als sie

alle, und das mußte mir meiner Ansicht nach hinreichende Hilfsmittel gewähren. Welche Thorheit sich meiner auch bemächtigte, ich urtheilte über sie stets in gleicher Weise. Ich sagte mir: Der Erste in irgend einer Sache ist stets sicher gesucht zu werden. Ich will also alle übertreffen, gleichviel worin; ich werde gesucht werden, Gelegenheiten werden sich bieten, und mein Talent wird das Uebrige thun. Diese Kinderei war nicht der sophistische Ausfluß meiner Vernunft, sondern meiner Trägheit. Mich vor den großen und raschen Anstrengungen entsetzend, die ich hätte machen müssen, um mich zu ermannen, suchte ich meiner Trägheit zu schmeicheln, und bemäntelte das Schimpfliche derselben mit Schlußfolgerungen, die ihrer würdig waren.

So wartete ich ruhig das Aufhören meiner Geldmittel ab, und ich wäre, wie ich glaube, beim letzten Sou angekommen, ohne mich mehr zu beunruhigen, wenn mich nicht der Pater Castel, den ich mitunter auf dem Wege nach dem Café besuchte, aus meinem Stumpfsinn aufgescheucht hätte. Der Pater Castel war ein Narr, aber im Uebrigen ein gutmüthiger Mensch. Es that ihm leid zu sehen, wie ich mich so verzehrte, ohne etwas zu thun. „Da die Musiker und Gelehrten," sagte er, „nicht singen wollen, wie Sie verlangen, so greifen Sie doch einmal nach etwas anderem und versuchen Sie, wie weit Sie es mit Hilfe der Frauen bringen. Mit ihnen wird es Ihnen vielleicht besser gelingen. Ich habe mit Frau von Beuzenval über Sie gesprochen; stellen Sie sich ihr vor und sagen Sie ihr, ich hätte Sie geschickt. Es ist eine gute Frau, die mit Freuden einen Landsmann ihres Sohnes und ihres Mannes kennen lernen wird. Sie werden bei ihr Frau von Broglie, ihre Tochter, eine sehr geistvolle Dame, antreffen. Auch mit Frau Dupin habe ich Ihretwegen Rücksprache genommen; überreichen Sie derselben Ihr Werk; sie hat Lust, Sie kennen zu lernen, und wird Sie gut aufnehmen. In Paris erreicht man nichts ohne die Frauen; sie sind die Curven, deren Asymptoten die Gelehrten bilden; sie nähern sich ihnen unaufhörlich, ohne sie je zu berühren."

Nachdem ich diesen schrecklichen Frohndienst lange von einem Tage auf den andern aufgeschoben hatte, faßte ich endlich Muth und stellte mich Frau von Beuzenval vor. Sie empfing mich gütig. Als Frau von Broglie hereinkam, sagte sie zu derselben: „Das ist Herr Rousseau, meine Tochter, von dem uns der Pater Castel erzählt hat." Frau von Broglie sagte mir viel Verbindliches über mein Werk und zeigte mir, indem sie mich an ihr Klavier führte, daß sie sich damit beschäftigt hatte. Als es nach ihrer Stutzuhr beinahe Eins war, wollte ich aufbrechen. Frau von Beuzenval sagte jedoch: „Sie haben sehr weit bis zu Ihrer Wohnung, bleiben Sie deshalb und speisen Sie hier." Ich ließ mich nicht lange bitten. Eine Viertelstunde nachher entnahm ich aus einigen Worten, daß mich Frau von Beuzenval nur zu der Tafel ihrer Hausbeamten eingeladen hatte. Sie war eine herzensgute, aber äußerst beschränkte Frau, und noch ganz erfüllt von ihrem erlauchten polnischen Adel, hatte sie keine Vorstellung von den Rücksichten, die man dem Talente schuldig ist. Sogar bei dieser Gelegenheit beurtheilte sie mich mehr nach meiner Haltung als nach meinem Anzuge, der, wenn auch sehr einfach, doch sehr sauber war und keineswegs auf einen Menschen deutete, der an die Dienertafel gesetzt werden mußte. Schon seit zu langer Zeit kannte ich den Weg dahin nicht mehr, um jetzt noch Lust zu haben, ihn wieder zu lernen. Ohne meinen ganzen Verdruß merken zu lassen, sagte ich zu Frau von Beuzenval, daß mich ein kleines Geschäft, das mir so eben erst wieder eingefallen wäre, in meine Wohnung zurückriefe, und ich schickte mich an zu gehen. Frau von Broglie näherte sich ihrer Mutter und sagte ihr einige Worte ins Ohr, die ihre Wirkung hatten. Frau von Beuzenval erhob sich, um mich zurückzuhalten, und sagte: „Ich rechne darauf, daß Sie uns die Ehre geben werden, mit uns zu speisen." Ich hielt es für thöricht, den Stolzen zu spielen, und blieb deshalb. Ueberdies hatte mich die Güte der Frau von Broglie gerührt und sie mir anziehend gemacht. Es gewährte mir große Freude, mit ihr zu speisen, und ich hoffte, daß sie es nach näherer Bekanntschaft mit mir nicht bereuen würde, mir diese Ehre verschafft zu haben. Der Herr Präsident von Lamoignon, ein intimer Freund der Familie, speiste ebenfalls daselbst. Er redete

wie Frau von Broglie jene conventionelle Pariser Sprache, in der alles in kurzen Andeutungen, in versteckten Anspielungen ausgedrückt wird. Da gab es für den armen Jean Jacques keine Gelegenheit zu glänzen. Ich hatte so viel Vernunft, nicht invita Minerva den Liebenswürdigen und Geistreichen spielen zu wollen, und schwieg. Es wäre mein Glück gewesen, hätte ich immer so viel Klugheit besessen. Ich würde mich dann nicht in dem Abgrunde befinden, in dem ich augenblicklich bin.

Ich war trostlos über mein tölpelhaftes Wesen, weil es mich unfähig gemacht hatte, in den Augen der Frau von Broglie ihre mir erwiesene Freundlichkeit zu rechtfertigen. Nach der Tafel nahm ich zu meiner gewöhnlichen Hilfsquelle die Zuflucht. Ich hatte in meiner Tasche eine Epistel in Versen, die ich während meines Aufenthalts in Lyon an Parisot gerichtet hatte. Dieser Arbeit fehlte es nicht an Wärme; ich hob dieselbe durch die Art meines Vortrages noch mehr hervor und rührte sie alle drei zu Thränen. Beruhte es nun auf bloser Eitelkeit oder deutete ich die Blicke, die ich Frau von Broglie ihrer Mutter zuwerfen sah, wirklich richtig, sie schienen mir ihr zu sagen: „Nun, Mama, hatte ich nicht Recht zu behaupten, daß es schicklicher wäre, diesen Mann mit uns als mit unsern Kammerfrauen speisen zu lassen?" Bis zu diesem Augenblicke war mir das Herz ein wenig schwer gewesen; aber nachdem ich mich auf diese Weise gerächt hatte, war ich zufrieden. Frau von Broglie, die ihre günstige Meinung von mir ein wenig zu weit trieb, glaubte, daß ich in Paris Aufsehen erregen und ein Liebling der Frauen werden würde. Um mir bei meiner Unerfahrenheit eine Anleitung zu geben, schenkte sie mir die Bekenntnisse des Grafen ***. „In diesem Buche," sagte sie zu mir, „besitzen Sie einen Mentor, dessen Sie in der Welt bedürfen werden. Sie werden gut daran thun, ihn bisweilen zu Rathe zu ziehen." Länger als zwanzig Jahre habe ich dieses Exemplar aus Dankbarkeit gegen die Hand, aus der ich es empfing, aufbewahrt, aber freilich oft über die Meinung lachend, welche diese Dame von meinen Anlagen zur Galanterie zu haben schien. Seit meiner Lectüre dieses Buches wünschte ich mir die Freundschaft seines

Verfassers zu erwerben. Diese Sehnsucht führte mich nicht irre: er ist der einzige wahre Freund, den ich unter den Gelehrten gehabt habe.*)

Von diesem Augenblicke an rechnete ich darauf, daß mich die Frau Baronin von Beuzenval und die Frau Marquise von Broglie, die eine sichtliche Theilnahme für mich hegten, nicht lange ohne Hilfsquelle lassen würden, und ich täuschte mich nicht. Reden wir jetzt von dem mir bei Frau Dupin gestatteten Zutritt, der längere Folgen gehabt hat.

Frau Dupin war bekanntlich eine Tochter Samuel Bernards und der Frau Fontaine. Man konnte sie und ihre beiden Schwestern die drei Grazien nennen. Die eine derselben, Frau de la Touche, war mit dem Herzog von Kingston nach England durchgegangen, und die andere, Frau von Arty, war die Geliebte und, was mehr sagen will, die Freundin, die einzige und aufrichtige Freundin des Prinzen von Conti, eine durch die Sanftmuth und Güte ihres liebenswürdigen Charakters wie durch die Anmuth ihres Geistes und die sich stets gleich bleibende Heiterkeit ihrer Laune anbetungswürdige Frau. Zu ihnen trat als die dritte Frau Dupin, die schönste von den Schwestern und die einzige, die in jeder Beziehung vorwurfsfrei dastand. Sie war der Lohn für die Gastfreundschaft des Herrn Dupin, welchem ihre Mutter sie nebst einer Stelle als Generalpächter und einem unermeßlichen Vermögen aus Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme gab, die er ihr in seiner Provinz bereitet hatte. Als ich sie zum ersten Male sah, war sie noch eine der schönsten Frauen von Paris. Sie empfing mich an ihrem Putztisch. Ihre Arme waren nackt, ihre Haare aufgelöst, ihr Pudermantel in Unordnung. Ein solcher Empfang war mir völlig neu; mein armer Kopf hielt ihn nicht aus; ich werde verlegen, ich verliere die Fassung, kurz ich verliebe mich auf der Stelle in Frau Dupin.

Meine Verlegenheit schien mir bei ihr nicht zu schaden;

*) Ich habe dies so lange geglaubt und war so fest davon überzeugt, daß ich nach meiner Rückkehr nach Paris gerade ihm das Manuscript meiner Bekenntnisse anvertraute. Der mißtrauische Jean Jacques hat nie an die Treulosigkeit und Falschheit glauben können, als nachdem er ihr Opfer geworden war.

sie schenkte ihr keine Beachtung. Sie nahm das Buch und den Verfasser gütig auf, sprach mit mir von meinem Plane wie eine unterrichtete Person, sang, begleitete sich auf dem Klaviere, behielt mich zum Essen bei sich und ließ mich bei der Tafel an ihrer Seite sitzen. Es bedurfte nicht so viel, um mich närrisch zu machen; ich wurde ganz närrisch. Sie erlaubte mir, sie zu besuchen; ich machte Gebrauch, ja Mißbrauch von dieser Erlaubnis. Ich ging fast täglich hin und speiste wöchentlich zwei- oder dreimal bei ihr. Ich brannte vor Begierde zu reden und wagte es doch nie. Mehrere Gründe steigerten noch meine natürliche Schüchternheit. Der Zutritt bei einer reichen Familie war eine offene Thür zum Glück; ich wollte in meiner Lage nicht Gefahr laufen, sie mir zu verschließen. So liebenswürdig Frau Dupin auch war, so war sie trotzdem ernst und kalt; ich fand in ihrem Auftreten nichts, was entgegenkommend genug gewesen wäre, um mich zu ermuthigen. Ihr Haus, in damaliger Zeit so glänzend wie kein anderes in Paris, war der Sammelplatz einer Gesellschaft, die nur etwas weniger zahlreich hätte sein müssen, um in jeder Beziehung eine ausgewählte zu sein. Sie liebte es, alle Leute bei sich zu sehen, welche Glanz um sich verbreiteten: die Großen, die Gelehrten, die schönen Frauen. Man fand bei ihr nur Herzoge, Gesandte und Ritter des heiligen Geistordens. Die Frau Prinzessin von Rohan, die Frau Gräfin von Forcalquier, die Frau von Mirepoix, die Frau von Brignolé, Lady Hervey konnten für ihre Freundinnen gelten. Herr von Fontenelle, der Abbé von Saint-Pierre, der Abbé Sallier, Herr von Fourmont, Herr von Bernis, Herr von Buffon, Herr von Voltaire gehörten zu ihrem Gesellschaftskreise und zu ihren Tischgästen. Wenn ihr zurückhaltendes Benehmen die jungen Leute nicht in hohem Grade anzog, so war ihre Gesellschaft nur um so auserlesener und Ehrfurcht gebietender, und der arme Jean Jacques konnte sich nicht schmeicheln, inmitten von diesen allen besonders zu glänzen. Ich wagte also nicht zu reden, da ich aber nicht länger schweigen konnte, wagte ich zu schreiben. Sie bewahrte meinen Brief zwei Tage, ohne mit mir von ihm zu sprechen. Am dritten Tage gab sie ihn mir zurück, wobei sie mir in einem

frostigen Tone, der mich erstarren machte, einige Worte der Ermahnung sagte. Ich wollte reden, aber das Wort erstarb mir auf den Lippen; meine plötzliche Leidenschaft erlosch mit der Hoffnung zugleich, und nach einer förmlichen Liebeserklärung fuhr ich fort, mit ihr wie sonst zu verkehren, ohne ihr weiter etwas zu sagen, nicht einmal mit den Augen.

Ich hielt meine Thorheit für vergessen, allein ich täuschte mich. Herr von Francueil, der Sohn des Herrn Dupin und Stiefsohn seiner Gattin, stand mit ihr und mit mir ungefähr in gleichem Alter. Er hatte Geist, ein hübsches Aeußere und konnte bei Frauen auf Erhörung rechnen. Dem Gerüchte nach rechnete er bei seiner eigenen Stiefmutter darauf; vielleicht rührte dieses Gerede einzig und allein davon her, daß sie ihm eine sehr häßliche und sehr sanfte Frau gegeben hatte und mit allen beiden im besten Einvernehmen lebte. Herr von Francueil liebte und schützte die Talente. Uns führte die Musik zusammen, auf die er sich sehr gut verstand. Ich sah ihn oft und schloß mich ihm eng an. Plötzlich gab er mir zu verstehen, daß Frau Dupin meine Besuche zu häufig fände und mich bäte, sie auszusetzen. Diese unhöfliche Aufforderung hätte bei der Rückgabe meines Briefes an ihrer Stelle sein können; aber acht oder zehn Tage später kam sie, zumal keine neue Veranlassung vorhanden war, wie mir schien, völlig zur Unzeit. Dies rief eine um so eigenthümlichere Lage hervor, weil ich Herrn und Frau von Francueil deshalb nicht weniger willkommen war als früher. Ich ging gleichwohl seltener hin und hätte meine Besuche vielleicht ganz unterlassen, wenn mich nicht Frau Dupin in einer unerwarteten Laune hätte bitten lassen, während acht oder zehn Tagen die Ueberwachung ihres Sohnes zu übernehmen, der einen anderen Hofmeister erhielt und während dieser Zwischenzeit ganz auf sich allein angewiesen war. Diese acht Tage verlebte ich in einer unaufhörlichen Qual, die mir allein das Vergnügen, Frau Dupin gefällig zu sein, erträglich machen konnte; denn der arme Chenonceaux hatte schon damals diese leidenschaftliche Hitze, die seine Familie beinahe entehrt hätte und der es zugeschrieben werden muß, daß er auf der Insel Bourbon starb. So lange ich bei ihm war, verhinderte ich

ihn, sich selbst oder andern Schaden zuzufügen, das war aber auch alles, und ich brachte es obendrein nur mit großer Mühe zu Wege. Aber keine zweiten acht Tage hätte ich es noch übernommen, und hätte sich mir auch Frau Dupin selbst zum Lohne hingegeben.

Herr von Francueil gewann mich lieb, ich war sein Arbeitsgenosse, und wir begannen zusammen bei Rouelle einen Cursus in der Chemie. Um ihm näher zu sein, verließ ich mein Hôtel Saint-Quentin und schlug meine Wohnung in dem Ballhause der Straße Verdelet auf, welche die Straße Plâtière, in der Herr Dupin wohnte, durchkreuzt. Dort bekam ich in Folge einer vernachlässigten Erkältung eine Lungenentzündung, an der ich fast gestorben wäre. In meiner Jugend habe ich oft dergleichen entzündliche Krankheiten, Brustfellentzündungen und namentlich Bräuneanfälle gehabt, denen ich sehr unterworfen war und die ich hier nicht aufführen will, die mich aber alle dem Tode nahe genug haben ins Gesicht schauen lassen, um mich an sein Bild zu gewöhnen. Während meiner Genesung hatte ich Zeit über meine Lage nachzudenken und meine Schüchternheit, meine Schwäche und besonders meine Trägheit zu beklagen, die mich trotz des Eifers, der mich beseelte, an der Pforte des Elendes im steten geistigen Müßiggange erschlaffen ließ. Am Abend vor meiner Erkrankung war ich in eine Oper von Royer gegangen, welche man damals gab und deren Namen ich vergessen habe. Trotz meiner Voreingenommenheit für die Talente anderer, die mir stets ein großes Mißtrauen gegen meine eigenen eingeflößt hat, konnte ich mich doch nicht erwehren, diese Musik schwach, schwunglos und unmelodisch zu finden. Ich wagte mir bisweilen zu sagen: Ich halte mich für fähig, besseres zu leisten. Allein die schreckliche Vorstellung, die ich von der Composition einer Oper hegte, und die Wichtigkeit, die ich Musiker einem solchen Unternehmen beilegen hörte, schreckten mich augenblicklich wieder ab und jagten mir die Schamröthe über die Kühnheit meines Gedankens auf die Wange. Wo hätte ich übrigens jemanden gefunden, der mir den Text geschrieben und sich die Mühe gegeben hätte, die Worte nach meinem Belieben hin und her zu wenden? Diese

Gedanken an Musik und Opern tauchten während meiner Krankheit von neuem in mir auf, und in der Fieberhitze componirte ich Lieder, Duette und Chöre. Ich bin sicher, zwei oder drei Stücke di prima intenzione gemacht zu haben, vielleicht würdig der Bewunderung von Meistern, wenn sie die Aufführung derselben hätten hören können. Ach, wenn man die Träume eines Fieberkranken aufzeichnen könnte, welche große und erhabene Sachen würde man dann bisweilen aus seiner Raserei hervorgehen sehen!

Diese Gedanken an Musik und Opern beschäftigten mich noch während meiner Genesung, wenn auch ruhiger. Da ich unaufhörlich und sogar wider meinen Willen daran denken mußte, wollte ich endlich darüber ins Klare kommen und es versuchen, für mich allein eine Oper zu schreiben, Worte und Musik. Es war keineswegs mein erster Versuch. In Chambery hatte ich eine tragische Oper unter dem Namen „Iphis und Anaxarete" geschrieben, die ich so vernünftig gewesen war, ins Feuer zu werfen. In Lyon hatte ich eine andere, „Die Entdeckung der neuen Welt", gedichtet, die, nachdem ich sie Herrn Bordes, dem Abbé von Mably, dem Abbé Treublet und anderen vorgelesen hatte, dasselbe Ende nahm, obgleich ich bereits die Musik zum Prolog und zum ersten Akte vollendet und David mir, als er diese Musik sah, die Versicherung gegeben hatte, es befänden sich Stücke darin, würdig eines Buononcini.

Ehe ich diesmal die Hand ans Werk legte, nahm ich mir die Zeit, über meinen Plan nachzudenken. Ich entwarf den Plan zu einem heroischen Ballet, in dem ich drei verschiedene Gegenstände in drei nur lose zusammenhängenden Aufzügen, deren jeder einen besonderen musikalischen Charakter erhalten sollte, durchzuführen gedachte; und da ich zum Gegenstande eines jeden die Liebeshändel eines Dichters gewählt, so nannte ich diese Oper „Die galanten Musen." In meinem ersten Aufzug, in kräftiger Musik gehalten, bildete Tasso den Mittelpunkt; in dem zweiten, in welchem zärtliche Melodien vorherrschten, Ovid; während der dritte, Anakreon mit Namen, die Heiterkeit des Dithyrambus athmen sollte. Ich versuchte mich zunächst an dem ersten Aufzuge und ließ mich von einem Eifer hinreißen,

der mich zum ersten Male die Wonne empfinden ließ, welche das Schaffen auf dem Gebiete der Tonkunst gewährt. Im Begriff eines Abends gerade in das Opernhaus einzutreten, fühle ich mich plötzlich von meinen Gedanken so durchdrungen und beherrscht, daß ich mein Geld wieder in die Tasche stecke und nach Hause eile, um mich einzuschließen. Nachdem ich die Vorhänge sorgfältig herabgelassen, um das Tageslicht fern zu halten, lege ich mich zu Bette, und nun überlasse ich mich ganz der dichterischen und musikalischen Begeisterung und componire in sieben oder acht Stunden wie im Fluge den größten Theil meines Aktes. Ich muß offen gestehen, daß meine Liebe zu der Prinzessin von Ferrara (denn ich war in diesem Augenblick der Tasso), und meine edelen und stolzen Gesinnungen ihrem ungerechten Bruder gegenüber, mir eine hundertmal köstlichere Nacht gewährten, als wenn ich sie in den Armen der Prinzessin selbst verlebt hätte. Am Morgen erinnerte ich mich nur noch eines kleinen Theiles dessen, was ich geschaffen hatte; aber dieses Wenige, durch die Müdigkeit und den Schlaf überdies fast verwischt, ließ doch die Kraft des Ganzen noch erkennen, dessen spärliche Ueberreste es bildete.

Für dieses Mal führte ich die Arbeit nicht allzu weit fort, da ich durch andere Verhältnisse von ihr abgezogen wurde. Während ich mich der Familie Dupon anschloß, hatten mich Frau von Beuzenval und Frau von Broglie, die ich nach wie vor bisweilen besuchte, nicht vergessen. Der Graf von Montaigu, Hauptmann in den Garden, war unlängst zum Gesandten in Venedig ernannt worden. Er war ein Gesandter von der Mache Barjacs*), dem er sehr emsig den Hof machte. Sein Bruder, der Chevalier von Montaigu, Kammerjunker des Kronprinzen, war ein Bekannter dieser beiden Damen und des Abbé Alary von der französischen Akademie, mit dem ich ebenfalls hin und wieder zusammentraf. Frau von Broglie, welche erfahren hatte, daß sich der Gesandte nach einem Secretär umsähe, schlug mich vor. Wir traten in Unterhandlung. Ich forderte fünfzig Louisd'or Gehalt, was bei einer Stelle, in der man

*) Barjac war Kammerdiener des Cardinals von Fleury.

eine gewisse Rolle spielen muß, sehr wenig war. Er wollte mir nur hundert Pistolen bewilligen und verlangte, ich sollte die Reisekosten selbst bestreiten. Ein solches Anerbieten war lächerlich. Wir konnten nicht einig werden. Herr von Francueil, der sich Mühe gab, mich zurückzuhalten, trug den Sieg davon. Ich blieb, und Herr von Montaigu reiste ab, begleitet von einem andern Secretär, einem Herrn Follau, den ihm das Ministerium des Auswärtigen überlassen hatte. Kaum waren sie jedoch in Venedig, als sie sich schon entzweiten. Follau, welcher einsah, daß er es mit einem Narren zu thun hatte, ließ ihn in Stich, und nun wandte sich Herr von Montaigu, da er nur noch einen jungen Abbé, einen Herrn von Binis, hatte, welcher dem Secretär als Schreiber diente und dessen Stelle nicht auszufüllen im Stande war, wieder an mich. Sein Bruder, der Chevalier, ein Mann von Geist, verstand mich unter Hinweis auf die mit der Stelle eines Secretärs verbundenen Rechte so geschickt zu bearbeiten, daß ich mich endlich mit einem Gehalte von tausend Francs einverstanden erklärte. Als Reisekosten erhielt ich zwanzig Louisd'or und reiste ab.

1743—1744.

Von Lyon aus hätte ich gern den Weg über den Mont Cenis eingeschlagen, um meine arme Mama auf der Durchreise zu besuchen, aber ich fuhr die Rhone hinab und schiffte mich in Toulon ein, sowohl wegen des Krieges und aus Sparsamkeit, als auch um mir einen Paß von Herrn von Mirepoix ausstellen zu lassen, der damals in der Provence commandirte und an den ich gewiesen war. Herr von Montaigu, der sich ohne mich nicht behelfen konnte, schickte mir einen Brief nach dem andern, meine Reise zu beeilen. Ein Zwischenfall verzögerte sie.

Die Pest herrschte damals zu Messina. Die englische Flotte hatte dort vor Anker gelegen und es wurde die Felucke durchsucht, auf der ich mich befand. Dies unterwarf uns, als wir nach einer langen und mühseligen Fahrt in Genua ankamen, einer Quarantaine von einundzwanzig Tagen. Man überließ es uns Passagieren, ob wir sie an Bord

oder im Lazareth durchmachen wollten, in welchem wir jedoch, wie uns versichert wurde, nur die kahlen vier Wände finden würden, weil man noch nicht Zeit gehabt hätte, es zu möbliren. Alle wählten die Felucke. Die unerträgliche Hitze, der beschränkte Raum, die Unmöglichkeit, auf ihr frei umherzugehen, und das Ungeziefer bewogen mich, auf jede Gefahr hin, das Lazareth vorzuziehen. Ich wurde in ein großes, zweistöckiges, vollkommen kahles Gebäude geführt, in welchem ich weder Fenster noch Tisch, weder Bett noch Stuhl, ja nicht einmal eine Fußbank, mich zu setzen, noch ein Bund Stroh, mich darauf zu legen, vorfand. Man brachte mir meinen Mantel, meinen Nachtsack und meine beiden Reisekoffer, schloß dicke Thüren mit dicken Schlössern hinter mir zu, und ich blieb allein als unbeschränkter Herr, ganz nach Belieben von Zimmer zu Zimmer und von Stockwerk zu Stockwerk zu gehen, um überall die nämliche Einsamkeit und die nämliche Kahlheit zu finden.

Dies alles ließ mich doch nicht bereuen, dem Lazareth den Vorzug vor der Felucke gegeben zu haben, und wie ein zweiter Robinson begann ich mich für meine einundzwanzig Tage einzurichten, als ob es für die ganze Lebenszeit gegolten hätte. Zuerst überließ ich mich dem Vergnügen, Jagd auf die Flöhe zu machen, die ich in der Felucke aufgelesen hatte. Als ich nach öfterem Wechsel von Wäsche und Kleidungsstücken endlich von diesem Ungeziefer rein geworden war, ging ich zur Ausstattung des Zimmers über, welches ich mir erwählt hatte. Aus meinen Westen und Hemden machte ich mir eine ausreichende Matratze, aus mehreren Servietten, die ich zusammennähte, Betttücher, aus meinem Schlafrocke eine Decke und aus meinem zusammengerollten Mantel ein Kopfkissen. Der eine flach hingestellte Koffer bildete meinen Stuhl und der andere, den ich aufgerichtet hatte, mußte meinen Tisch abgeben. Ich langte Papier und Tintenfaß hervor und stellte ein Dutzend Bücher, die ich bei mir hatte, in Form einer Bibliothek auf. Kurz, ich machte mir es so bequem, daß ich es, wenn ich von den Vorhängen und Fenstern absehe, in diesem vollkommen kahlen Lazareth fast eben so angenehm hatte wie in meinem Ballhause in der Straße Verdelet.

Meine Mahlzeiten wurden in sehr feierlichem Aufzuge aufgetragen; zwei Grenadiere mit aufgepflanztem Bajonett dienten ihnen als Geleit; die Treppe war mein Speisesaal, der Treppenabsatz gab sich zu meiner Tafel her, die Stufe darunter bot sich mir zum Sitze dar; und sobald mein Mahl aufgetragen war, gab man mir, während man sich zurückzog, mit einer Glocke das Zeichen, daß ich mich zur Tafel begeben könnte. Zwischen meinen Mahlzeiten ging ich, wenn ich nicht las oder schrieb, oder nicht an der Ausstattung meines Zimmers arbeitete, auf dem protestantischen Gottesacker, der mir als Hof diente, spazieren; oder ich bestieg ein durchbrochenes Thürmchen, welches auf den Hafen hinausging und von dem ich die Schiffe ein- und auslaufen sehen konnte. In dieser Weise verlebte ich vierzehn Tage, und würde dort die ganzen drei Wochen zugebracht haben, ohne mich auch nur einen Augenblick zu langweilen, wenn es dem Herrn von Jonville, dem französischen Gesandten, dem ich einen mit Essig durchräucherten, parfümirten und halb verbrannten Brief überreichen ließ, nicht gelungen wäre, meine Zeit um acht Tage abzukürzen; ich ging, sie bei ihm zuzubringen, und ich gebe gern zu, daß ich mich in seinem Hause angenehmer befand als in dem Lazareth. Er erwies mir viele Freundlichkeiten. Sein Secretär Dupont war ein guter Junge, der mich sowohl in Genua wie auf dem Lande in mehrere Häuser einführte, in denen man sich leidlich unterhielt. Ich knüpfte mit ihm Bekanntschaft an und trat später mit ihm in Briefwechsel, den wir sehr lange unterhielten. Darauf setzte ich auf angenehme Weise meine Reise durch die Lombardei fort. Ich sah Mailand, Verona, Brescia, Padua und kam endlich, vom Herrn Gesandten ungeduldig erwartet, in Venedig an.

Ich fand Haufen von Depeschen sowohl vom Hofe wie von anderen Gesandten, von denen er die chiffrirten Theile nicht hatte lesen können, obgleich er alle dazu nöthige Schlüssel besaß. Da ich nie auf einem Bureau gearbeitet und in meinem ganzen Leben keine von dem Minister angewandten Chifferschriften gesehen hatte, fürchtete ich anfangs in Verlegenheit zu kommen. Allein ich überzeugte mich, daß nichts einfacher war, und in weniger als acht

Tagen hatte ich das Ganze dechiffrirt, was wahrhaftig nicht der Mühe werth war; denn abgesehen davon, daß die Gesandtschaft in Venedig schon überhaupt nicht viel zu thun hat, war er auch nicht der Mann dazu, daß man ihm auch nur die geringste Unterhandlung hätte anvertrauen mögen. Er hatte sich bis zu meiner Ankunft in großer Verlegenheit befunden, da er weder zu dictiren noch lesbar zu schreiben verstand. Ich war ihm sehr nützlich; er sah es ein und behandelte mich gut. Noch ein anderer Beweggrund trieb ihn dazu an. Nach der Verabschiedung seines Vorgängers, des Herrn von Froulay, der wahnsinnig geworden, war dem französischen Consul, Herrn Le Blond, die Fortführung der Geschäfte übertragen worden, und dieser leitete sie auch nach Ankunft des Herrn Montaigu weiter, bis er denselben vollkommen eingeweiht haben würde. Eifersüchtig darauf, daß ein anderer seine Geschäfte verrichtete, zu denen er sich doch unfähig fühlte, warf er doch seinen ganzen Groll auf den Consul, und unmittelbar nach meiner Ankunft nahm er ihm die Secretariatsgeschäfte der Gesandtschaft ab und übertrug sie mir. Sie waren von dem Titel unzertrennlich, und deshalb forderte er mich auf, ihn anzunehmen. So lange ich bei ihm war, sandte er unter diesem Titel stets nur mich an den Senat und andere Interessenten, und im Grunde war es sehr natürlich, daß er zum Gesandtschaftssecretär lieber jemand haben wollte, der von ihm allein abhängig war, als einen Consul oder einen vom Hof ernannten Bureaubeamten.

Dies machte meine Stellung ziemlich angenehm und hielt seine Edelleute, die ebenso wie seine Pagen und seine meisten Leute Italiener waren, davon ab, mir den Vorrang in seinem Hause streitig zu machen. Ich benutzte mit Erfolg das damit verbundene Ansehen, um sein droit de liste, das heißt das Asylrecht seines Hauses, gegen die mehrfach gemachten Versuche es zu verletzen, denen sich seine venetianischen Beamten zu widersetzen hüteten, in Kraft zu erhalten. Allein ich duldete auch nie, daß Banditen darin ihre Zuflucht fanden, obgleich ich daraus hätte Gewinn ziehen können, den Seine Excellenz gewiß gern mit mir getheilt haben würde.

Sie erdreistete sich sogar, die Gebühren für die mit dem Secretariat verbundenen Kanzleigeschäfte zu beanspruchen. Man war im Kriege; das verhinderte nicht die Ausstellung vieler Pässe. Für jeden dieser Pässe mußte an den Secretär, der ihn ausstellte und gegenzeichnete, eine Zechine entrichtet werden. Alle meine Vorgänger hatten sich diese Zechine ohne Unterschied von Franzosen wie von Fremden bezahlen lassen. Ich fand diesen Gebrauch ungerecht und, ohne Franzose zu sein, schaffte ich ihn für die Franzosen ab; von allen Uebrigen trieb ich jedoch die mir zustehende Gebühr so streng ein, daß ich sie von dem Bruder des Günstlings der Königin von Spanien, dem Marquis Scotti, der von mir ohne Einsendung der Zechine einen Paß verlangt hatte, einfordern ließ, eine Kühnheit, welche der rachsüchtige Italiener nicht vergaß. Seit Bekanntwerdung dieser Reform hinsichtlich der Abgabe für die Pässe erschienen, um solche zu erlangen, nur noch Schaaren angeblicher Franzosen, die sich in einem abscheulichen Kauderwelsch bald für Provencalen, bald für Picarden oder Burgunder ausgaben. Da ich ein ziemlich feines Gehör habe, ließ ich mich von ihnen nicht leicht hinter das Licht führen, und ich zweifle, daß mich auch nur ein einziger Italiener um meine Zechine gebracht oder ein einziger Franzose sie gezahlt hat. Ich hatte die Thorheit mit Herrn von Montaigu, der von keinem Dinge etwas wußte, von dem, was ich gethan hatte, zu reden. Bei dem Worte Zechine spitzte er die Ohren, und ohne mir seine Ansicht über die Aufhebung der Abgabe für die Franzosen zu äußern, verlangte er von mir, daß ich mit ihm über die anderen Abrechnung halten sollte, indem er mir Gewinnantheile gleichen Werthes versprach. Noch mehr über diese Niedrigkeit entrüstet, als von meinem eigenen Interesse angetrieben, gerieth ich in Zorn. „Nein, mein Herr," sagte ich zu ihm, „möge Eure Excellenz behalten, was Ihnen gehört, und mir lassen, was mir zusteht; ich werde Ihnen nie auch nur einen Sou davon abgeben." Da er sah, daß er auf diesem Wege nichts gewann, schlug er einen andern ein und schämte sich nicht, mir zu sagen, wenn ich die Einkünfte aus der Kanzlei bezöge, so wäre es auch nur gerecht, daß ich die Kosten derselben be-

stritte. Ich wollte mich über diesen Punkt nicht mit ihm zanken, und habe seitdem Tinte, Papier, Siegellack, Wachslichte und dergleichen bis zu dem Amtssiegel hinauf für mein eigenes Geld angeschafft, ohne daß er mir je auch nur einen Heller wieder erstattet hätte. Das hielt mich nicht ab, einen kleinen Theil von den Gebühren für die Pässe dem Abbé Binis, einem gutmüthigen Menschen, abzugeben, der weit davon entfernt war, auf dergleichen Anspruch zu machen. Wenn er gegen mich zuvorkommend war, so war ich nicht weniger artig gegen ihn, und wir haben stets in freundschaftlichem Verhältnisse zu einander gestanden.

Was die Führung der Geschäfte anlangte, so fand ich sie für einen Menschen ohne Erfahrung an der Seite eines Gesandten, der eben so wenig besaß wie ich und dessen Unwissenheit und Starrsinn noch obendrein wie zum Vergnügen allem entgegenarbeitete, was mir die gesunde Vernunft und meine geringen Kenntnisse für seinen und des Königs Dienst Vortheilhaftes eingaben, weniger schwierig, als ich befürchtet hatte. Das Vernünftigste, was er that, war, sich mit dem spanischen Gesandten, dem Marquis von Mari, einem gewandten und schlauen Manne, zu verbünden, der ihn, wenn er Lust gehabt, an der Nase herumgeführt hätte, der ihm indessen bei dem gemeinschaftlichen Interesse beider Kronen gewöhnlich guten Rath ertheilte, wenn der Andere seine Rathschläge nur nicht dadurch wieder verdorben hätte, daß er bei der Ausführung noch immer etwas von seiner eigenen Klugheit dazu that. Das Einzige, was sie gemeinsam hätten thun sollen, war, die Venetianer zur Beobachtung der Neutralität anzuhalten. Diese verfehlten auch nicht, die treue Wahrung derselben zu betheuern, während sie den österreichischen Truppen ganz öffentlich Munition und unter dem Vorwande, es wären Deserteure, sogar Rekruten lieferten. Herr von Montaigu, der sich, wie ich glaube, bei der Republik beliebt machen wollte, verabsäumte trotz meiner Gegenvorstellungen auch nicht, mich in allen seinen Depeschen die Versicherung geben zu lassen, daß sie nie die Neutralität verletzen würde. Der Eigensinn und die Dummheit dieses armen Mannes ließen

mich jeden Augenblick die verschrobensten Dinge schreiben und thun, die ich in meiner Stellung nicht ablehnen konnte, die mir aber bisweilen mein Amt unerträglich und sogar fast unausführbar machten. So verlangte er zum Beispiel durchaus, daß der größte Theil seiner Depeschen an den König wie der an den Minister in Chiffern geschrieben würde, obgleich beide schlechterdings nichts enthielten, was eine solche Vorsicht nöthig machte. Ich stellte ihm vor, daß zwischen Freitag, an dem die Depeschen des Hofes eintrafen, und Sonnabend, an dem die unsrigen abgingen, nicht Zeit genug für die Anwendung der Chifferschrift so wie für die starke Correspondenz vorhanden wäre, die mir durch die rechtzeitige Absendung mit jenem Couriere aufgebürdet wurde. Er entdeckte ein bewunderungswürdiges Auskunftsmittel, nämlich das, schon am Donnerstage die Antwort auf die Depeschen, welche erst am nächsten Tage ankommen sollten, aufzusetzen. Dieser Gedanke schien ihm so glücklich, daß ich mich, was ich ihm auch über die Unmöglichkeit und Absurdität seiner Ausführung sagen konnte, nach ihm richten mußte. Während der ganzen Zeit meines Weilens bei ihm habe ich mir einige Worte, die er im Laufe der Woche flüchtig gegen mich äußerte, sowie einige ganz bedeutungslose Neuigkeiten, die ich bald da, bald dort auflas, aufzeichnen müssen, und dann nie verfehlt, ihm am Donnerstag Morgen einen nur auf dieses Material gestützten Entwurf der Depeschen zu bringen, die am Sonnabend abgehen sollten, vorbehältlich einiger Zusätze oder Verbesserungen, die ich nach den am Freitag eintreffenden, auf welche die unsrigen ja als Antwort dienen sollten, in aller Eile machte. Auch noch eine andere sehr drollige Sonderbarkeit hatte er, die seiner Correspondenz etwas ungemein Lächerliches gab, nämlich die, jede Nachricht an ihre Quelle zurückzuschicken, anstatt sie ihren Lauf verfolgen zu lassen. Herrn Amelot zeigte er die Neuigkeiten vom Hofe an, Herrn von Maurepas die von Paris, Herrn von Havrincourt die von Schweden, Herrn De la Chetardin die von Petersburg und mitunter einem jeden gerade die, welche von ihm selber herrührten und die ich dann ein wenig anders einkleidete. Da er von allem, was ich ihm zum Unterzeichnen

brachte, nur die Depeschen an den Hof flüchtig durchlas und die an die anderen Gesandten, ohne sie anzublicken, unterschrieb, war es mehr in meine Hand gelegt, sie nach meinem Geschmacke abzufassen, und ich ließ sich die Neuigkeiten darin wenigstens kreuzen. Allein es war mir unmöglich, den Depeschen, und wenn sie auch noch so richtig waren, eine vernünftige Wendung zu geben; ich mußte mich noch glücklich preisen, wenn es ihm nicht in den Sinn kam, aus dem Stegreife einige Zeilen seiner eigenen Weisheit einzuflicken, die mich nöthigten zurückzukehren, um in aller Eile die mit dieser neuen Dummheit geschmückte Depesche umzuschreiben, wobei seinem erhabenen Einfalle die Ehre der Chifferschrift zu Theil werden mußte, weil er sie sonst nicht unterzeichnet hätte. Hundertmal fühlte ich mich um seiner Ehre willen versucht, etwas Anderes als seine Worte zu chiffriren; aber in dem Bewußtsein, daß mich nichts zu einer solchen Untreue berechtigen konnte, ließ ich ihn auf seine Gefahr hin Blödsinn schreiben, damit zufrieden, mich ihm gegenüber mit allem Freimuth auszusprechen und wenigstens meinerseits meine Pflicht bei ihm zu erfüllen.

Das that ich beständig mit einer Redlichkeit, einem Eifer und einem Muthe, die von seiner Seite einen andern Lohn verdient hätten, als den, welcher mir schließlich dafür zu Theil wurde. Es war Zeit, daß ich einmal das war, wozu der Himmel, der mir einen glücklichen Charakter verliehen, wozu die Erziehung, die ich von der besten der Frauen erhalten, wozu die Ausbildung, die ich selbst mir gegeben, mich gemacht hatten, und nun war ich es. Lediglich auf mich selbst angewiesen, ohne Freunde, ohne Rathgeber, ohne Erfahrung, in fremdem Lande, einem fremden Volke dienend, mitten unter einer Schaar von Gaunern, die um ihres eigenen Besten willen und um das Aergernis eines guten Beispieles aus dem Wege zu schaffen, mich zu ihrer Nacheiferung anzureizen suchten, diente ich, weit entfernt, darauf einzugehen, Frankreich, dem ich nichts schuldig war, mit aller Treue und, wie es billig war, dem Gesandten mit noch größerer in allem, was von mir abhing. Tadellos auf einem ziemlich beobachteten Posten, verdiente

und errang ich mir die Achtung der Republik, die aller Gesandten, mit denen wir in Briefwechsel standen, so wie die Liebe aller in Venedig wohnhaften Franzosen, ohne den Consul selbst auszunehmen, den ich zu meinem Leidwesen in Functionen ersetzte, welche, wie ich wußte, ihm gebührten, und die mir mehr Beschwerde als Vergnügen bereiteten.

Rückhaltslos sich dem Marquis Mari anschließend, der sich mit den kleinen Angelegenheiten, die zu seinen Pflichten gehörten, nicht befaßte, vernachlässigte Herr von Montaigu sie dermaßen, daß die in Venedig ansässigen Franzosen ohne mich nichts von einem Gesandten ihres Volkes wahrgenommen haben würden. Stets ungehört abgewiesen, wenn sie seines Beistandes bedurften, verloren sie endlich den Muth, ihn zu begehren, und weder in seinem Gefolge, noch an seiner Tafel, zu der er sie niemals lud, sah man noch einen von ihnen. Aus eigenem Antriebe that ich oft, was er hätte thun müssen; ich leistete den Franzosen, die sich an ihn oder mich wandten, jeden Dienst, der in meinen Kräften stand. In jedem andern Lande würde ich mehr gethan haben, aber da ich mich meiner amtlichen Stellung wegen an niemanden wenden konnte, der in Diensten stand, war ich oft gezwungen, meine Zuflucht zu dem Consul zu nehmen; und der Consul hatte, da er mit seiner Familie in Venedig ansässig war, Rücksichten zu beobachten, die ihn verhinderten, immer nach Wunsch zu handeln. Zuweilen ließ ich mich jedoch, wenn ich sah, daß es ihm an Muth fehlte und er nicht zu reden wagte, zu kühnen Schritten hinreißen, von denen mir mehrere geglückt sind. Namentlich eines erinnere ich mich, bei dem ich noch jetzt, wenn ich daran denke, lachen muß: man wird schwerlich vermuthen, daß ich es bin, dem die Pariser Theaterfreunde die Coralline und ihre Schwester Camilla verdankt haben, und doch ist es vollkommen wahr. Véronèse, ihr Vater, hatte sich mit seinen Kindern für die italienische Truppe engagiren lassen; nachdem er aber zweitausend Francs Reisegeld erhalten hatte, war er, anstatt abzureisen, ruhig bei dem Theater von San-Luca*) in Venedig einge-

*) Es kann möglicherweise auch San Samuel gewesen sein. Die Eigennamen entfallen mir gänzlich.

treten, wo Coralline, so jung sie auch noch war, große Bewunderung erregte. In seiner Eigenschaft als Oberkammerherr forderte der Herzog von Gesvres den Gesandten schriftlich auf, die Auslieferung des Vaters wie der Tochter zu verlangen. Herr von Montaigu gab mir den Brief und sagte zu mir statt jedes weiteren Auftrages: „Lesen Sie selbst!“ Ich ging zu Herrn Le Blond und bat ihn, mit dem Nobile, welchem das Theater von San Luca gehörte, und der, wie ich glaube, ein Zustiniani war, zu reden, damit derselbe Véronèse, da er für den Dienst des Königs engagirt wäre, fortschickte. Le Blond, der sich den Auftrag nicht allzu sehr am Herzen liegen ließ, führte ihn schlecht aus. Zustiniani machte Ausflüchte und Véronèse wurde nicht fortgeschickt. Ich wurde ärgerlich. Es war die Zeit des Carnevals; ich nahm Mantel und Maske und ließ mich nach dem Palast Zustiniani fahren. Alle, die meine Gondel mit den Abzeichen des Gesandten ankommen sahen, wurden betroffen; nie war in Venedig etwas Aehnliches gesehen worden. Ich trete ein, ich lasse mich unter dem Namen d'una siora maschera*) anmelden. Sobald ich eingeführt bin, nehme ich die Maske ab und nenne mich. Der Senator erblaßt und steht wie bestürzt da. „Zu meinem Bedauern,“ sagte ich zu ihm, „muß ich Eure Excellenz mit meinem Besuche belästigen; allein Sie haben an Ihrem Theater von San Luca einen Mann, Namens Véronèse, der für den Dienst des Königs engagirt ist und den man vergeblich von Ihnen verlangt hat; ich komme, um im Namen Seiner Majestät die Auslieferung desselben zu fordern.“ Meine kurze Ansprache hatte Wirkung. Kaum war ich fortgegangen, als mein Mann eiligst den Staatsinquisitoren Bericht über sein Abenteuer abstattete, und diese wuschen ihm den Kopf. Noch am nämlichen Tage wurde Véronèse verabschiedet. Ich ließ ihm sagen, ich würde ihn, wenn er nicht in acht Tagen abreiste, verhaften lassen, und er reiste ab.

Bei einer andern Gelegenheit riß ich den Kapitän eines Kauffahrteischiffes allein und fast ohne jemandes Beistand

*) . . . . eines maskirten Herrn.

aus der Noth. Es war der Kapitän Olivet aus Marseille; den Namen des Schiffes habe ich vergessen. Seine Mannschaft hatte mit im Dienste der Republik stehenden Slavoniern Streit bekommen; Thätlichkeiten waren vorgefallen, und der über das Schiff verhängte Arrest wurde so streng durchgeführt, daß mit Ausnahme des Kapitäns es niemand ohne Erlaubnis betreten oder verlassen durfte. Der Gesandte, an den er sich wendete, wies ihn ab. Nun suchte er den Consul auf, der ihm jedoch sagte, das wäre keine Handelsangelegenheit, und er könnte sich deshalb nicht hineinmischen. Da er nicht wußte, was er anfangen sollte, kam er zu mir. Ich stellte Herrn von Montaigu vor, daß er mir gestatten müßte, dem Senat darüber Vorstellungen zu machen. Ich erinnere mich nicht, ob er darauf einging, und ich wirklich eine Note ergehen ließ, aber soviel erinnere ich mich wohl, daß ich, als meine Schritte vergeblich waren und das Embargo noch immer weiter dauerte, einen Entschluß faßte, der Erfolg hatte. Ich nahm den Bericht über diesen Vorfall in eine Depesche an Herrn von Maurepas auf und hatte noch Mühe genug, Herrn von Montaigu dahin zu bestimmen, daß er diese Stelle stehen ließ. Ich wußte, daß unsere Depeschen, so wenig es sich auch der Mühe lohnte, in Venedig geöffnet wurden; den Beweis lieferten mir einige Stellen, welche ich Wort für Wort in der Zeitung fand: eine Treulosigkeit, über die ich dem Gesandten umsonst dringend gerathen hatte sich zu beschweren. Als ich diese Plackerei in der Depesche erwähnte, war es meine Absicht, die Neugier der Venetianer dahin zu benutzen, ihnen Furcht einzujagen und sie dadurch zu bewegen, das Schiff frei zu geben, denn hätte man, um das zu erreichen, erst die Antwort des Hofes abwarten müssen, wäre der Kapitän noch vor ihrer Ankunft zu Grunde gerichtet gewesen. Ich that mehr, ich begab mich auf das Schiff, um die Mannschaft zu vernehmen. Ich nahm den Abbé Patizel mit mir, den Kanzler des Consulats, der allerdings nur sehr unlustig mitkam, in so hohem Grade besorgten alle diese armen Leute, das Mißfallen des Senats zu erregen. Da ich wegen des Verbotes nicht an Bord steigen konnte, blieb ich in meiner Gondel und nahm in derselben mein

Protokoll auf, indem ich sämmtliche Leute der Bemannung mit lauter Stimme hinter einander verhörte und meine Fragen der Art stellte, daß ich ihnen nur Antworten entlockte, die ihnen günstig waren. Dieser ein wenig kühne Schritt hatte indessen einen glücklichen Erfolg, und das Schiff wurde lange vor der Ankunft der Antwort des Ministers frei gegeben. Der Kapitän wollte mir ein Geschenk machen. Ohne darüber Verdruß zu zeigen, klopfte ich ihm auf die Schulter und sagte: Kapitän Olivet, wähnst du, daß der, welcher von den Franzosen die herkömmlichen Paßgebühren nicht annimmt, fähig sei, ihnen den Schutz des Königs zu verkaufen?" Wenigstens wollte er mir jedoch an Bord seines Schiffes ein Gastmahl geben, welches ich auch annahm und zu dem ich den spanischen Gesandtschaftssecretär, einen gewissen Carrio mitnahm, einen geistreichen und sehr liebenswürdigen Mann, den man später als Gesandtschaftssecretär und Geschäftsträger in Paris gesehen hat, und dem ich mich nach dem Beispiele unserer Gesandten in inniger Freundschaft angeschlossen hatte.

Während ich so mit vollkommenster Uneigennützigkeit alles Gute, was ich irgend vermochte, that, würde es mir vortheilhaft gewesen sein, wenn ich es verstanden hätte, in alle diese kleinen Angelegenheiten auch genügende Ordnung und Pünktlichkeit zu bringen, um nicht hinter das Licht geführt zu werden und nicht anderen auf meine Kosten zu dienen. Allein in Stellungen, wie die meinige, in denen auch die kleinsten Fehler nicht ohne Folgen sind, war meine ganze Aufmerksamkeit lediglich darauf gerichtet, in keiner Weise gegen meinen Dienst zu verstoßen. In allem, was meine eigentlichen Pflichten betraf, war ich bis zu Ende von der größten Ordnung und der gewissenhaftesten Pünktlichkeit. Außer einigen Irrthümern, welche ich in übertriebener Eile beim Dechiffriren beging und über die sich die Beamten des Herrn Amelot einmal beklagten, hatte mir weder der Gesandte noch irgend jemand je auch nur eine einzige Nachlässigkeit in meinen Amtsgeschäften vorzuwerfen, was für eine sonst so nachlässige und so unbesonnene Person wie ich bin, gewiß bemerkenswerth ist. Aber in den Privatgeschäften, die ich übernahm, war ich mitunter vergeßlich

und ließ es an der nöthigen Sorgfalt fehlen, und in meinem Gerechtigkeitsgefühle bin ich stets aus eigenem Antriebe für den Schaden aufgekommen, ehe jemand daran dachte, sich zu beschweren. Ich will davon nur ein einziges Beispiel anführen, welches mit meiner Abreise von Venedig in Zusammenhang steht, und dessen Folgen ich später in Paris empfunden habe.

Unser Koch Rousselot hatte aus Frankreich einen alten Schuldschein über zweihundert Franken, welchen einer seiner Freunde, ein Friseur, von einem venetianischen Edelmanne, Namens Zanetto Nani, für gelieferte Perücken empfangen hatte, mitgebracht. Rousselot übergab mir diesen Schuldschein mit der Bitte, den Versuch zu machen, ob sich nicht durch Vergleich wenigstens ein Theil dieser Summe retten ließe. Ich wußte es eben so gut wie er, daß es bei den venetianischen Nobili zur völligen Sitte geworden ist, die im Auslande gemachten Schulden nach ihrer Heimkehr nie zu bezahlen. Bei Anwendung von Zwang halten sie den unglücklichen Gläubiger so lange und unter so großen Kosten hin, daß er den Muth verliert und schließlich alles aufgiebt oder sich mit fast nichts abspeisen läßt. Ich bat Herrn Le Blond mit Zanetto zu reden; dieser gestand die Richtigkeit des Schuldscheines zu, ohne jedoch Zahlung zu leisten. Nach heftigem Streite versprach er endlich drei Zechinen. Als ihm Le Blond den Schuldschein brachte, waren die drei Zechinen nicht zur Stelle; er mußte warten. Während dieses Wartens kam ich plötzlich mit dem Gesandten in Streit, der meinen Austritt aus seinem Dienste herbeiführte. Die Papiere der Gesandtschaft ließ ich in der größten Ordnung zurück, aber Rousselots Schuldschein fand sich nicht vor. Herr Le Blond versicherte, ihn mir zurückgegeben zu haben. Ich kannte ihn als einen zu ehrlichen Mann, um seine Behauptung in Zweifel zu ziehen; aber es wollte mir durchaus nicht einfallen, was aus diesem Scheine geworden war. Da Zanetto die Schuld anerkannt hatte, bat ich Le Blond sich zu bemühen, die drei Zechinen gegen Quittung zu erhalten oder ihn zur Ausstellung eines neuen Scheines zu bewegen. Als aber Zanetto den Verlust des Scheines erfuhr, wollte er sich weder zu dem

Einen noch zu dem Andern verstehen. Ich bot Rousselot die drei zur Einlösung des Scheines verabredeten Zechinen aus meiner eigenen Tasche an. Er wies sie zurück und forderte mich auf, mich in Paris mit dem Gläubiger, dessen Adresse er mir gab, zu vergleichen. Der Friseur, von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt, verlangte seinen Schuldschein oder sein volles Geld. Was würde ich in meiner Entrüstung nicht für die Wiedererlangung dieses verwünschten Scheines gegeben haben! Ich bezahlte die zweihundert Franken und noch dazu in eigener größter Noth. So floß dem Gläubiger durch den Verlust des Scheines die ganze Summe zu, während, wenn sich derselbe zum Unglück für ihn wiedergefunden hätte, Seine Excellenz Zanetto Nani nur mit großer Mühe zur Zahlung der versprochenen zehn Thaler hätte bewogen werden können.

Die Ueberzeugung, daß ich Talent für meinen Beruf besäße, beseelte mich mit Eifer für denselben. Wenn ich von dem Umgange mit meinem Freunde Carrio, mit dem tugendhaften Altuna, von dem ich bald werde zu reden haben, wenn ich von den höchst unschuldigen Erholungen des Markusplatzes und des Theaters, sowie von einigen Besuchen absehe, die wir fast stets zusammen abstatteten, so suchte ich mein Vergnügen lediglich in der Erfüllung meiner Pflichten. Obgleich meine Arbeit nicht sehr mühevoll war, zumal ich an dem Abbé von Binis einen Gehilfen hatte, so war ich gleichwohl beschäftigt, da die Correspondenz sehr ausgebreitet war und wir uns im Kriege befanden. Ich arbeitete täglich einen guten Theil des Vormittags und an den Couriertagen mitunter bis Mitternacht. Die übrige Zeit widmete ich dem Studium des Berufes, in den ich eingetreten und in dem ich bei dem Erfolge in meiner Anfangsstellung auf eine noch vortheilhaftere Verwendung in der Zukunft mit Sicherheit rechnete. In der That gab es über mich nur eine Stimme, von der des Gesandten an, welcher meine Dienste laut lobte, nie gegen sie etwas auszusetzen hatte, und dessen ganze Wuth späterhin nur daher rührte, daß ich schließlich meinen Abschied verlangte, da meine eigenen Beschwerden unberücksichtigt blieben. Die Gesandten und Minister des Königs, mit

denen wir in Briefwechsel standen, sagten ihm über die glänzende Befähigung seines Secretärs Schmeicheleien, die ihn angenehm hätten berühren müssen, während sie in seinem befangenen Kopfe eine gerade entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten. Bei einer sehr wichtigen Angelegenheit wurde ihm namentlich eine ausgesprochen, welche er mir nie verziehen hat. Es lohnt sich der Mühe, den Vorfall näher zu erläutern.

Er war so wenig fähig, sich Zwang aufzuerlegen, daß er selbst am Sonnabende, an dem fast sämmtliche Couriere abgefertigt wurden, das Ausgehen nicht bis zur Beendigung der Arbeit aufschieben konnte, und unter fortwährendem Drängen, die Depeschen für den König und die Minister zu vollenden, unterzeichnete er sie in aller Hast und lief darauf, ich weiß nicht wohin, während er den größten Theil der anderen Briefe ohne Unterschrift ließ. Hierdurch wurde ich gezwungen, wenn es nur auf die Mittheilung von Neuigkeiten ankam, sie im gewöhnlichen Tagesberichte zu erwähnen; wenn es sich jedoch um königliche Dienstangelegenheiten handelte, war es durchaus nöthig, daß sie jemand unterzeichnete, und so unterzeichnete ich dann selbst. Dies that ich auch bei einer wichtigen Nachricht, die wir von Herrn Vincent, dem königlichen Geschäftsträger in Wien erhalten hatten. Es war damals, als der Fürst Lobkowitz nach Neapel marschirte und der Graf von Gages jenen denkwürdigen Rückzug ausführte, die schönste Kriegsthat des ganzen Jahrhunderts, die in Europa viel zu wenig beachtet ist. Die Nachricht meldete, daß ein Mann, dessen Signalement uns Herr Vincent beilegte, von Wien abreisen und über Venedig heimlich nach den Abruzzen gehen sollte, mit dem Auftrage, bei dem Anrücken der Oestreicher einen Volksaufstand zu erregen. In der Abwesenheit des Herrn Grafen von Montaigu, der sich durch nichts aus seiner Ruhe stören ließ, theilte ich dem Marquis de l'Hôpital diese Nachricht mit und zwar so rechtzeitig, daß das Haus Bourbon vielleicht nur diesem armen und so verhöhnten Jean Jacques die Erhaltung des Königreichs Neapel verdankt.

Als sich der Marquis de l'Hôpital, wie es billig war, dafür bei seinem Collegen bedankte, erwähnte er dabei sei-

nes Secretärs und des von ihm der gemeinsamen Sache geleisteten Dienstes. Der Graf von Montaigu, der sich bei dieser Angelegenheit seine Nachlässigkeit vorzuwerfen hatte, glaubte in dem ihm abgestatteten Danke einen Vorwurf für sich zu sehen und sprach sich gegen mich sehr unwillig darüber aus. Ich war in der Lage gewesen, dem Grafen von Castellane, der Gesandter in Konstantinopel war, einen ähnlichen Dienst wie dem Marquis de l'Hôpital, wenn auch in einer weniger wichtigen Sache, zu erweisen. Da es nach Konstantinopel keine andere Postverbindung als vermittelst der Couriere gab, welche der Senat von Zeit zu Zeit an seinen Gesandten bei der Pforte sandte, so benachrichtigte man den französischen Gesandten von der Abreise dieser Couriere, damit er, wenn es ihm zweckdienlich schien, seinem Collegen auf diesem Wege Nachrichten zukommen lassen könnte. Diese Benachrichtigung traf gewöhnlich einen oder zwei Tage früher ein; allein man achtete den Herrn von Montaigu so wenig, daß man sich damit begnügte, nur der Form wegen eine oder zwei Stunden vor der Abreise des Couriers zu ihm zu senden, was mich wiederholentlich in die Nothwendigkeit versetzte, die Depesche in seiner Abwesenheit aufzusetzen und abzuschicken.

Ich bekenne, daß ich die Gelegenheit, mich zur Geltung zu bringen, nicht vermied, aber ich suchte sie eben so wenig ohne Grund, und ich erblickte nichts Unrechtes darin, bei treuer Dienstführung auch nach dem natürlichen Lohne für gute Dienste zu streben, das heißt nach der Achtung derjenigen, die im Stande sind, sie zu beurtheilen und zu belohnen. Ich weiß nicht, ob meine Pünktlichkeit in der Erfüllung meiner Amtsgeschäfte meinem Gesandten einen gerechten Grund zur Klage gab, aber soviel weiß ich, daß es die einzige war, welche er bis zum Tage unserer Trennung ausgesprochen hat.

Sein Haus, das er nie gehörig einzurichten verstanden hatte, füllte sich mit Schurken; die Franzosen wurden in demselben übel behandelt, die Italiener gewannen die Herrschaft, und sogar unter ihnen wurden die guten Diener, welche der Gesandtschaft schon lange angehörten, sämmtlich schimpflich fortgejagt, unter andern der erste Edelmann

der bereits bei dem Grafen von Froulay dieses Ehrenamt bekleidet hatte, ein gewisser Graf Peati, wie ich glaube, oder wenigstens ein Nobile sehr ähnlichen Namens. Der zweite Edelmann, den Herr von Montaigu sich erwählt hatte, war ein Bandit aus Mantua, Namens Dominico Vitali. Dieser Mann, welchem der Gesandte die Sorge für seinen Haushalt anvertraute, erlangte durch Speichelleckerei und elende Knauserei sein Vertrauen und wurde sein Günstling, zum großen Schaden der wenigen noch vorhandenen ehrlichen Leute, und namentlich des Secretärs an ihrer Spitze. Das klare Auge eines ehrlichen Mannes ist für die Spitzbuben stets etwas Beunruhigendes. Mehr hätte es nicht bedurft, um mir seinen Haß zuzuziehen; aber dieser Haß hatte noch eine andere Ursache, welche ihn bedeutend verschärfte. Ich muß diese Ursache erzählen, damit man mich verurtheile, wenn ich Unrecht hatte.

Der Gesandte hatte nach der allgemeinen Sitte in jedem der fünf Theater eine Loge. Regelmäßig nannte er beim Mittagessen das Theater, welches er an diesem Tage besuchen wollte; nach ihm wählte ich, und die Edelleute verfügten über die anderen Logen. Beim Fortgehen nahm ich den Schlüssel der Loge, die ich gewählt hatte. Da Vitali eines Tages nicht da war, trug ich dem zu meiner Bedienung bestimmten Lakaien auf, mir den Schlüssel in ein Haus zu bringen, das ich ihm angab. Anstatt mir meinen Schlüssel zu senden, ließ mir Vitali sagen, daß er darüber verfügt hätte. Ich fühlte mich um so mehr beleidigt, als mir der Lakai seinen Auftrag vor der ganzen Gesellschaft mitgetheilt hatte. Am Abend wollte mir Vitali einige Worte der Entschuldigung sagen, die ich jedoch nicht annahm. „Morgen," sagte ich zu ihm, „werden Sie, mein Herr, mich zu einer bestimmten Stunde in dem Hause, in dem mir der Schimpf zugefügt ist, und vor den Leuten, die Zeugen davon gewesen sind, um Entschuldigung bitten; andrenfalls verlassen Sie oder ich, was auch die Folgen sein mögen, dieses Haus." Dieser entschiedene Ton machte Eindruck auf ihn. Er erschien zur bestimmten Stunde an dem bezeichneten Orte, um mir mit einer seiner würdigen Erbärmlichkeit seine Entschuldigungen öffentlich auszuspre-

chen; aber er ergriff mit Muße seine Maßregeln und, während er die tiefsten Verbeugungen vor mir machte, arbeitete er auf echt italienische Weise dergestalt, daß er mich in die Nothwendigkeit versetzte, den Abschied zu nehmen, nachdem er den Gesandten nicht hatte bewegen können, ihn mir zu ertheilen.

Ein so elender Mensch wie er war sicherlich unfähig, mein Wesen genau zu verstehen; allein er kannte mich so weit, als es sein Gesichtskreis zuließ. Er kannte meine Gutmüthigkeit und ungemeine Sanftmuth im Ertragen unabsichtlicher Kränkungen, wußte aber auch, daß ich bei absichtlichen Beleidigungen hochfahrend und rücksichtslos war, Anstand und Würde bei allem, was Schicklichkeit erheischte, liebte, und nicht weniger anspruchsvoll die mir gebührende Achtung verlangte, als ich bereit war, andern die ihnen gebührende zu erweisen. Dies suchte er als Handhabe zu benutzen und gelangte auch damit zum Ziele. Er kehrte im Hause das Unterste zu oberst; er entfernte daraus, was ich darin von Ordnung, Zucht, Sauberkeit und Regelmäßigkeit zu erhalten bestrebt gewesen war. Ein Haus ohne Frau bedarf einer etwas strengen Zucht, um der von der Würde unzertrennlichen Einfachheit die Herrschaft zu sichern. Er machte aus dem unsrigen bald eine Stätte der Schwelgerei und Liederlichkeit, ein Nest voll Spitzbuben und Wüstlingen. An Stelle des zweiten Edelmannes, dessen Entlassung er herbeigeführt hatte, gab er Seiner Excellenz einen eben so großen Schurken, wie er war, der ein öffentliches Bordell zum „Malteserkreuz" hielt; und diese beiden Schufte, die Hand in Hand mit einander gingen, waren eben so schamlos wie unverschämt. Außer dem Zimmer des Gesandten, in welchem auch nicht allzu große Ordnung herrschte, gab es keinen für einen anständigen Mann erträglichen Winkel im Hause.

Da Seine Excellenz nicht zu Abend speiste, hatte ich mit den Edelleuten des Abends eine besondere Tafel, zu welcher auch der Abbé von Binis und die Pagen herangezogen wurden. In der elendesten Garküche wird man reinlicher, anständiger, auf weniger unsauberem Tischtuche und mit reichlicheren und besseren Speisen bedient. Man gab uns

ein einziges kleines, sehr dunkel brennendes Talglicht, zinnerne Teller und eiserne Gabeln. Was im Verborgenen geschah, hätte ich mir noch gefallen lassen, aber man entzog mir meine Gondel; unter allen Gesandtschaftssecretären war ich allein genöthigt, mir eine zu miethen oder zu Fuß zu gehen, und die Dienerschaft Seiner Excellenz stand mir nur noch zur Verfügung, wenn ich zum Senate ging. Uebrigens blieb von den Vorfällen in unserm Hause in der Stadt nichts verschwiegen. Alle Beamte des Gesandten erhoben lautes Geschrei. Dominico, die einzige Veranlassung von allem, schrie am lautesten, da er wohl wußte, daß die Rücksichtslosigkeit, mit der wir behandelt wurden, mir empfindlicher als allen Uebrigen war. Ich allein erzählte außer dem Hause nie etwas; aber ich beschwerte mich lebhaft bei dem Gesandten wie über alles andere, so auch über ihn selbst, der, heimlich von seinem Dämon angetrieben, mir täglich eine neue Kränkung zufügte. Zu großen Ausgaben gezwungen, um standesgemäß und wie meine Collegen zu leben, konnte ich keinen Sou von meinem Gehalte von ihm herausbekommen; forderte ich von ihm Geld, so sprach er mir von seiner Achtung und seinem Vertrauen, als hätte dies meinen Beutel füllen und für alles ausreichen müssen.

Endlich brachten es die beiden Schufte dahin, ihrem Herrn völlig den Kopf zu verdrehen, der ihm schon immer nicht auf der rechten Stelle gesessen hatte, und richteten ihn durch fortwährende schwindelhafte Ankäufe zu Grunde, bei denen sie ihm vorredeten, daß er die andern übervortheilt hätte. Sie ließen ihn an der Brenta einen Palast für das Doppelte des Werthes miethen, wobei sie den Ueberschuß mit dem Besitzer theilten. Die Zimmer desselben waren mit Mosaik ausgelegt und nach der Landessitte mit Säulen und Wandpfeilern von sehr schönen Marmorarten ausgeschmückt. Herr von Montaigu ließ das alles mit einem Getäfel von Tannenholz prächtig überkleiden, aus dem einzigen Grunde, weil in Paris die Gemächer so getäfelt sind. Aus ähnlichem Grunde entzog er unter allen Gesandten in Venedig allein seinen Pagen den Degen und seinen Dienern den Stock. So war der Mensch beschaffen, der

vielleicht immer aus dem nämlichen Grunde mich nicht leiden konnte, einzig und allein im Hinblick darauf, daß ich ihm zu treu diente.

Ich hielt geduldig seine Geringschätzung, seine Rohheit und seine schlechte Behandlung aus, so lange ich darin nur üble Launen und keinen Haß zu erkennen glaubte; sobald ich aber darin die bewußte Absicht sah, mich um die Achtung zu bringen, die ich um meiner guten Dienstführung willen verdiente, war ich entschlossen, auf meine Stellung zu verzichten. Den ersten Beweis seines Uebelwollens erhielt ich gelegentlich eines Festmahls, welches er dem Herzog von Modena und seiner Familie, die sich in Venedig befanden, geben wollte, und an dem ich laut seiner Ankündigung nicht Theil nehmen sollte. Ich erwiderte gereizt, aber ohne leidenschaftliche Erregung, daß ich die Ehre hätte, täglich an seiner Tafel zu speisen, und es deshalb, wenn der Herr Herzog von Modena bei seinem Erscheinen meine Entfernung von derselben verlangte, ihm seine hohe Stellung und mir meine Pflicht geböte, ihm nicht zu willfahren. „Wie," sagte er heftig, „mein Secretär, der nicht einmal Edelmann ist, beansprucht mit einem Herrscher zu speisen, wenn meine Edelleute es nicht dürfen!" — „Ja, mein Herr," versetzte ich, „das Amt, mit welchem mich Eure Excellenz beehrt hat, adelt mich, so lange ich ihm vorstehe, so sehr, daß ich sogar vor Ihren Edelleuten oder sogenannten Edelleuten den Vorrang habe und mir da der Zutritt offen steht, wo sie ihn nicht haben können. Sie wissen sehr wohl, daß ich an dem Tage, an welchem Sie Ihren öffentlichen Einzug halten werden, durch das Ceremoniel und eine uralte Sitte berufen bin, Ihnen im Staatskleide zu folgen und mit Ihnen im Palast des heiligen Markus zu speisen; und ich sehe nicht ein, weshalb ein Mann, der mit dem Dogen und dem Senat von Venedig öffentlich speisen darf und muß, nicht mit dem Herrn Herzog von Modena im Privatkreise essen sollte." Obgleich sich dagegen nichts einwenden ließ, ergab sich der Gesandte keineswegs; aber wir hatten keine Gelegenheit, den Streit zu erneuern, da der Herr Herzog von Modena nicht erschien, um bei ihm zu speisen.

Von nun an hörte er nicht auf, mir Unannehmlichkeiten zu bereiten und mich zurückzusetzen, indem er sich bestrebte, mir die mit meiner Stellung verbundenen kleinen Vorrechte zu nehmen, um sie auf seinen lieben Vitali zu übertragen; und hätte er es sich unterstehen dürfen, ihn an meiner Stelle zum Senat zu senden, so hätte er es sicherlich gethan. Zur Abfassung seiner Privatbriefe berief er gewöhnlich den Abbé von Binis in sein Cabinet; er bediente sich seiner auch, um in Betreff der Angelegenheit des Kapitäns Olivet einen Bericht an Herrn von Maurepas aufzusetzen, in welchem er meiner, der doch allein damit zu thun gehabt hatte, nicht allein nicht erwähnte, sondern mir sogar die Ehre der Aufnahme des Protokolls raubte. Bei Einsendung einer Abschrift desselben schrieb er es nämlich Patizel zu, der nicht ein einziges Wort dabei gesprochen hatte. Er wollte mich seinem Günstlinge zu Liebe demüthigen, sich aber meiner nicht entledigen. Er sah ein, daß es ihm nicht mehr eben so leicht werden würde, für mich einen Ersatz zu finden wie für Herrn Follau, der seinen Charakter schon hinreichend geschildert hatte. Er bedurfte durchaus eines Secretärs, der wegen der Antworten des Senats Italienisch verstand, der ohne sein Zuthun alle seine Depeschen, alle seine Angelegenheiten besorgte, der mit dem Vorzuge, ihm gut zu dienen, die Erbärmlichkeit verband, seinen armseligen Edelleuten gegenüber den Augendiener zu spielen. Er wollte sich also meiner versichern und mich dadurch an sich fesseln, daß er mich von meiner und seiner Heimat fern hielt, ohne Geld, dorthin zurückzukehren; und vielleicht würde es ihm geglückt sein, hätte er es weniger auffallend angestellt. Aber Vitali, der andere Absichten hatte und mich zur Entscheidung zwingen wollte, setzte seinen Zweck durch. Sobald ich einsah, daß meine Mühe vergebens war, daß mir der Gesandte meine Dienste zum Verbrechen anrechnete, anstatt mir dafür Dank zu wissen, daß ich bei ihm nichts mehr zu hoffen hatte als häusliche Verdrießlichkeiten und dienstliche Ungerechtigkeit, und daß mir bei dem üblen Rufe, in den er sich überall gesetzt, seine bösen Dienste wohl zum Schaden, seine guten aber nicht zum Nutzen gereichen konnten, so verlangte ich von ihm kurz entschlossen meinen

Abschied, obgleich ich ihm Zeit ließ, sich einen neuen Secretär zu verschaffen. Ohne darauf ja oder nein zu sagen, trieb er es immer in derselben Weise fort. Als ich sah, daß keine Veränderung zum Bessern eintrat, und daß er keine Anstalt traf, einen andern Secretär zu suchen, so schrieb ich an seinen Bruder und bat ihn unter ausführlicher Auseinandersetzung meiner Gründe Seine Excellenz zur Bewilligung meines Abschieds zu bewegen, indem ich hinzufügte, daß es mir unter keinen Umständen möglich wäre zu bleiben. Ich wartete lange Zeit und erhielt keine Antwort. Bereits begann ich in große Verlegenheit zu gerathen, als endlich der Gesandte einen Brief von seinem Bruder bekam. Er mußte sehr derb gewesen sein, denn obgleich bei dem Grafen leidenschaftliche Zornausbrüche häufig vorkamen, war ich nie Zeuge eines ähnlichen gewesen. Nach einem Strome der gemeinsten Beleidigungen beschuldigte er mich, als er nichts mehr zu sagen wußte, den Schlüssel zu seiner Chifferschrift verkauft zu haben. Ich fing zu lachen an und fragte ihn in spöttischem Tone, ob er sich einbildete, daß in ganz Venedig ein Mensch albern genug wäre, auch nur einen Thaler dafür zu geben. Diese Antwort versetzte ihn in schäumende Wuth. Er that, als ob er seine Leute herbeirufen wollte, um mich, wie er sagte, zum Fenster hinaus werfen zu lassen. Bis dahin war ich sehr ruhig gewesen; bei dieser Drohung bemächtigten sich jedoch Zorn und Unwillen meiner ebenfalls. Ich stürzte zur Thüre und, nachdem ich sie von innen verriegelt hatte, schritt ich ernst auf ihn zu und sagte: „Nein, Herr Graf, Ihre Leute werden sich nicht in diese Angelegenheit mischen; wir werden sie mit Ihrer Erlaubnis unter uns ausmachen.“ Mein Auftreten und meine Miene beschwichtigten ihn augenblicklich; Ueberraschung und Schrecken prägten sich in seiner Haltung aus. Als ich sah, daß sich seine Wuth gelegt hatte, sagte ich ihm in wenigen Worten Lebewohl; darauf öffnete ich, ohne seine Antwort abzuwarten, wieder die Thür, ging hinaus und schritt langsam mitten durch die im Vorzimmer versammelten Leute, die mir, wie ich glaube, lieber gegen ihn als ihm gegen mich beigestanden hätten. Ohne erst in mein Zimmer hinaufzugehen,

stieg ich sofort die Treppe hinab und verließ auf der Stelle den Palast, um ihn nicht mehr zu betreten.

Ich ging geradeswegs zu Herrn Le Blond, um ihm den Vorfall zu erzählen. Er zeigte sich darüber wenig überrascht; er kannte seinen Mann. Ich mußte zum Essen bei ihm bleiben. So unvorbereitet dieses Gastmahl auch war, so fiel es doch glänzend aus; alle Franzosen von Ansehen, die sich in Venedig aufhielten, fanden sich dazu ein; bei dem Gesandten ließ sich keine Seele sehen. Der Consul erzählte der Gesellschaft, wie es mir ergangen. Dieser Bericht wurde nur mit einem Schrei aufgenommen, der nicht zu Gunsten Seiner Excellenz hervorbrach. Der Graf hatte mein Guthaben nicht berichtigt, mir nicht einen Sou gegeben, und da sich meine Hilfsmittel auf einige Goldstücke, die ich bei mir trug, beschränkten, so war ich wegen meiner Heimkehr in Verlegenheit. Alle Börsen wurden mir zur Verfügung gestellt. Ich nahm ungefähr zwanzig Zechinen von Herrn Le Blond und eine gleichgroße Summe von Herrn von Saint-Cyr an, mit welchem ich nächst jenem am befreundetsten war. Allen Uebrigen dankte ich, und um öffentlich an den Tag zu legen, daß die Nation keine Mitschuld an den Ungerechtigkeiten des Gesandten hätte, wohnte ich bis zu meiner Abreise bei dem Kanzler des Consulats. Wüthend darüber, mich in meinem Unglück gefeiert zu sehen, und trotz seiner hohen Stellung selbst verlassen dazustehen, verlor Graf Montaigu völlig den Kopf und benahm sich wie ein Unsinniger. Er vergaß sich so weit, in einer Eingabe meine Verhaftung bei dem Senate zu beantragen. In Folge des Winkes, den mir der Abbé von Binis gab, entschloß ich mich, noch vierzehn Tage zu bleiben, anstatt, wie ich mir vorgenommen hatte, schon am zweiten Tage abzureisen. Man hatte meine Aufführung gesehen und gebilligt; ich wurde allgemein geschätzt. Die Signoria würdigte die wunderliche Eingabe des Gesandten nicht einmal einer Antwort und ließ mir durch den Consul sagen, ich könnte in Venedig, so lange es mir gefiele, bleiben, ohne mich über die Schritte eines Narren zu beunruhigen. Ich fuhr fort, meine Freunde zu besuchen und nahm von dem spanischen Gesandten, der mich sehr gut aufnahm, sowie

von dem Grafen von Finochietti, dem neapolitanischen Gesandten, Abschied. Da ich letzteren nicht traf, schrieb ich an ihn, und er antwortete mir in der verbindlichsten Weise von der Welt. Endlich reiste ich ab und ließ trotz meiner Geldverlegenheit keine andern Schulden als die eben erwähnten Darlehen zurück und vielleicht fünfzig Thaler bei einem Kaufmann, Namens Morandi, welche Carrio zu berichtigen übernahm und die ich ihm nie zurückgezahlt habe, obgleich wir uns seitdem öfters wiedergesehen. Was jedoch jene beiden Darlehen anlangt, so habe ich sie ganz pünktlich abgetragen, sobald es mir möglich war.

Wir wollen nicht von Venedig scheiden, ohne ein Wort von den berühmten Lustbarkeiten dieser Stadt zu sagen oder wenigstens von dem sehr geringen Antheil, den ich während meines dortigen Aufenthalts daran nahm. Man hat gesehen, wie wenig ich im Verlaufe meiner Jugend den Freuden dieses Alters oder wenigstens dem, was man so nennt, nachgegangen bin. Mein Geschmack änderte sich zwar in Venedig nicht, aber meine Beschäftigungen, die mich sonst von ihnen zurückgehalten hätten, machten die einfachen Erholungen, die ich mir gestattete, desto reizender. Die vorzüglichste und mir angenehmste war der gesellige Verkehr mit geistreichen und angesehenen Männern, den Herren Le Blond, von Saint-Cyr, Carrio, Altuna und einem Forlaneser*) Edelmann, dessen Namen ich zu meinem großen Bedauern vergessen habe und dessen Liebenswürdigkeit ich nie ohne Rührung gedenke. Von allen Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, glich er mir dem Herzen nach am meisten. Wir waren auch mit zwei oder drei Engländern voll Geist und Bildung befreundet, die für die Musik eben so eingenommen waren wie wir. Alle diese Herren hatten ihre Frauen oder ihre Freundinnen oder ihre Geliebten; diese letzteren waren fast alle talentvolle Mädchen, bei welchen man musicirte oder tanzte. Man spielte dort auch wohl, aber sehr wenig, lebhafter Kunstsinn, mancherlei Talente und Vorliebe für das Theater machten

*) Mit diesem Namen bezeichnet man die Bewohner Friauls; er rührt von einem Tanze Namens Forlane her.

uns diese Unterhaltung ungenießbar. Zum Spiele nehmen nur Leute, die sich langweilen, ihre Zuflucht. Von Paris hatte ich das Vorurtheil, welches man in jener Stadt gegen die italienische Musik hegt, mitgebracht, allein ich hatte auch von der Natur diese Reinheit des Gefühls erhalten, gegen die Vorurtheile nicht Bestand haben. Ich empfand für diese Musik bald die Leidenschaft, die sie allen Urtheilsfähigen einflößt. Als ich Barcarolen hörte, begriff ich, daß ich bis dahin noch keinen rechten Gesang gehört hatte, und bald schwärmte ich für die Oper dergestalt, daß mich, der ich nur hören wollte, das Plaudern, Essen und Spielen in den Logen anwiderte, und ich mich oft von meiner Gesellschaft entfernte, um mir einen andern Platz zu suchen. Dort gab ich mich dann, ganz allein in meiner Loge eingeschlossen, trotz der Länge der Vorstellung dem Vergnügen hin, sie ungestört bis ans Ende zu genießen. Eines Tages schlief ich im Theater San Crysostomo ein und schlief weit fester, als ich im Bette gethan haben würde. Die rauschenden und glänzenden Arien weckten mich nicht; aber wer vermöchte die liebliche Empfindung zu beschreiben, mit der mich die süße Harmonie und der himmlische Gesang, der mich erweckte, erfüllten! Welches Erwachen, welches Entzücken, welche Begeisterung, als ich gleichzeitig Ohr und Auge öffnete! Ich wähnte mich im ersten Augenblicke in das Paradies versetzt. Die entzückende Stelle, deren ich mich noch erinnere und die ich mein Leben lang nicht vergessen werde, begann folgendermaßen:

Conservami la bella
Che si m'accende il cor.

Ich wollte diese Arie durchaus haben; ich bekam sie und habe sie lange aufbewahrt, aber auf meinem Papiere stand sie nicht wie in meinem Gedächtnisse. Es waren wohl dieselben Noten, aber nicht derselbe Klang. Nur in meinem Kopfe kann diese göttliche Melodie so aufgeführt werden, wie sie es in Wirklichkeit an jenem Tage wurde, als sie mich erweckte.

Eine Musik, die nach meinem Geschmack alle Opernmusik sehr übertrifft und weder in Italien noch in der

ganzen übrigen Welt ihres Gleichen hat, ist die der Scuole. Die Scuole sind Armenhäuser, eine Art Unterrichtsanstalten für mittellose junge Mädchen, denen die Republik später bei ihrer Verheirathung oder bei ihrem Eintritt in ein Kloster eine Ausstattung giebt. Unter den Talenten, die man bei diesen jungen Mädchen ausbildet, nimmt die Musik den ersten Rang ein. Alle Sonntage kommen in jeder der zu diesen vier Scuolen gehörenden Kirchen während der Nachmittagsgottesdienste Motetten mit großem Chor und großem Orchester zur Aufführung, componirt und geleitet von den größten Meistern Italiens und vorgetragen auf vergitterten Tribünen ausschließlich von Mädchen, von denen die älteste noch nicht zwanzig Jahre zählt. Ich kann mir nichts so Liebliches, nichts so Rührendes wie diese Musik vorstellen. Die bewunderungswürdigen Leistungen der Kunst, die vortreffliche Wahl der Gesänge, die Schönheit der Stimmen, die vollendete Sicherheit der Aufführung, alles wirkt in diesen entzückenden Concerten zusammen, einen Eindruck hervorzurufen, von dem die Welt gar nichts wissen will, gegen den sich aber schwerlich ein Menschenherz verschließen kann. Carrio und ich, wir versäumten nie diese Vesper in der Kirche der Bettelmönche, und wir waren nicht die einzigen. Die Kirche war stets voll von Musikfreunden, sogar die Opernsänger kamen, um ihren Kunstsinn nach diesen vorzüglichen Mustern zu bilden. Nur diese verwünschten Gitter, die blos Töne hindurchließen und mir die Engel von Schönheit, die sie verdientermaßen zierte, verbargen, waren mir unangenehm. Ich sprach von nichts anderem. Als ich eines Tages bei Herrn Le Blond davon redete, sagte er zu mir: „Wenn Sie so neugierig sind, diese kleinen Mädchen zu sehen, so ist es leicht, Sie zu befriedigen. Ich bin einer der Verwalter des Hauses; ich will Ihnen Gelegenheit geben, mit ihnen das Vesperbrot zu essen." Ich ließ ihm keine Ruhe, bis er Wort gehalten hatte. Beim Eintritt in den Saal, der diese Schönheiten umschloß, nach deren Anblick ich so begierig war, fühlte ich einen Liebesschauer, wie ich ihn nie empfunden hatte. Herr Le Blond stellte mir eine dieser berühmten Sängerinnen nach der andern vor, deren Stimme und Namen mir

bisher allein bekannt waren. „Kommen Sie, Sophie . . ." Sie war abschreckend häßlich. „Kommen Sie, Cattina . . ." Sie war einäugig. „Kommen Sie, Bettina . . ." Die Blattern hatten sie entstellt. Fast nicht eine einzige war ohne ein recht hervortretendes Gebrechen. Der Schelm lachte über meine sichtliche Befremdung. Zwei oder drei kamen mir indessen leidlich vor, es waren aber nur Choristinnen. Ich war trostlos. Während des Vesperbrotes neckte man sie; sie wurden ausgelassen. Die Häßlichkeit schloß jedoch Anmuth nicht aus; ich nahm sie an ihnen wahr. Ich sagte mir: man singt so nicht ohne Seele; sie ist ihnen zu Theil geworden. Kurz, meine Anschauungsweise schlug so zu ihrem Vortheile um, daß ich beim Scheiden fast in alle diese Fratzen verliebt war. Ich wagte kaum zu ihren Vespern zurückzukehren. Ich wußte mich jedoch zu beruhigen. Ich fand ihre Gesänge noch immer hinreißend, und ihre Stimmen verliehen ihren Gesichtern einen so lieblichen Reiz, daß ich sie, meinen Augen zum Trotz, so lange sie sangen, beharrlich schön fand.

Die Musik kostet in Italien so wenig, daß es sich nicht der Mühe lohnt, selbst zu musiciren, falls man nicht ein großer Musikfreund ist. Ich miethete ein Klavier und für einen kleinen Thaler verschaffte ich mir vier oder fünf Mitspieler, mit denen ich einmal in der Woche die Stücke einübte, die mir in der Oper am meisten gefallen hatten. Auch ließ ich einige Symphonien aus meinen „galanten Musen" spielen. Ob sie nun wirklich gefielen oder man mir nur schmeicheln wollte, genug, der Balletmeister von Chrysostomo ließ mich um zwei derselben bitten, welche ich dann die Freude hatte, von diesem bewunderungswürdigen Orchester vorgetragen zu hören. Den Tanz hatte ein niedliches und ungemein liebenswürdiges Mädchen, die kleine Bettina, übernommen, die von einem unserer Freunde, einem Spanier Namens Fagoaga, unterhalten wurde, und bei der wir ziemlich häufig den Abend zubrachten.

Da ich jedoch gerade auf die Mädchen zu sprechen gekommen bin, so ist Venedig durchaus nicht die Stadt, wo man sie flieht. Hast du denn, könnte man mich fragen, in diesem Punkte gar nichts zu bekennen? Ei doch, etwas

habe ich wirklich mitzutheilen und ich werde mich bei diesem Bekenntnisse derselben Offenheit befleißigen, die ich bei allen anderen bewiesen habe.

Oeffentliche Dirnen haben mir stets Ekel erregt, und in Venedig, wo mir meiner Stellung wegen der Zutritt zu den meisten Häusern der Republik versagt war, hätte ich mich doch nur auf solche angewiesen gesehen. Die Töchter des Herrn Le Blond waren sehr liebenswürdig, lebten aber sehr zurückgezogen, und ich achtete ihre Eltern zu sehr, um auch nur mit einem Gedanken nach ihnen begehrlich zu sein.

Ein junges Fräulein, die Tochter des königlich preußischen Agenten von Cataneo, wäre eher im Stande gewesen, mir Neigung einzuflößen; aber Carrio liebte sie so aufrichtig, daß er selbst an Heirath dachte. Er war vermögend, und ich besaß nichts; er hatte hundert Louisd'or Gehalt, ich nur hundert Pistolen und außerdem, daß ich einem Freunde nicht ins Gehege kommen wollte, wußte ich, daß, wenn man auf Eroberungen ausgehen will, man überall und namentlich in Venedig mit einer reich gefüllten Börse versehen sein muß. Ich hatte die unselige Gewohnheit, meine Begierden zu befriedigen, nicht verloren, und zu beschäftigt, um die, welche das Klima einflößt, lebhaft zu fühlen, lebte ich fast ein Jahr in dieser Stadt so keusch, wie ich es in Paris gethan hatte, und ich bin nach Verlauf von achtzehn Monaten von dort zurückgekehrt, ohne mit dem schönen Geschlechte öfter als zweimal, und dies auch nur in Folge besonderer Veranlassungen, die ich erzählen will, Umgang gepflogen zu haben.

Die erste wurde mir durch den ehrenwerthen Edelmann Vitali einige Zeit nach jener förmlichen Entschuldigung, um die ich ihn mich zu bitten zwang, gegeben. Man redete bei Tafel von den Vergnügungen Venedigs. Die Herren warfen mir meine Gleichgiltigkeit gegen die verlockendste von allen vor, während sie die Anmuth der venetianischen Courtisanen rühmten und versicherten, daß sie in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen fänden. Dominico meinte, ich müßte durchaus die Bekanntschaft der liebenswürdigsten von allen machen; er erbot sich, mich zu ihr zu führen, und

sagte, ich würde zufrieden sein. Ich mußte über dieses dienstfertige Anerbieten lachen, und der Graf Peati, ein schon ältlicher und ehrwürdiger Herr, sagte mit größerer Offenheit, als ich bei einem Italiener erwartet hätte, daß er mich für zu verständig hielte, um mich von einer mir feindlich gesinnten Person zu Mädchen führen zu lassen. Ich hatte es wirklich nicht in Absicht, auch lag darin keine Versuchung für mich, und trotzdem ließ ich mich schließlich durch eine jener Inconsequenzen, die ich selbst kaum zu begreifen weiß, zu ihr hinschleppen gegen meine Absicht, meinen Wunsch und meine Vernunft, ja selbst gegen meinen Willen, einzig und allein aus Schwäche, aus Scham, Mißtrauen zu zeigen, und wie man dort zu Lande sagt, per non parer troppo coglione. Die Padoana, zu der wir gingen, hatte ein ziemlich hübsches, sogar schönes Aeußere, aber sie war keine Schönheit, wie sie mir gefiel. Dominico ließ mich bei ihr. Ich ließ Sorbet kommen, ließ sie etwas vorsingen und wollte mich nach einer halben Stunde entfernen, wobei ich einen Ducaten auf den Tisch legte; aber sie hatte die sonderbare Bedenklichkeit, ein Geschenk anzunehmen, das sie nicht verdient hatte, und ich die sonderbare Thorheit, ihre Bedenklichkeit zu heben. Ich kehrte nach dem Palast zurück, so überzeugt, daß ich übel angekommen wäre, daß ich sofort nach meiner Heimkunft den Wundarzt holen ließ, um ihn um Tisanen zu bitten. Nichts kann der unbehaglichen Gemüthsstimmung gleich kommen, in der ich mich drei Wochen lang befand; ohne daß irgend ein wirkliches Unwohlsein, irgend ein sichtliches Zeichen sie rechtfertigte. Ich konnte nicht begreifen, daß man ungestraft aus den Armen der Padoana kommen könnte. Sogar der Wundarzt hatte alle erdenkliche Mühe, mich wieder zu beruhigen. Er konnte nur dadurch zum Ziele gelangen, daß er mir einredete, ich hätte eine so eigenthümliche Natur, daß ich nicht leicht angesteckt werden könnte, und obgleich ich mich vielleicht weniger als irgend ein anderer Mann dazu hergegeben habe, die Wahrheit seiner Behauptung zu erproben, so sehe ich sie doch deshalb für erwiesen an, weil meine Gesundheit in dieser Beziehung nie gelitten hat. Dieser Wahn hat mich indessen nie verwegen gemacht, und

wenn mir die Natur diesen Vorzug in der That verliehen hat, so kann ich sagen, daß ich ihn nicht gemißbraucht habe.

Mein anderes Abenteuer, obgleich ebenfalls mit einer Courtisane, war sehr verschiedener Art sowohl hinsichtlich der Veranlassung als auch der Folgen. Wie ich bereits mitgetheilt, hatte mir der Kapitän Olivet an Bord seines Schiffes ein Mahl gegeben, wozu ich den Secretär der spanischen Gesandtschaft mitgenommen hatte. Ich rechnete darauf, mit Kanonenschüssen salutirt zu werden. Die Mannschaft bildete zu unserm Empfange Spalier, aber kein Schuß wurde abgefeuert. Um Carrios willen, der sich sichtlich ein wenig verletzt fühlte, war mir dies demüthigend, um so mehr, da man auf den Kauffahrteischiffen den Kanonensalut Leuten zugestand, welche mit uns sicherlich nicht auf gleicher Rangstufe standen; überdies glaubte ich von dem Kapitän eine Auszeichnung wohl verdient zu haben. Ich konnte mich nicht verstellen, weil es mir stets unmöglich ist, und obgleich das Mahl sehr gut war und Olivet einen sehr vortrefflichen Wirth machte, war ich bei Tische anfangs mißgestimmt, aß wenig und sprach noch weniger.

Bei der ersten Gesundheit erwartete ich wenigstens eine Salve: nichts. Carrio, der in meiner Seele las, lachte, als er mich wie ein Kind schmollen sah. Bald nach Beginn des Mahles, nehme ich wahr, daß eine Gondel naht. „Fürwahr, mein Herr," sagt der Kapitän zu mir; „seien Sie auf Ihrer Hut, der Feind rückt an." Ich frage ihn, was er damit sagen wolle; er antwortet mit einem Scherzworte. Die Gondel legt an, und ich sehe eine blendend schöne junge Person in höchst koketter Kleidung sehr schnell aussteigen, die in drei Sprüngen mitten im Eßsalon steht. Sie saß an meiner Seite, ehe ich noch bemerkt hatte, daß man dort ein Couvert für sie hingestellt. Sie war eben so reizend wie lebhaft, eine Brunette von höchstens zwanzig Jahren. Sie sprach nur italienisch; ihr Ton allein hätte hingereicht, mir den Kopf zu verdrehen. Mitten im Essen, mitten im Plaudern sieht sie mich an, betrachtet mich einen Augenblick scharf und mit dem Rufe: „O heilige Jungfrau, mein theurer Bremond, wie lange ich dich nicht gesehen habe!" wirft sie sich mir dann in die Arme, drückt ihren

Mund auf den meinen und preßt mich an sich, als wollte sie mich ersticken. Ihre großen schwarzen orientalischen Augen schleuderten förmlich Feuerstrahlen in mein Herz, und obgleich die Ueberraschung mich zuerst etwas aus der Fassung brachte, so loderte meine Sinnlichkeit doch bald auf und zwar bis zu dem Grade, daß trotz der Zuschauer mich die Schöne bald selbst im Zaume halten mußte, denn ich war berauscht, oder vielmehr rasend. Als sie mich auf dem Punkte sah, auf dem sie mich haben wollte, beobachtete sie in ihren Liebkosungen mehr Maß, aber nicht in ihrer Lebhaftigkeit, und als sie sich herbeiließ, uns die wahre oder nur ersonnene Ursache dieser unbändigen Leidenschaftlichkeit zu erklären, sagte sie, daß ich einem Herrn von Bremond, dem toskanischen Zolldirector, täuschend gliche; sie wäre ganz vernarrt in ihn gewesen und liebe ihn noch immer; sie hätte ihn verlassen, weil sie eine Närrin wäre; sie nähme mich an seiner Stelle und wollte mich lieben, weil es ihr so gefiele; deshalb müßte ich sie auch lieben, so lange es ihr anstände, und wenn sie sich von mir wieder abwenden würde, sollte ich mich in Geduld fassen, wie ihr theurer Bremond gethan hätte. Und wie gesagt, so gethan. Sie nahm Besitz von mir, als wäre ich ihr Leibeigener, gab mir ihre Handschuhe, ihren Fächer, ihren Hut zu verwahren, befahl mir, hierhin oder dorthin zu gehen, dieses oder jenes zu thun, und ich gehorchte. Sie forderte mich auf, ihre Gondel zurückzuschicken, da sie sich der meinigen bedienen wollte, und ich that es. Sie verlangte, ich sollte Carrio meinen Platz einräumen, weil sie mit ihm zu reden hätte, und ich war folgsam. Sie plauderten sehr lange und ganz leise zusammen, und ich ließ sie gewähren. Sie rief mir, und ich kam zurück. „Höre, Zanetto," sagte sie zu mir, „ich will nicht auf französische Weise geliebt werden, schon das würde gleich kein gutes Ende nehmen, im ersten Augenblicke der Langeweile geh deiner Wege; aber bleibe nicht auf halbem Wege stehen, das rathe ich dir." Nach dem Mahle gingen wir, uns die Glashütte in Murano anzusehen. Sie kaufte eine Menge kleine Nippsachen, die sie uns ohne Umstände bezahlen ließ, aber überall gab sie Trinkgelder, die sich höher beliefen, als alle unsere sonstigen Ausgaben. Aus

der Gleichgiltigkeit, mit der sie ihr Geld fortwarf und uns das unsrige fortwerfen ließ, konnte man ersehen, daß es keinen Werth für sie hatte. Wenn sie sich bezahlen ließ, geschah es, wie ich glaube, mehr aus Eitelkeit als aus Habsucht: den Preis, den man für ihre Gunst gab, legte sie sich zum Ruhme aus.

Am Abend brachten wir sie nach Hause zurück. Während ich mit ihr plauderte, bemerkte ich zwei Pistolen auf ihrer Toilette. „Ei," sagte ich, eine ergreifend, „das ist ja ein Schönpflasterkästchen neuer Art; dürfte man wissen, wozu es dient? Ich kenne doch andere Waffen an Ihnen, die besser Feuer geben, als diese hier?" Nach einigen Scherzen in demselben Tone sagte sie in einem natürlichen Stolze, der sie noch reizender machte, zu uns: „Wenn ich Leuten, die ich nicht liebe, meine Gunst erweise, so lasse ich sie die Langeweile, welche sie mir bereiten, bezahlen; nichts ist billiger; aber wenn ich mich auch ihren Zärtlichkeiten geduldig überlasse, so will ich doch ihre Gewaltthätigkeiten nicht geduldig ertragen, und ich werde den Ersten, der gegen mich fehlt, nicht verfehlen."

Beim Scheiden hatte ich ihre Empfangsstunde am nächsten Tage von ihr erfahren. Ich ließ sie nicht warten. Ich fand sie in vestito di confidenza, in einem mehr als galanten Nachtkleide, wie man es nur in den südlichen Ländern kennt, und mit dessen Beschreibung ich keine Zeit verlieren will, obgleich ich mich desselben nur noch zu gut erinnere. Ich begnüge mich damit, anzugeben, daß ihre Manschetten und Busenkrausen mit einem Seidenstreifen eingefaßt waren, der einen reichen Besatz von rosafarbenen Schleifen hatte. Das scheint mir ein gutes Mittel, eine schöne Haut noch mehr zu heben. Später gewahrte ich, daß es in Venedig Mode war, und es bringt einen so reizenden Eindruck hervor, daß es mich Wunder nimmt, diese Mode noch nicht in Frankreich eingeführt zu sehen. Ich hatte keine Vorstellung von dem Sinnengenusse, der meiner wartete. In dem Entzücken, welches die Erinnerung an Frau von Larnage noch bisweilen in mir erweckt, habe ich ihrer erwähnt; aber wie alt und häßlich und kalt war sie gegen meine Zulietta! Man würde sich vergeblich bemühen, sich

eine Vorstellung von den Reizen und der Anmuth dieses bezaubernden Mädchens zu machen, stets würde man von der Wahrheit weit entfernt bleiben; die jugendlichsten Klosterjungfrauen sind weniger frisch, die Schönheiten des Serail weniger lebhaft, die Houris des Paradieses weniger verführerisch. Nie bot sich dem Herzen und den Sinnen eines Sterblichen ein süßerer Genuß dar. Ach, wenn ich nur wenigstens verstanden hätte, ihn einen einzigen Augenblick voll und ganz auszukosten! ... Ich kostete ihn, aber ohne Reiz; alle seine Wonne stumpfte ich ab und ertödtete sie, als ob ich Freude daran fände. Nein, die Natur hat mich nicht zum Genusse geschaffen. Während sie in mein Herz das Verlangen nach einem solchen unaussprechlichen Glücke gelegt, hat sie gleichzeitig in meinen armen Kopf das Gift geträufelt, es mir zu vergällen.

Wenn es in meinem Leben einen Umstand giebt, der als ein treues Bild meines Charakters dienen kann, so ist es der, welchen ich zu erzählen im Begriff stehe. Die Klarheit, mit der ich mir in diesem Augenblicke den Zweck meines Buches vergegenwärtige, wird mich hier über alles falsche Schicklichkeitsgefühl hinwegsetzen, das mich von der Erfüllung desselben zurückhalten könnte. Wer ihr auch sein möget, die ihr einen Menschen vollkommen kennen lernen wollt, leset dreist die folgenden zwei oder drei Seiten; ihr werdet einen genauen Einblick in Jean Jacques Rousseau's Charakter gewinnen.

Ich trat in das Zimmer einer Courtisane wie in das Heiligthum der Liebe und der Schönheit; ich glaubte deren Gottheit in ihrer Person zu erblicken. Nie hätte ich geglaubt, daß man ohne Ehrfurcht und Achtung solche Empfindungen, wie sie sie mir einflößte, haben könnte. Kaum hatte ich bei den ersten Vertraulichkeiten den Werth ihrer Reize und Liebkosungen erkannt, als ich mich aus Furcht, ihre Frucht schon vorher zu verlieren, beeilen wollte, sie zu pflücken. Aber anstatt der Flammen, die mich verzehrten, fühle ich plötzlich eine tödtliche Kälte durch meine Adern fließen, meine Beine beginnen zu zittern, und, krankhaft erregt, setze ich mich nieder und weine wie ein Kind.

Wer würde wohl die Ursache meiner Thränen und das,

was mir in diesem Augenblicke durch den Kopf ging, errathen können? Ich sagte mir: dieses Mädchen, das sich mir willenlos hingiebt, ist das Meisterwerk der Natur und der Liebe; Geist, Körper, alles in ihm ist vollendet; es ist eben so gut und edelmüthig, wie es liebenswürdig und schön ist; die Großen, die Fürsten müßten seine Sklaven sein; die Scepter müßten zu seinen Füßen liegen. Und trotzdem ist es eine elende liederliche Dirne, für jeden käuflich; der Kapitän eines Kauffahrteischiffes verfügt über dasselbe; es wirft sich mir an den Kopf, mir, der, wie es weiß, nichts besitzt, mir, dessen Werth, den es nicht zu erkennen vermag, in seinen Augen nichtig sein muß. Es liegt darin etwas Unbegreifliches. Entweder täuscht mich mein Herz, bezaubert meine Sinne und überliefert mich den Fallstricken einer unwürdigen Bettel, oder irgend ein geheimer mir unbekannter Fehler muß die Wirkung der Reize des Mädchens zerstören und diejenigen mit Widerwillen gegen dasselbe erfüllen, welche es sich streitig machen müßten. Mit einer merkwürdigen Anstrengung des Geistes begann ich nun diesen Fehler zu suchen, und es kam mir nicht einmal in den Sinn, daß er in einer venerischen Krankheit liegen könnte. Die Frische ihrer Haut, der rosige Anhauch ihrer Gesichtsfarbe, das blendende Weiß ihrer Zähne, die Reinheit ihres Odems, die über ihre ganze Person gebreitete Sauberkeit hielten mir diesen Gedanken so fern, daß ich, seit der Padoana noch immer im Zweifel über meinen Gesundheitszustand, eher darüber unruhig war, ob auch ich für sie gesund genug wäre; und ich bin völlig überzeugt, daß mich mein Vertrauen in dieser Hinsicht nicht täuschte.

Diese so rechtzeitig angebrachten Ueberlegungen regten mich dergestalt auf, daß mir die Thränen aus den Augen strömten. Zulietta, welcher dies sicherlich ein in dieser Lage ganz neues Schauspiel war, wurde einen Augenblick betreten. Aber nachdem sie einmal einen Gang durch das Zimmer gemacht und dabei an ihrem Spiegel vorübergeschritten war, begriff sie, und meine Augen bestätigten es ihr, daß Widerwille an dieser Grille keinen Antheil hätte. Es wurde ihr nicht schwer, dieselbe zu verscheuchen und diese kleine Beschämung zu vergessen; aber als ich eben in

Fehlen der Brustwarze.

Begriff stand, ermattet auf diesen Busen zu sinken, der zum ersten Male den Mund und die Hand eines Mannes zu dulden schien, gewahrte ich, daß ihre eine Brust keine Warze hatte. Ich erschrecke, sehe genau hin und glaube zu bemerken, daß diese Brust nicht wie die andere gebildet ist. Sofort sinne ich nach, wie man eine Brust ohne Warze haben könne, und überzeugt, daß es von irgend einem bedeutenden Naturfehler herrühren müßte, hänge ich diesem Gedanken so lange nach, bis es mir klar wie der Tag wird, daß ich in der reizendsten Person, die ich mir vorzustellen vermochte, nur eine Art Ungeheuer in meinen Armen hielt, den Abschaum der Natur, der Menschen und der Liebe. Ich trieb die Dummheit so weit, von dieser warzenlosen Brust mit ihr zu reden. Anfangs nahm sie die Sache scherzhaft auf, und in ihrer muthwilligen Laune sagte und that sie Dinge, daß mich die Liebe hätte tödten müssen; da aber noch immer ein Rest von Unruhe in mir zurückgeblieben war, den ich ihr nicht verheimlichen konnte, sah ich, wie sie endlich erröthete, ihre Kleider wieder in Ordnung brachte, sich erhob und sich, ohne ein einziges Wort zu sagen, an das Fenster setzte. Ich wollte mich an ihre Seite setzen, sie entfernte sich, ließ sich auf einem Ruhebette nieder, stand schon den nächsten Augenblick wieder auf, und indem sie sich Luft zufächelnd im Zimmer auf und ab ging, sagte sie zu mir mit kaltem und verächtlichem Tone: „Zanetto, lascia le donne, et studia la matematica.“

Ehe ich sie verließ, bat ich sie um eine Zusammenkunft am nächsten Tage, die sie auf den dritten Tag verschob, indem sie mit einem ironischen Lächeln hinzufügte, Ruhe müßte mir ja ein Bedürfnis sein. Ich verbrachte diese Zeit in großer Unruhe, das Herz voll von ihren Reizen und ihrer Anmuth. Ich war mir meiner Albernheit bewußt und machte sie mir zum Vorwurfe, bedauerte die so übel angewandten Augenblicke, die ich zu den süßesten meines Lebens hätte machen können und sehnte mit lebhaftester Ungeduld die Stunde herbei, wo ich das Verlorene wieder gut machen könnte, und nichtsdestoweniger noch immer unruhig, wie sich die unvergleichlichen Eigenschaften dieses anbetungswürdigen Mädchens mit der Unwürdigkeit

ihres Gewerbes in Einklang bringen ließen. Ich lief, ich flog zu der verabredeten Stunde zu ihr. Ich weiß nicht, ob ihr feuriges Temperament mit diesem Besuche zufriedener gewesen wäre, ihr Stolz wenigstens zuverlässig, und ich fand schon im voraus einen köstlichen Genuß darin, ihr auf alle Weise zu zeigen, wie ich mein Unrecht wieder gut zu machen wüßte. Sie ersparte mir diesen Beweis. Der Gondolier, den ich nach der Landung zu ihr hinaufschickte, berichtete mir, sie wäre schon den Tag vorher nach Florenz zurückgereist. Wenn ich meine ganze Liebe zu ihr nicht bei ihrem Besitz empfunden hatte, so fühlte ich sie gar schmerzlich jetzt bei ihrem Verlust. Mein unverständiges Bedauern hat mich nie verlassen. So liebenswürdig und reizend sie in meinen Augen auch war, konnte ich mich über ihren Verlust zwar trösten; worüber ich mich indessen nicht beruhigen konnte, das ist, wie ich gestehe, das quälende Gefühl, daß sie nur eine verächtliche Erinnerung meiner mit fortgenommen hat.

Das sind meine zwei Geschichten. Die achtzehn Monate, die ich in Venedig gelebt, haben mir nicht mehr Mittheilungswerthes gebracht; höchstens verdiente noch ein bloser Plan der Erwähnung. Carrio liebte die Frauen; überdrüssig, immer nur zu Mädchen zu gehen, die bereits an andere gefesselt waren, kam er auf den Einfall, auch an seine Person eins zu ketten; und da wir unzertrennlich waren, schlug er mir das in Venedig gar nicht seltene Abkommen vor, eins für uns beide zu unterhalten. Ich ging darauf ein. Es kam nun darauf an, ein ungefährliches zu finden. Er suchte so lange, bis er ein junges Mädchen von elf bis zwölf Jahren ausfindig machte, welches seine unwürdige Mutter verkaufen wollte. Wir gingen zusammen, sie zu besichtigen. Es schnitt mir in das Herz, als ich dieses Kind erblickte. Es war blond und sanft wie ein Lamm; man würde die Kleine nie für eine Italienerin gehalten haben, In Venedig lebt man mit sehr wenigem; wir gaben der Mutter etwas Geld, um damit den Unterhalt ihrer Tochter zu bestreiten. Diese hatte Stimme; damit sie einst in einem Talente eine Hilfsquelle fände, gaben wir ihr ein Spinett und einen Gesanglehrer. Dies alles kostete jedem

von uns kaum zwei Zechinen monatlich und sparte uns mehr an andern Ausgaben; da wir indessen erst ihre vollkommene Entwickelung abwarten mußten, so war es immerhin eine kostspielige Aussaat, ehe an die Ernte gedacht werden konnte. Zufrieden jedoch damit, die Abende daselbst zuzubringen und mit diesem Kinde in aller Unschuld zu plaudern und zu spielen, unterhielten wir uns so vielleicht angenehmer, als wenn wir sie besessen hätten; so wahr ist es, daß das, was uns am meisten an die Frauen fesselt, weniger die Befriedigung der Sinnenlust ist als ein gewisser Reiz, den das Zusammenleben mit ihnen gewährt. Unmerklich gewann mein Herz die kleine Angoletta immer lieber, aber mit einer väterlichen Zuneigung, an der die Sinnlichkeit so wenig Antheil hatte, daß dieselbe in dem Maße, wie meine Liebe zunahm, immer mehr zurücktrat, und ich fühlte, daß ich vor einer Annäherung an dieses Mädchen bei seiner eingetretenen Reife wie vor einer abscheulichen Blutschande zurückgebebt wäre. Ich sah, wie die Gefühle des ehrlichen Carrio ihm unbewußt die gleiche Richtung nahmen. Wir erhielten uns, ohne uns dessen bewußt zu werden, nicht weniger süße, aber von den anfangs beabsichtigten sehr verschiedene Freuden, und ich bin gewiß, daß wir, wie schön diese arme Kleine auch hätte werden können, ihre Unschuld nicht verführt, sondern geschützt hätten. Die Katastrophe, die bald darauf in meinen Verhältnissen eintrat, ließ mir nicht die Zeit, an diesem guten Werke weiter Theil zu nehmen, und ich kann mir in dieser Angelegenheit nur über die Neigung meines Herzens Lob spenden. Kommen wir nun auf meine Reise zurück.

Als ich Herrn von Montaigu verließ, hatte ich zuerst die Absicht, mich nach Genf zurückzuziehen, bis mich ein besseres Schicksal, die Hindernisse beseitigend, mit meiner armen Mama wieder vereinigen könnte. Allein das Aufsehen, das unser Zerwürfnis erregt hatte, und die Dummheit des Gesandten, den Hof davon in Kenntnis zu setzen, bewog mich, persönlich dorthin zu gehen, um Rechenschaft über meine Handlungsweise abzulegen und Beschwerde über die eines Verrückten zu führen. Von Venedig aus theilte

ich Herrn du Theil, dem nach Herrn Amelots Tode die auswärtigen Angelegenheiten interimistisch übertragen waren, meinen Entschluß mit. Ich reiste gleichzeitig mit meinem Briefe ab, nahm den Weg über Bergamo, Como und Domo Sion und überstieg den Simplon. Zu Sion erwies mir Herr von Chaignon, der französische Geschäftsträger, viele Freundlichkeiten, und gleich zuvorkommend nahm mich Herr de la Genf Closure in Genf auf. Ich erneuerte daselbst die Bekanntschaft mit Herrn von Gauffecourt, von dem ich einiges Geld zu empfangen hatte. Ich war durch Nyon gereist, Nyon ohne meinen Vater zu besuchen. So außerordentlich schwer es mir auch fiel, hatte ich mich doch nicht entschließen können, mich nach meinem Mißgeschick meiner Stiefmutter zu zeigen, sicher, daß sie ihr Urtheil, ohne mich auch nur erst anhören zu wollen, fällen würde. Der Buchhändler Duvillard, ein alter Freund meines Vaters, warf mir dieses Unrecht lebhaft vor. Ich sagte ihm den Grund, und um es wieder gut zu machen, ohne ein Zusammentreffen mit meiner Stiefmutter befürchten zu brauchen, nahm ich einen Wagen, und wir fuhren zusammen nach dem Wirthshause in Nyon. Duvillard machte sich auf, meinen armen Vater zu holen, der auch schnell herbeigeeilt kam, mich zu umarmen. Wir aßen zusammen Abendbrot und nachdem wir einen Abend, der mein Herz mit Seligkeit erfüllte, zusammen zugebracht hatten, kehrte ich mit Duvillard, dem ich für die mir bei dieser Gelegenheit bewiesene Freundlichkeit stets Dankbarkeit bewahrt habe, früh am nächsten Morgen nach Genf zurück.

Lyon Mein kürzester Weg führte nicht über Lyon, aber ich wünschte es zu berühren, um eine äußerst gemeine Gaunerei des Herrn von Montaigu festzustellen. Ich hatte mir aus Paris eine kleine Kiste, deren Inhalt in einer goldgestickten Weste, einigen Paar Manschetten und sechs Paar weißseidenen Strümpfen und in nichts Weiterem bestand, kommen lassen. Auf den Vorschlag, den er mir selbst machte, ließ ich diese Kiste oder vielmehr dieses Kistchen, zu seinem Gepäck legen. In der Apothekerrechnung, die er mir als Zahlung meines Gehaltes einhändigen wollte und die er mit eigener Hand geschrieben hatte, befand sich der

Vermerk, daß dieses Kistchen, welches er Ballen nannte, elf Zentner wöge, und er hatte mir deshalb das Porto zu einem unerhörten Preise angesetzt. Durch die Bemühung des Herrn Bois de la Tour, dem mich sein Oheim, Herr Roguin, empfohlen hatte, wurde nach den Douanenlisten zu Lyon und Marseille der Nachweis geführt, daß der in Rede stehende Ballen nur fünfundvierzig Pfund wog, und das Porto auch nur diesem Gewichte gemäß berechnet war. Diese amtlichen Urkunden fügte ich der Rechnung des Herrn Montaigu bei und mit diesen wie mit einigen anderen Beweisstücken von gleicher Wichtigkeit versehen, begab ich mich nach Paris voll größter Ungeduld, von ihnen Gebrauch zu machen. Auf dieser ganzen langen Reise hatte ich zu Como im Wallis und auch sonst noch kleine Abenteuer. Ich sah mancherlei, unter andern die borromeischen Inseln, die eine besondere Beschreibung verdienten; aber es mangelt an Zeit, Spione umlagern mich, ich bin genöthigt, eine Arbeit, die Muße und Geistesruhe, die mir fehlen, verlangt, schnell und schlecht zu machen. Wenn die Vorsehung mir ihre Blicke je wieder zuwenden und endlich ruhigere Tage schenken sollte, so gedenke ich sie, wenn ich dazu im Stande bin, zur neuen Bearbeitung dieses Werkes oder wenigstens zu einem Nachtrage desselben anzuwenden, dessen es, wie ich fühle, sehr bedarf.*)

Das Gerücht von meiner Geschichte war mir vorausgeeilt, und bei meiner Ankunft überzeugte ich mich, daß in den Bureaux wie im Publikum alle Welt über die Tollheiten des Gesandten entrüstet war. Trotz dem allen, trotz der öffentlichen Stimme in Venedig, trotz der unwiderleglichen Beweise, die ich beibrachte, vermochte ich nicht Gerechtigkeit zu erlangen. Weit davon entfernt, Genugthuung oder Entschädigung zu erhalten, wurde ich sogar hinsichtlich meines Gehaltes dem Belieben des Gesandten überlassen, und zwar einzig und allein deshalb, weil ich als Fremdling kein Recht auf den Nationalschutz hätte und es sich nur um eine Privatangelegenheit zwischen ihm und mir

*) Ich habe diesen Plan aufgegeben. — (Diese Anmerkung befindet sich nicht in dem Original-Manuscripte.)

handelte. Alle Welt stimmte mir darin bei, daß ich gekränkt, verkürzt, um das Meine gebracht wäre, daß der Gesandte überspannt, böse und ungerecht sein müßte und ihn diese Geschichte für immer entehrte. Aber was half mir das? Er war der Gesandte und ich nur der Secretär. Die einmal bestehende Ordnung, oder was man so nennt, brachte es mit sich, daß ich keine Gerechtigkeit erlangen durfte, und ich erlangte keine. Ich bildete mir ein, daß man mir, wenn ich gewaltigen Lärm schlüge und diesen Narren öffentlich, wie er es verdiente, behandelte, endlich Schweigen auferlegen würde, und das erwartete ich, fest entschlossen, erst nach gefälltem Urtheile zu gehorchen. Aber es gab damals keinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Man ließ mich schreien, man ermuthigte mich sogar dazu, man stimmte ein, aber die Geschichte blieb immer auf dem nämlichen Flecke, bis ich endlich, überdrüssig immer nur Recht und nie Gerechtigkeit zu bekommen, den Muth verlor und alles aufgab.

Die einzige Person, die mich nicht artig aufnahm, und von der ich diese Ungerechtigkeit am wenigsten erwartet haben würde, war Frau von Beuzenval. Ganz voll von den Standes- und Adelsvorrechten, war ihr der Gedanke unfaßbar, daß ein Gesandter gegen seinen Secretär Unrecht haben könnte. Diesem Vorurtheile entsprach der Empfang, den ich bei ihr fand. Ich fühlte mich über denselben so verletzt, daß ich ihr, nachdem ich ihr Haus verlassen hatte, sofort einen der stärksten und heftigsten Briefe schrieb, der vielleicht je aus meiner Feder geflossen ist,*) und ich habe

*) Folgendes Fragment dieses Briefes wird von Herrn Musset-Pathay angeführt: „Ich habe Unrecht, gnädige Frau, ich habe mich geirrt. Ich hielt Sie für gerecht; Sie sind von Adel, dessen hätte ich eingedenk sein sollen; ich hätte einsehen müssen, daß es für mich, einen Plebejer, unziemlich ist, gegen einen Edelmann aufzutreten. Habe ich Ahnen, habe ich Ansprüche? Kann es einem Menschen gegenüber, der keine Pergamente aufzuweisen hat, Billigkeit geben? . . . Wenn es ihm (dem Herrn von Montaigu) an Seelengröße fehlt, so ist sie ihm eben bei seinem Adel nicht nöthig; wenn er sich in der sittenlosesten Stadt den sittlich Verkommensten zugesellt, wenn er mit Schurken verkehrt, wenn er selbst einer ist, so haben doch seine Ahnen für seine äußere Ehre gesorgt.

sie nie wieder besucht. Der Pater Castel nahm mich freundlicher auf, aber trotz seiner jesuitischen Schweifwedelei sah ich, daß er sich ziemlich getreu an einen der großen Grundsätze seiner Gesellschaft hielt, nämlich an den, den Schwächsten immer dem Mächtigsten aufzuopfern. Das lebhafte Gefühl der Gerechtigkeit meiner Sache und mein angeborener Stolz ließen mich diese Parteilichkeit nicht geduldig hinnehmen. Ich hörte auf, den Pater Castel und somit auch die Jesuiten zu besuchen, von denen ich ihn allein kannte. Uebrigens flößte mir das tyrannische und intriguante Wesen seiner Ordensbrüder, das von der Gutherzigkeit des ehrlichen Pater Hemet so sehr abstach, einen solchen Widerwillen gegen einen Verkehr mit ihnen ein, daß ich seit jener Zeit keinen mehr von ihnen gesehen habe, wenn ich von dem Pater Berthier absehe, den ich zwei- oder dreimal bei Herrn Dupin traf, mit welchem er angelegentlich an der Widerlegung Montesquieus arbeitete.

Beenden wir, um nicht mehr darauf zurückzukommen, was mir noch von Herrn Montaigu zu erzählen bleibt. Ich hatte ihm bei unsern Zwistigkeiten einmal gesagt, er hätte keinen Secretär, sondern einen Advokatenschreiber nöthig. Diesem Rathe folgte er und gab mir wirklich einen echten Advokaten, der ihn in weniger als einem Jahre um zwanzig- oder dreißigtausend Franken bestahl, zum Nachfolger. Er jagte ihn fort, ließ ihn ins Gefängnis sperren, jagte mit Lärm und Aufsehen seine Edelleute fort, gerieth überall in Zänkereien, mußte Beschimpfungen hinnehmen, die sich kein Knecht hätte gefallen lassen und mußte schließlich in Folge seiner Narrheiten abberufen werden. Man schickte ihn auf seine Güter, um seinen Kohl zu pflanzen. Wahrscheinlich war unter den Verweisen, die er vom Hofe bekam, sein Verhalten gegen mich nicht vergessen worden, wenigstens schickte er bald nach seiner Rückkunft seinen Haushofmeister zu mir, um meine Rechnung zu berichtigen und mir das Geld einzuhändigen. Es fehlte mir in diesem Augenblicke gerade an Geld; meine von Venedig herrührenden Schulden, Ehrenschulden, wenn es deren jemals gab, lagen mir schwer auf dem Herzen. Ich ergriff das sich mir darbietende Mittel, sie abzuzahlen, eben so wie den

Schein des Zanetto Nani. Ich nahm, was man mir anbot; ich bezahlte alle meine Schulden und blieb wie vorher ohne einen Sou, aber von einer mir unerträglichen Last befreit. Seitdem habe ich von Herrn von Montaigu erst wieder bei seinem Tode reden hören, der öffentlich besprochen wurde. Möge Gott diesem armen Menschen den ewigen Frieden geben! Er war für den Beruf eines Gesandten gerade eben so geeignet, wie ich in meiner Kindheit zum Procurator geeignet gewesen wäre. Allein es hätte doch nur von ihm abgehangen, sich in seiner Stellung durch meine Dienstführung mit Ehren zu erhalten und mich schnell in dem Berufe zu befördern, zu welchem mich der Graf von Gouvon in meiner Jugend bestimmt hatte und zu dem ich mir erst in einem reiferen Alter aus eigenem Antriebe die Fähigkeit erworben hatte.

Die Gerechtigkeit und Fruchtlosigkeit meiner Klagen ließen in meiner Seele einen Keim von Entrüstung gegen unsere einfältigen bürgerlichen Einrichtungen zurück, bei denen das wahre öffentliche Wohl und die wahre Gerechtigkeit regelmäßig einer mir unerklärlichen, zwar scheinbaren Ordnung geopfert werden, die aber in Wirklichkeit der völlige Umsturz jeglicher Ordnung ist und der Unterdrückung des Schwachen und der Ungerechtigkeit des Starken nur die Bestätigung der öffentlichen Gewalt verleiht. Zweierlei hielt damals diesen Keim zurück, sich so zu entwickeln, wie er in der Folgezeit gethan hat; einmal der Umstand, daß es sich hierbei um mich handelte und daß das Privatinteresse, welches nie etwas Großes und Edles hervorgebracht hat, in meinem Herzen nicht jene göttliche Begeisterung entzünden konnte, die nur der Ausfluß der reinsten Liebe zum Gerechten und zum Schönen ist; und sodann der Reiz der Freundschaft, der durch die Macht eines süßeren Gefühls meinen Zorn mäßigte und beruhigte. In Venedig hatte ich einen Biscayer kennen gelernt, einen Freund meines Freundes Carrio und würdig der jedes Ehrenmannes zu sein. Dieser liebenswürdige junge Mann, den die Natur mit allen Talenten und Tugenden ausgestattet, hatte vor kurzem eine Kunstreise durch Italien vollendet, und da er wähnte, jetzt alles Sehenswerthe erschöpft zu

haben, wollte er geraden Weges in sein Vaterland zurückkehren. Ich sagte ihm, daß für einen Mann seines Genies, der für die Pflege der Wissenschaften geschaffen wäre, die Künste nur eine Erholung bildeten, und ich rieth ihm, um Neigung für das Studium zu bekommen, eine Reise nach Paris und einen sechsmonatlichen Aufenthalt daselbst an. Er glaubte mir und ging nach Paris. Bei meiner Ankunft war er bereits da und erwartete mich. Da seine Wohnung für ihn zu groß war, bot er mir die Hälfte davon an; ich nahm sein Anerbieten an. Ich fand ihn von Eifer für die höheren Wissenschaften durchglüht. Nichts war für seine Fassungskraft zu hoch; mit wunderbarer Geschwindigkeit verschlang und verdaute er alles. Wie dankbar er mir war, seinem Geiste, den Wissensdurst ihm selber unbewußt verzehrte, diese Nahrung verschafft zu haben! Was für Schätze des Wissens und der Tugenden fand ich doch in dieser starken Seele! Ich fühlte, daß dies der Freund wäre, dessen ich bedurfte. Wir wurden vertraute Freunde. Unsere Geschmacksrichtungen waren nicht die nämlichen; wir stritten beständig. Beide eigensinnig, waren wir über nichts einig. Trotzdem konnten wir nicht ohne einander sein, und obgleich wir uns unaufhörlich widersprachen, hätte doch keiner den andern anders gewünscht.

Ignacio Emmanuel de Altuna war einer jener seltenen Menschen, die Spanien allein, wenn auch zu seinem Ruhme zu selten, hervorbringt. Er hatte nicht die heftigen Nationalleidenschaften seiner Heimat; von Rachgier war sein Geist eben so frei wie sein Herz von Verlangen nach Sinnenlust. Er war zu stolz, um rachsüchtig zu sein, und ich habe ihn oft mit größter Kaltblütigkeit sagen hören, daß ihn kein Sterblicher beleidigen könnte. Er war galant, ohne zärtlich zu sein. Er spielte mit den Frauen wie mit niedlichen Kindern. Gern war er bei den Geliebten seiner Freunde, aber ich habe nie eine bei ihm selbst gesehen oder ihm das Verlangen angemerkt, eine zu besitzen. Die Flammen der Tugend, die sein Herz durchglühten, ließen die Flammen der Sinnenlust nie in ihm auflodern.

Nach seinen Reisen hat er sich verheirathet; er ist jung gestorben und hat Kinder hinterlassen, und ich bin so fest

wie von meinem eigenen Dasein überzeugt, daß seine Frau die erste und die einzige ist, die ihn die Freuden der Liebe kennen gelehrt hat. Aeußerlich war er fromm wie ein Spanier, aber seine Seele erfüllte die Frömmigkeit eines Engels. Außer mir habe ich, so lange ich athme, keinen andern Menschen als ihn kennen gelernt, der von einer so aufrichtigen Duldsamkeit beseelt gewesen wäre. Er hat nie jemanden nach seinen religiösen Ansichten gefragt. Ob sein Freund Jude, Protestant, Türke, Frömmler oder Atheist war, das kümmerte ihn wenig, sobald er nur ein rechtschaffener Mann war. Hartnäckig, starrköpfig bei gleichgiltigen Ansichten, war er dagegen, sobald es sich um Religion oder auch nur um Moral handelte, zurückhaltend, schwieg oder sagte einfach: „Ich habe nur für mich zu sorgen." Es ist unglaublich, daß eine so große Seelenerhabenheit mit einem bis ans Kleinliche streifenden Sinn für Geringfügiges vereinbar sein kann. Er theilte und regelte die Tagesgeschäfte im voraus nach Stunden, Viertelstunden und Minuten und hielt diese Eintheilung mit solcher Pünktlichkeit inne, daß er mitten im Lesen eines Satzes, hätte die Uhr plötzlich geschlagen, das Buch geschlossen hätte, ohne ihn zu vollenden. Von allen diesen so zerrissenen Zeitabschnitten widmete er den einen diesem, den andern jenem Studium; so hatte er bestimmte für Ueberlegungen, für die Unterhaltung, für die Messe, für Locke, für den Rosenkranz, für Besuche, für die Musik, für die Malerei, und weder Vergnügungen noch Versuchungen, noch der Wunsch jemandem gefällig zu sein, hätten diese Ordnung umstoßen können; lediglich eine zu erfüllende Pflicht hätte ihn dazu gebracht. Als er mir die Liste seiner Zeiteintheilung aufzählte, damit ich mich danach richtete, fing ich zu weinen an und schloß unter Thränen der Bewunderung. Nie fiel er jemandem lästig, noch duldete er eine Belästigung; die Leute, die ihn aus Höflichkeit belästigen wollten, fuhr er grob an. Er war hitzig, ohne verdrießlich zu sein. Ich habe ihn oft in Zorn, aber nie mißmuthig und trotzig gesehen. Nichts war heiterer als seine Laune; er verstand Scherz und scherzte selbst gern, er glänzte sogar dabei, da er das Talent besaß, sich in Epigrammen auszudrücken.

Wenn man ihn anregte, lärmte und polterte er, daß man seine Stimme schon von weitem hörte; aber während er schrie, sah man ihn lächeln, und mitten in seinen leidenschaftlichen Aufwallungen brachte er irgend ein witziges Wort hervor, daß alle Welt in Lachen ausbrechen ließ. Eben so wenig wie das spanische Phlegma besaß er das Aeußere eines Spaniers. Er hatte weiße Haut, rothe Wangen, hellbraunes, ja fast blondes Haar. Er war groß und wohlgebaut. Sein Körper war gleichsam der Tempel seiner Seele.

Dieser Weise, seinem Herzen wie seinem Geiste nach, hatte Menschenkenntnis und war mein Freund. Dies ist meine ganze Antwort für alle, die es nicht sind. Uns vereinigte ein so festes Freundschaftsband, daß wir den Plan faßten, unsere Tage zusammen zu verleben. In einigen Jahren sollte ich nach Ascoytia kommen, um bei ihm auf seinem Gute zu wohnen. Am Abende vor seiner Abreise wurden alle einzelnen Punkte dieses Vorhabens zwischen uns verabredet. Nur das fehlte, was auch in den bestberechneten Plänen nicht in der Menschen Hand liegt. Die späteren Ereignisse, meine Widerwärtigkeiten, seine Verheirathung, sein Tod haben uns für immer getrennt.

Man sollte meinen, daß nur die finsteren Anschläge der Bösen gelängen; die unschuldigen Pläne der Guten gehen fast nie in Erfüllung.

Nachdem ich die Unannehmlichkeit der Abhängigkeit erfahren hatte, nahm ich mir entschieden vor, mich ihr nicht wieder auszusetzen. Da ich die Pläne des Ehrgeizes, die ich bei sich darbietender Gelegenheit entworfen, schon gleich bei ihrem Entstehen scheitern gesehen, und deshalb den Muth verloren hatte, wieder in die Laufbahn einzutreten, die ich so glücklich begonnen und aus der ich nichtsdestoweniger herausgeschleudert war, kam ich zu dem Entschlusse, mich an niemanden mehr anzuschließen, sondern mir meine Unabhängigkeit zu bewahren und meine Talente selbst auszunutzen, deren Umfang ich endlich zu erkennen begann und von denen ich bisher eine allzu bescheidene Meinung gehabt hatte. Ich nahm wieder die Arbeit an meiner Oper auf, welche ich wegen meiner Reise nach Venedig hatte unter-

brechen müssen, und um mich ihr nach Altunas Abreise desto ruhiger überlassen zu können, bezog ich wieder mein altes Hôtel Saint-Quentin, welches in einem abgelegenen Viertel und unweit des Luxembourg für mich zum ungestörten Arbeiten geeigneter war als die geräuschvolle Straße Saint-Honoré. Dort wartete meiner der einzige wirkliche Trost, welchen der Himmel mir in meinem Elende gespendet hat, und der allein es mir erträglich macht. Da die Bekanntschaft, in der ich ihn gefunden habe, nicht etwa eine blos flüchtige war, muß ich auf einige Einzelheiten über die Art ihrer Entstehung eingehen.

Wir hatten eine neue Wirthin, die aus Orléans stammte. Zur Verwalterin des Leinenzeuges nahm sie eine junge Landsmännin von ungefähr zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, die eben so wie die Wirthin mit uns speiste. Dieses Mädchen, welches Therese Le Vasseur hieß, war von guter Familie, der Vater war Beamter an der Münze zu Orléans, die Mutter hatte ein Kaufmannsgeschäft. Sie hatten viele Kinder. Da die Münze zu Orléans ihre Arbeit einstellte, fand sich der Vater plötzlich auf das Steinpflaster gesetzt; die Mutter, welche durch Bankerotte Einbuße erlitten hatte, machte schlechte Geschäfte, zog sich vom Handel zurück und übersiedelte nach Paris mit Mann und Tochter, welche die Eltern und sich durch ihre Arbeit ernährte.

Als ich diese junge Dame zum ersten Male bei Tische erscheinen sah, fiel mir ihr sittsames Benehmen und noch mehr ihr lebhafter und sanfter Blick auf, wie ich nie einen ähnlichen gesehen habe. Außer Herrn von Bonnefond nahmen an der Mahlzeit einige irländische und gascogner Abbés und andere Leute ähnlichen Schlages Theil. Unsere Wirthin selbst hatte ein lustiges Leben geführt; ich war der Einzige, der anständig redete und sich eben so benahm. Man neckte die Kleine; ich übernahm ihre Vertheidigung. Sofort fielen sie mit Witzeleien über mich her. Hätte ich auch nicht eine leicht zu erklärende Neigung für die arme Kleine gefühlt, so würden doch Mitleid und Widerspruchsgeist sie mir eingeflößt haben. Ich habe, namentlich den Frauen gegenüber, Anstand in Worten wie im Benehmen stets geliebt. Ich wurde offen ihr Vertheidiger. Ich sah, wie

dankbar sie mir in ihrem Herzen für mein ritterliches Auftreten war, und ihre von der Erkenntlichkeit, welche ihr Mund nicht auszusprechen wagte, belebten Blicke wurden nur um so rührender.

Sie war sehr schüchtern; ich war es ebenfalls. Die nähere Bekanntschaft, welcher dieser gemeinschaftliche Charakterzug hinderlich zu sein schien, wurde gleichwohl sehr schnell angeknüpft. Die Wirthin, der es nicht entging, wurde wüthend, und ihre Grobheiten gereichten mir bei der Kleinen, die sich im Hause nur auf meinen Schutz angewiesen sah und deshalb, so oft ich ausging, nach der Rückkehr ihres Beschützers seufzte, zu um so größerem Vortheile. Unsere gegenseitige Zuneigung nahm bald den gewöhnlichen Verlauf. Sie glaubte in mir einen redlichen Mann zu erkennen; sie täuschte sich nicht. Ich meinerseits glaubte in ihr ein gefühlvolles und einfaches Mädchen, welches frei von Gefallsucht war, zu erkennen und täuschte mich eben so wenig. Ich erklärte ihr von vorn herein, ich würde sie nie verlassen, aber auch nie heirathen. Liebe, Achtung und unverstellte Aufrichtigkeit bahnten mir den Weg zum Siege, und weil ihr Herz zärtlich und redlich war, wurde ich glücklich, ohne daß ich es nöthig hatte, mit Ungestüm in sie zu dringen.

Die Besorgnis, die sie hegte, daß ich in ihr nicht das finden würde, was ich, wie sie glaubte, suchte, verzögerte mein Glück mehr als alles andere. Ich sah, wie sie, ehe sie sich ergab, bestürzt und verlegen war, voll Verlangen sich auszusprechen, ohne daß sie doch den Muth dazu fand. Weit entfernt, die wahre Ursache ihrer Verlegenheit zu ahnen, dachte ich mir eine sehr falsche, die mir ihren Wandel in sehr schlechtem Lichte erscheinen ließ, und in der Voraussetzung, daß sie mir zu verstehen geben wollte, meine Gesundheit könnte bei ihr Gefahr laufen, bemächtigte sich meiner eine gewisse Unruhe, die mich zwar nicht zurückhielt, mir aber doch mein Glück einige Tage lang vergiftete. Da wir uns gegenseitig nicht verstanden, waren unsere Unterhaltungen in Bezug auf diesen Punkt eben so viele Räthsel und mehr als lächerliche Mißverständnisse. Sie schien mich für halb närrisch zu halten, und ich wußte meinerseits nicht,

was ich von ihr denken sollte. Endlich erklärten wir uns gegenseitig. Sie legte mir weinend das Geständnis ab, daß sie sich ein einziges Mal beim Austritt aus der Kindheit aus Unwissenheit durch einen schlauen Verführer habe bethören lassen. Sobald ich sie begriff, schrie ich laut auf: „Jungfrauschaft, wer wollte sie in Paris, wer wollte sie bei zwanzig Jahren suchen! Ach, meine Therese, ich bin allzu glücklich, dich züchtig und gesund zu besitzen, wenn ich auch das nicht fand, was ich gar nicht suchte."

Anfangs hatte ich mir nur einen Genuß zu verschaffen gesucht. Ich sah, daß ich mehr als dies, daß ich eine Lebensgefährtin in ihr gefunden hatte. Ein kurzer Umgang mit diesem vortrefflichen Mädchen, ein wenig Nachdenken über meine Lage brachte mir die Ueberzeugung bei, daß ich, während ich nur an Genuß gedacht, viel für mein Glück gethan hatte. Ich bedurfte an Stelle des erloschenen Ehrgeizes eines leidenschaftlichen Gefühls, das mein Herz ausfüllte. Ich bedurfte, um es kurz heraus zu sagen, einer Nachfolgerin Mamas: da ich nicht mehr mit ihr leben durfte, hatte ich eine Person nöthig, die mit ihrem Zögling lebte, und in der ich die Einfachheit und Herzensfreundschaft finden konnte, die sie in mir gefunden hatte. Das ruhige Glück des häuslichen Lebens mußte mich für das glänzende Loos, dem ich entsagte, schadlos halten. Sobald ich ganz allein war, fühlte mein Herz sich leer, aber es bedurfte nur eines einzigen, es auszufüllen. Das Schicksal hatte mir das Herz geraubt, oder es mir wenigstens zum Theil entfremdet, für das die Natur mich geschaffen hatte. Seit jener Zeit war ich allein, denn für mich gab es zwischen allem und nichts nie ein Mittelding. In Therese fand ich den Ersatz, der mir nothwendig war; durch sie lebte ich so lange glücklich, wie ich es nach dem Lauf der Ereignisse nur irgend sein konnte.

Anfangs beabsichtigte ich, ihren Geist zu bilden: meine Mühe war verloren. Ihr Geist ist, wie ihn die Natur gemacht hat; Bildung und Pflege wurden ihm nie zu Theil. Ich erröthe nicht, es offen zu bekennen, daß sie es nie zum geläufigen Lesen gebracht hat, obgleich sie leidlich schreibt. Als ich in der Rue Neuve-des-Petits-Champs wohnte, hatte

ich gerade meinen Fenstern gegenüber an dem Hôtel Pontchartrain das Zifferblatt einer Sonnenuhr, auf dem ich mich einen ganzen Monat bemühte, sie die Stunden unterscheiden zu lehren. Kaum kennt sie sie jetzt endlich. Sie hat sich nie nach der Reihenfolge der zwölf Monate im Jahre richten können und kennt kein einziges Zahlzeichen trotz aller Mühe, die ich mir gegeben habe, sie mit denselben vertraut zu machen. Sie versteht weder Geld zu berechnen, noch kennt sie den Preis irgend einer Sache. Das Wort, das ihr beim Reden hervorsprudelt, ist oft das Gegentheil von dem, was sie sagen will. Früher hatte ich mir einmal ein Verzeichnis von ihren Redensarten gemacht, um Frau von Luxembourg zu unterhalten, und ihre Verwechselungen sind in den Gesellschaften, in welchen ich mich bewegte, berühmt geworden. Allein diese so beschränkte und, wenn man will, auch so dumme Person ist in schwierigen Fällen eine ausgezeichnete Rathgeberin. In der Schweiz, in England, in Frankreich, in den kritischen Lebenslagen, die ich durchzukämpfen hatte, hat sie das, was ich selbst nicht sah, richtig erkannt; hat mir die besten Rathschläge ertheilt, hat mich Gefahren entrissen, in die ich mich blindlings stürzte, und vor Damen des höchsten Ranges, vor Großen und Fürsten haben ihre Gesinnungen, ihr klarer Verstand, ihre Antworten und ihr Betragen ihr die allgemeine Achtung erworben, während mir die freundlichste Anerkennung ihres Werthes, deren Aufrichtigkeit ich herausfühlte, zu Theil wurde.

Bei Personen, die man liebt, nährt das Gefühl nicht nur das Herz, sondern auch den Geist und man ist nicht sehr benöthigt, anderswo Nahrung für den Geist zu suchen. Ich lebte mit meiner Therese so angenehm wie mit dem genialsten Menschen von der Welt. Ihre Mutter, stolz darüber, einst im Hause der Marquise von Monpipeau erzogen zu sein, spielte den Schöngeist, wollte sie leiten und verdarb durch ihre Arglist die Harmlosigkeit unseres Verhältnisses. Der Aerger über diese störende Beeinflussung ließ mich einigermaßen die thörichte Scham überwinden, in der ich nicht den Muth hatte, mich mit Therese öffentlich zu zeigen, und wir machten kleine Spaziergänge auf

das Land hinaus und nahmen daselbst einen frugalen Imbiß, wobei ich mich in der heitersten Stimmung befand. Ich sah, daß sie mich aufrichtig liebte, und das verdoppelte meine Zärtlichkeit. Diese süße Vertraulichkeit gewährte mir Ersatz für alles. Die Zukunft machte keinen Eindruck mehr auf mich oder nur den, daß sie die verlängerte Gegenwart wäre; ich wünschte mir nur die unaufhörliche Dauer der letzteren zu sichern.

Dieses Verhältnis machte mir jede andere Zerstreuung überflüssig und werthlos. Ich ging nur noch aus, um Therese zu besuchen; ihre Wohnung wurde fast die meinige. Dieses zurückgezogene Leben war für meine Arbeit so förderlich, daß meine ganze Oper, Text wie Musik, in weniger als drei Monaten fertig war. Nur einige Begleit- und Füllstimmen blieben mir noch zu vollenden. Diese handwerksmäßige Arbeit war mir sehr langweilig. Ich schlug deshalb Philidor vor, sie mir gegen einen Gewinnantheil abzunehmen. Er kam zweimal und componirte einige Füllstimmen im Akte des Ovid, konnte sich aber für einen erst in der Ferne liegenden und noch dazu unsichern Gewinn nicht an eine zeitraubende Arbeit fesseln lassen. Er kam nicht mehr wieder, und ich vollendete meine Arbeit selbst.

Nach Beendigung meiner Oper galt es nun, Nutzen aus ihr zu ziehen; dies verlangte größere Mühe als die Oper selbst. In Paris erreicht man nichts, wenn man für sich allein lebt. Ich gedachte mir durch Vermittelung des Herrn Poplinière, bei dem mich Herr Gauffecourt nach der Rückkehr von Genf eingeführt hatte, den Weg zu bahnen. Herr De la Poplinière war der Mäcen Rameaus; Frau De la Poplinière war seine ganz gehorsame Schülerin. Rameau machte so zu sagen in diesem Hause Regen und Sonnenschein. In dem Wahne, daß er dem Werke eines seiner Schüler mit Freuden förderlich sein würde, wollte ich ihm das meinige vorlegen. Er lehnte die Durchsicht unter dem Vorwande ab, daß er Partituren nicht lesen könnte und ihn dies zu sehr anstrengte. Frau De la Poplinière meinte hierauf, man könnte sie ihm ja aufführen lassen, und erbot sich, einige Musiker zur Ausführung einiger Stücke daraus in ihrem Hause zu versammeln. Ich verlangte nichts Besseres. Rameau gab verdrießlich seine Einwilligung, indem er unaufhörlich wiederholte, die Composition eines Menschen, der nicht das Kind eines Musikers wäre und die Musik nur aus sich selbst gelernt hätte, müßte wirklich etwas Reizendes sein. Ich schrieb schnell die Stimmen von fünf oder sechs der besten Stücke heraus. Man gab mir zehn Symphonisten und als Sänger Albert, Bérard und Fräulein Bourbonnais. Gleich von der Ouverture an begann Rameau durch seine übertriebenen Lobsprüche zu verstehen zu geben, daß sie nicht von mir sein könnte. Kein Stück ließ er vorübergehen, ohne Zeichen der Ungeduld von sich zu geben; aber bei einer Arie für Altstimme, deren Vortrag männlich und wohlklingend war und bei der auch die Begleitung glänzend ausfiel, konnte er sich nicht länger bezähmen. Mit einer Roheit, die bei jedermann Anstoß erregte, fuhr er mich barsch an und sagte, daß ein Theil dessen, was er gehört, von einem in seiner Kunst vollendeten Meister wäre, während das Uebrige von einem Stümper herrührte, der von der Musik auch nicht die geringste Ahnung hätte. Allerdings war meine Arbeit, ungleich und regellos, bald erhaben, bald sehr flach, wie es die eines jeden sein muß, der sich nur durch einige Geistesblitze über das Gewöhnliche erhebt und sich auf sein Wissen nicht stützen kann. Rameau behauptete in mir nur einen talent- und geschmacklosen Menschen zu erkennen, der sich mit fremden Federn schmückte. Die Anwesenden und namentlich der Hausherr dachten nicht so. Herr von Richelieu, welcher in jener Zeit Herrn, und wie man weiß, auch Frau De la Poplinière häufig besuchte, erfuhr von meinem Werke und wollte es ganz hören, mit der Absicht, es, wenn es seine Zufriedenheit erwürbe, am Hofe zur Aufführung zu bringen. Es wurde bei Herrn von Bonneval, dem Intendanten der Hoflustbarkeiten, mit großen Chören und großem Orchester auf königliche Kosten aufgeführt. Francoeur dirigirte. Die Wirkung war überraschend. Der Herr Herzog hörte nicht auf laut Beifall zu klatschen und im Akte Tasso erhob er sich nach Beendigung eines Chores, kam auf mich zu und sagte, indem er mir die Hand drückte: „Herr Rousseau, das ist eine entzückende Harmonie! Ich habe nie etwas Schöneres

gehört; ich werde dieses Werk in Versailles aufführen lassen." Frau De la Poplinière, die zugegen war, sagte nicht ein Wort. Rameau hatte, obgleich er eingeladen war, nicht kommen wollen. Als ich Frau De la Poplinière am folgenden Tage in ihrem Boudoir meine Aufwartung machte, wurde mir ein sehr kalter Empfang zu Theil; sie sprach sich über mein Stück sehr wegwerfend aus und sagte mir, obgleich anfangs das bischen Klingklang den Herrn von Richelieu verblendet hätte, so wäre er doch vollkommen davon zurückgekommen, und sie riethe mir, mich nicht auf den Erfolg meiner Oper zu verlassen. Der Herr Herzog kam kurz darauf dazu und führte eine ganz andere Sprache gegen mich, sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Talente und schien mir nach wie vor geneigt, mein Stück vor dem König aufführen zu lassen. „Nur der Akt Tasso," sagte er, „eignet sich nicht für den Hof; er bedarf einer Ueberarbeitung." Auf dieses einzige Wort hin schloß ich mich in meiner Behausung ein und hatte an Stelle des Tasso in drei Wochen einen andern Akt ausgearbeitet, dessen Gegenstand der von einer Muse begeisterte Hesiod war. Ich hatte es verstanden, in diesen Akt einen Theil der Entwickelungsgeschichte meiner Talente einzuschalten und auf die Eifersucht anzuspielen, mit der sich Rameau sie zu bekehren bemühte. In diesem Akte machte sich ein weniger gigantischer Schwung bemerkbar, aber es herrschte in ihm mehr Gleichmäßigkeit und Sorgfalt als in dem des Tasso; die Musik desselben war eben so edel und weit besser componirt, und wären die beiden andern Akte eben so gehaltvoll gewesen wie dieser, so würde das ganze Stück sicherlich bei der Aufführung einen ehrenvollen Erfolg erzielt haben; allein während ich mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt war, vereitelte eine andere Unternehmung die Ausführung.

1745—1747.

In dem auf die Schlacht von Fontenoy folgenden Winter fanden in Versailles viele Festlichkeiten statt, unter andern wurden im Theater des Petites-Ecuries mehrere Opern aufgeführt. Zu ihnen gehörte auch Voltaire's Drama „Die Prinzessin von Navarra" zu dem Rameau

die Musik geschrieben hatte. Nachdem es vorher vollkommen umgearbeitet und dadurch wesentlich verbessert worden, hatte es den Titel „Das Fest Ramiro's" erhalten. Diese neue Bearbeitung, welche von dem Originale mitunter bedeutend abwich, machte bei den Divertissements, sowohl was die Verse als auch die Musik anlangte, einige Aenderungen nöthig. Es kam nun darauf an, jemanden zu finden, der dieser doppelten Aufgabe gewachsen war. Da Voltaire, der sich damals in Lothringen aufhielt, und Rameau beide mit der Oper „Der Ruhmestempel" beschäftigt waren und es deshalb nicht persönlich übernehmen konnten, so dachte Herr von Richelieu an mich, ließ mir die Arbeit anbieten und sandte mir, damit ich ihren Umfang besser überschauen könnte, das Gedicht und die Musik, jedes für sich. Vor allem wollte ich jedoch nicht ohne Genehmigung des Verfassers an den Worten rühren und schrieb deshalb in dieser Angelegenheit an ihn einen sehr höflichen und sogar ehrerbietigen Brief, wie es sich ziemte. Darauf erhielt ich folgende Antwort, deren Original sich in dem Briefpacket A, Nr. 1 befindet.

Den 15. December 1745.

Sie vereinigen, mein Herr, zwei Talente, die bis zu dieser Zeit stets getrennt gewesen sind. Darin liegen für mich bereits zwei gute Gründe, Sie zu achten und lieb zu gewinnen. Es thut mir um Ihretwillen leid, daß Sie diese beiden Talente an ein Werk wenden, welches ihrer schwerlich würdig ist. Vor einigen Monaten befahl mir der Herr Herzog von Richelieu gebieterisch, im Handumdrehen eine kleine und schlechte Skizze von faden und nicht völlig ausgearbeiteten Scenen zu entwerfen, die zu Divertissements, welche für meine Arbeit gar nicht gemacht sind, zugestutzt werden sollten. Ich gehorchte mit größter Pünktlichkeit; ich arbeitete sehr schnell und sehr schlecht. Diesen elenden Entwurf sandte ich dem Herrn Herzoge von Richelieu, darauf rechnend, daß er davon keinen Gebrauch machen oder ihn mir doch zur Umarbeitung zurückschicken würde. Glücklicherweise ist er jetzt in Ihren Händen; Sie sind unumschränkter Herr darüber; ich habe die ganze Arbeit völlig

aus den Augen verloren. Ich zweifle nicht, daß Sie alle Fehler, die bei einer so reißend schnellen Ausarbeitung einer einfachen Skizze unvermeidlich sind, verbessert und überall nachgeholfen haben.

So viel habe ich noch in der Erinnerung, daß, von andern Mängeln ganz abgesehen, in den Scenen, welche die Divertissements verbinden, nicht gesagt ist, wie die Prinzessin Grenadine aus einem Gefängnisse mit einem Male in einen Garten oder in einen Palast versetzt wird. Da ihr kein Zauberer, sondern ein spanischer Grande Feste giebt, so darf meines Bedünkens auch nichts durch Zauberei geschehen. Ich bitte Sie, mein Herr, Ihr Augenmerk recht auf diese Stelle richten zu wollen, von der ich nur noch eine verworrene Vorstellung habe. Sehen Sie, ob es nöthig ist, daß sich das Gefängnis öffne und man unsere Prinzessin aus diesem Gefängnisse in einen schönen goldenen und glänzenden Palast versetze, der besonders für sie hergerichtet ist. Ich weiß recht gut, daß dies alles äußerst nichtig und es unter der Würde eines denkenden Wesens ist, dergleichen unwichtige Dinge ernsthaft zu behandeln; allein da es nun einmal gilt, so wenig Mißfallen wie möglich zu erregen, so muß man ja selbst in ein schlechtes Operndivertissement so viel Vernunft, wie nur irgend möglich ist, hineinbringen.

Ich schenke Ihnen und Herrn Ballod in allem mein ganzes Vertrauen und rechne darauf bald die Ehre zu haben, Ihnen, mein Herr, meinen Dank aussprechen und die Versicherung geben zu können, wie sehr ich bin ꝛc. ꝛc.

Die große Höflichkeit dieses Briefes im Vergleiche zu seinen späteren, ziemlich stolzen Briefen an mich darf übrigens nicht Wunder nehmen. Er glaubte mich bei Herrn von Richelieu in großer Gunst, und die höfische Geschmeidigkeit, die man an ihm kennt, bewog ihn zu großer Rücksicht gegen einen Neuling, bis er die Höhe seines Ansehens besser kannte.

Von Herrn von Voltaire bevollmächtigt und aller Rücksichten gegen Rameau, der mir nur zu schaden suchte, überhoben, machte ich mich nun an die Arbeit und in zwei Monaten war mein Werk vollendet. Die Verse hatten nicht

viele Aenderungen nöthig gemacht. Ich bemühte mich vor allem, daß man die Verschiedenheit des Stils nicht merkte, und war dünkelhaft genug zu glauben, daß mir dies gelungen wäre. Der musikalische Theil hatte mir dagegen längere und schwierigere Arbeit gemacht. Außerdem daß ich mehrere besondere Ausstattungsstücke und unter andern die Ouverture zu componiren hatte, zeigten sich auch alle Recitative, die mir überwiesen wurden, von ungemeiner Schwierigkeit, da ich oft in wenigen Versen und in sehr schnellen Uebergängen Symphonien und Chöre von sehr verschiedenen Tonarten mit einander verbinden mußte; denn damit mir Rameau nicht den Vorwurf machen könnte, seine Melodien verschlechtert zu haben, wollte ich keine ändern oder transponiren. Die Recitative gelangen mir. Sie waren durch den Ton gut hervorgehoben, voller Kraft und namentlich von vortrefflicher Modulation. Der Gedanke an die beiden großen Männer, denen man mich an die Seite zu stellen gewürdigt, hatte meine Geisteskraft gesteigert, und ich kann sagen, daß ich mich bei dieser undankbaren und ruhmlosen Arbeit, von der das Publikum nicht einmal etwas erfahren konnte, mit meinen Vorbildern fast immer auf gleicher Höhe hielt.

In dieser meiner Bearbeitung gelangte das Stück in der großen Oper zur Probeaufführung. Von den drei Verfassern war ich allein zugegen. Voltaire weilte in der Ferne, und Rameau kam nicht oder hielt sich verborgen.

Die Worte des ersten Monologes hatten etwas Trauerartiges; der Anfang lautete:

„Komm, Tod, und ende meines Lebens bittre Leiden!"

Die Musik hatte dem Inhalt natürlich angepaßt werden müssen. Trotzdem ergoß Frau De la Poplinière gerade darüber eine sehr abfällige Kritik, indem sie mich mit großer Bitterkeit beschuldigte, eine Begräbnismusik gemacht zu haben. Herr von Richelieu erkundigte sich klüglicherweise erst, von wem die Verse dieses Monologes herrührten. Ich legte ihm das mir übersandte Manuscript vor, welches den Beweis lieferte, daß sie von Voltaire wären. „In diesem Falle," sagte er, „ist Voltaire allein der Schuldige." Während der Probe erhielt alles, was von mir herrührte,

der Reihe nach den schärfsten Tadel der Frau De la Poplinière und den Beifall des Herrn von Richelieu. Allein meine Gegner behielten doch das Uebergewicht, und ich wurde aufgefordert, einige Theile einer Umarbeitung zu unterziehen, über die ich mich mit Herrn Rameau in Einvernehmen setzen sollte. Durch ein solches Ansuchen um so mehr gekränkt, da ich Lobsprüche erwartet und sicherlich auch verdient hatte, kehrte ich heim, den Tod im Herzen. Von Anstrengung erschöpft, von Aerger verzehrt, sank ich auf das Krankenlager und war sechs Wochen lang außer Stande auszugehen.

Rameau, dem nun die von Frau De la Poplinière bezeichneten Aenderungen übertragen wurden, ließ mir die Ouvertüre zu meiner großen Oper abverlangen, um sie mit der von mir für jenes Stück umcomponirten zu vertauschen. Glücklicherweise merkte ich den Fallstrick und verweigerte ihre Herausgabe. Da bis zur Aufführung nur noch fünf oder sechs Tage waren, hatte er keine Zeit mehr, selbst eine zu machen, und mußte deshalb die meine lassen. Sie war im italienischen Stile gehalten, der damals in Frankreich noch ganz fremd war. Indessen fand sie Beifall, und ich erfuhr von Herrn von Valmalette, dem Haushofmeister des Königs, der als Schwiegersohn des Herrn Mussard mir verwandt und befreundet war, daß die Kenner mit meinem Werke sehr zufrieden gewesen wären, und es das Publikum nicht von Rameaus Arbeit hätte unterscheiden können. Dieser ergriff jedoch im Einverständnisse mit Frau De la Poplinière Maßregeln, damit man nicht einmal meinen Antheil an der Arbeit erführe. Auf dem zur Vertheilung an die Zuschauer bestimmten Textbuche, auf welchem sonst immer die Verfasser angegeben werden, wurde nur Voltaire genannt; Rameau wollte lieber seinen Namen unterdrücken, als ihn neben dem meinigen erblicken.

Sobald ich im Stande war auszugehen, wollte ich Herrn von Richelieu meine Aufwartung machen. Ich hatte die günstige Zeit verabsäumt, er war eben nach Dünkirchen abgereist, wo er die Einschiffung des nach Schottland bestimmten Corps anordnen und überwachen sollte. Nach seiner Rückkehr sagte ich mir zur Beschönigung meiner Trägheit, daß es nun zu spät wäre. Da ich ihn seitdem nicht wiedergesehen, so bin ich um die Ehre, die mein Werk verdiente, wie um das Honorar gekommen, das es mir hätte einbringen müssen; und ich hatte nichts davon als Zeitverlust, Mühe, Aerger, Krankheit und Kurkosten, ohne auch nur einen Sou Gewinn oder vielmehr Entschädigung zu erhalten. Es ist mir jedoch immer so vorgekommen, als ob Herr von Richelieu eine aufrichtige Zuneigung zu mir gehegt und von meinen Talenten günstig gedacht hätte; aber mein Unglück und Frau De la Poplinière brachten mich um die Früchte seines guten Willens.

Die Abneigung dieser Frau, der ich zu gefallen mich bestrebt und ziemlich regelmäßig die Aufwartung gemacht hatte, war mir unbegreiflich. Gauffecourt erklärte mir die Gründe. „Sie bestehen erstlich," sagte er, „in ihrer Freundschaft für Rameau, dessen anerkannte Beschützerin sie ist und der keinen Nebenbuhler dulden will, und dann vor allem in einer Erbsünde, die Sie in ihren Augen verdammenswerth erscheinen läßt und die sie Ihnen nie verzeihen wird, nämlich, daß sie ein Genfer sind." Darauf setzte er mir auseinander, daß der Abbé Hubert, ebenfalls ein Genfer und ein aufrichtiger Freund des Herrn De la Poplinière, sich bemüht, ihn von der Verheirathung mit dieser Frau, die er genau kannte, zurückzubringen, und sie deshalb nach der Heirath ihm wie allen Genfern einen unversöhnlichen Haß gelobt hätte. „Obgleich," fügte er hinzu, „Herr De la Poplinière Sie lieb gewonnen hat, wie ich bestimmt weiß, so verlassen Sie sich doch nicht auf seinen Beistand. Er ist in seine Frau verliebt; sie haßt Sie, ist bösartig und listig; in diesem Hause werden Sie nie etwas ausrichten." Ich ließ es mir gesagt sein.

Der nämliche Gauffecourt erwies mir ungefähr um dieselbe Zeit einen großen Liebesdienst. Ich hatte meinen tugendhaften Vater, der etwa sechzig Jahre alt geworden war, vor Kurzem verloren. Ich fühlte diesen Verlust weniger, als es zu einer andern Zeit der Fall gewesen wäre, wo mich die Verlegenheiten meiner Lage weniger beschäftigt hätten. Bei seinen Lebzeiten hatte ich die Auszahlung meines mütterlichen Erbtheiles, dessen geringen Zinsenertrag

er für sich verwandte, nicht verlangt; nach seinem Tode hatte ich darüber keine Bedenklichkeiten mehr. Aber der Mangel an gerichtlichen Beweisen vom Tode meines Bruders machte eine Schwierigkeit, die Gauffecourt zu heben übernahm und durch die Vermittelung des Advocaten de Lolme auch wirklich hob. Da ich diese kleine Summe äußerst nöthig brauchte und die Eintreibung zweifelhaft war, so erwartete ich die entscheidende Nachricht darüber mit der lebhaftesten Ungeduld. Als ich eines Abends nach Hause kam, fand ich den Brief, der diese Nachricht enthalten mußte, und nahm ihn, um ihn zu öffnen, mit einem Zittern von Ungeduld, deren ich mich innerlich schämte. „Ach was," sagte ich verächtlich zu mir, „sollte sich Jean-Jacques bis zu dem Grade von Eigennutz und Neugier unterjochen lassen?" Ich legte ihn auf der Stelle wieder auf den Kamin, entkleidete mich, legte mich ruhig zu Bett, schlief besser als gewöhnlich und erhob mich am folgenden Tage erst ziemlich spät, ohne weiter an meinen Brief zu denken. Beim Anziehen bemerkte ich ihn; ich öffnete ihn ohne Eile und fand einen Wechsel darin. Mehrerlei machte mir dabei Freude, aber ich kann schwören, daß ich mich am lebhaftesten darüber freute, mich besiegt zu haben. Zwanzig ähnliche Züge würde ich aus meinem Leben noch zu erzählen haben, aber ich habe es zu eilig, um alles berichten zu können. Einen kleinen Theil dieses Geldes schickte ich meiner armen Mama, wobei ich mit Thränen die glückliche Zeit zurückersehnte, wo ich ihr die ganze Summe zu Füßen gelegt hätte. Aus allen ihren Briefen ging ihre Noth hervor. Sie schickte mir Haufen von Recepten und Geheimmitteln, mit denen ich, wie sie behauptete, mein und ihr Glück machen könnte. Schon schnürte ihr das Gefühl ihres Elendes das Herz zusammen und machte ihren Geist beschränkter. Das Wenige, was ich ihr sandte, wurde die Beute der Schufte, die sich um sie drängten. Sie hatte keinen Nutzen davon. Das benahm mir die Lust, meine schon an sich dürftigen Mittel noch mit diesen Elenden zu theilen, zumal nach dem vergeblichen Versuche, den ich, wie ich später erzählen werde, machte, sie ihnen zu entreißen.

Die Zeit verging und das Geld mit ihr. Wir waren

unser zwei, sogar vier, oder genau genommen, waren wir unser sieben oder acht; denn obgleich Therese von einer Uneigennützigkeit war, der sich wenige Beispiele zur Seite stellen lassen, so war doch ihre Mutter nicht wie sie. Sobald sie sich durch mich wieder mit dem Nöthigsten versehen sah, ließ sie ihre ganze Familie kommen, um, was für sie abgefallen war, mit ihr zu theilen. Schwestern, Söhne, Töchter, Enkelinnen, alles kam mit Ausnahme ihrer ältesten Tochter, die mit dem Vorsteher der Wagenfabrik zu Angers verheirathet war. Alles, was ich für Therese that, wurde ihr von ihrer Mutter für diese Hungerleider entzogen. Da ich es nicht mit einer habgierigen Person zu thun hatte und nicht unter der Gewalt einer wahnsinnigen Leidenschaft stand, machte ich auch keine Thorheiten. Zufrieden, Therese anständig, aber ohne Aufwand, gegen drückende Sorgen geschützt, zu unterhalten, duldete ich, daß alle Erträge ihrer Arbeit ihrer Mutter zu Gute kamen, und ich beschränkte mich nicht darauf; aber in Folge eines Verhängnisses, das mich verfolgte, wurde Therese von ihren Verwandten gerade eben so ausgebeutet wie Mama von ihren Gaunern, und ich konnte auf keiner Seite etwas thun, das der, für welche es bestimmt, Nutzen gebracht hätte. Es war eigenthümlich, daß die Jüngste unter den Kindern der Frau Le Vasseur, die einzige, die keine Ausstattung erhalten, die einzige war, die ihre Eltern ernährte, und daß diese Aermste, nachdem sie lange Zeit von ihren Brüdern, ihren Schwestern, ja selbst von ihren Nichten geschlagen worden war, jetzt von ihnen ausgeplündert wurde, ohne daß sie sich gegen ihre Diebereien besser vertheidigen konnte als gegen ihre Schläge. Eine einzige ihrer Nichten, Namens Goton Leduc, war ziemlich liebenswürdig und von einem ziemlich sanften Charakter, obgleich sie durch das Beispiel und den Unterricht der andern verdorben wurde. Da ich sie häufig beisammen sah, legte ich ihnen die Namen bei, die sie sich unter einander gaben; ich nannte die Nichte „meine Nichte" und die Tante „meine Tante". Alle beide nannten mich ihren Onkel. Daher der Name Tante, mit welchem ich Therese seitdem beständig anredete, und den meine Freunde mitunter zum Scherze ebenfalls gebrauchten.

Man wird begreifen, daß ich keinen Augenblick zu verlieren hatte, um mich aus einer solchen Lage zu reißen. Da ich überzeugt war, daß mich Herr von Richelieu vergessen hatte, und ich von Seiten des Hofes nichts mehr hoffte, machte ich einige Versuche, meine Oper in Paris zur Aufführung zu bringen; allein mir traten Schwierigkeiten entgegen, deren Beseitigung viel Zeit erforderte, und ich gerieth von Tage zu Tage in größere Bedrängnis. Da kam ich auf den Gedanken, mein kleines Schauspiel „Narciß" beim italienischen Theater einzureichen. Es wurde angenommen, und ich erhielt dafür freien Eintritt, was mir große Freude gewährte; das war jedoch auch alles. Es gelang mir nie die Aufführung meines Stückes durchzusetzen, und überdrüssig, Schauspielern den Hof zu machen, sagte ich mich von ihnen los. Ich griff endlich zu dem letzten Mittel, das mir noch blieb, und zu dem einzigen, das ich hätte ergreifen sollen. Während meines Umganges mit dem Hause des Herrn De la Poplinière hatte ich das des Herrn Dupin vernachlässigt. Obgleich die beiden Damen verwandt waren, herrschte doch ein schlechtes Verhältnis zwischen ihnen, und sie besuchten sich nicht; es fand kein geselliger Verkehr zwischen den beiden Häusern statt, und Thieriot allein lebte in dem einen wie in dem andern. Er übernahm meine Wiedereinführung bei Herrn Dupin. Herr von Francueil beschäftigte sich damals mit Naturgeschichte und Chemie und legte eine Sammlung an. Ich glaube, er strebte nach einem Sitze in der Akademie der Wissenschaften; zu dem Zwecke beabsichtigte er ein Buch zu schreiben und hielt mich für geeignet, ihm bei dieser Arbeit hilfreich zu sein. Frau Dupin, die ihrerseits den Plan zu einem andern Buche entworfen, hatte auf mich ungefähr ähnliche Absichten. Sie hätten mich gern gemeinschaftlich zu einer Art Secretär haben wollen, und das war der Gegenstand der Unterhandlungen Thieriots. Ich verlangte vorher, Herr von Francueil sollte mir durch seinen und Jelyotes Einfluß eine Probevorstellung meines Stückes in der Oper erwirken. Er ging darauf ein. Die Proben meiner „Galanten Musen" fanden zuerst mehrmals in dem dazu bestimmten Saale, dann im großen Theater statt.

Der Generalprobe wohnten viele bei, und einigen Stücken wurde lebhafter Beifall zu Theil. Trotzdem merkte ich während der von Rebel sehr schlecht dirigirten Vorstellung selbst, daß das Stück keine Aufnahme finden würde und daß es sogar ohne große Verbesserungen nicht aufführungsfähig wäre. Deshalb zog ich es, ohne ein Wort zu sagen und ohne mich einer Zurückweisung auszusetzen, zurück; aber aus mehreren Anzeichen erkannte ich deutlich, daß mein Stück, wäre es auch vollkommen gewesen, doch nicht durchgekommen sein würde. Herr von Francueil hatte mir wohl versprochen, die Probe desselben durchzusetzen, aber nicht die Annahme. Er hielt mir genau Wort. Bei dieser Gelegenheit wie bei vielen anderen habe ich immer wahrzunehmen geglaubt, daß weder ihm noch der Frau Dupin daran gelegen war, mich in der Welt einen gewissen Ruf erlangen zu lassen, vielleicht in der Besorgnis, daß man ihren Büchern sonst nachsagen könnte, sie hätten darin ihre Talente auf die meinigen gepfropft. Da mir Frau Dupin jedoch stets nur sehr mittelmäßige zugetraut und mich immer nur zum Aufschreiben ihrer Dictate oder zu gelehrten Forschungen benutzt hatte, so wäre dieser Vorwurf, namentlich in Bezug auf sie, sehr ungerecht gewesen.

1747—1749.

Dieser letzte Mißerfolg raubte mir vollends den Muth. Ich gab alle Pläne auf Emporkommen und Ruhm auf, und ohne fernerhin an wahre oder eingebildete Talente zu denken, die mir ein so dürftiges Durchkommen gewährten, wandte ich jetzt Zeit und Mühe nur darauf an, mir meinen und Theresens Unterhalt zu erwerben, es ganz denen anheimstellend, welche dafür zu sorgen übernommen hatten. Ich schloß mich deshalb völlig an Frau Dupin und Herrn von Francueil an. Dies versetzte mich nicht in großen Ueberfluß, denn mit acht- bis neunhundert Franken jährlich, die ich in den beiden ersten Jahren bezog, vermochte ich kaum meine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, da ich genöthigt war, mir in ihrer Nachbarschaft in einem ziemlich theuren Viertel ein möblirtes Zimmer zu miethen und am äußersten Ende von Paris, hoch oben in der Rue Saint-

Jacques, eine andere Miethswohnung zu bezahlen, nach der ich mich in jedem Wetter fast alle Abende zum Abendessen begab. Ich arbeitete mich bald in meine neuen Beschäftigungen hinein und fand sogar Geschmack an ihnen. Ich trieb eifrig Chemie, hörte mit Herrn von Francueil darüber mehrere Vorlesungen bei Herrn Rouelle, und nun machten wir uns daran, über diese Wissenschaft, deren Anfangsgründe wir uns kaum angeeignet hatten, wohl oder übel Papier zu beschmieren. Im Jahre 1747 brachten wir den Herbst in der Touraine und zwar im Schlosse Chenonceaux zu, einem ehemals königlichen Palast am Cher, von Heinrich II. für Diana von Poitiers erbaut, deren verschlungene Namenszüge man noch heute an demselben bemerkt. Jetzt befindet es sich in den Händen des Herrn Generalpächters Dupin. An diesem schönen Orte unterhielt man sich ausgezeichnet, und da man dort zugleich sehr gut speiste, wurde ich feist wie ein Mönch. Man trieb viel Musik. Ich componirte mehrere Trios für Singstimmen, die ziemlich melodienreich waren, und auf die ich vielleicht in meinem Supplementsbande zurückkommen werde, wenn ich je einen solchen schreiben sollte. Auch Komödie wurde gespielt. Ich schrieb in vierzehn Tagen eine in drei Akten, der ich den Namen „Das unüberlegte Versprechen" gab. Das einzige Verdienstliche an ihr, die man unter meinen Papieren finden wird, ist die ausgelassene Heiterkeit, die durch dieselbe weht. Noch andere kleine Stücke schrieb ich daselbst, unter andern eines in Versen, „Die Allee der Sylvia", nach dem Namen einer Allee, die sich im Parke an dem Ufer des Cher dahinzog. Durch alle diese vielfachen Beschäftigungen erlitten aber weder meine chemischen Studien noch meine für die Frau Dupin anzufertigenden Arbeiten Unterbrechung.

Während ich in Chenonceaux dick wurde, ging mit meiner armen Therese in Paris dieselbe Veränderung, wenn auch auf andere Weise, vor sich, und als ich zurückkam, fand ich das Werk, das ich in diesem Berufszweige geleistet hatte, weiter vorgerückt, als ich geglaubt. In Anbetracht meiner Lage würde mich dies in unendliche Verlegenheit versetzt haben, wenn mir nicht meine Tischgenossen den einzigen Ausweg, der mich ihr entreißen konnte, gezeigt hätten. Ich habe etwas so Wichtiges zu bekennen, daß ich nicht einfach genug dabei zu Wege gehen kann, weil ich mich durch irgend eine erläuternde Erklärung der zu berichtenden Thatsache entschuldigen oder anklagen müßte und ich hier weder das Eine noch das Andere thun darf.

Während Altunas Aufenthalt in Paris nahmen wir, er und ich, unser Mittagsessen nicht bei einem Speisewirthe, sondern gewöhnlich in unserer Nachbarschaft ein, der Sackgasse der Oper fast gerade gegenüber, bei einer Frau La Selle, der Gattin eines Schneiders, deren Tisch, so dürftig sie uns auch abspeiste, trotzdem wegen der guten und unverdächtigen Gesellschaft, welche sich an ihm zusammenfand, gesucht war. Es wurde nämlich kein Unbekannter zugelassen; man mußte durch einen der regelmäßigen Tischgäste eingeführt werden. Der Comthur von Graville, ein alter Wüstling voller Höflichkeit und Geist, aber demungeachtet ein unverwüstlicher Zotenreißer, wohnte daselbst und zog eine ausgelassene und glänzende Gesellschaft von jungen Gardeofficieren und Reitern der adligen Leibwache dorthin. Der Comthur von Nonant, Beschützer aller Opersängerinnen und Tänzerinnen, brachte wieder täglich alle Neuigkeiten aus der Theaterwelt hin. Die Herren Duplessis, Oberstlieutenant a. D., ein gutmüthiger und bescheidener Greis, und Ancelet,*) Officier bei der adligen Leibwache, erhielten dort unter diesen jungen Leuten eine gewisse Ord-

*) Dieser Herr Ancelet war es, dem ich ein in meiner gewöhnlichen Manier geschriebenes kleines Lustspiel, „Die Kriegsgefangenen" gab. Unmittelbar nach den Niederlagen der Franzosen in Bayern und Böhmen verfaßt, wagte ich es weder zu zeigen noch mich zu demselben zu bekennen, und zwar aus dem eigenthümlichen Grunde, weil der König, Frankreich und die Franzosen vielleicht nie mehr und aufrichtiger gelobt worden sind als in diesem Stücke, und weil ich als Republikaner und anerkannter Unruhstifter nicht das Herz hatte, mich als Lobredner einer Nation zu bekennen, deren sämmtliche Grundsätze den meinen zuwiderliefen. Ueber die Unglücksfälle Frankreichs mehr betrübt als die Franzosen selbst, hegte ich Besorgnis, man könnte die Beweise einer aufrichtigen Liebe, deren Entstehen und Grund ich bereits im ersten Theile angeführt habe, mir als Schmeichelei und Gemeinheit auslegen, und schämte mich deshalb, sie zu veröffentlichen.

mung. Auch Großhändler, Banquiers, Lieferanten kamen dorthin, aber nur gebildete und anständige, kurz nur solche, die in ihren Kreisen eine hervorragende Stellung einnahmen, wie Herr von Belle, Herr von Forcade und andere, deren Namen ich vergessen habe. Mit einem Wort: man sah dort nur Leute von guter Gesellschaft, alle Stände waren vertreten, nur Abbés und Juristen habe ich dort nie gesehen, und es war ein Uebereinkommen, sie nie einzuführen. Diese ziemlich zahlreiche Tischgesellschaft war sehr heiter, ohne in Lärm auszuarten, und trieb allerlei Possen, ohne sich Gemeinheiten zu erlauben. Der alte Comthur verlor bei aller Schlüpfrigkeit seiner Erzählungen doch nie den geschmeidigen Ton des früheren Hofmannes, und nie entschlüpfte seinem Munde ein anstößiges Wort, wenn es nicht so drollig gewesen wäre, daß es selbst Frauen verziehen hätten. Er war für die ganze Gesellschaft tonangebend; alle diese jungen Leute erzählten ihre galanten Abenteuer in eben so freier wie anmuthiger Form, und an Geschichten von Mädchen fehlte es um so weniger, als ein förmliches Waarenlager von ihnen unmittelbar vor der Thür lag, denn von demselben Flure aus, der zu Frau La Selle führte, gelangte man auch in den Laden der Frau Duchapt, einer berühmten Modehändlerin, die damals sehr hübsche Mädchen beschäftigte. Diesen Laden pflegten unsere Herren vor oder nach dem Essen zu besuchen, um mit den Mädchen zu plaudern. Ich würde mich dort ebenso wie Andere unterhalten haben, wenn ich muthiger gewesen wäre. Ich brauchte nur wie sie einzutreten, wagte es aber nie. Auch nach Altunas Abreise aß ich ziemlich häufig bei Frau La Selle; dort hörte ich eine Menge sehr lustiger Anekdoten und nahm auch allmählich, zwar dem Himmel sei Dank nicht die Sitten, aber doch die Lebensregeln an, die ich dort herrschen sah. Verspottete Ehrenleute, hintergangene Ehemänner, verführte Frauen, geheime Entbindungen bildeten dort den gewöhnlichsten Gesprächsstoff, und wer am besten für die Bevölkerung des Findelhauses sorgte, dem wurde am meisten Beifall gezollt. Dies bestach mich; ich bildete meine Denkweise nach der, welche ich bei sehr liebenswürdigen und im Grunde auch sehr anständigen Leuten

herrschen sah, und sagte mir: „Da es einmal Sitte des Landes ist, so kann man sie, wenn man darin lebt, auch befolgen.“ Das war der Ausweg, nach dem ich suchte. Ich ergriff ihn entschlossen ohne das geringste Bedenken. Nur Theresens Bedenklichkeit hatte ich zu überwinden, die ich erst mit aller erdenklichen Mühe zur Annahme dieses einzigen Mittels, ihre Ehre zu retten, bewegen konnte. Da mir ihre Mutter, die sich überdies vor neuen Kindersorgen fürchtete, zu Hilfe kam, ließ sie sich endlich besiegen. Man wählte eine gewandte und zuverlässige Hebamme, eine gewisse Gouin, ledigen Standes, die an der Ecke von Saint-Eustache wohnte, um ihr die Ausführung des Planes zu übertragen, und als die Zeit gekommen war, wurde Therese von ihrer Mutter zu der Gouin geführt, um bei dieser ihre Entbindung abzuwarten. Ich besuchte sie dort öfter und brachte ihr zwei Karten mit dem gleichen Namenszuge, deren eine in die Windeln des Kindes gelegt wurde. Darauf wurde letzteres von der Hebamme in der gewöhnlichen Weise auf dem Bureau des Findelhauses abgegeben. Im folgenden Jahre der nämliche Uebelstand und das nämliche Auskunftsmittel, nur der Namenszug wurde fortgelassen; keine größere Bedenklichkeit meinerseits; keine größere Lust seitens der Mutter, auf diesen Wunsch einzugehen; sie gehorchte seufzend. Man wird späterhin alle Wandlungen, welche dieser unselige Schritt in meiner Denkweise wie in meinem Leben hervorgebracht hat, kennen lernen. Halten wir uns für jetzt an diesen ersten Zeitabschnitt. Die eben so bitteren und unerwarteten Folgen desselben werden mich nur zu sehr zwingen, darauf zurückzukommen.

In diese Zeit fällt meine erste Bekanntschaft mit Frau von Epinay, deren Name in diesen Denkwürdigkeiten oft genannt werden wird. Sie war ein geborenes Fräulein von Esclavelles und hatte sich vor Kurzem mit Herrn von Epinay, dem Sohne des Generalpächters von Lalive de Bellegarde, verheirathet. Ihr Gatte war eben so musikalisch wie Herr von Francueil. Auch sie war musikalisch, und die Leidenschaft für diese Kunst hatte unter diesen drei Personen eine innige Freundschaft geknüpft. Herr von Francueil hatte mich bei Frau von Epinay eingeführt, ich speiste

mit ihm bisweilen zu Nacht bei ihr. Sie war liebenswürdig und zeichnete sich durch Geist und Talente aus; es war sicherlich eine vielversprechende Bekanntschaft. Aber sie hatte eine Freundin, ein Fräulein von Ette, die für boshaft galt und mit dem Chevalier von Valory lebte, dem man auch keine große Herzensgüte nachrühmte. Der Umgang mit diesen beiden Personen war, wie ich glaube, der Frau von Epinay nachtheilig, der die Natur nebst einem sehr begehrlichen Temperamente herrliche Eigenschaften verliehen hatte, es zu mäßigen oder vor sittlichen Verirrungen zu bewahren. Herr von Francueil flößte ihr einen Theil seiner Freundschaft für mich ein und gestand mir sein Verhältnis mit ihr, dessen ich deswegen hier nicht erwähnen würde, wenn es nicht so bekannt wäre, daß es nicht einmal Herrn von Epinay verborgen blieb. Herr von Francueil machte mir über diese Dame sogar im Vertrauen sehr seltsame Mittheilungen, die sie selbst mir nie gemacht hat, und von denen sie mich auch nie unterrichtet glaubte; denn darüber öffnete ich nie in meinem Leben den Mund und werde ihn auch weder ihr noch sonst jemand gegenüber nie öffnen.*) Dieses mir von allen Seiten entgegengebrachte Vertrauen machte meine Lage sehr peinlich, namentlich Frau von Francueil gegenüber, die mich gut genug kannte, um nicht Mißtrauen gegen mich zu hegen, obgleich ich ein Verhältnis mit ihrer Nebenbuhlerin hatte. Ich tröstete nach bestem Vermögen diese arme Frau, der ihr Gatte die Liebe, die sie für ihn hatte, sicherlich nicht vergalt. Ich hörte jede dieser drei Personen einzeln an, bewahrte ihre Geheimnisse mit größter Treue, ohne daß mir eine der drei je eines der beiden andern zu entreißen vermochte, und ohne daß ich einer der beiden Frauen meine Liebe für ihre Nebenbuhlerin verhehlte. Frau von Francueil, die sich meiner zu vielerlei bedienen wollte, mußte sich entschiedene Weigerungen gefallen lassen, und Frau von Epinay, die mir einmal einen Brief zur Besorgung an Francueil übergeben wollte, erhielt nicht allein einen gleichen Bescheid, sondern auch die unumwundene Erklärung, daß sie, wollte sie mich für immer aus ihrem Hause los sein, nur zum zweiten Male eine ähnliche Bitte an mich zu richten brauchte. Ich muß Frau von Epinay Gerechtigkeit widerfahren lassen: dieses Auftreten schien ihr so wenig zu mißfallen, daß sie es sogar Francueil mit Lobsprüchen erzählte und mich später nicht weniger freundlich empfing als sonst. So bewahrte ich mir in den stürmischen Verhältnissen zwischen drei Personen, die ich zu schonen hatte, ja, von denen ich gewissermaßen abhängig war, und die ich von Herzen lieb hatte, bis ans Ende ihre Freundschaft, ihre Achtung und ihr Vertrauen, indem ich mich duldsam und gefällig, aber auch redlich und nachgiebig benahm. Trotz meines einfältigen und linkischen Wesens wollte mich Frau von Epinay zu den Festlichkeiten in der Chevrette, einem in der Nähe von Saint-Denis gelegenen Schlosse, welches Herrn von Bellegarde gehörte, hinzuziehen. Es befand sich in demselben ein Theater, auf welchem häufig gespielt wurde. Man übertrug mir eine Rolle, an der ich sechs Monate ununterbrochen lernte, und die ich mir bei der Aufführung doch von Anfang bis zu Ende souffliren lassen mußte. Nach dieser Probe bot man mir keine Rolle mehr an.

Gleichzeitig mit der Bekanntschaft der Frau von Epinay machte ich auch die ihrer Schwägerin, des Fräulein von Bellegarde, die bald Gräfin von Houdetot wurde. Zum ersten Male sah ich sie kurz vor ihrer Hochzeit; sie plauderte lange mit mir mit der ihr angeborenen reizenden Vertraulichkeit. Ich fand sie sehr liebenswürdig, war aber weit entfernt vorauszusehen, daß diese junge Person dereinst die Entscheidung meines Lebensschicksales herbeiführen und mich, wenn auch ganz unschuldigerweise, in den Abgrund hineinziehen würde, in dem ich mich heute befinde.

Obgleich ich seit meiner Rückkehr von Venedig eben so wenig von Diderot wie von meinem Freunde Roguin gesprochen habe, so hatte ich sie gleichwohl beide nicht vernachlässigt, und namentlich mit ersterem wurde das freund-

*) Die vertraulichen Mittheilungen, die Herr von Francueil Rousseau über Frau von Epinay machte, sind heutigen Tages für niemand mehr ein Geheimnis. Aus den unter dem Namen dieser Dame veröffentlichten Denkwürdigkeiten ersehen wir, daß Frau von Epinay durch Ansteckung ihres Mannes syphilitisch erkrankt war und nun ihrerseits ihren Geliebten angesteckt hatte, der beinahe gestorben wäre.

schaftliche Verhältnis von Tage zu Tage inniger. Wie ich eine Therese, hatte er eine Nanette; dies gab unserer beiderseitigen Lage eine Aehnlichkeit mehr. Der Unterschied bestand jedoch darin, daß meine Therese, eben so schön wie Nanette, ein sanftes Gemüth und einen liebenswürdigen Charakter hatte, der einen gebildeten Mann an sich fesseln mußte, während seine Freundin, zanksüchtig wie ein Fischweib, den Augen anderer nichts aufzuweisen hatte, was einen Ersatz für ihre schlechte Erziehung hätte gewähren können. Er heirathete sie dennoch. Das war recht gut, wenn er es versprochen hatte. Ich meinerseits, der ich kein ähnliches Versprechen abgelegt hatte, beeilte mich nicht, ihm nachzuahmen.

Auch an den Abbé von Condillac hatte ich mich angeschlossen, der in der Literatur eben so wenig Bedeutung hatte, wie ich selber, aber dazu geschaffen war, das zu werden, was er heute ist. Ich habe seine Begabung vielleicht zuerst erkannt und seinen Werth zu schätzen gewußt. Er schien an mir gleiches Gefallen zu finden, und während ich, auf meinem Zimmer in der Rue Jean-Saint-Denis in der Nähe der Oper eingeschlossen, meinen Akt Hesiod schrieb, kam er manchmal, um mit mir allein ein picknickartiges Mittagsmahl zu veranstalten. Er arbeitete damals an seinem ersten Werke, dem Versuche über den Ursprung der menschlichen Kenntnisse. Nach der Vollendung desselben entstand für ihn die Verlegenheit, einen Buchhändler zu finden, der den Verlag übernehmen wollte. Die Pariser Buchhändler sind gegen Anfänger anmaßend und hart, und die Metaphysik, welche damals kaum in die Mode zu kommen begann, bot keinen sehr anziehenden Gegenstand dar. Ich redete mit Diderot von Condillac und seinem Werke und vermittelte ihre gegenseitige Bekanntschaft. Sie waren dazu geschaffen, einander zu gefallen; sie gefielen sich. Diderot bestimmte den Buchhändler Durant zur Annahme des Manuscriptes, und der Abbé, dieser große Metaphysiker, erhielt für sein erstes Buch, und noch dazu fast aus Gnade, hundert Thaler, die er ohne mich vielleicht gar nicht erzielt hätte. Da wir in sehr entfernten Stadttheilen wohnten, so kamen wir drei einmal wöchentlich im Palais Royal zusammen und nahmen das Mittagbrot gemeinschaftlich im Hôtel zum Blumenkorbe ein. Diese wöchentlichen kleinen Mahlzeiten mußten Diderot außerordentlich behagen, denn er, der sonst fast alle seine Rendezvous versäumte,*) blieb nie von einer derselben fort. Bei ihnen entstand in mir der Gedanke an die Gründung eines periodischen Blattes unter dem Titel „Der Spötter", welches Diderot und ich abwechselnd schreiben sollte. Ich entwarf in flüchtigen Umrissen die erste Nummer, was mir die Bekanntschaft d'Alemberts verschaffte, mit dem Diderot davon gesprochen hatte. Unvorhergesehene Hindernisse durchkreuzten unsern Plan, und er blieb liegen.

Diese beiden Schriftsteller hatten vor kurzem das Dictionnaire encyclopédique begonnen, welches anfangs nur eine Art Uebersetzung von Chambers sein sollte, ungefähr der des Dictionnaire de Médecine von James ähnlich, welche Diderot so eben beendet hatte. Dieser wollte mich zur Betheiligung an dieser zweiten Unternehmung heranziehen und schlug mir den musikalischen Theil vor, dessen Bearbeitung ich übernahm und in den drei Monaten, die er mir wie allen übrigen Mitarbeitern bewilligt hatte, in höchster Eile und äußerst schlecht ausführte. Aber ich war der einzige, der zu der festgesetzten Zeit fertig war. Ich überreichte ihm mein Manuscript, das ich von einem Lakaien des Herrn von Francueil, einem gewissen Dupont, der sehr gut schrieb, hatte ins Reine schreiben lassen. Ich zahlte ihm dafür zehn Thaler aus meiner eigenen Tasche, die mir nie zurückerstattet sind. Diderot hatte mir seitens der Verleger eine Belohnung versprochen, von der später zwischen uns nie mehr die Rede gewesen ist.

Die Herausgabe der Encyclopädie wurde durch seine Verhaftung unterbrochen. Die „Philosophischen Gedanken" hatten ihm einige Unannehmlichkeiten zugezogen, die jedoch keine Folgen hatten. Einen übleren Erfolg sollte sein „Brief über die Blinden" für ihn haben. Er enthielt nichts, was man ihm hätte zum Vorwurfe machen können, als einige persönliche Anspielungen, über welche sich Frau Dupré von

*) Var. . . . versäumte, selbst die mit Frauen, blieb ꝛc.

Saint-Maur und Herr von Réaumur beleidigt fühlten und um deren willen er in den vincenner Gefängnisthurm gesperrt wurde. Ich bin nicht im Stande, die Angst zu schildern, die mich beim Unglücke meines Freundes befiel. Meine unselige Einbildungskraft, die alles Ueble gleich von der schlimmsten Seite erblickt, erhitzte sich. Ich sah ihn schon in lebenslänglicher Gefangenschaft. Mir schwindelte fast der Kopf. Ich schrieb an Frau von Pompadour, um sie zu beschwören, ihm die Freiheit zu verschaffen oder mich mit ihm einsperren zu lassen. Ich bekam keine Antwort auf meinen Brief; er war zu wenig vernünftig, um eine Wirkung hervorbringen zu können, und ich schmeichle mir nicht, daß er zu den Erleichterungen beigetragen habe, die man einige Zeit nachher in der Gefangenschaft des armen Diderot eintreten ließ. Wenn sie aber noch einige Zeit mit der nämlichen Strenge gewährt hätte, so würde ich, davon bin ich überzeugt, am Fuße dieses unglückseligen Thurmes vor Verzweiflung gestorben sein. Wenn mein Brief übrigens wenig Erfolg gehabt hat, so habe ich mir auf ihn auch nicht sehr viel zu Gute gethan, denn ich erwähnte seiner nur gegen sehr wenige Leute und nie gegen Diderot selber.

Achtes Buch.

1749.

Am Ende des vorhergehenden Buches habe ich eine Pause machen müssen. Mit diesem beginnt von ihrem ersten Anfang an die lange Reihe meiner Leiden.

Da ich in zwei der glänzendsten Häuser von Paris gelebt, hatte ich trotz meines Hanges zur Zurückgezogenheit doch nicht umhin gekonnt, einige Bekanntschaften zu machen. Unter andern war ich bei Frau Dupin mit dem jungen Erbprinzen von Sachsen-Gotha und dem Baron von Thun, seinem Hofmeister, bekannt geworden. Bei Herrn De la Poplinière hatte ich Herrn Seguy, den Freund des Baron von Thun kennen gelernt, der in der literarischen Welt durch seine schöne Ausgabe Rousseau's bekannt ist. Der

Baron lud uns, Herrn Seguy und mich ein, einen oder zwei Tage in Fontenay-sous-Bois, wo der Prinz ein Haus besaß, zuzubringen. Wir folgten der Einladung. Als wir auf dem Hinwege durch Vincennes kamen, fühlte ich beim Anblicke des Thurmes eine solche Herzensqual, daß sie mir der Baron am Gesichte anmerkte. Beim Abendessen sprach der Prinz von Diderots Gefangenschaft. Um mich zum Sprechen zu bringen, zieh der Baron Diderot der Unbesonnenheit; ich machte mich ihrer schuldig durch die ungestüme Art, in der ich seine Vertheidigung führte. Man verzieh einem Manne, der für einen unglücklichen Freund eintritt, dieses Uebermaß von Eifer und redete von anderen Dingen. In dem Gefolge des Prinzen befanden sich noch zwei Deutsche, der eine, welcher Klüpffell hieß und viel Geist besaß, war sein Kaplan und wurde später, nachdem er den Baron verdrängt hatte, sein Hofmeister, und der andere war ein junger Mann, Namens Grimm, der ihm, bis er eine Stelle fände, als Vorleser diente. Seine äußerst dürftige Ausstattung verrieth, wie dringend er einer solchen bedurfte. Schon an diesem Abende fühlten Klüpffell und ich uns zu einander hingezogen, und wir wurden bald aufrichtige Freunde; mein Verkehr mit Herrn Grimm machte keinen so schnellen Fortschritt; er drängte sich nicht gern in den Vordergrund, und war noch weit von jenem anmaßenden Tone entfernt, den er später im Glücke anzuschlagen für gut fand. Am folgenden Tage sprach man bei der Tafel von Musik; er sprach gut darüber. Es machte mir große Freude zu hören, daß er auf dem Klaviere begleite. Nach Tische ließ man Noten bringen. Wir musicirten den ganzen Tag auf dem Klaviere des Prinzen; und so begann diese Freundschaft, die mir bei ihrem Anfange so angenehm und bei ihrem Ende so verhängnisvoll war, und von der ich von nun an noch so viel werde zu sagen haben.

Bei meiner Rückkehr nach Paris vernahm ich die angenehme Nachricht, daß Diderot aus dem Thurme entlassen wäre und man ihm das Schloß und den Park von Vincennes zum Gefängnis auf Ehrenwort angewiesen hätte, zugleich mit der Erlaubnis, seine Freunde bei sich zu sehen. Wie schwer es mir fiel, nicht auf der Stelle hineilen zu

können! Aber bei Frau Dupin zwei oder drei Tage durch dringend nothwendige Arbeiten zurückgehalten, flog ich nach drei oder vier Jahrhunderten der Ungeduld in die Arme meines Freundes. Unaussprechlicher Augenblick! Er war nicht allein; d'Alembert und der Schatzmeister von Saint-Chapelle waren bei ihm. Beim Eintreten gewahrte ich nur ihn; mit einem lauten Aufschrei eilte ich auf ihn zu; ich lehnte mein Gesicht gegen das seine, drückte ihn fest an mich und redete nur durch meine Thränen und mein Schluchzen zu ihm; ich erstickte fast vor Zärtlichkeit und Freude. Seine erste Bewegung, nachdem er sich meinen Armen entwunden hatte, war, sich an den Geistlichen zu wenden und zu ihm zu sagen: „Sie sehen, mein Herr, wie meine Freunde mich lieben." Noch in voller Erregung dachte ich über diese Art, daraus Nutzen zu ziehen, damals nicht nach; aber wenn ich später bisweilen daran dachte, bin ich stets der Ansicht gewesen, daß mir an Diderots Stelle dieser Gedanke nicht zuerst gekommen wäre.

Ich fand ihn von seiner Gefangenschaft sehr angegriffen. Der Thurm hatte einen schrecklichen Eindruck auf ihn gemacht; und obgleich es ihm im Schlosse ganz gut erging und er in einem nicht einmal mit Mauern umschlossenen Parke frei spazieren gehen konnte, so hatte er doch die Gesellschaft seiner Freunde nöthig, um nicht in Trübsinn zu versinken. Da ich sicherlich am meisten Antheil an seinem Kummer nahm, so glaubte ich auch, daß ihm mein Anblick am trostreichsten sein müßte, und trotz sehr dringender Beschäftigungen ging ich deshalb spätestens jeden zweiten Tag entweder allein oder mit seiner Frau nach Vincennes, um den Nachmittag mit ihm zuzubringen.

Dieses Jahr 1749 zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Hitze aus. Von Paris nach Vincennes rechnet man zwei Wegstunden. Nicht gut im Stande, Droschken zu bezahlen, machte ich mich, wenn ich allein war, nachmittags zwei Uhr auf den Weg und ging schnell, um früher anzukommen. Die Bäume am Wege, nach Landessitte stets ausgeästet, gaben fast keinen Schatten, und von Hitze und Müdigkeit ermattet, legte ich mich oft, wenn ich nicht weiter konnte, der Länge nach auf die Erde. Um meinen

Schritt zu mäßigen, gerieth ich auf den Einfall, irgend ein Buch mitzunehmen. Eines Tages nahm ich den französischen Merkur, und ihn beim Wandern überfliegend, fiel mir die von der Akademie zu Dijon für das nächste Jahr aufgestellte Preisfrage in die Augen, „ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zum Verderben oder zur Veredelung der Sitten beigetragen hat?"

Beim ersten Durchlesen dieser Worte sah ich eine andere Welt vor mir und wurde ich ein anderer Mann. Obgleich ich eine lebhafte Erinnerung an den dadurch empfangenen Eindruck habe, sind mir die Einzelheiten desselben entschwunden, seitdem ich sie in einem meiner vier Briefe an Herrn von Malesherbes niedergeschrieben habe. Es ist eine der Eigenthümlichkeiten meines Gedächtnisses, die der Erwähnung verdient. Wenn es mir dient, so geschieht es nur, so weit ich mich darauf verlasse; sobald ich dagegen das im Gedächtnis Aufbewahrte zu Papier bringe, verläßt es mich; sobald ich etwas einmal aufgeschrieben habe, erinnere ich mich seiner gar nicht mehr. Diese Eigenthümlichkeit macht sich auch in der Musik bemerkbar. Ehe ich sie lernte, wußte ich eine Menge Lieder auswendig; sobald ich verstand, Melodien nach Noten zu singen, habe ich kein Lied behalten können, und ich zweifle, daß ich von denen, die mir am liebsten waren, heute auch nur eine einzige ganz hersagen könnte.

Wessen ich mich bei dieser Gelegenheit noch ganz deutlich erinnere, ist, daß ich mich bei meiner Ankunft in Vincennes in einer wahnsinnartigen Aufregung befand. Diderot nahm sie wahr; ich sagte ihm die Ursache und las ihm die Prosopopoe des Fabricius vor, zu der ich den ersten Entwurf unter einer Eiche geschrieben hatte. Er spornte mich an, meinen Gedanken freien Lauf zu lassen, und mich um den Preis mitzubewerben. Ich that es und war von diesem Augenblicke an verloren. Mein ganzes übriges Leben mit allen meinen Leiden war die unvermeidliche Folge dieses Augenblickes der Verirrung.*)

*) In seinem Briefe an Malesherbes fügt Rousseau dieser Erzählung noch weit auffallendere Umstände hinzu. Sie erregen die Vor-

Meine Gefühle richteten sich mit der erstaunlichsten Schnelligkeit nach dem Schwunge meiner Gedanken. Alle meine kleinen Leidenschaften wurden von der Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Tugend erstickt; und noch wunderbarer ist, diese Gährung erhielt sich in meinem Herzen länger als vier oder fünf Jahre in einem so hohen Grade, wie es vielleicht in dem Herzen keines andren Menschen je vorgekommen ist.

Ich arbeitete diese Abhandlung in einer höchst sonderbaren Weise aus, die ich bei meinen andern Werken fast immer beibehalten habe. Ich widmete ihr die schlaflosen Stunden meiner Nächte. Ich überlegte im Bette mit geschlossenen Augen und wendete meine Perioden im Kopfe

stellung einer Eingebung und einer Anwandlung von Verzückung, von der sich, wie man behaupten kann, in den Jahrbüchern der Literatur kein ähnliches Beispiel findet. „Ich fühlte meinen Kopf von einem rauschähnlichen Taumel ergriffen. Krampfhafte Zuckungen erfaßten mich. . . . Da ich beim Gehen nicht mehr zu athmen vermag, sinke ich unter einen Baum am Wege hin und verharre dort eine halbe Stunde in einer solchen Erregung, daß ich erst beim Aufstehen bemerkte, wie die ganze Vorderseite meiner Weste von Thränen benetzt war, während ich mir gar nicht bewußt geworden, geweint zu haben."

Diesem mit so beredten Worten beschriebenen extatischen Zustande stellt Marmontel das gegenüber, was er die Thatsache in ihrer nackten Einfachheit nennt, so wie sie ihm nach seiner Erklärung Diderot selbst mitgetheilt hat. „Eines Tages," (es sind Diderots Worte) „als wir zusammen spazieren gingen, sagte er mir, die Akademie von Dijon hätte eine interessante Preisfrage aufgestellt, und er fühlte Lust, sich an sie zu wagen. Diese Preisfrage lautete: . . . ‚Wofür werden Sie sich entscheiden?' fragte ich ihn. — „Daß sie zur Veredelung der Sitten beigetragen haben." — „Das ist die Eselsbrücke. Alle mittelmäßige Geister werden diesen Weg einschlagen. Der entgegengesetzte bietet der Philosophie und der Beredtsamkeit ein neues, reiches und fruchtbares Feld dar." — „Sie haben Recht," sagte er nach augenblicklichem Ueberlegen. „Ich werde Ihren Rath befolgen."

Wäre die Anekdote wahr, so muß man gestehen, daß die Folgen für Rousseau's Namen und Werke furchtbar sein würden, da sie nichts weniger herbeiführen müßten, als seine Leser über die Grundsätze seiner Philosophie, ja selbst über seinen Charakter und über alles, was ihn vor seinen Zeitgenossen so hervorragend auszeichnet, vollkommen zu enttäuschen. Wie? Von jenem Augenblicke an sollte er sein ganzes Leben lang eine Larve getragen haben! Diese Annahme ist zu gräßlich, um nicht zu verdienen, daß man ihre Wahrscheinlichkeit ernstlich bestreitet.

mit unglaublicher Mühe hin und her; wenn ich dann endlich mit ihnen zufrieden war, behielt ich sie so lange im Gedächtnisse, bis ich sie aufschreiben konnte. Aber während der Zeit des Aufstehens und Anziehens verlor ich alles wieder aus dem Gedächtnisse, und wenn ich mich vor mein Papier gesetzt hatte, fiel mir von all dem so mühsam Eingeprägten fast nichts mehr ein. Ich gerieth auf den Einfall, mir Frau Le Vasseur zum Secretär zu nehmen. Ich hatte sie mit ihrer Tochter und ihrem Manne in meiner Nähe untergebracht, und um mir einen Dienstboten zu ersparen, kam sie jeden Morgen, mir Feuer anzumachen und meine kleinen häuslichen Geschäfte zu besorgen. Bei ihrer Ankunft diktirte ich ihr von meinem Bette aus meine nächtliche Arbeit, und dieses Verfahren, dem ich lange treu blieb, hat mir bei meiner Vergeßlichkeit gute Dienste geleistet.

Nach Vollendung dieser Abhandlung zeigte ich sie Diderot, der mit ihr zufrieden war und mir einige Verbesserungen angab. Trotzdem mangelt es diesem schwungreichen und gewaltigen Werke völlig an Logik und Ordnung; unter allen, die aus meiner Feder geflossen sind, ist es im Folgern das schwächste und an Wohlklang und Harmonie das ärmste; aber mit welchem Talente man auch geboren sein mag, die Kunst zu schreiben lernt sich nicht auf einmal.

Ich handle diese Arbeit ab, ohne mit irgend einem andern davon zu reden, wenn nicht etwa mit Grimm, mit dem ich seit seinem Eintritt bei dem Grafen von Friesen in innigster Freundschaft zu leben begann. Unser Vereinigungspunkt bildete sein Klavier, an welchem ich alle freie Augenblicke mit ihm zubrachte, um italienische Lieder und Barcarolen unermüdlich und rastlos vom Morgen bis zum Abend, oder vielmehr vom Abend bis zum Morgen zu singen; und sobald man mich nicht bei Frau Dupin fand, war man sicher mich bei Herrn Grimm oder wenigstens in seiner Gesellschaft, sei es auf dem Spaziergange oder im Theater, zu finden. Ich hörte auf, die italienische Komödie zu besuchen, zu der ich freien Eintritt hatte, die er aber nicht leiden konnte, um mit ihm für mein Geld in die französische Komödie zu gehen, für die er leidenschaftlich eingenommen war. Kurz, dieser junge Mann übte auf mich

eine so mächtige Anziehungskraft aus, und ich wurde so unzertrennlich von ihm, daß selbst die arme Tante darüber vernachlässigt wurde, das heißt, daß ich sie seltener sah, denn meine Liebe zu ihr hat auch nicht einen Augenblick meines Lebens abgenommen.

Diese Unmöglichkeit, die wenige Zeit, die ich frei hatte, zwischen meinen Neigungen zu theilen, erneuerte lebhafter als je den Wunsch, den ich längst hegte, mit Therese nur einen gemeinschaftlichen Haushalt zu führen; aber die Verlegenheit, die durch ihre zahlreiche Familie hervorgerufen wurde, und besonders der Mangel an Geld zum Ankauf der Möbel, hatten mich bisjetzt zurückgehalten. Die Gelegenheit zur Durchführung dieses Planes bot sich dar, und ich benutzte sie. Da Herr von Francueil und Frau Dupin sehr wohl einsahen, daß acht- bis neunhundert Franken jährlich für mich nicht ausreichen konnten, so erhöhten sie aus eigenem Antriebe mein jährliches Honorar auf fünfzig Louisd'or; ja noch mehr, als Frau Dupin vernahm, daß ich die Absicht hatte, mir eigene Möbel anzuschaffen, kam sie mir auch hierbei zu Hilfe. Wir legten nun das alles mit den Möbeln, welche Therese bereits besaß, zusammen, und nachdem wir eine kleine Wohnung im Hôtel de Languedoc, in der Straße Grenelle Saint-Honoré, bei sehr guten Leuten gemiethet hatten, richteten wir uns darin, so gut wir konnten, ein und haben dort sieben Jahre lang bis zu meiner Uebersiedelung nach der Eremitage friedlich und angenehm gewohnt.

Theresens Vater war ein ältlicher, gutmüthiger und sehr freundlicher Herr, der sich vor seiner Frau außerordentlich fürchtete und ihr den Spitznamen Kriminallieutenant gegeben hatte, eine Benennung, die Grimm späterhin scherzweise auf die Tochter übertrug. Der Frau Le Vasseur fehlte es nicht an Geist; sie war sogar auf ihre Bildung und ihr vornehmes Wesen stolz; aber sie hatte etwas Geheimthuerisches und Einschmeichelndes an sich, das mir unerträglich war, da sie ihrer Tochter ziemlich schlechte Rathschläge ertheilte, sie zur Verstellung gegen mich anhielt und meinen Freunden, einem jeden allein und immer auf meine und der andern Kosten, zu gefallen suchte. Im Uebrigen war

sie eine ziemlich gute Mutter, da sie ihre Rechnung dabei fand, es zu sein, und verdeckte die Fehler ihrer Tochter, weil sie von ihnen Nutzen hatte. Diese Frau, die ich mit Aufmerksamkeiten, Zuvorkommenheiten und kleinen Geschenken überhäufte, und deren Liebe zu erwerben ich mir außerordentlich angelegen sein ließ, war in Folge der deutlichen Unmöglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, die einzige Ursache von Unbehaglichkeit, die ich in meiner kleinen Wirthschaft empfand. Uebrigens kann ich sagen, daß ich während dieser sechs oder sieben Jahre das vollkommenste häusliche Glück, welches die menschliche Schwäche gestattet, genossen habe. Das Herz meiner Therese war das eines Engels; unsere Neigung nahm mit der Innigkeit unserer Verbindung zu, und wir fühlten von Tage zu Tage mehr, wie sehr wir für einander geschaffen waren. Wenn unsere Freuden geschildert werden könnten, würden sie durch ihre Einfachheit Lachen erregen: unsere Spaziergänge im traulichen Zwiegespräche außerhalb der Stadt, wo ich in irgend einer Schenke großartig acht oder zehn Sous verthat; unsere kleinen Abendessen in der Fensternische, bei denen wir auf zwei kleinen Stühlen einander gegenüber saßen. Sie standen auf einem Koffer, der gerade in die Nische hineinpaßte. Das Fensterbrett mußte uns hierbei als Tisch dienen, und bei stetem Essen athmeten wir die frische Luft ein, konnten die Umgegend überschauen, die in ihr Umherwandernden sehen und, obwohl wir im vierten Stock wohnten, auf die Straße hinabblicken. Wer vermag den Reiz dieser Mahlzeiten zu schildern und zu empfinden, deren sämmtliche Gerichte aus einem Viertellaib groben Brotes, einigen Kirschen, einem Stückchen Käse und aus einem halben Schoppen Wein, den wir gemeinschaftlich tranken, bestanden? Freundschaft, Vertrauen, Innigkeit, Seelenruhe, wie lieblich sind eure Reize! Bisweilen blieben wir bis Mitternacht dort, ohne daran zu denken und auch nur zu ahnen, wie spät es wäre, wenn uns nicht die alte Mama daran erinnert hätte. Aber übergehen wir diese Einzelheiten, die zu thöricht oder lächerlich erscheinen werden; ich habe es stets gefühlt und behauptet: der wahre Genuß läßt sich nicht schildern.

Ungefähr um die nämliche Zeit hatte ich einen gröberen, den letzten dieser Art, den ich mir vorzuwerfen gehabt habe. Ich habe erwähnt, daß der Prediger Klüpffell liebenswürdig war; meine Verbindung mit ihm war nicht weniger innig als die mit Grimm und nahm einen gleich vertraulichen Charakter an. Beide speisten mitunter bei mir. Diese etwas mehr als einfachen Mahlzeiten wurden durch die feinen und tollen Späße Klüpffells und die drolligen Germanismen Grimms, der noch nicht Purist geworden war, erheitert. Die sinnlichen Genüsse herrschten bei unsern kleinen Orgien nicht vor; aber die Fröhlichkeit gewährte Ersatz, und wir befanden uns zusammen so wohl, daß wir nicht mehr ohne einander sein konnten. Klüpffell hatte einem jungen Mädchen eine Wohnung ausmöblirt, das sich trotzdem*) nach wie vor jedermann hingab, da er nicht im Stande war, es allein zu unterhalten. Als wir eines Abends in ein Café traten, fanden wir ihn eben im Begriff, es zu verlassen, um mit ihr zum Abendessen zu gehen. Wir zogen ihn auf; er rächte sich artigerweise dadurch, daß er uns gleichfalls zu dem Abendessen einlud und uns darauf seinerseits aufzog. Dieses arme Wesen kam mir ziemlich gutmüthig, sehr sanft und für ihr Geschäft, zu dem sie eine Hexe, die sie bei sich hatte, nach Kräften anlernte, wenig geschaffen vor. Das Gespräch und der Wein erheiterten uns bis zu dem Grade, daß wir uns vergaßen. Der gute Klüpffell wollte den gefälligen Wirth nicht halb spielen, und wir verweilten alle drei hinter einander mit der armen Kleinen, die nicht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte, eine Zeit lang in dem Nebenzimmer. Grimm hat stets behauptet, daß er sie nicht berührt hätte; dann kann er blos, um sich an unserer Ungeduld zu belustigen, so lange mit ihr fortgeblieben sein. Enthielt er sich ihrer wirklich, so ist es schwerlich aus Gewissensbedenken geschehen, da er vor seinem Eintritt bei dem Grafen von Friesen in demselben Stadtviertel Saint-Roche bei Mädchen wohnte.

Ich schied aus der Straße Des Moineaux, in der dieses Mädchen wohnte, so beschämt, wie Saint-Preux aus dem

*) Var. . . . das sich trotzdem nach Uebereinkunft ꝛc.

Hause schied, in dem man ihn berauscht hatte, und ich gedachte meiner Geschichte recht lebhaft, als ich die seinige schrieb. An irgend einem Zeichen und besonders an meiner verlegenen Miene merkte Therese, daß ich mir etwas vorzuwerfen hatte; ich erleichterte mein Gewissen durch eine offene und augenblickliche Beichte. Ich that wohl daran, denn schon am folgenden Tage erschien Grimm im Triumphe, um ihr unter vielen Uebertreibungen meine Schandthat zu erzählen, und seitdem hat er nie verabsäumt, die Erinnerung daran boshafterweise immer wieder in ihr wachzurufen, was um so unverzeihlicher war, da ich, nachdem ich ihm meine Verhältnisse frei und offen bekannt hatte, mit Recht von ihm erwarten durfte, daß er mich dies nicht würde bereuen lassen. Niemals überzeugte ich mich besser von der Herzensgüte meiner Therese als bei dieser Gelegenheit, denn sie war durch Grimms Betragen mehr gekränkt als durch meine Untreue beleidigt, und sie machte mir ihrerseits nur rührende und zärtliche Vorwürfe, in denen ich nie die geringste Spur von Unwillen wahrnahm.

Die Geisteseinfalt dieses ausgezeichneten Mädchens war eben so groß wie ihre Herzensgüte, damit ist alles gesagt; ein Beispiel derselben, das mir gerade einfällt, verdient jedoch erzählt zu werden. Ich hatte ihr gesagt, Klüpffell wäre Prediger und Kaplan des Prinzen von Sachsen-Gotha. Ein Prediger war für sie ein so ausgezeichneter Mann, daß sie in komischer Verwechselung der einander widerstreitendsten Begriffe sich einfallen ließ, Klüpffell für den Papst zu halten. Ich glaubte, sie wäre toll geworden, als sie mir beim Nachhausekommen zum ersten Male sagte, der Papst hätte mir einen Besuch machen wollen. Ich ließ sie sich erklären und hatte dann nichts Eiligeres, als diese Geschichte Grimm und Klüpffell zu erzählen, dem unter uns der Name Papst blieb. Dem Mädchen in der Straße Des Moineaux legten wir den Namen Päpstin Johanna bei. Wir brachen dabei in ein so heftiges Gelächter aus, daß wir fast erstickt wären. Die, welche mich in einem Briefe, den es ihnen beliebt hat, mir zuzuschreiben, haben behaupten lassen, ich hätte nur zweimal in meinem Leben gelacht, haben mich weder in jener Zeit noch in meiner Jugend ge-

kannt, sonst hätte ihnen dieser Gedanke sicherlich nicht kommen können.

1750—1752.

Im nächsten Jahre, 1750, als ich schon nicht mehr an meine Abhandlung dachte, erfuhr ich, daß sie in Dijon den Preis erhalten hätte. Diese Nachricht rief alle Gedanken, welche sie mir eingegeben hatten, wieder in mir wach, belebte sie mit neuer Kraft und ließ die ersten Keime von Heldenmuth und Tugend, welche mein Vater und mein Vaterland und Plutarch schon in meiner Kindheit in mein Herz gelegt hatten, üppig emporschießen. Ich fand nichts groß und schön als, über Schicksal und Menschenmeinung erhaben, frei und tugendhaft zu sein und sich selbst zu genügen. Obgleich mich falsche Scham und Furcht vor dem Gerede der Leute abhielten, sofort diesen Grundsätzen gemäß zu leben und offen mit den Sitten und Gewohnheiten meines Jahrhunderts zu brechen, hatte ich doch von jetzt an den entschiedenen Willen dazu und ich zögerte mit der Ausführung nur so lange Zeit, wie die Widersprüche gebrauchten, ihn anzutreiben und ihm zum Siege zu verhelfen.

Während ich über die Pflichten des Menschen philosophirte, brachte mich ein Ereignis zum bessern Nachdenken über meine eigenen. Therese wurde zum dritten Male schwanger. Zu aufrichtig gegen mich selbst, zu stolzen Herzens, um meine Grundsätze durch meine Handlungen verläugnen zu wollen, begann ich das Loos meiner Kinder und mein Verhältnis mit ihrer Mutter nach den Gesetzen der Natur, der Gerechtigkeit, der Vernunft und jener reinen heiligen Religion zu untersuchen, die, trotzdem sie ewig wie ihr Stifter ist, die Menschen befleckt haben, während sie sich stellten, als ob sie sie reinigen wollten, und aus der sie durch ihre Glaubensformeln nur eine Wortreligion gemacht haben, da es ja wenig kostet, das Unmögliche zu befehlen, wenn man sich selbst von der Ausführung desselben entbindet.

Täuschte ich mich in meinen Ergebnissen, so ist dabei nichts erstaunlicher als die Seelenruhe, mit der ich mich ihnen überließ. Wäre ich einer jener schlecht gesinnten Menschen, die taub gegen die süße Stimme der Natur sind, in deren Herzen nie ein wahres Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichkeit erwachte, so würde eine solche Verhärtung ganz einfach sein; aber diese Herzenswärme, diese so lebhafte Menschenfreundlichkeit, diese Leichtigkeit, freundliche Verhältnisse anzuknüpfen, diese Gewalt, mit der sie mich beherrschen, diese bittre Herzenstrauer, wenn ich sie lösen muß, dieses angeborene Wohlwollen für meine Mitmenschen, diese glühende Liebe für das Große, das Wahre, das Schöne, das Rechte; dieser Abscheu vor jeglichem Schlechten, diese Unmöglichkeit zu hassen und zu schaden, ja es auch nur zu wünschen; diese gerührte Stimmung, diese lebhafte und süße Erregung, die ich beim Anblicke von allem, was tugendhaft, edelmüthig und liebenswürdig ist, empfinde: kann sich wohl dies alles in derselben Seele mit der sittlichen Verdorbenheit vertragen, welche die süßeste der Pflichten rücksichtslos mit Füßen tritt? Nein, ich bin davon überzeugt und behaupte es laut: es ist nicht möglich. Nicht einen einzigen Augenblick in seinem Leben hat Jean Jacques ein Mensch ohne Gefühl, ohne Herz, hat er ein unnatürlicher Vater sein können. Ich bin im Stande gewesen, mich zu irren, aber nicht, mich zu verhärten. Wenn ich meine Gründe sagte, würde ich damit zu viel sagen. Da sie mich zu verführen vermochten, würden sie auch viele andere verführen. Ich will junge Leute, die mich lesen könnten, nicht der Gefahr aussetzen, sich von demselben Irrthume täuschen zu lassen. Ich werde mich begnügen zu sagen, er bestand darin, daß ich, als ich meine Kinder*) der

*) Var. . . . er bestand darin, daß ich damals mein Verhältnis mit Therese nur noch als ein anständiges und geheiligtes, wenn auch als ein freies und ungezwungenes, und meine Treue gegen sie, so lange dasselbe währte, als eine unerläßliche Pflicht betrachtete, während mir ihre Verletzung, die ich mir ein einziges Mal hatte zu Schulden kommen lassen, wie ein wirklicher Ehebruch erschien. Und was meine Kinder betrifft, so glaubte ich, als ich sie ꝛc.

(Bei der Abschrift des ursprünglichen Manuscriptes wird Rousseau eingesehen haben, daß, wenn er diese Stelle stehen ließe, seine später zu Frau von Houdetot gefaßte Liebe in den Augen der Leser doppelt strafbar erscheinen müßte. Welche Gedanken lassen sich nicht daran knüpfen?)

öffentlichen Erziehung überließ, weil ich sie nicht selbst zu erziehen vermochte, und sie lieber dazu bestimmte, Handwerker und Landleute als Abenteurer und Glücksjäger zu werden, als Bürger und Vater zu handeln glaubte und mich als ein Mitglied der Republik Platos betrachtete. Seitdem hat mir die Reue meines Herzens mehr als einmal gesagt, daß ich mich geirrt hatte, aber weit davon entfernt, daß meine Vernunft die gleiche Sprache gegen mich geführt hätte, habe ich oft den Himmel gesegnet, sie dadurch vor dem Loose ihres Vaters und vor dem bewahrt zu haben, das ihnen drohte, wenn ich später gezwungen gewesen wäre, meine Hand von ihnen abzuziehen. Hätte ich sie der Frau von Epinay oder der Frau von Luxembourg überlassen, die sich sei es aus Freundschaft, sei es aus Edelmuth oder aus irgend einem andern Grunde später ihrer haben annehmen wollen, wären sie wohl zu gesitteten und gebildeten Leuten erzogen worden? Ich weiß es nicht; aber davon bin ich überzeugt, daß man sie zum Hasse, vielleicht zum Verrathe ihrer Eltern getrieben hätte; es ist hundertmal besser, daß sie sie gar nicht gekannt haben.

Mein drittes Kind wurde also eben so wie die beiden ersten dem Findelhause übergeben, und auch die beiden folgenden traf dasselbe Loos, denn ich hatte in allem fünf Kinder. Diese Maßregel kam mir so gut, so verständig, so gesetzmäßig vor, daß ich mich ihrer nur aus Rücksicht auf die Mutter nicht offen rühmte; aber ich erzählte sie allen, die um unser Verhältnis wußten; ich erzählte sie Diderot und Grimm, ich setzte später Frau von Epinay und noch später Frau von Luxembourg davon in Kenntnis, und zwar offen, frei, ganz ungezwungen, und während ich sie leicht aller Welt hätte verhehlen können, denn die Gouin war eine ehrliche und sehr verschwiegene Frau, auf die ich mich vollkommen verlassen durfte. Der einzige unter meinen Freunden, dem ich mich zu eröffnen ein gewisses Interesse hatte, war der Arzt Thierry, der meine arme Tante bei einer ihrer Entbindungen, bei der sie sehr leidend war, behandelte. Mit einem Worte, ich machte aus meiner Handlungsweise kein Hehl, nicht allein, weil ich nie verstanden habe, meinen Freunden etwas zu verbergen, sondern auch

weil ich wirklich nichts Arges darin erblickte. Alles erwogen wählte ich für meine Kinder das Beste, oder doch das, was ich dafür hielt. Ich hätte gewünscht und wünschte noch, ich wäre wie sie aufgezogen und unterhalten.

Während ich mich so gegen meine Freunde vertraulich aussprach, that es Frau Le Vasseur ihrerseits gleichfalls, aber in weniger uneigennütziger Absicht. Ich hatte sie und ihre Tochter bei Frau Dupin eingeführt, die ihnen aus Freundschaft für mich tausenderlei Freundlichkeiten erwies. Die Mutter theilte ihr mein geheimes Verhältnis zu ihrer Tochter mit. Frau Dupin, die gut und edelmüthig ist, und der sie nicht sagte, wie angelegen ich es mir trotz der Beschränktheit meiner Mittel sein ließ, für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen, versorgte sie ihrerseits mit größter Freigebigkeit, was mir auf Befehl der Mutter ihre Tochter während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Paris stets verschwiegen hat. Erst in der Eremitage legte sie mir in Folge mehrerer anderer Herzensergießungen das Geständnis ab. Ich wußte nicht, daß Frau Dupin, die sich mir gegenüber nie hat etwas merken lassen, so gut unterrichtet war, und weiß noch jetzt nicht, ob Frau von Chenonceaux, ihre Schwiegertochter, es auch war; aber Frau von Francueil, ihre Stieftochter, war es und konnte nicht darüber schweigen. Im folgenden Jahre, als ich ihr Haus bereits verlassen hatte, sprach sie davon mit mir. Dies bewog mich, über diesen Gegenstand einen Brief an sie zu schreiben, den man in meinen Sammlungen finden wird, und in dem ich diejenigen meiner Gründe auseinandersetze, die ich, ohne Frau Le Vasseur und ihre Familie bloßzustellen, anführen konnte, denn die entscheidendsten rührten von dort her, und sie verschwieg ich.

Auf die Verschwiegenheit der Frau Dupin und auf die Freundschaft der Frau von Chenonceaux kann ich mich verlassen; ich konnte auch auf die der Frau von Francueil rechnen, die übrigens lange vor dem Bekanntwerden meines Geheimnisses starb. Die Verbreitung desselben konnte nur von den nämlichen Leuten ausgehen, denen ich es anvertraut hatte, und sie geschah auch wirklich erst nach meinem Bruche mit ihnen. Durch diese Thatsache allein sind

sie gerichtet; ohne den verdienten Tadel zurückweisen zu wollen, will ich doch lieber die Schwere desselben tragen, als unter der Last des Vorwurfes zusammensinken, den ihre Bosheit verdient. Mein Fehler ist groß, aber er ist die Folge eines Irrthums; meine Pflichten habe ich vernachlässigt, aber von dem Wunsche zu schaden ist meine Seele frei geblieben und das Vaterherz kann für Kinder, die man nie gesehen hat, nicht sehr laut sprechen; aber das Vertrauen der Freundschaft verrathen, den heiligsten aller Verträge verletzen, die uns anvertrauten Geheimnisse veröffentlichen, den Freund, den man getäuscht hat, und der uns noch achtet, wenn er sich auch von uns trennt, entehren, das sind nicht Fehler, das sind Niederträchtigkeiten und Bosheiten.

Ich habe meine Bekenntnisse und nicht meine Rechtfertigung versprochen; deshalb breche ich hier über diesen Punkt ab. Meine Pflicht ist, wahr, die des Lesers, gerecht zu sein. Mehr werde ich nie von ihm verlangen.

Die Vermählung des Herrn von Chenonceaux machte mir wegen des Talentes und Geistes seiner Gemahlin, einer sehr liebenswürdigen jungen Frau, die mich unter den Schreibern des Herrn Dupin auszuzeichnen schien, das Haus seiner Mutter noch angenehmer. Die junge Dame war die einzige Tochter der Frau Vicomtesse De la Rochechouart, einer großen Freundin des Grafen von Friesen und folglich auch Grimms, der eine hervorragende Stellung in seinem Hause einnahm. Gleichwohl war ich es, der ihn bei ihrer Tochter einführte; aber da ihre Charaktere nicht übereinstimmten, wurde diese Bekanntschaft nicht weiter fortgeführt, und Grimm, der es schon damals auf das Reelle abgesehen hatte, zog die Mutter, eine Frau der großen Welt, der Tochter vor, die zuverlässige Freunde verlangte, welche ihr gefielen, nicht ränkesüchtig waren und nicht um die Gunst der Großen buhlten. Da Frau Dupin in Frau von Chenonceaux nicht alle die Nachgiebigkeit fand, die sie von ihr erwartete, so machte sie derselben ihr Haus sehr freudlos und unfreundlich, und Frau von Chenonceaux, stolz auf ihre Talente und vielleicht auch auf ihre Geburt, verzichtete lieber auf die Annehmlichkeiten des geselligen Verkehrs und

blieb auf ihrem Zimmer fast allein, als daß sie ein Joch trug, für das sie sich nicht geschaffen fühlte. Diese Art von Verbannung erhöhte noch meine Anhänglichkeit an sie vermöge jener natürlichen Neigung, die mich zu den Unglücklichen hinzieht. Ich fand einen metaphysischen und nachdenklichen, wenn auch mitunter ein wenig sophistischen Geist bei ihr. Ihre Unterhaltung, die keineswegs einer jungen, erst vor kurzem aus dem Kloster entlassenen Frau glich, war für mich sehr anziehend und fesselnd. Dabei zählte sie noch nicht zwanzig Jahre; ihre Haut war von einer blendenden Weiße; ihr Wuchs wäre bei besserer Haltung stattlich und schön gewesen; ihr aschfarbiges Haar von ungewöhnlicher Schönheit erinnerte mich an das meiner armen Mama in ihren guten Jahren und erregte mein Herz leidenschaftlich. Allein die strengen Grundsätze, die ich in der letzten Zeit gefaßt und um jeden Preis zu beobachten entschlossen war, schützten mich vor ihr und ihren Reizen. Ich bin einen ganzen Sommer hindurch täglich drei bis vier Stunden mit ihr allein gewesen, um sie mit großem Ernste in der Arithmetik zu unterrichten und mit meinen ewigen Zahlen zu langweilen, ohne ihr ein einziges galantes Wort zu sagen oder einen Blick zuzuwerfen. Fünf oder sechs Jahre später würde ich nicht so sittsam oder so närrisch gewesen sein; aber es war über mich verhängt, daß ich nur einmal in meinem Leben wahre Liebe fühlen und eine andere als sie die ersten und letzten Seufzer meines Herzens empfangen sollte.

Seit ich bei Frau Dupin lebte, war ich mit meinem Loose beständig zufrieden gewesen, ohne einen Wunsch zu verrathen, es verbessert zu sehen. Die Zulage, die sie mir im Verein mit Herrn von Francueil gab, hatten mir beide lediglich aus eigenem Antriebe ausgesetzt. In diesem Jahre beabsichtigte Herr von Francueil, der mich täglich lieber gewann, mich in bessere und weniger unsichere Umstände zu setzen. Er war Receveur général des Finances. Herr Dudoyer, sein Kassirer, war alt, reich und wünschte sich zurückzuziehen. Herr von Francueil bot mir diese Stelle an, und um mich in den Stand zu setzen, sie auszufüllen, ging ich einige Wochen lang zu Herrn Dudoyer, die nöthigen

Unterweisungen zu erhalten. Aber sei es, daß ich für diesen Beruf wenig Anlage hatte, oder daß mich Dudoyer, der sich einen andern Nachfolger zu wünschen schien, nicht ehrlich unterwies, ich erwarb mir die dazu nöthigen Kenntnisse nur langsam und unvollständig, und diese ganze absichtlich verwirrte Rechnungslegung konnte ich nie recht fassen. Allein wenn ich mit dem Rechnungswesen auch nicht vollkommen vertraut war, verstand ich doch den gewöhnlichen Geschäftsgang hinreichend, um ihn leidlich leiten zu können. Ich begann sogar die Geschäfte zu übernehmen. Ich führte die Bücher und die Kasse; ich machte und empfing Zahlungen, stellte Empfangsbescheinigungen aus und nahm sie an, und obgleich ich zu diesem Beruf eben so wenig Lust wie Talent hatte, so war ich doch entschlossen, da mich das reifere Alter klug zu machen begann, meine Abneigung zu bezwingen, um mich meinem Amte ganz hinzugeben. Als ich schon leidlich im Zuge war, machte Herr von Francueil leider eine kleine Reise, während welcher ich mit der Verwaltung seiner Kasse, in der sich jedoch damals nur fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Franken befanden, betraut blieb. Die Sorgen und die Unruhe, die mir dieses Geld bereitete, machten es mir fühlbar, daß ich zum Kassirer nicht geschaffen wäre, und ich zweifle nicht, daß das schlechte Blut, welches ich während seiner Abwesenheit bekam, namentlich zu der Krankheit beigetragen hat, in die ich nach seiner Rückkunft verfiel.

In dem ersten Theile dieses Werkes habe ich erwähnt, daß ich halbtodt geboren wurde. Ein organischer Fehler der Harnblase hatte in meinen ersten Jahren eine fast beständige Harnverhaltung zur Folge, und meine Tante Suzon, die meine Pflege übernahm, hatte unglaubliche Mühe, mich am Leben zu erhalten. Gleichwohl gelang es ihr; meine kräftige Natur gewann endlich die Oberhand, und meine Gesundheit erstarkte während meiner Jugend derart, daß ich, von der abzehrungsähnlichen Krankheit, deren Verlauf ich berichtet, und von dem häufigen Drange zum Uriniren abgesehen, der mich bei der geringsten Erhitzung quälte, das Alter von dreißig Jahren erreichte, fast ohne etwas von den Nachwehen meines anfänglich schwächlichen

Zustandes zu empfinden. Erst bei meiner Ankunft in Venedig fühlte ich sie wieder. Die Ermüdung von der Reise und die furchtbare Hitze, die ich ausgestanden hatte, zogen mir Harnstrenge und ein Nierenleiden zu, die ich bis Eintritt des Winters behielt. Nach meinem Besuche bei der Paduana glaubte ich, ich müßte sterben, und hatte trotzdem nicht die geringsten Beschwerden; ja, nachdem ich mehr meine Einbildung als meinen Körper für meine Zulietta erschöpft hatte, fühlte ich mich wohler als je. Erst nach Diderots Verhaftung befiel mich in Folge der Erhitzung, die ich mir auf den in der damals entsetzlichen Sonnenglut nach Vincennes unternommenen Wanderungen zugezogen hatte, ein heftiges Nierenleiden, und nie habe ich seitdem meine frühere Gesundheit wiedererlangt.

In dem Zeitpunkte, von dem ich rede, wurde ich, da ich mich vielleicht bei der widerwärtigen Arbeit an dieser verwünschten Kasse ein wenig ermüdet hatte, leidender als zuvor und hütete in dem kläglichsten Zustande, den man sich vorstellen kann, fünf oder sechs Wochen das Bett. Frau Dupin schickte mir den berühmten Morand, der mir trotz seiner Geschicklichkeit und leichten Hand unglaubliche Schmerzen bereitete und es nie zu Stande brachte, mich zu sondiren. Er gab mir den Rath, mich an Daran zu wenden, dessen biegsamere Harnröhrchen sich wirklich zweckentsprechend zeigten. Als Morand indessen der Frau Dupin über meinen Zustand Bericht abstattete, erklärte er ihr, daß ich in einem halben Jahre nicht mehr am Leben sein würde. Diese Versicherung, die ich erfuhr, veranlaßte mich zu ernsten Betrachtungen über meinen Zustand wie über die Thorheit, die Ruhe und die Annehmlichkeit der wenigen Lebenstage, die mir noch vergönnt waren, dem Zwange eines Amtes zu opfern, gegen welches ich nur Widerwillen empfand. Wie reimten sich übrigens die strengen Grundsätze, die ich angenommen hatte, mit einer Stellung, die ihnen so wenig entsprach? Würde es sich wohl für mich gut ausgenommen haben, als Kassirer eines Receveur général des Finances Uneigennützigkeit und Armuth zu predigen? Diese Gedanken geriethen bei meinem fieberhaften Zustande in meinem Kopfe in eine solche Gährung, sie setzten sich

schütterlich war, schrieb ich ein Billet an Herrn von Francueil, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, ihn wie der Frau Dupin für alle ihre Güte zu danken und sie um ihre Kundschaft zu bitten. Da sich Francueil dieses Billet nicht zu erklären vermochte und wähnte, ich läge noch immer in Fieberhitze, kam er zu mir geeilt; aber er fand meinen Entschluß so unerschütterlich, daß es ihm nicht gelang, mich schwankend zu machen. Er machte sich auf, der Frau Dupin und aller Welt zu sagen, ich wäre verrückt geworden. Ich ließ ihn reden und verfolgte meinen Weg. Ich begann die Aenderung meiner Lebensweise mit meinem Aeußern; ich legte alle goldenen Stoffe, weiße Strümpfe und den Degen ab, trug fortan eine runde Perrücke und verkaufte meine Uhr, indem ich mir mit unglaublicher Freude sagte: „Dem Himmel sei Dank, ich brauche nicht mehr zu wissen, welche Stunde es ist!" Herr von Francueil war so artig, noch lange zu warten, ehe er über seine Kasse anderweitig verfügte. Als er sich endlich von der Festigkeit meines Entschlusses überzeugte, übergab er sie Herrn von Alibard, dem früheren Erzieher des jungen Chenonceaux. Er hat sich auf dem Gebiete der Botanik durch seine flora parisiensis bekannt gemacht.*)

So streng ich auch bei der Beschränkung von jeglichem Luxus zu Werke ging, so dehnte ich sie doch anfangs nicht auf meine Wäsche aus, die schön und reichlich vorhanden war, ein Rest meiner venetianischen Ausstattung, die mir ganz besonders lieb war. Aus einem Gegenstande der Reinlichkeit hatte ich sie zu einem Gegenstande des Luxus gemacht, der für mich allerdings mit Kosten verbunden war. Aber schon hatte es jemand übernommen, mich auch von diesem Zwange zu befreien. Während sich den Abend vor Weihnachten meine gebietende Frauenwelt in der Vesper befand und ich im Oratorium war, erbrach man die Thüre eines Bodenraumes, in dem nach eben erst beendeter Wäsche

*) Ich zweifle nicht daran, daß dies alles von Francueil und seinen Genossen jetzt ganz anders erzählt wird; aber ich beziehe mich auf das, was er damals und noch lange nachher aller Welt bis zu dem Augenblicke gesagt hat, wo jene Verschwörung geschlossen wurde, deren sich alle vernünftige und aufrichtige Leute noch immer erinnern müssen.

unser sämmtliches Leinenzeug aufgehängt war. Man stahl alles und unter andern zweiundvierzig mir gehörende Hemden von sehr schöner Leinewand, die den besten Theil meiner Wäsche bildeten. Nach den Schilderungen der Nachbarn, die gesehen hatten, wie ein Mann mit Packeten um dieselbe Stunde das Hôtel verlassen, hatten Therese und ich ihren Bruder, der in üblem Rufe stand, in Verdacht. Die Mutter wies einen solchen Argwohn lebhaft zurück, allein so viele Anzeichen bestätigten ihn, daß wir ihn trotz ihrer Einwendungen nicht los wurden. Ich wagte nicht, genau Nachforschungen anzustellen, um nicht mehr zu entdecken, als ich gewollt hatte. Dieser Bruder ließ sich bei uns nicht wieder sehen und verschwand endlich ganz. Ich beklagte Theresens und mein eigenes Loos, einer so gemischten Familie anzugehören und ermahnte sie dringender als je, ein so gefährliches Joch abzuschütteln. Dieser Vorfall heilte mich von der Leidenschaft für schöne Wäsche, und ich habe von da an nur sehr gewöhnliche besessen, die mit meiner sonstigen Ausstattung besser übereinstimmte.

Nachdem meine Umwandlung auf diese Weise vervollständigt war, sann ich nur noch darauf, sie durchgreifend und dauerhaft zu machen, indem ich mich bemühte, alles aus meinem Herzen zu reißen, was noch von dem Urtheil der Menschen abhing, alles, was mich aus Furcht vor dem Tadel von dem abwendig machen konnte, was an sich gut und vernünftig war. Bei dem Aufsehen, das mein Werk erregte, blieb auch mein Entschluß nicht ohne Aufsehen und lockte Kunden herbei, so daß ich mein Geschäft mit ziemlichem Erfolge begann. Mehrere Ursachen verhinderten mich indeß, solchen Gewinn zu erzielen, wie ich unter andern Umständen hätte erlangen können. Zunächst mein schlimmer Gesundheitszustand. Der Anfall, den ich durchgemacht, hatte Folgen, die mich nie wieder so wohl werden ließen, als ich früher gewesen, und ich glaube, daß die Aerzte, in deren Hände ich mich gab, mir eben so vielen Schaden zufügten wie meine Krankheit. Ich hatte mich hinter einander an Morand, Daran, Helvetius, Malouin und Thierry gewandt, die, alle sehr gelehrt, alle meine Freunde, mich jeder nach seiner Methode behandelten, mir keine

Erleichterung verschafften und mich außerordentlich schwächten. Je mehr ich mich ihren Anordnungen überließ, desto gelber, magerer und schwächer wurde ich. Da meine Einbildungskraft, die sie erregten, meinen Zustand nach der Wirkung ihrer Mittel beurtheilte, zeigte sie mir nur eine Reihe von Leiden, ehe der Tod mich erlöste, Harnbeschwerden, Gries und Stein. Alles, was anderen Linderung gewährt, Tisanen, Bäder, Aderlaß, verschlimmerte meine Leiden. Da ich gemerkt hatte, daß mir Darans Sonden, welche allein einige Wirkung auf mich ausübten und ohne die ich nicht mehr glaubte leben zu können, doch nur eine augenblickliche Erleichterung verschafften, so begann ich mir mit großen Kosten ungeheure Vorräthe von Sonden anzufertigen, um mich ihrer, selbst wenn Daran nicht mehr da sein sollte, mein ganzes Leben lang bedienen zu können. In den acht oder zehn Jahren, in denen ich sie oft anwandte, muß ich, wenn ich den noch vorhandenen Vorrath hinzurechne, fünfzig Louisd'or für sie verausgabt haben. Man sieht ein, daß mich eine so kostbare, so schmerzliche, so beschwerliche Behandlung nicht ohne Zerstreutheit arbeiten ließ, und daß der Eifer eines Sterbenden, sich sein tägliches Brot zu verdienen, nicht überaus groß ist.

Zu nicht geringerem Nachtheile gereichte es mir, daß ich durch literarische Beschäftigungen von meiner täglichen Arbeit abgelenkt wurde. Kaum war meine Abhandlung erschienen, als sich die Vertheidiger der Wissenschaften wie verabredet über mich herstürzten. Unwillig zu sehen, daß so viele kleine Herren Josse, die nicht einmal begriffen, um was es sich handelte, als Meister darüber entscheiden wollten, griff ich zu der Feder und behandelte einige derselben auf eine Weise, daß sie die Lacher nicht länger auf ihrer Seite hatten. Ein gewisser Herr Gautier aus Nancy, der erste, den ich unter das Messer nahm, wurde in einem Briefe an Grimm arg zugerichtet. Der zweite war der König Stanislaus selbst, der es nicht verschmähte, gegen mich in die Schranken zu treten. Die Ehre, die er mir anthat, zwang mich, in meiner Antwort einen andern Ton anzuschlagen. Ich nahm einen ernsteren, aber nicht weniger entschiedenen an, und ohne es an Ehrfurcht gegen den Verfasser fehlen zu lassen, widerlegte ich sein Werk in jeder Beziehung. Ich wußte, daß ein Jesuit, ein gewisser Pater Menou, dabei mitgewirkt hatte; ich verließ mich auf meinen Tact, um den Antheil des Fürsten von dem des Mönches zu unterscheiden, und während ich über alle jesuitische Redensarten schonungslos herfiel, hob ich bei dieser Gelegenheit einen Anachronismus hervor, welcher nach meiner Ansicht nur von Seiner Hochwürden herrühren konnte. Diese Schrift, welche, ich weiß nicht weshalb, weniger Aufsehen als meine übrigen erregt hat, ist noch bis jetzt in ihrer Art ein einzig dastehendes Werk. Ich ergriff darin die Gelegenheit, die sich mir darbot, öffentlich den Beweis zu liefern, wie ein einfacher Mann die Sache der Wahrheit selbst gegen einen Herrscher vertheidigen könnte. Es ist schwer, einen stolzeren und zugleich ehrfurchtsvolleren Ton anzunehmen, als den, der aus meiner ganzen Antwort herausklingt. Ich hatte es glücklicherweise mit einem Gegner zu thun, gegen den mein Herz die tiefste Achtung empfand, die ich ihm ohne Lobhudelei bezeigen konnte; dies that ich mit ziemlichem Glück, aber stets mit Würde. Meine Freunde, die meinetwegen besorgt waren, glaubten mich schon in der Bastille zu sehen. Ich theilte diese Angst keinen Augenblick und hatte Recht. Nachdem dieser gutmüthige Fürst meine Erwiderung gelesen hatte, sagte er: „Ich habe, was mir gebührt; ich werde mich nicht mehr an ihm reiben." Seitdem empfing ich von ihm verschiedene Beweise von Achtung und Wohlwollen, von denen ich einige werde berichten müssen, und meine Schrift verbreitete sich ungestört durch Frankreich und Europa, ohne daß irgend jemand etwas Tadelnswerthes in ihr fand.

Kurze Zeit nachher bekam ich einen andern Gegner, auf den ich mich nicht gefaßt gemacht hatte, den nämlichen Herrn Bordes aus Lyon, der mir zehn Jahre vorher viele Freundlichkeiten und mehrere Dienste erwiesen hatte. Ich hatte ihn nicht vergessen, aber aus Trägheit vernachlässigt, und hatte ihm meine Schriften nicht übersandt, da es mir an einer günstigen Gelegenheit fehlte, sie ihm rechtzeitig zugehen zu lassen. Ich hatte also Unrecht, und er griff mich, allerdings auf anständige Weise, an, und ich antwortete

eben so. Er entgegnete in entschiedenerem Tone. Dies zwang mich zu einer neuen Erwiderung, die er unbeantwortet ließ. Aber er wurde mein glühendster Feind, wandte die Zeit meiner Unglücksfälle an, um schändliche Schmähschriften gegen mich zu verfassen, und reiste nur in der Absicht, mir dort zu schaden, nach London.

Alle diese Polemik nahm mich sehr in Anspruch, so daß mir viel Zeit für meine Notenabschriften verloren ging, während die Wahrheit doch wenig gefördert wurde und meine Börse nur geringen Vortheil davon hatte. Visot, der mein damaliger Verleger war, gab mir für meine Broschüren stets sehr wenig, oft gar nichts. Für meine erste Abhandlung bekam ich zum Beispiel nicht einen Heller; Diderot hatte sie ihm umsonst gegeben. Ich mußte immer lange warten und das Wenige, was er mir gab, groschenweise aus ihm herauspressen. Mittlerweile blieb das Abschreiben großentheils liegen. Ich hatte mich auf zwei Geschäfte gelegt, das war das richtige Mittel, sie beide schlecht zu betreiben.

Auch noch in anderer Weise, durch die verschiedene Lebensart, zu der sie mich nöthigten, standen sie sich gegenseitig im Wege. Der Erfolg meiner ersten Schriften hatte mich in Mode gebracht. Der Stand, welchen ich ergriffen, reizte die Neugier; man wollte den sonderbaren Menschen kennen lernen, der niemanden aufsuchte und sein Augenmerk nur darauf gerichtet hatte, nach seiner Weise frei und glücklich zu leben; das war genügend, um es ihm unmöglich zu machen. Mein Zimmer wurde von Leuten nicht leer, die unter verschiedenen Vorwänden erschienen, um meine Zeit für sich in Anspruch zu nehmen. Die Frauen wandten tausend Kunstgriffe an, um mich als Gast bei sich zu sehen. Je beleidigender ich gegen die Leute auftrat, desto hartnäckiger wurden sie. Ich konnte mich nicht aller Welt entziehen. Während ich mir durch meine Weigerungen tausend Feinde zuzog, legte mir doch mein freundliches Entgegenkommen unaufhörlich Fesseln an, und wie ich es auch immer anstellte, hatte ich doch Tag für Tag keine freie Stunde für mich.

Ich erkannte damals, daß es nicht immer so leicht ist,

wie man wähnt, arm und unabhängig zu sein. Ich wollte von meinem Geschäfte leben; das Publikum gab es nicht zu. Man verfiel auf tausend kleine Mittel, mich für die Zeit, um die man mich brachte*), zu entschädigen. Bald hätte ich mich wie Polichinel öffentlich für Geld ausstellen lassen müssen. Ich kenne keine erniedrigendere und schmerzlichere Sklaverei als eine derartige. Das einzige Mittel dagegen schien mir, große wie kleine Geschenke abzulehnen und niemandem gegenüber, es mochte sein, wer es wollte, eine Ausnahme zu machen. Dies alles zog nur noch mehr Geschenkgeber herbei, die nach dem Ruhme geizten, meinen Widerstand zu überwinden und mich zu zwingen, ihnen wider meinen Willen verpflichtet zu sein. Leute, die mir, wenn ich sie darum gebeten, nicht einen Thaler gegeben hätten, hörten nicht auf, mich mit ihren Anerbietungen zu belästigen und, um sich dafür, daß sie sich abgewiesen sahen, zu rächen, nannten sie meine Ablehnung Anmaßung und Prahlerei.

Man wird sich wohl denken, daß der von mir gefaßte Entschluß und der Plan, den ich befolgen wollte, nicht nach Frau Le Vasseurs Geschmack war. So uneigennützig die Tochter auch war, hielt sie das doch nicht ab, sich von ihrer Mutter leiten zu lassen; und die gebietenden Hausfrauen (les gouverneuses), wie Gauffecourt sie nannte, waren in der Ablehnung von Geschenken nicht immer eben so fest wie ich. Obgleich man mir vieles verhehlte, sah ich genug, um mir sagen zu können, daß ich nicht alles sah, und dies peinigte mich, weniger um deswillen, weil man mich, wie ich leicht voraussah, des Einverständnisses mit ihnen bezichtigen würde, als um der schmerzlichen Vorstellung willen, daß ich nie Herr in meinem Hause noch über mich selbst sein könnte. Ich bat, beschwor sie, wurde ärgerlich, alles umsonst; die Mama erklärte mich für einen ewigen Brummbär und Griesgram, mit meinen Freunden gab es ein beständiges Flüstern; alles in meiner Wirthschaft war für mich Dunkel und Geheimnis, und um mich

*) Var. . . . um die man mich brachte, zu entschädigen. Es regnete Geschenke jeglicher Art. Bald 2c. 2c.

nicht unaufhörlich Stürmen auszusetzen, wagte ich gar nicht mehr nach dem, was in ihr vorging, zu fragen. Um mich aus aller dieser Unruhe zu reißen, hätte ich eine Festigkeit nöthig gehabt, die mir leider abging. Ich verstand mich zu ereifern, aber nicht zu handeln; man ließ mich reden und verfolgte seinen eigenen Weg.

Diese fortwährenden Beunruhigungen und täglichen Belästigungen, denen ich ausgesetzt war, machten mir endlich meine Wohnung und den Aufenthalt in Paris unerträglich. Wenn mir meine Unpäßlichkeit gestattete auszugehen, und ich mich nicht von meinen Bekannten hierhin oder dorthin mitschleppen ließ, ging ich allein spazieren; ich sann über meinen großen Plan nach und warf mit Hilfe einiger reiner Blätter Papier und eines Bleistifts, die ich stets bei mir hatte, Betrachtungen darüber auf das Papier. Daraus läßt sich erkennen, wie gerade die unvorhergesehenen Unannehmlichkeiten eines Berufes meiner eigenen Wahl mich, um ihrer überhoben zu werden, völlig zur Literatur trieben, und weshalb sich in meinen ersten Werken das Gift und die Galle zu erkennen geben, die mich zu dieser Beschäftigung drängten.

Noch ein anderer Umstand trug dazu bei. Wider meinen Willen in die große Welt versetzt, ohne mit ihrem Tone vertraut zu sein, unfähig, ihn anzunehmen und mich ihm unterwerfen zu können, kam ich auf den Einfall, einen eigenen anzunehmen, der mich dessen überhob. Da meine alberne und widerwärtige Blödigkeit, die ich nicht zu überwinden vermochte, aus der Besorgnis herfloß, den Anstand zu verletzen, beschloß ich mir dadurch Muth einzuflößen, daß ich alle Schicklichkeit mit Füßen trat. Ich spielte aus Verlegenheit den Cyniker und Spötter, ich stellte mich, als ob ich die Höflichkeit, die ich nicht zu bezeigen verstand, verachtete. Dieses rauhe Wesen, welches mit meinen neuen Grundsätzen übereinstimmte, wurde allerdings in meiner Seele geadelt und nahm in ihr die Unerschrockenheit der Tugend an; und auf dieser erhabenen Grundlage hat es sich, wie ich zu behaupten wage, besser und länger erhalten, als man nach einer meiner Natur so widerstrebenden Anstrengung hätte erwarten sollen. Allein trotz des Rufes meines Menschenhasses, den mir mein Aeußeres und einige glückliche Einfälle in der großen Welt zuzogen, spielte ich doch, wie ich versichern kann, meine Rolle in Privatkreisen stets schlecht. Meine Freunde und Bekannte leiteten diesen scheuen Bären wie ein Lamm, und indem ich meine beißenden Spöttereien auf unangenehme, aber allgemeine Wahrheiten beschränkte, habe ich mich nie unterfangen, irgend jemandem auch nur ein einziges kränkendes Wort zu sagen.

„Der Dorfwahrsager" brachte mich vollends in die Höhe, und bald gab es keinen gesuchteren Menschen in Paris als mich. Die Geschichte dieses Stückes, welches Epoche machte, hängt mit meinen damaligen Umgangskreisen zusammen. Zum Verständnisse des sich daran Knüpfenden muß ich auf dieses sonst unbedeutende Stück näher eingehen.

Ich hatte eine ziemlich große Anzahl von Bekannten, aber nur zwei Freunde eigener Wahl, Diderot und Grimm. Ich war allzu sehr beider Freund, um nicht bei dem lebhaften Wunsche, den ich stets hege, alles, was mir theuer ist, zusammen zu führen, dahin zu trachten, daß sie es auch bald unter einander würden. Ich sorgte für ihre gegenseitige Bekanntschaft; sie gefielen sich und schlossen einen noch engeren Freundschaftsbund unter einander, als sie mit mir unterhielten. Diderot hatte zahllose Bekannte, aber Grimm, der ein Fremdling und erst vor kurzem angekommen war, hatte das Bedürfnis, Bekanntschaften zu machen. Ich verlangte nichts Besseres, als ihm solche zu verschaffen. Hatte ich ihn mit Diderot befreundet, so gewann ich ihm nun auch die Freundschaft Gauffecourts. Ich führte ihn zu Frau von Chenonceaux, zu Frau von Epinay und zu dem Baron von Holbach, mit dem ich fast wider Willen in freundschaftlichem Verkehre stand. Alle meine Freunde wurden die seinigen; das war ja ganz einfach. Aber keiner der seinigen wurde je der meinige, und das war befremdender. Während er bei dem Grafen von Friesen wohnte, lud er uns ziemlich häufig zum Mittagsessen ein, aber nie habe ich irgend ein Zeichen von Freundschaft oder Wohlwollen vom Grafen von Friesen oder vom Grafen von Schomberg, seinem Verwandten und einem sehr vertrauten Freunde Grimms, oder von irgend einer Person, sei es

von Männern oder Frauen, mit denen Grimm durch jener Vermittelung verkehrte, erhalten. Ich nehme allein den Abbé Raynal aus, der, obgleich sein Freund, sich auch als einen der meinigen bewies und mir mit ungewöhnlicher Großmuth gelegentlich seine Börse anbot. Aber ich kannte den Abbé Raynal lange, ehe Grimm selbst ihn kannte, und ich war ihm, seitdem er sich mir gegenüber in einer sehr unbedeutenden Angelegenheit, die ich aber nie vergaß, auf das zarteste und ehrenwertheste benommen hatte, stets sehr zugethan gewesen.

Dieser Abbé Raynal ist sicherlich ein warmer Freund. Er gab dem nämlichen Grimm, mit dem er einen sehr vertrauten Umgang unterhielt, ungefähr in derselben Zeit, von der ich rede, einen Beweis davon. Nachdem Grimm einige Zeit mit Fräulein Fel freundschaftlich verkehrt hatte, kam es ihm plötzlich in den Sinn, sich sterblich in sie zu verlieben und Cahusac ausstechen zu wollen. Da sich die Schöne auf ihre Beständigkeit etwas einbildete, wies sie den neuen Bewerber entschieden zurück. Dieser nahm es sich sehr zu Herzen und that, als ob er daran sterben müßte. Er fiel ganz plötzlich in die sonderbarste Krankheit, von der man vielleicht je hat reden hören. Er brachte die Tage und Nächte in beständiger Lethargie, mit völlig offenen Augen und regelmaßigem Pulsschlage zu, aber ohne zu sprechen, ohne zu essen, ohne sich zu rühren, scheinbar bisweilen hörend, aber niemals antwortend, nicht einmal durch Zeichen, und im Uebrigen ohne Unruhe, ohne Schmerz, ohne Fieber und daliegend, als wäre er bereits gestorben. Der Abbé Raynal und ich wachten abwechselnd bei ihm. Da der Abbé kräftiger und gesunder als ich war, brachte er bei ihm die Nächte, ich die Tage zu, so daß er nie allein war; keiner von uns ging vor Ankunft des andern. Sehr erschreckt brachte der Graf von Friesen Senac zu ihm, der nach sorgfältiger Untersuchung versicherte, es hätte nichts zu bedeuten, und nichts verordnete. In der Sorge um meinen Freund beobachtete ich die Miene des Arztes genau und bemerkte, wie er beim Herausgehen lächelte. Der Kranke blieb jedoch mehrere Tage unbeweglich, ohne Bouillon oder irgend etwas Anderes als eingemachte Kirschen zu sich

zu nehmen, die ich ihm von Zeit zu Zeit auf die Zunge legte, und die er sehr gut verschluckte. Eines schönen Morgens erhob er sich, zog sich an und nahm seine gewöhnliche Lebensweise wieder auf, ohne daß er über diese eigenthümliche Lethargie oder unsere Pflege während ihrer ganzen Dauer mit mir, noch auch, so viel ich weiß, mit dem Abbé Raynal oder irgend einem anderen geredet hätte.

Dieser Vorfall unterließ nicht Aufsehen zu erregen, und in der That wäre es ein wunderbares Ereignis gewesen, wenn die Grausamkeit einer Opernsängerin einen Mann hätte aus Verzweiflung sterben lassen. Diese schöne Leidenschaft brachte Grimm in die Mode; bald galt er als ein Wunder von Liebe, Freundschaft und Anhänglichkeit jeglicher Art. In dieser Meinung suchte und feierte man ihn in der großen Welt und entfernte ihn dadurch von mir, der ich ihm doch nur ein Nothbehelf gewesen war. Ich sah ihn im Begriffe, mir gänzlich verloren zu gehen. Ich war darüber tief betrübt, denn alle die lebhaften Empfindungen, mit denen er sich brüstete, hegte ich für ihn, wenn ich auch weniger Aufhebens davon machte. Sein Emporkommen in der Welt machte mir Freude; aber ich hätte gewünscht, daß er seinen Freund darüber nicht vergäße. Eines Tages sagte ich zu ihm: „Grimm, Sie vernachlässigen mich; ich verzeihe es Ihnen. Wenn die erste Begeisterung der rauschenden Erfolge ihre Wirkung gehabt haben wird und Sie erst zur Einsicht kommen, wie schal sie sind, werden Sie, das hoffe ich bestimmt, zu mir zurückkehren und in mir stets den alten Freund wiederfinden. Legen Sie sich jetzt keinen Zwang auf; ich lasse Sie frei und warte auf Sie." Er sagte zu mir, ich hätte Recht, handelte demgemäß und kümmerte sich so wenig um mich, daß ich ihn nur noch bei unsren gemeinschaftlichen Freunden sah.

Ehe er mit Frau von Epinay ein so vertrautes Verhältnis angeknüpft hatte, wie es später geschah, war das Haus des Baron von Holbach unser Hauptvereinigungspunkt. Genannter Baron war der Sohn eines Emporkömmlings und im Genusse eines ziemlich großen Vermögens, das er in edler Weise verwandte, indem er Gelehrte

und verdienstvolle Leute bei sich empfing, unter denen er durch sein Wissen und seine Kenntnisse eine ebenbürtige Stelle einnahm. Seit langer Zeit mit Diderot verkehrend, hatte er mich, noch ehe mein Name bekannt geworden war, durch dessen Vermittelung aufgesucht. Ein inneres Widerstreben hielt mich lange zurück, von seinem freundlichen Entgegenkommen Gebrauch zu machen. Als er mich eines Tages nach dem Grunde fragte, sagte ich zu ihm: „Sie sind zu reich." Er blieb beharrlich und trug endlich den Sieg davon. Mein größtes Unglück bestand stets darin, Freundlichkeiten nicht widerstehen zu können; ihnen nachgegeben zu haben, hat für mich immer einen üblen Ausgang genommen.

Eine andre Bekanntschaft, die in Freundschaft überging, sobald ich das Recht hatte, sie zu beanspruchen, war die mit Herrn Duclos. Ich hatte ihn auf der Chevrette bei Frau von Epinay, mit der er auf sehr gutem Fuße stand, vor mehreren Jahren zum ersten Male gesehen. Freilich speisten wir nur zusammen, denn er reiste schon an dem nämlichen Tage wieder ab; aber wir plauderten damals nach dem Mittagsessen einige Augenblicke mit einander. Frau von Epinay hatte mit ihm von mir und meiner Oper „Die galanten Musen" gesprochen. Duclos, mit zu großen Talenten begabt, um nicht auch andere talentvolle Männer zu lieben, war von mir eingenommen und hatte mich zum Besuche eingeladen. Trotz meiner alten, durch unsere Bekanntschaft noch verstärkten Zuneigung zu ihm hielten mich meine Blödigkeit und meine Trägheit so lange von ihm fern, als mich nichts Anderes als seine Freundlichkeit zum Verkehre mit ihm berechtigte. Aber von meinem ersten Erfolge und von seinen Lobsprüchen, die ich wieder erfuhr, ermuthigt, stattete ich ihm einen Besuch ab, den er erwiderte; und so begann unter uns ein freundschaftlicher Verkehr, der ihn mir stets theuer machen wird, und dem ich nächst dem Zeugnisse meines Herzens die Erfahrung verdanke, daß sich mit der Pflege der Literatur bisweilen auch Geradheit und Redlichkeit vereinigen können.

Viele andere weniger feste Verbindungen, die ich hier nicht erwähnen will, waren die Folgen der ersten mir zu

Theil gewordenen Anerkennung und dauerten, bis die Neugier befriedigt war. Ich war ein so schnell durchschauter Mann, daß es schon am nächsten Tage nichts Neues an mir zu entdecken gab. Eine Frau jedoch, welche mich in jener Zeit aufsuchte, trat in ein festeres Verhältnis zu mir als alle andern; es war die Frau Marquise von Créqui, Nichte des Herrn Bailli von Froulay, des Gesandten von Malta, deren Bruder der Vorgänger des Herrn von Montaigu in der Gesandtschaft zu Venedig gewesen war, und den ich bei meiner Heimkehr aus jenem Lande besucht hatte. Frau von Créqui schrieb an mich; ich ging zu ihr, und sie faßte Freundschaft für mich. Ich aß bisweilen bei ihr zu Mittag und lernte bei ihr mehrere Schriftsteller, unter andern Herrn Saurin kennen, den Verfasser des Spartacus, des Barneveldt und anderer Stücke, der seitdem mein heftigster Gegner geworden ist, ohne daß ich mir eine andere Ursache vorstellen kann, als daß ich den Namen eines Mannes führe, den sein Vater auf das abscheulichste verfolgt hat.

Man ersieht daraus, daß ich für einen Abschreiber, der sich seiner Beschäftigung von früh bis spät hingeben sollte, viele Zerstreuungen hatte, die mir meine Tagearbeit nicht einträglicher machten, und mich verhinderten, darauf Acht zu geben, daß ich, was ich machte, auch gut machte. Außerdem verlor ich mit dem Ausradiren meiner Fehler oder mit einer ganz neuen Abschrift mehr als die Hälfte der Zeit, die man mir ließ. Diese Unannehmlichkeit machte mir Paris von Tage zu Tage unerträglicher und erfüllte mich mit Sehnsucht nach dem Landleben. Ich verlebte mehrmals mit den Meinigen einige Tage in Marcoussis, mit dessen Vikar Frau Le Vasseur bekannt war, und bei dem wir uns alle der Art einrichteten, daß er dabei nicht zu kurz kam. Einmal begleitete uns Grimm dorthin.*)

*) Da ich verabsäumt habe, hier ein kleines aber merkwürdiges Ereignis zu erzählen, das ich eines Morgens, als wir uns auf dem Wege nach der Quelle von Saint-Vandrille befanden, wo wir gemeinschaftlich das Mittagsmahl einnehmen wollten, mit dem erwähnten Grimm erlebte, so will ich nicht darauf zurückkommen; aber ich habe daraus später, so oft ich daran zurückdachte, geschlossen, daß er schon

Der Vikar hatte Stimme, sang gut und lernte, obgleich er sich nicht auf Musik verstand, seine Partie doch mit großer Leichtigkeit und Genauigkeit. Wir brachten die Zeit mit dem Gesange meiner Terzette von Chenonceaux hin. Ich componirte noch zwei oder drei neue zu Versen, die Grimm und der Vikar wohl oder übel zusammen geschmiedet hatten. Ich kann mich nicht enthalten, mir diese in Augenblicken reiner Freude gesetzten und gesungenen Terzette, die ich mit allen meinen Musikalien in Wootton ließ, zurückzuwünschen. Fräulein Davenport hat vielleicht schon Haarwickel daraus gemacht; aber sie verdienten aufbewahrt zu werden, denn sie sind größtentheils von einem sehr gutem Contrapunkte. Nach einer dieser kleinen Reisen, auf der ich das Vergnügen gehabt, Tantchen in äußerstem Wohlsein und größter Heiterkeit zu sehen, und auf der ich mich ebenfalls sehr ergötzt hatte, schrieb ich an den Vikar eine sehr schnell hingeworfene und dafür auch gar schlecht ausgefallene Epistel in Versen, welche man unter meinen Papieren finden wird.

In noch größerer Nähe bei Paris hatte ich einen andern, mir sehr angenehmen Verkehrsort bei meinem Landsmanne, Verwandten und Freunde Mussard, der sich in Bossy ein reizendes Landhaus erbaut, in dem ich recht friedvolle Augenblicke verlebt habe. Mussard, ein Juwelier, war ein Mann von klarem Verstande, der, nachdem er in seinem Geschäfte ein anständiges Vermögen erworben und seine einzige Tochter mit Herrn von Valmalette, dem Haushofmeister des Königs und Sohne eines Wechselsensals, vermählt hatte, den klugen Entschluß faßte, auf seine alten Tage Handel und Geschäfte aufzugeben und zwischen dem unruhigen Treiben des Lebens und dem Tode noch eine Zeit der Ruhe und des Genusses zuzubringen. Der wackere Mussard, ein wahrer praktischer Philosoph, lebte frei von Sorgen in einem sehr geschmackvollen Hause, das er sich selbst erbaut, und in einem allerliebsten Garten, den er mit eigenen Händen angelegt hatte. Beim gründlichen Umgraben der Terrassen

damals im Grunde seines Herzens über der Verschwörung brütete, die er darauf mit so wunderbarem Erfolge zur Ausführung brachte.

dieses Gartens fand er fossiles Muschelwerk, und zwar in so bedeutender Menge, daß seine erregte Einbildungskraft in der Natur nur noch Muscheln sah und er endlich im Ernste überzeugt war, das Weltall wäre nur Muschelwerk, zerbröckelte Muscheln, und die ganze Erde nichts als Muschelsand. Beständig von diesem Gegenstande und seinen seltsamen Entdeckungen erfüllt, erhitzte er sich an diesen Vorstellungen in so hohem Grade, daß sie endlich in seinem Kopfe zu einem festen System, das heißt zur Tollheit übergegangen wären, wenn nicht zum großen Glücke für seine Vernunft, aber zum großen Unglücke für seine Freunde, die ihn lieb hatten und bei ihm den angenehmsten Verkehrsort fanden, der Tod gekommen wäre, um ihn ihnen durch die sonderbarste und schmerzlichste Krankheit zu rauben. Es entwickelte sich bei ihm eine Geschwulst im Magen, die ihn bei ihrer steten Zunahme am Essen hinderte, ohne daß man längere Zeit hindurch die Ursache entdeckte, und ihn endlich nach mehrjährigen Leiden den Hungertod sterben ließ. Ich kann nicht ohne bitteren Kummer an die letzten Lebensstunden dieses armen und würdigen Mannes zurückdenken, der, wenn er uns, Lenieps und mich, die einzigen Freunde, welche der Anblick seiner Leiden bis zu seiner letzten Stunde nicht von ihm fern zu halten vermochte, mit immer gleicher Freude empfing, an dem Mahle, das er uns vorsetzen ließ, nur noch mit den Augen theilnehmen und höchstens einige Tropfen eines sehr leichten Thees herunterbringen konnte, die er einen Augenblick später wieder von sich geben mußte. Allein wie viel angenehme Stunden habe ich vor dieser Schmerzenszeit mit den ausgewählten Freunden, die er sich erworben, bei ihm zugebracht! Der vorzüglichste war in meinen Augen der Abbé Prévost, ein sehr liebenswürdiger und einfacher Mann, dessen Herz seinen der Unsterblichkeit würdigen Schriften Leben verlieh, während er doch in seinem Wesen und im Umgange nichts von dem düsteren Colorit zeigte, das er seinen Werken aufprägte; dann der Arzt Procope, ein kleiner Aesop, der bei den Frauen viel Glück hatte; ferner Boulanger, der berühmte Verfasser des hinterlassenen Werkes „Der orientalische Despotismus", der sich, wie ich

glaube, gleichzeitig die Verbreitung des Mussardschen Systems über die Dauer der Welt angelegen sein ließ. Von Frauen seien erwähnt die Frau Denis, Voltaire's Nichte, welche wegen ihrer damals hervortretenden Herzensgüte noch nicht den Schöngeist spielte; Frau Vanloo, wahrlich nicht schön, aber reizend und von einer wahren Engelsstimme; Frau von Valmalette selber, die ebenfalls sang und trotz ihrer Magerkeit sehr liebenswürdig gewesen wäre, hätte sie weniger Anspruch darauf gemacht. So war ungefähr Herrn Mussards Gesellschaftskreis, der mir ziemlich zugesagt haben würde, wenn mir nicht das Alleinbleiben mit ihm trotz seiner Muschelwuth noch lieber gewesen wäre, und ich kann wohl sagen, daß ich in seinem Studirzimmer länger als sechs Monate mit eben so großem Vergnügen wie er selbst gearbeitet habe.

Schon lange vorher hatte er behauptet, das Wasser von Passy würde mir für meinen Zustand heilsam sein, und mich aufgefordert, es bei ihm zu trinken. Um mich auf einige Zeit dem Gewühl der Großstadt zu entreißen, gab ich endlich nach und verweilte acht oder zehn Tage zu Passy, die mir mehr um des ländlichen Aufenthalts willen wohl thaten, als um des Wassers willen, das ich trank. Mussard spielte Violoncell und liebte italienische Musik leidenschaftlich. Eines Abends sprachen wir, ehe wir schlafen gingen, viel von ihr und namentlich von der komischen Oper, die wir beide in Italien gesehen hatten und für die wir beide schwärmten. Da ich die Nacht nicht schlafen konnte, dachte ich darüber nach, wie man es anfangen müßte, um in Frankreich die Vorstellung eines Dramas dieser Art zu erwecken, denn „Ragondens Liebschaften" hatten damit keine Aehnlichkeit. Als ich am Morgen spazieren ging und Brunnen trank, warf ich in aller Eile einige Arten von Versen hin und paßte sie den Melodien an, die mir beim Niederschreiben einfielen. Ich schmierte das alles in einer Art gewölbten Salons nieder, der oben im Garten gelegen war, und beim Thee konnte ich nicht umhin, diese musikalischen Partien Mussard und Fräulein Duvernois, seiner Haushälterin, die in Wahrheit ein sehr gutes und liebenswürdiges Mädchen war, zu zeigen. Die drei Stücke, die ich

flüchtig ausgeführt hatte, waren der erste Monolog: „Meinen Diener find ich nirgends"; die Arie des Wahrsagers: „Liebe wächst, befällt sie Furcht", und das letzte Duett: „Ach, auf ewig heiß' ich mein dich". Ich bildete mir so wenig ein, daß es sich der Mühe lohnen würde, die Skizze zu vollenden, daß ich ohne Beider Beifall und Ermuthigung meine paar Stückchen Papier ins Feuer geworfen und nicht mehr an sie gedacht hätte, wie ich es schon so oft mit wenigstens eben so guten Sachen gemacht; allein sie wirkten so ermunternd auf mich ein, daß bis auf wenige Verse in sechs Tagen mein Drama geschrieben und die ganze Musik dazu skizzirt war, so daß mir in Paris nur noch einige Recitative und die Nebenrollen übrig blieben. Ich vollendete das Ganze in solcher Geschwindigkeit, daß in drei Wochen meine sämmtlichen Auftritte ins Reine geschrieben und zur Darstellung bereit waren. Es fehlte nur die Balleteinlage, die erst lange nachher gemacht wurde.

1752.

Von der Composition dieses Werkes entflammt, hatte ich ein großes Verlangen, es zu hören, und ich würde alles in der Welt darum gegeben haben, es nur für mich bei verschlossenen Thüren aufführen zu sehen, wie Lulli dem Gerede nach einmal die Armide für sich allein spielen ließ. Da ich dieses Vergnügen nur mit dem Publikum zusammen haben konnte, war es durchaus nöthig, die Annahme meines Stückes bei der Oper durchzusetzen, wenn ich mich daran erfreuen wollte. Leider war es von einer ganz neuen, den Ohren noch völlig ungewohnten Art, und überdies ließ mich der üble Erfolg der „Galanten Musen" den gleichen für den „Wahrsager" voraussehen, falls ich ihn unter meinem eigenen Namen einreichte. Duclos zog mich aus der Verlegenheit, indem er es übernahm, das Werk ohne Angabe des Verfassers zur Probe aufführen zu lassen. Um mich nicht zu verrathen, wohnte ich dieser Probe nicht bei, und die kleinen Violinisten*), welche sie leiteten, erfuhren den

*) So nannte man nämlich Rebel und Francoeur, die sich schon in ihrer Jugend dadurch einen Namen gemacht hatten, daß sie in den Häusern stets zusammen geigten.

Verfasser und Componisten selbst erst, nachdem dem Werke ein allgemeiner Beifall zu Theil geworden war. Alle Zuhörer waren davon bis zu dem Grade entzückt, daß man schon am nächsten Tage in allen Gesellschaften von nichts Anderem sprach. Herr von Cury, der Intendant der Hoflustbarkeiten, der bei der Probe zugegen gewesen war, verlangte das Werk, um es bei Hofe zur Aufführung zu bringen. Duclos, der meine Absichten kannte, schlug es ihm ab, da er dachte, daß ich bei Hofe weniger Herr über meine Arbeit sein würde, als in Paris. Cury verlangte es kraft seines Amtes; Duclos gab nicht nach, und der Streit wurde unter ihnen so lebhaft, daß es eines Tages zwischen ihnen während der Oper beinahe zum Zweikampfe gekommen wäre, wenn man sie nicht getrennt hätte. Man wollte sich an mich wenden; ich legte die Entscheidung wiederum in die Hände des Herrn Duclos. Man mußte sich also abermals an ihn wenden. Der Herr Herzog von Aumont mischte sich hinein. Duclos meinte schließlich der Gewalt nachgeben zu müssen, und das Stück wurde überlassen, um in Fontainebleau gespielt zu werden.

Das, woran mir am meisten gelegen war und worin ich mich am weitesten vom gewöhnlichen Wege entfernte, war das Recitativ. Das meinige war auf ganz neue Weise durch die Betonung hervorgehoben und stimmte mit dem Vortrage der Worte überein. Man wagte nicht, diese entsetzliche Neuerung zu dulden; man befürchtete, sie möchte die Schafsohren empören. Ich genehmigte, daß Francueil und Jelyotte ein anderes Recitativ machten, wollte mich aber damit selbst nicht befassen.

Als alles bereit und der Tag der Aufführung festgesetzt war, schlug man mir die Reise nach Fontainebleau vor, um wenigstens der Generalprobe beizuwohnen. Ich fuhr mit Fräulein Fel, Grimm und, wie ich glaube, auch mit dem Abbé Raynal, in einem Hofwagen hin. Die Probe hatte leidlichen Erfolg; ich war damit zufriedener, als ich erwartet hatte. Das zahlreiche Orchester war aus dem der Oper und der königlichen Kapelle gebildet. Jelyotte spielte Colin, Fräulein Fel Colette, Curilier den Wahrsager; die Chöre waren die der Oper. Ich sagte wenig; Jelyotte hatte

alles geleitet; ich wollte seine Anordnungen nicht bekritteln, und trotz meiner angenommenen Verschlossenheit war ich inmitten aller dieser Leute verlegen wie ein Schüler.

Am folgenden Tage, an dem der Aufführung, nahm ich im Cafe du Grand Commun das Frühstück ein. Es hatten sich daselbst viele Menschen zusammengefunden. Man sprach von der gestrigen Probe und der Schwierigkeit, mit der man Zutritt dazu erhielt. Ein anwesender Officier sagte, er wäre ohne Mühe hineingekommen, erzählte weitläufig alle einzelnen Vorgänge daselbst, schilderte den Componisten und berichtete, was er gethan und gesagt hätte. Was mich aber bei dieser ziemlich langen, mit eben so großer Sicherheit wie Einfachheit vorgetragenen Erzählung Wunder nahm, war der Umstand, daß sich darin auch nicht ein einziges wahres Wort fand. Mir war es eine ausgemachte Sache, daß dieser Mann, der so umständlich von der Probe sprach, gar nicht darin gewesen war, da er den Componisten, den er genau gesehen zu haben behauptete, vor Augen hatte, ohne ihn zu erkennen. Am eigenthümlichsten war bei diesem Auftritte die Wirkung, die er auf mich ausübte. Dieser Mann war von einem gewissen Alter und hatte weder die Miene noch den Ton eines eitlen Gecken; sein Gesicht verrieth Geist und sein Sanct-Ludwigskreuz ließ auf einen alten Officier schließen. Trotz seiner Unverschämtheit und wider meinen Willen erregte er mein Interesse. Während er seine Lügen zum Besten gab, erröthete ich, schlug die Augen nieder, saß wie auf Kohlen; ich fragte mich bisweilen selbst, ob er sich nicht irren und im guten Glauben handeln könnte. Zitternd vor Besorgnis, es möchte mich jemand wieder erkennen und ihn dadurch beschämen, trank ich, ohne etwas zu sagen, meine Chocolade eiligst aus, und mit gesenktem Haupte an ihm vorbeigehend, schritt ich so schnell wie möglich hinaus, während sich die Anwesenden über seine Mittheilungen unterhielten. Auf der Straße bemerkte ich, daß ich schwitzte, und ich bin überzeugt, hätte mich jemand vor meinem Hinauseilen erkannt und genannt, so würde man an mir die Scham und Verlegenheit eines Schuldigen wahrgenommen haben, lediglich in dem Gefühle der Demüthigung, die dieser arme

Mann bei der Entdeckung seiner Lüge hätte empfinden müssen.

Da bin ich denn vor einem der kritischen Augenblicke meines Lebens angelangt, wo eine ausführliche Erzählung schwer fällt, weil es fast unmöglich ist, daß nicht der Bericht selbst das Gepräge der Anklage oder der Vertheidigung trage. Trotzdem werde ich versuchen darzulegen, wie und auf welche Beweggründe gestützt ich mich hierbei verhielt, ohne weder Lob noch Tadel hinzuzufügen.

Ich erschien an diesem Tage in meinem Aeußern eben so nachlässig wie gewöhnlich, hatte mich nicht rasirt und trug eine ziemlich schlecht gekämmte Perrücke. Diesen Mangel an Anstand als eine muthige That ansehend, trat ich in einem solchen Aufzuge in den nämlichen Saal, in welchem sich ein wenig später der König, die Königin, die königliche Familie und der ganze Hof einfinden sollten. Ich ließ mich in der Loge des Herrn von Cury nieder, in welche er mich selbst führte; es war eine große Prosceniumsloge gerade der kleinen etwas höher gelegenen gegenüber, in der der König mit Frau von Pompadour Platz nahm. Von Damen umringt und der einzige Mann in dem Vordergrunde der Loge, konnte ich nicht daran zweifeln, daß man mich absichtlich dorthin gesetzt hatte, um jedermann sichtbar zu sein. Als ich mich nach dem Anzünden der Lichter inmitten aller dieser Leute in glänzender Galatracht in meinem Aufzuge erblickte, begann es mir unbehaglich zu Muthe zu werden. Ich fragte mich, ob ich an meinem Platze wäre, ob sich mein Aeußeres für ihn schickte, und antwortete mir nach einigen Minuten innerer Unruhe, ja, und zwar mit einer Dreistigkeit, die vielleicht mehr von der Unmöglichkeit, es zu ändern, als von der Gewalt meiner Gründe herrührte. Ich sagte mir: Ich bin an meinem Platze, weil ich mein Stück spielen sehe, weil ich dazu eingeladen bin, weil ich es lediglich zu dem Zweck verfaßt habe, und weil doch wohl niemand ein größeres Recht besitzt, die Frucht meiner Arbeit und meiner Talente zu genießen als ich selbst. Die Kleidung, die ich trage, ist meine gewöhnliche, weder eine bessere noch eine schlechtere; fange ich wieder an, mich in irgend einem Stücke nach der herrschenden Meinung zu

richten, so würde ich mich von ihr bald von neuem in allem geknechtet sehen. Um stets ich selbst zu sein, darf ich, wo ich mich auch immer befinden mag, nie über die meinem erwählten Stande angemessene Tracht erröthen; mein Aeußeres ist einfach und nachlässig, aber nicht schmutzig oder unsauber; auch der Bart ist es an sich nicht, weil die Natur ihn uns giebt und er je nach Zeit und Mode bisweilen sogar als Zierde gilt. Man wird mich lächerlich, ungezogen finden; ei, was thut das! Ich muß Spott und Tadel erdulden lernen, wenn er nur nicht verdient ist. Nach diesem kurzen Selbstgespräche gewann ich wieder so viel Fassung, daß ich, wenn es nöthig gewesen wäre, allem Trotz geboten hätte. Aber sei es die Wirkung der Gegenwart des Herrschers, sei es die natürliche Stimmung der Gemüther, ich nahm in der Neugier, deren Gegenstand ich bildete, nur Artigkeit und Höflichkeit wahr. Ich wurde dergestalt davon gerührt, daß ich wieder über mich selbst und das Schicksal meines Stückes unruhig zu werden begann, da ich besorgte, daß ich so günstige Vorurtheile, die nur darauf auszugehen schienen, mir Beifall zu spenden, zerstören könnte. Gegen ihren Spott war ich gewaffnet, aber ihr verbindliches Entgegenkommen, auf das ich nicht gerechnet hatte, überwältigte mich so, daß ich, als man begann, wie ein Kind zitterte.

Bald sollte ich jedoch Grund erhalten, mich zu beruhigen. Was die Schauspieler anlangt, wurde das Stück zwar sehr schlecht gespielt, dafür aber der musikalische Theil vortrefflich gesungen und ausgeführt. Schon beim ersten Auftritte, der in der That von einer rührenden Natürlichkeit und Anmuth ist, vernahm ich, wie sich ein bei derartigen Stücken bisher unerhörtes Gemurmel der Ueberraschung und des Beifalls in den Logen erhob. Die zunehmende Aufregung stieg bald zu einem solchen Grade, daß sie in der ganzen Versammlung wahrnehmbar war, und, um mit Montesquieu zu reden, ihre Wirkung durch ihre Wirkung selbst steigerte. Bei der Scene der beiden braven kleinen Leute erreichte diese Wirkung ihren Höhepunkt. In Gegenwart des Königs wird nicht geklatscht; um so deutlicher kam alles zu Gehör; das Stück wie der Verfasser gewannen

auch dem Joche, welches sie mir auferlegt hätte. Vorbei wäre es dann gewesen mit Wahrheit, Freiheit, Muth. Wie hätte ich dann noch die Dreistigkeit haben können, von Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit zu reden? Nach Annahme der Pension durfte ich nur schmeicheln oder schweigen. Wer leistete mir über dies Bürgschaft, daß sie mir ausgezahlt werden würde? Wie viel Laufereien hätte ich gehabt, bei wie viel Leuten als Bittsteller erscheinen müssen. Es hätte mir größere und unangenehmere Sorgen bereitet, sie mir zu sichern, als sie zu entbehren. Es erschien mir deshalb der Verzicht auf sie als das folgerichtige Ergebnis meiner Grundsätze, und ich glaubte dabei nur den Schein der Wirklichkeit zu opfern. Grimm, den ich von meinem Entschluß in Kenntnis setzte, hatte nichts gegen ihn einzuwenden. Den Andern gegenüber berief ich mich auf meinen Gesundheitszustand und reiste noch denselben Morgen ab.

Meine Abreise erregte Aufsehen und wurde allgemein getadelt. Nicht jeder konnte für meine Gründe Verständnis haben; mich eines albernen Stolzes zeihen war leichter und befriedigte besser die Eifersucht eines jeden, der sich dessen bewußt war, daß er nicht eben so gehandelt hätte. Am nächsten Morgen schrieb mir Jelyotte ein Billet, in dem er mir den Erfolg meines Stückes und das Entzücken des Königs über dasselbe lebhaft betheuerte. Den ganzen Tag, hieß es darin unter anderen, hört Seine Majestät nicht auf mit der falschesten Stimme in seinem Königreiche zu singen: „Meinen Diener find' ich nirgends, all mein Glück ist mir geraubt". Er fügte hinzu, daß der „Wahrsager" in vierzehn Tagen zum zweiten Male aufgeführt werden sollte, wobei sich das ganze Publikum von dem vollen Erfolge der ersten Vorstellung würde überführen können.

Als ich mich zwei Tage später abends gegen neun Uhr zu Frau von Epinay begab, bei der ich zu Nacht speisen wollte, kreuzte unmittelbar vor ihrer Hausthür ein Fiaker meinen Weg. Der darin sitzende Fahrgast winkte mir zu ihm hineinzusteigen; ich stieg ein; es war Diderot. Er redete mit mir von der Pension mit einem Feuer, das ich in Betreff eines solchen Gegenstandes von einem Philosophen nicht erwartet hätte. Er legte es mir nicht als Verbrechen aus, daß ich dem Könige nicht hatte vorgestellt werden wollen, erblickte aber ein ganz erschreckliches in meiner Gleichgiltigkeit gegen die Pension. Er erklärte mir, daß, wenn ich auch für meine Person uneigennützig wäre, ich es doch im Hinblick auf Frau Le Vasseur und ihre Tochter nicht sein dürfte; daß ich ihnen schuldig wäre, kein ehrliches Mittel zu ihrem Unterhalte unbenutzt zu lassen, und da man nach allem nicht behaupten könnte, ich hätte die Pension abgelehnt, so beharrte er dabei, daß ich bei der offenbaren Geneigtheit, sie mir zu bewilligen, mich um sie bewerben und sie um jeden Preis zu erlangen suchen müßte. Obgleich ich von seinem Eifer gerührt wurde, konnte ich seinen Grundsätzen doch nicht beistimmen, und wir hatten hierüber einen sehr lebhaften Streit, den ersten, den ich mit ihm hatte. Alle unsere späteren Zwistigkeiten entstanden übrigens auf dieselbe Weise, indem er mir vorschreiben wollte, was ich seiner Ansicht nach thun müßte, während ich mich dagegen verwahrte, weil ich es nicht thun zu müssen glaubte.

Es war spät, als wir von einander schieden. Ich wollte ihn zu Frau von Epinay mitnehmen, um dort zu speisen, doch weigerte er sich. Welche Mühe ich mir auch in dem Verlangen, alle, welche ich liebe, zu Freunden zu machen, in verschiedenen Zeiten gegeben habe, um Diderot zu einem Besuche bei jener Dame zu bewegen, wobei ich sie sogar bis vor seine Thüre führte, die er uns aber verschlossen hielt: er hat es stets abgelehnt und nur in den verächtlichsten Ausdrücken von ihr gesprochen. Erst nach meinem Bruche mit ihr und ihm traten sie einander näher, und er begann mit Ehrfurcht von ihr zu reden.

Seit jener Zeit schienen es sich Diderot und Grimm zur Aufgabe zu machen, mir Therese und ihre Mutter zu entfremden, indem sie ihnen zu verstehen gaben, daß es, wenn sie nicht in angenehmeren Verhältnissen lebten, lediglich in meinem üblen Willen läge, und daß sie von mir nie etwas zu hoffen hätten. Sie suchten sie zu veranlassen, sich von mir zu trennen, indem sie ihnen unter Hinweis auf den Einfluß der Frau von Epinay einen Salzverschleiß, einen Tabakladen und ich weiß nicht was sonst noch ver-

sprachen. Sie wollten sogar Duclos eben so wie Holbach in ihr Bündnis ziehen; aber der erstere lehnte dergleichen Aufforderungen beständig ab. Ich bekam damals zwar Wind von allen diesen Vorgängen, erfuhr sie aber ganz genau erst lange nachher, und ich hatte oft den blinden und wenig besonnenen Eifer meiner Freunde zu beklagen, die bei ihrem Bestreben, mich in meinem leidenden Zustande der traurigsten Vereinsamung zu überliefern, daran zu arbeiten wähnten, mich gerade durch die Mittel glücklich zu machen, welche in Wahrheit am geeignetsten waren, mich elend zu machen.

1753.

Im nächsten Carneval 1753 wurde der „Wahrsager" in Paris gespielt, und diese Pause gewährte mir Zeit, noch die Ouverture und das Ballet zu componiren. Dieses Ballet mußte in der Form, in der es geschrieben ist, von Anfang bis zu Ende voll Leben sein und eine zusammenhängende Handlung bilden, die nach meiner Ansicht Gelegenheit zu sehr effectvollen Tänzen gab. Aber als ich in der Oper diesen Plan zum Vorschlag brachte, hörte man mich nicht einmal an, und ich mußte die allergewöhnlichsten Lieder und Tänze zusammendrechseln. Die Folge war, daß dieses Ballet, wenn auch voll reizender Ideen, die den Scenen gewiß nicht zur Unzierde gereichen, doch nur einen sehr mäßigen Erfolg hatte. Ich ersetzte Jelyotte's Recitativ wieder durch das meinige, genau in derselben Form, in der ich es zuerst aufgeschrieben hatte und in der es gedruckt ist. Dieses, wie ich offen bekenne, ein wenig französirte, das heißt durch die Darsteller etwas schleppend gesungene Recitativ hat, weit davon entfernt zu mißfallen, nicht weniger Beifall errungen als die Lieder und sogar beim Publikum wenigstens eben so viel Geltung gefunden. Ich widmete mein Stück dem Herrn Duclos, der es protegirt hatte, indem ich erklärte, daß dies meine einzige Widmung sein würde. Trotzdem habe ich mit seiner Zustimmung eine zweite gemacht, allein durch diese Ausnahme hat er sich geehrter fühlen müssen, als wenn ich keine gemacht hätte.

Ich könnte über dieses Stück noch viele Anekdoten erzählen, aber die Mittheilung wichtigerer Dinge läßt mir nicht die Zeit, mich hier weitläuftiger über sie zu verbreiten. Dereinst werde ich vielleicht in dem Ergänzungsbande darauf zurückkommen. Eine kann ich jedoch nicht übergehen, die auf alles, was folgt, wird schließen lassen. Eines Tages nahm ich in dem Cabinette Holbachs die Musikalien desselben in Augenschein. Nachdem ich Stücke aller Art flüchtig überschaut, sagte er zu mir, indem er auf eine Sammlung Clavierstücke zeigte: „Dies sind nur für mich componirte Stücke; sie sind sehr ins Ohr fallend und recht singbar; niemand kennt sie und wird sie sehen als ich allein. Sie sollten sich eines davon zur Aufnahme in Ihr Ballet auswählen." Da ich weit mehr Motive zu Liedern und Orchesterbegleitung im Kopfe hatte, als ich zu verwenden im Stande war, so fragte ich gar wenig nach den seinigen. Er wurde jedoch so dringend, daß ich aus Gefälligkeit ein Hirtenlied wählte, welches ich verkürzte und für das Auftreten der Freundinnen Collettens in ein Terzett umschrieb. Als ich einige Monate später und zwar zu der Zeit, in der man den „Wahrsager" aufführte, eines Tages Grimm besuchte, fand ich viele Leute um sein Klavier, von dem er sich bei meiner Ankunft schnell erhob. Indem ich mechanisch auf sein Notenpult hinblickte, sah ich, wie dieselbe Sammlung des Barons von Holbach gerade bei dem nämlichen Stücke aufgeschlagen war, welches er mir unter der Versicherung aufgedrängt hatte, daß es nie aus seinen Händen kommen würde. Etwas später sah ich diese Sammlung noch einmal aufgeschlagen auf dem Klaviere des Herrn von Epinay, an einem Tage, wo bei ihm musicirt wurde. Weder Grimm noch irgend ein anderer hat je von diesem Liede mit mir gesprochen, und ich selbst rede hier davon nur, weil sich einige Zeit nachher ein Gerücht verbreitete, daß ich gar nicht der Verfasser des „Dorfwahrsagers" wäre. Da ich mich nie durch mein Spiel hervorthat, so bin ich überzeugt, daß man, wenn ich mein Musiklexikon nicht herausgegeben, am Ende noch behauptet hätte, daß ich gar keine Musik verstände.*)

*) Ich sah es damals nicht vorher, daß man es schließlich trotz meines Lexikons behaupten würde.

Einige Zeit vor den Aufführungen des „Dorfwahrsagers“ waren italienische Opernsänger in Paris angekommen, die man auf der Bühne der Oper spielen ließ, ohne die Wirkung vorherzusehen, die sie dort machen würden. Obgleich sie abscheulich waren, und das damals noch sehr ungeübte Orchester die Stücke, die sie gaben, nach Herzenslust versudelte, fügten sie der französischen Oper gleichwohl einen Schaden zu, den diese nie hat wieder gut machen können. Der Vergleich dieser beiden Musikarten, die sich an demselben Tage auf dem gleichen Theater hören ließen, öffnete die französischen Ohren; nach dem lebhaften und leidenschaftlichen Rhythmus der italienischen Musik konnte keines mehr das Schleppende der eigenen aushalten; nach dem Schlusse der italienischen Oper ging alles fort. Man war gezwungen, die Reihenfolge zu ändern und die italienische Oper an das Ende zu stellen. Man gab „Eglea“, „Pygmalion“, „Die Sylphide“, nichts schlug an. Der „Dorfwahrsager“ allein hielt den Vergleich aus und etwas später gefiel namentlich die „Serva Padrona“. Als ich mein Zwischenspiel, wie ich es nannte, componirte, war mein Geist von den italienischen Opern erfüllt; sie waren es, die mir den Gedanken dazu eingaben, und ich war sehr weit davon entfernt vorherzusehen, daß es mit ihnen gleichzeitig zur Aufführung kommen würde. Wäre ich wirklich ein Plagiator gewesen, wie viele Entlehnungen wären dann zum Vorschein gekommen, und wie viele Mühe würde man sich gegeben haben, sie ans Tageslicht zu bringen! Aber nichts von dem allen; vergeblich war alle Mühe; man hat in meiner Musik nicht die geringste Reminiscenz aus einer andern gefunden, und bei dem Vergleiche mit den angeblichen Originalen haben sich alle meine Lieder neu gezeigt wie der von mir geschaffene Charakter der Musik. Hätte man Mondonville oder Rameau einer solchen Probe unterzogen, wären sie nur in Fetzen daraus hervorgegangen.

Die komischen Opern gewannen der italienischen Musik sehr begeisterte Anhänger. Ganz Paris theilte sich in zwei Parteien, die sich hitziger bekämpften, als wenn es sich um eine staatliche oder kirchliche Angelegenheit gehandelt hätte. Die eine, mächtiger und zahlreicher, welche von den Großen, den Reichen und den Frauen gebildet wurde, trat für die französische Musik in die Schranken; die andere, leidenschaftlicher, stolzer und schwärmerischer, bestand aus den wahren Kennern, den geistreichen und genialen Leuten. Ihre kleine Schaar versammelte sich in der Oper unter der Loge der Königin. Die andere Partei füllte den ganzen Rest des Parterre und des Saales aus, aber ihr Haupttreffen stand unter der Loge des Königs. Daher rührten die in jener Zeit so berühmten Parteinamen: „die Ecke des Königs“ und „die Ecke der Königin“. Der immer lebhafter entbrennende Streit rief Broschüren hervor. Die Ecke des Königs wollte spotten; der „Kleine Prophet“ machte sie lächerlich; sie machte den Versuch, sich auf eine eingehende Besprechung zu verlegen; sie wurde durch den „Brief über die französische Musik“ vernichtet. Diese beiden kleinen Schriften, die eine von Grimm und die andere von mir, sind die einzigen, welche diesen Streit überlebt haben; alle übrige sind längst vergessen.

Aber der „Kleine Prophet“, den man mir zum Trotze mir lange Zeit hartnäckig zuschrieb, wurde als Scherz aufgefaßt und hatte für seinen Verfasser nicht die geringste Unannehmlichkeit zur Folge, während der „Brief über die Musik“ die ganze Nation, die sich in ihrer Musik für beleidigt hielt, gegen mich aufregte. Die Schilderung der unglaublichen Wirkung dieser Broschüre wäre der Feder eines Tacitus würdig. Es war gerade die Zeit der großen Zwistigkeit zwischen dem Parlamente und dem Klerus. Das Parlament war eben verwiesen worden; die Gährung hatte ihren Höhepunkt erreicht; alles ließ einen nahen Aufstand befürchten. Meine Broschüre erschien; im Augenblick waren alle andern Streitigkeiten vergessen; man dachte nur noch an die der französischen Musik drohende Gefahr, und es gab keinen andern Aufstand mehr als gegen mich. Er war dergestalt, daß die Nation ihn nie ganz vergessen hat. Bei Hofe schwankte man nur zwischen Bastille und Verbannung, und der Haftbefehl wäre ausgefertigt worden, wenn Herr von Boyer nicht das Lächerliche eines solchen Vorgehens gezeigt hätte. Wenn man vernehmen wird, daß diese Broschüre vielleicht eine Revolution im Staate verhindert hat,

wird man zu träumen glauben. Und gleichwohl ist es eine vollkommen zuverlässige Wahrheit, welche ganz Paris noch bezeugen kann, da zwischen diesem wunderlichen Ereignisse und heute erst fünfzehn Jahre liegen.

Wenn man sich an meiner Freiheit nicht vergriff, so ersparte man mir wenigstens Beleidigungen nicht, selbst mein Leben war in Gefahr. Das Orchester der Oper machte eine förmliche Verschwörung, mich beim Verlassen des Schauspielhauses zu ermorden. Man theilte es mir mit; ich besuchte die Oper nur desto fleißiger und erst lange nachher erfuhr ich, daß Herr Ancelet, Officier bei der adeligen Leibwache, der mich liebgewonnen, die Ausführung der Verschwörung verhindert hatte, indem er mich auf dem Rückwege von dem Schauspielhause ohne mein Wissen begleiten ließ. Die Stadt hatte vor kurzem die Leitung der Oper übernommen. Die erste Heldenthat des Oberbürgermeisters bestand darin, mir den freien Eintritt entziehen zu lassen, und noch dazu auf die möglichst unhöfliche Art, indem er ihn mir nämlich bei meinem Kommen öffentlich verweigern ließ, so daß ich mich genöthigt sah, ein Amphitheaterbillet zu kaufen, um nicht die Schande zu haben, an diesem Tage umkehren zu müssen. Die Ungerechtigkeit war um so schreiender, da ich mir bei Abtretung meines Stückes den lebenslänglichen freien Eintritt als einzige Entschädigung ausgemacht hatte, denn obgleich dies ein Recht für alle Verfasser der angenommenen Stücke war und es mir aus doppeltem Grunde zustand, so unterließ ich doch nicht, es mir ausdrücklich in Gegenwart des Herrn Duclos auszubedingen. Allerdings sandte man mir durch den Kassirer der Oper fünfzig Louisd'or, die ich gar nicht verlangt hatte, als Honorar; aber ganz abgesehen davon, daß diese fünfzig Louisd'or nicht einmal die Summe ausmachten, die mir dem Brauche nach zustand, so hatte diese Zahlung mit dem ausdrücklich vorbehaltenen Eintrittsrechte, das davon völlig unabhängig war, nichts gemein. Aus dieser Handlungsweise leuchtete eine solche Verbindung von Unbilligkeit und Rohheit hervor, daß sich das Publikum trotz seiner damals großen Erbitterung gegen mich doch einmüthig dadurch verletzt fühlte, und mancher, der mich Tags zuvor noch verhöhnt hatte, rief am folgenden Tage ganz laut im Saale aus, es wäre eine Schande, einem Autor, der den freien Eintritt so wohl verdient hätte und sogar für zwei Personen beanspruchen könnte, denselben auf solche Weise wieder zu entziehen. So ist das italienische Sprichwort, daß ogn'un ama la giustizia in casa d'altrui.

Mir blieb in dieser Angelegenheit kein anderer Ausweg übrig, als mein Werk, da man mich um den verabredeten Preis für dasselbe brachte, zurückzuverlangen. Ich schrieb in dieser Absicht an Herrn von Argenson, dem die Leitung der Oper übertragen war, und fügte diesem Briefe eine unwiderlegliche Denkschrift bei, die eben so wie mein Brief ohne Antwort und Erfolg blieb. Das Schweigen dieses ungerechten Mannes kränkte mich empfindlich und trug nicht dazu bei, die sehr geringe Achtung, die ich immer für seinen Charakter und seine Talente empfand, zu erhöhen. So hat man mein Stück bei der Oper behalten, während man mich um die Entschädigung, für die ich es hingegeben, betrog. Thäte der Schwache dergleichen dem Starken, würde man es Diebstahl nennen; verfährt aber der Starke so gegen den Schwachen, so heißt es lediglich Aneignung fremden Gutes.

Was den baaren Ertrag dieses Werkes anlangt, so war er, obgleich es mir nur den vierten Theil dessen einbrachte, was ein anderer von ihm erzielt hätte, doch immerhin groß genug, um mich in den Stand zu setzen, mehrere Jahre zu leben und zu dem Verdienst von dem Notenabschreiben, das stets ziemlich schlecht ging, einen hübschen Zuschuß zu gewähren. Ich bekam vom König hundert Louisd'or, von Frau von Pompadour fünfzig für die Aufführung in Belle-Vue, in der sie selbst die Rolle des Colin spielte, fünfzig von der Oper und fünfhundert Franken von Villot für die Druckerlaubnis, so daß mir dieses Zwischenspiel, welches mich nur fünf oder sechs Wochen Arbeit kostete, trotz meines Mißgeschickes und meiner Dummheit fast eben so viel Geld eintrug, als später der „Emil", an dem ich nach zwanzigjährigem Nachdenken drei Jahr egearbeitet hatte; aber den pecuniären Wohlstand, in den mich dieses Stück versetzte, mußte ich durch die endlosen Verdrießlichkeiten, die

es mir zuzog, theuer bezahlen; er war der Keim der heimen Mißgunst, die erst später zu Tage trat. Seit dem Erfolge meines Stückes zeigte mir weder Grimm noch Diderot noch irgend einer der Schriftsteller meiner Bekanntschaft mehr jene Herzlichkeit, Offenheit und Freude, mich zu sehen, die ich bisher an ihnen wahrzunehmen geglaubt hatte. Sobald ich bei dem Baron erschien, hörte das Gespräch auf allgemein zu sein. Man trat in Gruppen zusammen, man zischelte sich heimlich in die Ohren, und ich blieb allein, ohne zu wissen, mit wem ich sprechen sollte. Lange hielt ich diese verletzende Vernachlässigung aus, und da ich bemerkte, daß mich Frau von Holbach, die sanft und liebenswürdig war, stets freundlich aufnahm, ertrug ich die Ungeschliffenheiten ihres Gemahls, so lange sie zu ertragen waren; aber eines Tages griff er mich ohne Grund, ohne Vorwand in Gegenwart Diderots, der nicht ein Wort sagte, und Vargencys, der mir nachher oft seine Bewunderung über die Milde und Mäßigung meiner Antworten ausgesprochen hat, mit einer solchen Rohheit an, daß ich endlich, durch diese unwürdige Behandlung verjagt, sofort sein Haus mit dem Entschlusse verließ, es nie wieder zu betreten. Dies hielt mich nicht ab, von ihm und seinem Hause stets ehrenvoll zu reden, während er sich über mich immer nur in kränkenden und verächtlichen Ausdrücken erging. Er nannte mich nie anders als „dieser kleine Schulfuchs" und war doch nie im Stande auch nur das geringste Unrecht irgend einer Art bestimmt anzugeben, das ich je ihm oder irgend jemandem, an dem er Antheil nahm, zugefügt hätte. So machte er mir am Ende doch die Wahrheit meiner Ahnungen und Befürchtungen fühlbar. Ich persönlich bin überzeugt, daß mir meine erwähnten Freunde die Herausgabe von Büchern, und sogar von vorzüglichen Büchern verziehen hätten, da ihnen dieser Ruhm gleichfalls zu Theil werden konnte; aber sie vermochten mir nicht die Composition einer Oper und den glänzenden Erfolg dieses Stückes zu verzeihen, weil keiner von ihnen im Stande war, mit mir auf diesem Gebiete zu wetteifern und nach denselben Ehren zu streben. Duclos allein schien, über diese Eifersucht erhaben, seine Freundschaft für mich noch zu vermeh-

ren und führte mich bei Fräulein Quinault ein, bei der ich eben so viele Aufmerksamkeiten, Freundlichkeiten und gütiges Entgegenkommen fand, wie ich bei Herrn von Holbach das Gegentheil davon gefunden hatte.

Während man in der Oper den „Dorfwahrsager" spielte, war von seinem Verfasser in der Comedie Française ebenfalls die Rede, aber freilich in etwas weniger vortheilhafter Weise. Nachdem ich in der italienischen Oper meinen „Narciß" seit sieben oder acht Jahren nicht hatte zur Aufführung bringen können, war ich dieses Theaters wegen des schlechten Spiels der Schauspieler in französischen Stücken überdrüssig geworden, und hätte das meinige lieber von Franzosen als von ihnen aufführen sehen. Ich sprach diesen Wunsch dem Schauspieler La Noue aus, mit dem ich Bekanntschaft angeknüpft hatte und der bekanntlich ein sehr begabter Mann und Schriftsteller war. „Narciß" gefiel ihm; er übernahm es, ihn ohne Nennung des Verfassers aufführen zu lassen und einstweilen verschaffte er mir freien Eintritt, der mir große Freude bereitete, denn ich habe das Theater Français stets den beiden andern vorgezogen. Das Stück wurde beifällig angenommen und ohne Angabe des Dichters aufgeführt; aber ich habe Grund zu glauben, daß ihn die Schauspieler und viele andere recht gut kannten. Die Fräulein Gaussin und Grandval spielten die Rollen der Liebhaberinnen; und obgleich es meines Erachtens an Verständnis für das Ganze fehlte, so konnte man das Spiel doch nicht geradezu schlecht nennen. Trotzdem wurde ich von der Nachsicht des Publikums, welches die Geduld besaß, von Anfang bis zu Ende ruhig zuzuhören und sogar eine zweite Vorstellung über sich ergehen zu lassen, ohne das geringste Zeichen von Ungeduld zu geben, überrascht und gerührt. Ich meinestheils langweilte mich schon bei der ersten dergestalt, daß ich es nicht bis zu Ende aushalten konnte. Ich verließ das Theater und begab mich nach dem Café Procop, wo ich Boissy und einige andere traf, die sich vermuthlich eben so wie ich gelangweilt hatten. Dort sagte ich laut mein peccavi, indem ich mich demüthig und doch auch stolz als Verfasser des Stückes bekannte und über dasselbe sprach, wie jedermann dachte.

Dieses öffentliche Geständnis, der Dichter eines schlechten, Fiasco machenden Stückes zu sein, wurde sehr bewundert, obwohl es mir durchaus nicht schwer vorkam. In dem Muthe, mit dem es abgelegt wurde, fand ich sogar eine Entschädigung meiner Eigenliebe, und bei dieser Gelegenheit lag, wie ich glaube, mehr Stolz darin, zu sprechen, als falsche Scham darin gelegen hätte, zu schweigen. Da sich indessen mit Sicherheit annehmen ließ, daß das Stück, einen so frostigen Eindruck es auch bei der Aufführung machte, beim Lesen besser gefallen würde, ließ ich es drucken; und in der Vorrede, die ich zu meinen guten Schriften rechne, begann ich meine Grundsätze ein wenig offener und klarer, als ich es bisher gethan, darzulegen.

Ich bekam bald Gelegenheit, sie in einem Werke von größerem Belange vollständig zu entwickeln, denn in eben diesem Jahre 1753 erschien, wie ich denke, das Programm der Akademie von Dijon über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Von dieser großen Frage angeregt, war ich überrascht, daß die Akademie den Muth gehabt, sie aufzugeben; aber da sie ihn einmal gehabt hatte, konnte ich auch wohl den haben, sie zu behandeln, und ich unternahm es.

Um über dieses große Thema in Ruhe nachzudenken, machte ich mit Therese, unserer Wirthin, einer höchst gutmüthigen Frau, und mit einer ihrer Freundinnen eine Reise von sieben oder acht Tagen nach Saint-Germain. Ich rechne diesen Ausflug zu den angenehmsten meines Lebens. Das Wetter war sehr schön; die guten Frauen sorgten für alles und trugen die Kosten; Therese war mit ihnen heiter und glücklich, und ich, der ich mich von allen Sorgen frei fühlte, kam, um mich in den Stunden der Mahlzeiten zwanglos zu erheitern. Den ganzen übrigen Tag mitten im Walde weilend, suchte und fand ich das Bild der Urzeit, deren Geschichte ich in kühnen Umrissen entwarf; ich deckte die kleinen Lügen der Menschen auf; ich wagte ihre Natur bis zur Nacktheit bloß zu stellen, ihre fortschreitende Entstellung durch Zeiten und Dinge darzuthun, und indem ich den Menschen, wie er durch seine Mitmenschen geworden, mit dem Menschen der Natur verglich, hatte ich den

Muth, ihm gerade in seiner vermeintlichen Vervollkommnung die eigentliche Quelle seines Elends zu zeigen. Meine durch diese erhabenen Betrachtungen beschwingte Seele erhob sich an die Seite der Gottheit und von dort sehend, wie meine Mitgeschöpfe in der Blindheit ihrer Vorurtheile immer auf dem Wege ihrer Irrthümer, ihrer Leiden und ihrer Verbrechen blieben, rief ich ihnen mit einer schwachen Stimme, die sie nicht zu vernehmen vermochten, zu: „Wahnsinnige, die ihr unaufhörlich über die Natur klagt, lernet, daß alle eure Uebel in euch selber ihre Quelle haben."

Aus diesen Betrachtungen entstand die Abhandlung über die Ungleichheit, ein Werk, das Diderot besser gefiel als alle meine andern Schriften und für das mir seine Rathschläge äußerst nützlich waren,*) das aber in ganz Europa nur wenige Leser fand, die es verstanden, und unter diesen keinen, der davon reden mochte. Es war zur Preisbewerbung verfaßt; ich sandte es also ein, wenn auch im voraus dessen sicher, daß es den Preis nicht bekommen würde, und in dem Bewußtsein, daß für derartige Arbeiten die Preise der Akademien nicht gestiftet sind.

Dieser Ausflug und diese Beschäftigung wirkten auf meine Stimmung wie auf meine Gesundheit vortheilhaft. Bereits seit mehreren Jahren hatte ich mich, von meiner Urinverhaltung gequält, den Aerzten völlig überlassen, die, ohne mir Linderung zu verschaffen, meine Kräfte erschöpft und meinen Körper geschwächt hatten. Nach der Rückkehr von Saint-Germain merkte ich eine Zunahme meiner Kräfte

*) Als ich dies schrieb, ahnte ich das große Complot Diderots und Grimms noch nicht, sonst würde ich leicht erkannt haben, einen wie großen Mißbrauch ersterer mit meinem Vertrauen trieb, um meinen Schriften diese harte Sprache und das düstere Colorit zu geben, die sie nicht mehr hatten, als er mich zu leiten aufhörte. Das Bild des Philosophen, der sich bei seinen hochtrabenden Schlußfolgerungen die Ohren zustopft, um sich gegen die Klagen eines Unglücklichen zu verhärten, hat er mir eingegeben; und auch andere noch stärkere hatte er mir anempfohlen, zu deren Benutzung ich mich jedoch nicht entschließen konnte. Aber da ich seine düstere Stimmung als eine Nachwirkung seines Aufenthaltes im Thurm zu Vincennes betrachtete, von der man noch in seinem Clairval eine ziemlich starke Beigabe findet, so fiel es mir nicht ein, die geringste böse Absicht dabei zu argwöhnen.

und fühlte mich weit wohler. Ich folgte diesem Winke und entschloffen, ohne Aerzte und ohne Heilmittel zu genesen oder zu sterben, verzichtete ich auf sie für immer und behalf mich, so gut es gehen wollte, blieb still im Winkel, wenn ich nicht gehen konnte, und ging, sobald ich Kraft dazu hatte. Das Pariser Treiben unter den anspruchsvollen Leuten behagte mir so wenig, die Ränke der Schriftsteller, ihre schmachvollen Zänkereien, ihre Unaufrichtigkeit in ihren Werken, ihr anmaßendes Wesen im gegenseitigen Verkehr waren mir so verhaßt, so meiner Natur widerstrebend, ich fand, sogar im Umgange mit meinen Freunden, so wenig Freundlichkeit, Offenherzigkeit und Freimüthigkeit, daß ich, von diesem lärmenden Leben widerwärtig berührt, mich leidenschaftlich nach einem Aufenthalte auf dem Lande zu sehnen begann, und da ich einsah, daß mir mein Geschäft ihn nicht gestattete, beeilte ich mich, wenigstens meine Freistunden daselbst zuzubringen. Mehrere Monate lang ging ich, anfangs gleich nach Tische, allein im Boulogner Walde spazieren, wobei ich die Stoffe zu meinen Arbeiten überdachte, und kehrte erst mit einbrechender Nacht zurück.

1754—1756.

Da Gauffecourt, mit dem ich damals auf außerordentlich freundschaftlichem Fuße stand, genöthigt war, eine Geschäftsreise nach Genf zu machen, so forderte er mich auf, ihn zu begleiten; ich nahm den Vorschlag an. Ich fühlte mich damals nicht so wohl, daß ich Theresens Pflege hätte entbehren können; es wurde deshalb bestimmt, sie sollte unsere Reisegefährtin werden, während ihre Mutter das Haus bewachen sollte. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, reisten wir den ersten Juni 1754 alle drei zusammen ab.

Diese Reise muß ich als die Zeit der ersten Erfahrung bezeichnen, die bis jetzt, und ich zählte schon zweiundvierzig Jahre, meine mir angeborene vertrauensselige Natur, welcher ich mich stets rückhaltlos und ungestraft überlassen hatte, schwer erschütterte. Wir hatten einen sehr einfachen Wagen, der uns mit denselben Pferden in ganz kleinen Tagereisen weiter beförderte. Ich stieg aus und ging zu

Fuß. Kaum hatten wir die Hälfte unseres Weges zurückgelegt, als Therese das größte Widerstreben verrieth, in dem Wagen mit Gauffecourt allein zu bleiben, und sobald ich trotz ihrer Bitten aussteigen wollte, gleichfalls ausstieg und auch ging. Ich schalt sie lange wegen dieser Laune aus und widersetzte mich ihr sogar entschieden, bis sie sich endlich genöthigt sah, mir den Grund ihres Benehmens zu erklären. Ich glaubte zu träumen, ich fiel wie aus den Wolken, als ich zu hören bekam, daß mein Freund, der mehr als sechszigjährige Herr von Gauffecourt, mit dem Podagra behaftet, impotent, von Vergnügungen und Genüssen erschöpft, seit unserer Abreise daran arbeitete, eine Person zu verführen, die nicht mehr schön noch jung war und seinem Freunde gehörte, und zwar durch die elendesten und schmachvollsten Mittel, die so weit gingen, daß er sich nicht entblödete, ihr seine Börse anzubieten und sie durch die Lectüre eines abscheulichen Buches mit einer Unzahl nichtswürdiger Bilder aufzuregen. Entrüstet schleuderte ihm Therese einmal sein schändliches Buch zur Wagenthüre hinaus, und ich vernahm, daß er schon am ersten Tage, wo ich wegen heftigen Kopfwehes noch vor dem Abendessen zu Bette gegangen war, die ganze Zeit dieses Alleinseins zu Versuchen und Kunstgriffen benutzt, würdiger eines Satyrs oder eines Ziegenbockes als eines Ehrenmannes, dem ich meine Lebensgefährtin und mich selbst anvertraut hatte. Was für eine Ueberraschung, was für ein Seelenschmerz für mich, wie ich ihn nie empfunden! Ich, der ich bisher die Freundschaft für unzertrennlich von allen liebenswürdigen und edlen Gefühlen gehalten hatte, die ihr erst den wahren Reiz verleihen, ich sehe mich zum ersten Male in meinem Leben gezwungen, sie mit Verachtung zu paaren und einem Manne, den ich liebe und von dem ich mich geliebt glaube, mein Vertrauen und meine Achtung zu entziehen! Der Unglückselige verbarg vor mir seine Schändlichkeit. Um nicht Therese bloßzustellen, mußte ich ihm nothgedrungen meine Verachtung verhehlen und in der Tiefe meines Herzens Gesinnungen verschließen, die er nicht erfahren durfte. Süßes und heiliges Blendwerk der Freundschaft! Gauffecourt hob zuerst vor meinen Augen

den dich hüllenden Schleier empor! Wie viele grausame Hände haben seitdem verhindert, daß er wieder niedersinken konnte!

Lyon

In Lyon trennte ich mich von Gauffecourt, um meinen Weg durch Savoyen zu nehmen, da ich mich nicht entschließen konnte, abermals so nahe an Mamas Aufenthalt vorüber zu reisen, ohne sie wiederzusehen. Ich sah sie wieder .... mein Gott, in welchem Zustande, in welchem Grade der Versunkenheit! Was war ihr von ihrer früheren Tugend geblieben? War das die nämliche, ehemals so glänzende Frau von Warens, an die mich der Pfarrer Pontverre gewiesen hatte? Wie tief mein Herz betrübt war! Ich sah für sie keinen andern Ausweg mehr, als ihre jetzige Heimat zu verlassen. Ich wiederholte ihr auf das lebhafteste, aber vergebens die dringenden Bitten, die ich in meinen Briefen wiederholentlich an sie gerichtet hatte, zu mir zu kommen und in Ruhe bei mir zu leben; ich versprach ihr, meine und Theresens Lebenstage dem Streben zu weihen, die ihrigen glücklich zu machen. Immer nur an ihre Pension denkend, von der sie, obgleich sie pünktlich ausgezahlt wurde, schon lange nichts mehr bezog, hörte sie nicht auf mich. Ich schenkte ihr noch einen kleinen Theil meines Geldes, weit weniger als ich gesollt und ihr auch gewiß gegeben hätte, wenn ich nicht völlig davon überzeugt gewesen wäre, daß sie auch nicht einen einzigen Sou davon für ihren eigenen Nutzen verwenden würde. Während meines Aufenthalts in Genf machte sie eine Reise ins Chablais und besuchte mich in Grange-Canal. Es fehlte ihr an dem nöthigen Reisegelde; ich hatte nicht so viel bei mir, als erforderlich war, und sandte es ihr eine Stunde darauf durch Therese. Arme Mama! Man gestatte mir, noch diesen Zug ihres Herzens zu erzählen. Als letztes Kleinod war ihr nur ein kleiner Ring geblieben. Sie zog ihn vom Finger, um ihn an den Theresens zu stecken, welche ihn sofort wieder auf den ihrigen streifte, wobei sie diese edle Hand, die sie mit ihren Thränen netzte, küßte. Ach, damals war der richtige Augenblick, meine Schuld abzutragen. Ich mußte alles verlassen, ihr zu folgen, mich bis zu ihrer letzten Stunde nicht wieder von ihr trennen und ihr Loos

theilen, wie es sich auch gestalten mochte. Ich that nichts davon. Abgezogen durch ein anderes Liebesverhältnis, fühlte ich, wie meine Anhänglichkeit an sie nachließ, da mir die Hoffnung fehlte, daß sie ihr noch zum Heile gereichen könnte. Ich seufzte über sie und folgte ihr nicht. Von allen Gewissensbissen, die ich im Leben empfunden, ist dies der nagendste und am längsten anhaltende. Schon hierfür verdiente ich die furchtbaren Strafen, die seitdem nicht aufgehört haben, mich niederzubeugen. Mögen sie im Stande gewesen sein, meine Undankbarkeit zu sühnen! Sie lag in meinem Verfahren offen zu Tage; aber sie hat mein Herz zu tief zerrissen, als daß dieses Herz je das eines wirklich Undankbaren hätte sein sollen.

Vor meiner Abreise von Paris hatte ich die Widmung meiner „Abhandlung über die Ungleichheit" in flüchtigen Umrissen entworfen. Ich vollendete sie in Chambery und datirte sie von demselben Orte aus, weil ich es zur Vermeidung aller kleinlichen Angriffe für besser erachtete, sie weder aus Frankreich noch aus Genf zu datiren. In letzterer Stadt angekommen, überließ ich mich dem republikanischen Enthusiasmus, der mich dorthin geführt hatte. Dieser Enthusiasmus steigerte sich noch bei der Aufnahme, die mir zu Theil wurde. In allen Standesklassen gefeiert und geschmeichelt, gab ich mich völlig der patriotischen Begeisterung hin und beschämt, mich durch das Bekenntnis einer anderen Religion als der meiner Väter von meinen Bürgerrechten ausgeschlossen zu sehen, faßte ich den Entschluß, zu meinem alten Glauben offen zurückzukehren. Da das Evangelium für alle Christen dasselbe ist, und der Unterschied der Dogmen im Grunde nur darauf beruht, daß man das, was man unfähig zu verstehen war, erklären wollte, so war ich der Ansicht, daß es in jedem Lande allein dem Herrscher zukäme, den Cultus und dieses unverständliche Dogma festzusetzen, und daß es folglich Pflicht des Bürgers wäre, das durch das Gesetz vorgeschriebene Dogma als wahr anzuerkennen und den Cultus zu beobachten. Der Umgang mit den Encyklopädisten hatte, weit davon entfernt, meinen Glauben zu erschüttern, ihn vielmehr in Folge meiner natürlichen Abneigung gegen Zwi-

Genf.

stigkeit und Parteiwesen nur noch befestigt. Das Studium des Menschen und der Welt hatte mir überall die Endzwecke und das geistige Wesen, das bestimmend auf sie einwirkte, gezeigt. Das Lesen der Bibel und namentlich des Evangeliums, auf das ich mich seit einigen Jahren mit Fleiß gelegt, hatte mich mit Verachtung gegen die oberflächlichen und einfältigen Auslegungen erfüllt, welche Leute, die am wenigsten würdig waren, Jesus Christus zu verstehen, seiner Lehre gaben. Mit einem Worte, dadurch daß die Philosophie mich dazu trieb, mich an das Wesentliche der Religion zu halten, hatte sie mich zugleich von diesem kleinlichen Formelkram frei gemacht, mit dem die Menschen sie verdunkelt haben. In Erwägung, daß es für einen vernünftigen Menschen nicht zwei Arten geben könnte, Christ zu sein, war ich auch der Ansicht, daß alles, was sich auf Form und Disciplin bezog, in jedem Lande gesetzlich zu ordnen wäre. Aus diesem so vernünftigen, so socialen, so friedfertigen Grundsatze, der mir demungeachtet so grausame Verfolgungen zugezogen hat, ergab sich, daß ich, wollte ich Bürger sein, wieder Protestant werden und zu dem in meiner Heimat herrschenden Cultus zurückkehren mußte. Ich entschloß mich dazu und unterwarf mich sogar dem Unterrichte des Pastors, in dessen außerhalb der Stadt gelegenen Pfarrei ich wohnte. Ich sprach lediglich den Wunsch aus, nicht gezwungen zu werden, vor dem Consistorium zu erscheinen. Hierüber gab es indessen ausdrückliche kirchliche Bestimmungen; man wollte jedoch zu meinen Gunsten nicht den vollen Gebrauch davon machen und ernannte eine Commission von fünf oder sechs Mitgliedern, um unter Vermeidung der Oeffentlichkeit mein Glaubensbekenntnis entgegenzunehmen. Unglücklicherweise gerieth der Prediger Perdriau, ein liebenswürdiger und wohlwollender Mann, mit dem ich befreundet war, auf den Einfall, mir zu sagen, daß man sich darauf freute, mich in dieser kleinen Versammlung reden zu hören. Diese Erwartung erschreckte mich dermaßen, daß ich, nachdem ich eine kleine Rede, die ich ausgearbeitet, drei Wochen lang Tag und Nacht gelernt hatte, als ich sie hätte vortragen sollen, bis zu dem Grade verlegen wurde, daß ich nicht ein einziges Wort hervorbringen

konnte und in dieser Disputation die Rolle des dümmsten Schuljungen spielte. Die Mitglieder der Commission redeten für mich, ich antwortete einfältig nur ja und nein; darauf wurde ich zum Abendmahle zugelassen und in meine Bürgerrechte wiedereingesetzt. In meiner Eigenschaft als Bürger wurde ich nun in die Liste der Stadtwache eingetragen, zu der nur der höhere Bürgerstand und die Meister zugelassen werden, und ich wohnte einem außerordentlichen Generalrathe bei, um von dem Syndikus Mussard die Eidesformel zu erhalten. Ich wurde von den Freundschaftserweisungen, die mir bei dieser Gelegenheit von dem Rathe und dem Consistorium zu Theil wurden, und von dem verbindlichen und artigen Entgegenkommen aller Behörden, Prediger und Bürger so gerührt, daß ich, von dem ehrlichen Deluc, der mich unaufhörlich bestürmte, und noch mehr von meiner eigenen Neigung gedrängt, nur daran dachte nach Paris zurückzukehren, um meine dortige Wirthschaft aufzulösen, meine kleinen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, Frau Le Vasseur und ihrem Manne ein Unterkommen zu verschaffen oder für ihren Unterhalt zu sorgen und mit Therese zurückzukehren, um mich für meine übrigen Lebenstage in Genf niederzulassen.

Nachdem ich einmal diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ ich alle ernste Dinge bei Seite liegen, um mich bis zur Zeit meiner Abreise nur mit meinen Freunden zu ergötzen. Am meisten unter allen diesen Lustbarkeiten gefiel mir eine Gondelfahrt um den See herum, die ich mit Deluc, dem Vater, seiner Schwiegertochter, seinen beiden Söhnen und meiner Therese machte. Wir gebrauchten beim schönsten Wetter von der Welt sieben Tage zu dieser Rundfahrt. Ich bewahrte davon die lebhafte Erinnerung an die landschaftlichen Schönheiten, die mir am andern Ende des Sees aufgefallen waren, und die ich einige Jahre später in der „Neuen Heloise" schilderte.

Zu den hauptsächlichsten Freunden, die ich mir in Genf erwarb, gehörten außer den bereits erwähnten Delucs der junge Prediger Vernes, den ich schon in Paris kennen gelernt hatte, und der den Erwartungen, die ich von ihm hegte, später nicht entsprach; Herr Perdriau, damals Land-

pfarrer, gegenwärtig Professor der schönen Literatur, dessen angenehmer und gefälliger Umgang mir stets unvergeßlich sein wird, obgleich er es für nöthig erachtet hat, sich auf seine Manier von mir zurückzuziehen; Herr Jalabert, damals Professor der Physik, später Rath und Syndikus, dem ich meine „Abhandlung über die Ungleichheit", jedoch mit Ueberschlagung der Widmung vorlas, und der von ihr begeistert schien; der Professor Lullin, mit dem ich bis zu seinem Tode in Briefwechsel geblieben bin und der mir sogar Einkäufe für die Bibliothek übertragen hatte; der Professor Vernet, der mir wie alle Welt den Rücken wandte, nachdem ich ihm Beweise von Liebe und Vertrauen gegeben hatte, die ihn hätten rühren müssen, wenn ein Theologe überhaupt von etwas gerührt werden könnte; Chappuis, der Gehilfe und Nachfolger Gauffecourts, den er verdrängen wollte, und der bald selbst verdrängt wurde, Marcet von Mézières, ein alter Freund meines Vaters, der sich auch als der meinige bewiesen hatte, der aber, nachdem er sich als dramatischer Schriftsteller und Candidat für die Zweihundert einst um das Vaterland wohl verdient gemacht, seine Grundsätze wechselte und vor seinem Tode lächerlich wurde. Allein derjenige von allen, von dem ich das Meiste erwartete, war Moulton, ein junger, wegen seiner Talente und seines Feuergeistes vielversprechender Mann, den ich immer geliebt habe, obgleich sein Betragen hinsichtlich meiner Person zweideutig gewesen ist und er mit meinen grausamsten Feinden Verbindungen unterhält. Trotz allem dem halte ich ihn immer noch für berufen, eines Tages als der Vertheidiger meines Andenkens und der Rächer seines Freundes aufzutreten.

Inmitten dieser Zerstreuungen verlor ich nicht den Geschmack an meinen gewohnten einsamen Spaziergängen und machte oft ziemlich weite an den Ufern des Sees, auf denen mein an die Arbeit gewöhnter Kopf nicht müßig blieb. Ich durchdachte den bereits entworfenen Plan zu meinen „politischen Einrichtungen", von denen ich bald werde zu reden haben, ich ging mit dem Gedanken um, eine „Geschichte des Wallis" zu schreiben und sann über einen Entwurf zu einem Trauerspiel in Prosa nach, dessen Stoff,

der nichts Geringeres als Lucrezia war, mich mit der Hoffnung erfüllte, die Spötter niederzuschmettern, obgleich ich diese Unglückliche noch auftreten zu lassen wagte, wenn sie es auf keiner französischen Bühne mehr darf. Zur nämlichen Zeit versuchte ich mich am Tacitus und übersetzte das erste Buch seiner Geschichte, welches man unter meinen Papieren finden wird.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalte in Genf kehrte ich im October nach Paris zurück und nahm den Weg absichtlich nicht über Lyon, um nicht mit Gauffecourt zusammenzutreffen. Da ich mir vorgenommen hatte, erst im nächsten Frühjahre zurückzukehren, so nahm ich während des Winters meine gewohnte Lebensweise und meine Beschäftigungen wieder auf. Die hauptsächlichste bestand darin, die Correcturbogen meiner „Abhandlung über die Ungleichheit" durchzusehen, die ich in Holland bei dem Verlagsbuchhändler Rey, dessen Bekanntschaft ich in Genf gemacht hatte, drucken ließ. Da dieses Werk der Republik gewidmet war, und diese Widmung dem Rathe vielleicht nicht gefiel, so wollte ich vor meiner Rückkehr nach Genf erst die Wirkung, die sie dort hervorbringen würde, abwarten. Diese Wirkung war mir nicht günstig, und diese Widmung, welche mir die reinste Vaterlandsliebe eingegeben, hatte lediglich den Erfolg, mir im Rathe Feinde und in der Bürgerschaft Eifersüchtige zuzuziehen. Herr Chouet, der damalige erste Syndikus, schrieb mir einen höflichen, aber kalten Brief, den man in dem Hefte A Nr. 3 meiner Sammlungen finden wird. Von Privatleuten, unter andern von Deluc und Jalabert, erhielt ich einige anerkennende Schreiben, und das war alles; ich bemerkte nicht, daß mir irgend ein Genfer wahren Dank für den Herzenseifer wußte, den man aus diesem Werk herausfühlte. Diese Gleichgiltigkeit erregte bei allen, die sie wahrnahmen, Anstoß. Ich erinnere mich, daß, als ich eines Tages zu Clichy bei Frau Dupin mit Crommelin, dem Residenten der Republik, und Herrn von Mairan zu Mittag speiste, letzterer während der Tafel laut äußerte, daß mir der Senat für dieses Werk ein Geschenk und öffentliche Ehrenbezeigungen schuldig wäre, und daß er sich entehrte, wenn er es daran fehlen ließe. Crom-

eine glänzende Beredtsamkeit besaß und schon der Abgott der Frauen und der Jugend war? Ich besorgte, meinen Muth unnütz der Gefahr auszusetzen; ich hörte nur auf meine friedfertige Natur und auf meine Liebe zur Ruhe, die, wenn sie mich täuschte, mich noch heute in diesem Punkte täuscht. Zog ich mich nach Genf zurück, so würde ich mir selbst große Leiden erspart haben, allein ich zweifle, ob ich mit meinem ganzen brennenden und patriotischen Eifer etwas Großes und Heilsames für mein Vaterland erzielt hätte.

Tronchin, der ungefähr um die nämliche Zeit nach Genf übersiedelte, kam einige Zeit später nach Paris, um den Quacksalber zu machen, und führte daraus Schätze mit fort. Bei seiner Ankunft stattete er mir mit dem Chevalier von Jaucourt einen Besuch ab. Frau von Epinay hegte den lebhaften Wunsch, ihn im Geheimen um Rath zu fragen, aber es war nicht leicht, sich durch das Gedränge Bahn zu brechen. Sie nahm meinen Beistand in Anspruch. Ich forderte Tronchin zu einem Besuche bei ihr auf. So begannen sie unter meiner Vermittelung eine Bekanntschaft, die später auf meine Kosten in ein immer innigeres Verhältnis überging. Das ist stets mein Los gewesen. Sobald ich zwei Freunde, die ich getrennt besaß, einander näherte, so haben sie nie verabsäumt, sich gegen mich zu verbünden. Obgleich mich die Tronchins bei der Verschwörung, die sie damals zur Unterjochung ihres Vaterlandes anstifteten, alle tödtlich hassen mußten, so fuhr der Arzt doch lange fort, mir Wohlwollen zu bezeigen. Nach seiner Rückkehr nach Genf schrieb er sogar an mich, um mir die Stelle eines dortigen Ehrenbibliothekars anzubieten. Mein Entschluß war jedoch gefaßt, und dieses Anerbieten erschütterte ihn nicht.

In dieser Zeit kehrte ich zu Herrn von Holbach zurück. Die Veranlassung dazu war der Tod seiner Frau gewesen, der eben so wie der der Frau Francueil während meines Aufenthalts in Genf eingetreten war. Diderot, der ihn mir anzeigte, erzählte mir von der tiefen Trauer ihres Mannes. Sein Schmerz ging mir nahe; beklagte ich doch selbst diese liebenswürdige Frau. Bei diesem Trauerfall

schrieb ich an Herrn von Holbach. Dieses bedauernswerthe Ereignis ließ mich alle sein mir angethanes Unrecht vergessen, und als er bei meiner Rückkunft von Genf soeben selbst von einer Reise durch Frankreich, die er mit Grimm und andern Freunden zu seiner Zerstreuung unternommen hatte, heimgekehrt war, machte ich ihm einen Besuch und wiederholte ihn öfters, bis zu meiner Abreise nach der Eremitage. Als man in seinem Umgangskreise erfuhr, daß mir Frau von Epinay, die ihm bis dahin noch unbekannt war, daselbst eine Wohnung bereitete, regneten die Spöttereien hageldicht auf mich hernieder, indem man mir zu verstehen gab, daß ich bei meinem Bedürfnisse nach Weihrauch und den städtischen Vergnügungen die Einsamkeit keine vierzehn Tage aushalten würde. Da ich wußte, wie es in dieser Beziehung mit mir stand, ließ ich sie reden und mich dadurch nicht im geringsten stören. Herr von Holbach unterließ nicht, mir gefällig zu sein,*) und verschaffte dem ehrlichen alten Le Vasseur, der mehr als achtzig Jahre zählte, und von dem zu befreien mich seine Frau, die sich durch ihn sehr beschwert fühlte, unaufhörlich bat, ein Unterkommen. Er wurde einem Armenhause übergeben, wo ihn sein Alter und der Schmerz über die Trennung von seiner Familie fast unmittelbar nach seiner Ankunft in das Grab brachten. Seine Frau und seine übrigen Kinder betrauerten ihn wenig; Therese dagegen, die ihn zärtlich liebte, hat sich nie über seinen Verlust wie über ihre Einwilligung dazu trösten können, daß er, seinem Ende so nahe, fern von ihr seine Tage vollenden sollte.

Ungefähr um die nämliche Zeit bekam ich einen höchst unerwarteten Besuch, obgleich es eine sehr alte Bekannt-

*) Das ist wieder ein Beispiel von den Streichen, die mir mein Gedächtnis spielt. Erst lange nachdem ich dies geschrieben, bringe ich in einem Gespräche mit meiner Frau über ihren guten alten Vater in Erfahrung, daß es keineswegs Herr von Holbach, sondern Herr von Chenonceaux, damals einer der Verwalter des Hôtel Dieu, war, der seine Aufnahme in dasselbe bewirkte. Ich hatte den letzteren so vollkommen vergessen und Herrn von Holbach dagegen so lebhaft in der Erinnerung behalten, daß ich darauf geschworen hätte, ich verdankte ihm diesen Liebesdienst.

schaft war. Ich spreche von meinem Freunde Venture, der mich eines schönen Morgens überraschte, als ich an nichts weniger dachte. Ein anderer Mann erschien mit ihm. Wie verändert kam er mir vor! Statt seiner alten Anmuth bemerkte ich an ihm nur ein wüstes Wesen, das mich von einem herzlichen Entgegenkommen zurückhielt. Entweder waren meine Augen nicht mehr dieselben, oder sein ausschweifendes Leben hatte ihn verdummt, oder sein ganzer früherer Glanz beruhte nur auf dem Glanze der Jugend, die jetzt vergangen war. Ich sah ihn fast mit Gleichgültigkeit, und wir schieden ziemlich kalt von einander. Allein nach seiner Entfernung rief das Andenken an unser früheres freundschaftliches Verhältnis die Erinnerung an meine jungen Jahre, die jener jetzt freilich nicht weniger als er verwandelten engelgleichen Frau so zärtlich und keusch gewidmet waren, auf das lebhafteste wieder in mir wach. Die kleinen Ereignisse aus dieser glücklichen Zeit, der selige so unschuldig und doch so genußreich in Gesellschaft zweier reizenden Mädchen in Toune verlebte Tag, an dem ich als einzige Gunst eine Hand zu küssen bekam und der trotzdem eine so leidenschaftliche, so rührende, so anhaltende Sehnsucht in mir zurückgelassen hatte; alle diese entzückenden und berauschenden Träume, die ich damals in ihrer ganzen Kraft empfunden und deren Zeit ich für immer entschwunden wähnte: alle diese zärtlichen Erinnerungen entlockten mir Thränen über meine entflohene Jugend und ihre mir jetzt für immer verlorene Seligkeit. Ach, wie viele würde ich über die späte und unheilvolle Rückkehr dieser Seligkeit vergossen haben, hätte ich die Leiden vorausgesehen, die sie mich kosten sollte!

Bevor ich Paris verließ, hatte ich den Winter vor meiner Uebersiedelung eine Freude ganz nach meinem Herzen, die ich in ihrer vollen Reinheit empfand. Palissot, ein durch einige Schauspiele bekannt gewordenes Mitglied der Akademie von Nancy, hatte in Luneville eines derselben vor dem König von Polen aufführen lassen. Offenbar glaubte er sich in Gunst zu setzen, wenn er in diesem Stücke einen Mann auftreten ließ, der es gewagt hatte, sich mit dem Könige in einem Federkriege zu messen. Stanislaus, der

edelmüthig und kein Freund der Satire war, wurde entrüstet, daß man in seiner Gegenwart dergleichen Persönlichkeiten auf die Bühne zu bringen wagte. Auf Befehl dieses Fürsten schrieb der Herr Graf von Tressan an d'Alembert und mich, um mir die Absicht Seiner Majestät, Herrn Palissot von seiner Akademie auszuschließen, mitzutheilen. Meine Antwort war eine lebhafte Bitte an Herrn von Tressan, bei dem Könige von Polen um die Begnadigung des Herrn Palissot einkommen zu wollen. Die Begnadigung wurde genehmigt, und als mich Herr von Tressan im Namen des Königs davon in Kenntnis setzte, fügte er hinzu, daß dieser Vorfall in die Annalen der Akademie eingetragen werden sollte. Ich erwiderte, daß darin weniger die Gewährung einer Begnadigung als die Verlängerung der Strafe läge. Durch anhaltende Bitten erlangte ich endlich, daß in den Annalen keine Erwähnung geschehen und über die Angelegenheit Stillschweigen beobachtet werden sollte. Dies alles wurde sowohl von Seiten des Königs wie des Herrn von Tressan von Versicherungen der Hochachtung und der Werthschätzung begleitet, durch welche ich mich äußerst geschmeichelt fühlte; und ich machte bei dieser Gelegenheit die Erfahrung, daß die Achtung von Menschen, die ihrer selbst in so hohem Grade würdig sind, in der Seele ein weit süßeres und edleres Gefühl als das der befriedigten Eitelkeit hervorruft. Meine erwähnte Sammlung enthält eine Abschrift der Briefe des Herrn von Tressan, nebst meinen Antworten und die Originale wird man in dem Heft A, Nr. 9, 10 und 11 finden.

Ich bin mir dessen recht wohl bewußt, daß ich, wenn diese Denkwürdigkeiten je in die Oeffentlichkeit kommen sollten, hier selbst das Andenken an einen Vorfall verewige, von dem ich jede Spur vernichten wollte; aber wider meinen Willen muß ich noch weit andere berichten. Von dem großen Zwecke meines Unternehmens, das ich immer fest im Auge behalte, und von der unumgänglichen Pflicht, es in seinem ganzen Umfange auszuführen, darf ich mich nicht durch Betrachtungen kleinlicherer Art, die mich von meinem Ziele entfernen würden, abbringen lassen. In der eigenthümlichen, in der ganz einzigen Lage, in der ich mich be-

das einzige Mittel hielt, zu diesem Ziele zu gelangen, so war ich in Folge meiner besonderen Lage doch überzeugt, seiner entbehren und auf einem ganz entgegengesetzten Wege das gleiche Ziel erreichen zu können. Ich besaß nicht einen Sou Rente, aber ich hatte einen Namen und Talente; ich war nüchtern und hatte mir die kostspieligsten Bedürfnisse, wenigstens alle, die nur auf Einbildung beruhen, abgewöhnt. Außerdem war ich, wenn auch träge, doch, sobald ich es sein wollte, arbeitsam, und meine Trägheit war weniger die eines Faulenzers als die eines unabhängigen Mannes, der nur gern arbeitet, wenn er Lust dazu hat. Mein Geschäft als Notenabschreiber war weder glänzend noch gewinnreich, aber es war sicher. Man erkannte in der Welt meinen Muth, es erwählt zu haben, vollkommen an. Ich konnte darauf rechnen, daß es mir nicht an Arbeit fehlen würde und sie mir bei einigem Fleiße einen genügenden Lebensunterhalt gewähren würde. Zweitausend Franken, die mir noch vom Ertrage des „Dorfwahrsagers" und meiner übrigen Schriften blieben, reichten für die erste Zeit aus, um jede Noth von mir fern zu halten, und mehrere Werke, an denen ich arbeitete, verhießen mir, ohne daß ich die Buchhändler zu brandschatzen brauchte, genügende Zuschüsse, um in aller Gemächlichkeit, ohne zu große Anstrengung zu arbeiten, wobei ich sogar die Muße auf den Spaziergängen benutzen konnte. Meine kleine Haushaltung, aus drei Personen bestehend, die sich sämmtlich nützlich beschäftigten, erforderte keine kostspieligen Ausgaben. Kurz, meine Hilfsquellen, die im richtigen Verhältnisse zu meinen Bedürfnissen und Wünschen standen, konnten mir bei dem Leben, welches ich aus Neigung gewählt hatte, ein dauerndes Glück mit ziemlicher Sicherheit versprechen.

Ich hätte mich ganz auf die gewinnreichste Seite werfen und meine Feder, statt sie zum Abschreiben herzugeben, völlig der Schriftstellerei widmen können, die bei dem Fluge, den ich begonnen und den ich fortzusetzen mich im Stande fühlte, mich recht gut in die Lage zu versetzen vermochte, im Ueberfluß und selbst in Reichthum zu leben, hätte ich mich nur dazu verstehen wollen, mit der Sorge, gute Bücher zu schreiben, einige Autorenkunstgriffe zu verbinden. Allein ich fühlte, daß das bloße Schreiben für das liebe Brot meinen Genius erstickt und mein Talent vernichtet hätte, welches weniger in meiner Feder als in meinem Herzen lag und seine Quelle lediglich in einer erhabenen und stolzen Denkungsart hatte, die ihm allein Nahrung geben konnte. Aus einer ganz käuflichen Feder kann nichts Kraftvolles, nichts Großes kommen. Die Noth, die Habgier vielleicht hätte mich verleitet, mehr schnell als gut zu arbeiten. Hätte mich das Bedürfnis nach Erfolg nicht in Parteilichkeiten verwickelt, so hätte es mich doch veranlaßt nicht sowohl nützliche Wahrheiten zu sagen als vielmehr solche Aussprüche zu thun, die der Menge gefallen, und aus einem ausgezeichneten Schriftsteller, der ich sein konnte, wäre ich nur ein Papierbesudler geworden. Nein, nein, ich bin stets der Ueberzeugung gewesen, daß der Stand als Schriftsteller nur dann glänzend und achtungswerth wäre und sein könnte, wenn er kein Berufsstand wäre. Es ist zu schwer, erhaben zu denken, wenn man nur denkt, um davon zu leben. Um große Wahrheiten sagen zu können, sagen zu dürfen, muß man nicht vom Erfolge abhängig sein. Ich warf meine Bücher mit der festen Zuversicht in das Publikum, für das allgemeine Wohl geredet zu haben, ohne mir um das Uebrige Sorge zu machen. Fand das Werk keine gute Aufnahme, um so schlimmer dann für diejenigen, die keinen Nutzen daraus ziehen wollten. Ich meinerseits bedurfte ihres Beifalls nicht, um leben zu können. Meine erwählte Beschäftigung war im Stande, mich zu ernähren, wenn meine Bücher keinen Absatz fanden, und gerade um deswillen war Nachfrage nach ihnen.

Am 9. April 1756 verließ ich die Stadt, um nie mehr in ihr zu wohnen, denn einige kurze Aufenthalte, die ich seitdem sowohl in Paris wie in London und andren Städten, aber immer nur auf der Durchreise oder doch immer wider meinen Willen genommen habe, betrachte ich nicht als Wohnen. Frau von Epinay holte uns alle drei in ihrer Kutsche ab; ihr Pächter kam, mein unbedeutendes Gepäck aufzuladen, und noch am nämlichen Tage wurde mir meine neue Wohnung übergeben. Ich fand meinen kleinen Zufluchtsort einfach, aber nett und sogar mit Ge-

schmack eingerichtet und möblirt. Die Hand, welche diese Ausstattung besorgt hatte, verlieh ihr in meinen Augen unschätzbaren Werth, und es war für mich ein entzückender Gedanke, der Gast meiner Freundin in einem Hause meiner eigenen Wahl zu sein, das sie ausdrücklich für mich hatte bauen lassen.

Obgleich es kalt war und sogar noch Schnee lag, begann die Erde doch sich schon in Grün zu kleiden; man sah Veilchen und Schlüsselblumen, die Knospen der Bäume begannen zu treiben, und selbst die Nacht nach meiner Ankunft wurde mir dadurch ereignisreich, daß sich der Gesang der Nachtigall fast unter meinem Fenster in einem Gehölz vernehmen ließ, das an das Haus grenzte. Uneingedenk meiner Uebersiedelung glaubte ich mich nach einem leichten Schlummer noch in der Straße Grenelle, als mich plötzlich dieser melodische Schlag erzittern machte. Voll Entzücken rief ich aus: „Endlich sind alle meine Wünsche erfüllt!" Mein erstes Bestreben war, mich dem Eindrucke der ländlichen Gegenstände zu überlassen, die mich rings umgaben. Anstatt damit anzufangen, mich in meiner Wohnung einzurichten, begann ich mich für meine Spaziergänge einzurichten, und es gab keinen Fußpfad, keine Schonung, kein Gehölz, keinen Schlupfwinkel um meine Wohnung herum, den ich nicht schon am andern Tage durchstreift hätte. Je mehr ich dieses reizende Asyl durchforschte, desto mehr erkannte ich es wie für mich geschaffen. Diese eher einsame als öde Gegend versetzte mich im Geiste an das Ende der Welt; sie besaß jene rührenden Schönheiten, die man in der Nähe der Städte nicht leicht findet, und wenn man sich plötzlich in sie hineinversetzt gewahrt, hätte man nie wähnen können, sich nur vier Stunden von Paris zu befinden.

Nach einigen meiner ländlichen Begeisterung gewidmeten Tagen dachte ich endlich daran, meine Papiere zu ordnen und meine Beschäftigungen zu regeln. Meine Morgenstunden bestimmte ich, wie ich stets gethan hatte, zum Abschreiben und meine Nachmittage zum Spazierengehen, wobei ich mit meinem kleinen Notizbuche voll vieler unbeschriebener Blätter und meinem Bleistifte versehen war, denn

da ich stets nur unter freiem Himmel in aller Ruhe hatte schreiben und denken können, so fühlte ich mich nicht versucht, mich einer andern Methode anzubequemen, und ich rechnete fest darauf, daß der Wald von Montmorency, der fast unmittelbar vor meiner Thüre lag, von nun an mein Arbeitszimmer abgeben sollte. Ich hatte mehrere Schriften angefangen und unterzog sie jetzt einer neuen Durchsicht. In Entwürfen war ich ziemlich großartig, aber in dem aufregenden Treiben der Stadt war bisher die Ausführung langsam weiter gerückt. Ich verließ mich darauf, etwas mehr Fleiß dazu verwenden zu können, wenn ich weniger Zerstreuungen haben würde. Ich glaube dieser Hoffnung ziemlich gut entsprochen zu haben, und für einen oft kranken, oft auf der Chevrette, in Epinay, in Eaubonne, im Schlosse von Montmorency sich aufhaltenden, oft im eignen Hause von müßigen Neugierigen umlagerten und beständig den halben Tag lang mit Abschreiben beschäftigten Mann, habe ich, zählt und erwägt man die Schriften, welche ich während meines sechsjährigen Aufenthalts in der Eremitage wie in Montmorency geschrieben, meine Zeit, wie man sicherlich finden wird, in diesem Zeitabschnitte nicht verloren, oder wenigstens nicht im Müßiggang.

Von den verschiedenen Werken, an denen ich arbeitete, war das, welches meine Gedanken am meisten in Anspruch nahm, mit dem ich mich am liebsten beschäftigte, an dem ich mein ganzes Leben lang arbeiten wollte, und mit dem ich meinem Rufe die Krone aufzusetzen gedachte, meine „politischen Einrichtungen". Schon dreizehn oder vierzehn Jahre vorher hatte ich die erste Idee dazu gefaßt, als ich bei meinem Aufenthalte in Venedig Gelegenheit erhalten hatte, die Fehler dieser so hoch gerühmten Regierung zu erkennen. Durch das Studium der Geschichte der Moral hatte sich mein Gesichtskreis seitdem bedeutend erweitert. Ich war zu der Einsicht gelangt, daß im letzten Grunde alles auf die Politik ankäme, und daß jedes Volk, auf welche Weise man es auch immer anstellen möchte, nur das sein würde, was die Natur seiner Regierungsform aus ihm machen mußte. Demnach schien sich mir diese große Frage nach der bestmöglichen Regierungsform auf folgende

zurückführen zu lassen: welche Regierungsform ist am meisten geeignet, das tugendhafteste, aufgeklärteste, verständigste, kurz das beste Volk in dem weitesten Sinne des Wortes zu bilden? Ich hatte einzusehen geglaubt, daß diese Frage so ziemlich der andern gleichkäme, wenn überhaupt ein Unterschied zwischen ihnen stattfände: welche Regierungsform steht mit dem Gesetze stets im nächsten Zusammenhange? Ferner: was ist das Gesetz? nebst einer ganzen Reihe von Fragen gleicher Wichtigkeit. Ich erkannte, daß mich dies alles zu großen, für das Glück des menschlichen Geschlechts, besonders aber für das meines Vaterlandes heilsamen Wahrheiten führte. In letzterem hatte sich auf der Reise, die ich vor kurzem dorthin unternommen, die Begriffe von Gesetz und Freiheit meines Erachtens weder richtig noch klar genug gefunden; und diese indirecte Art, sie ihnen beizubringen, war mir am geeignetsten vorgekommen, die Eigenliebe der dabei Betheiligten zu schonen und mir Verzeihung dafür zu erwirken, daß ich in Bezug auf diese Punkte ein wenig weiter sah als sie.

Obgleich ich bereits fünf oder sechs Jahre an diesem Werke arbeitete, war es doch noch wenig vorgeschritten. Bücher dieser Art verlangen Ueberlegung, Muße, Ruhe. Außerdem war ich mit ihm, so zu sagen, im Geheimen beschäftigt und hatte mein Vorhaben niemandem, nicht einmal Diderot mittheilen wollen. Ich besorgte, daß es für das Jahrhundert und das Land, in dem ich schrieb, zu kühn erschiene, und daß mir die Angst meiner Freunde*) bei der Ausführung hinderlich sein könnte. Ich wußte noch nicht, ob es rechtzeitig und der Art vollendet werden würde, daß

*) Diese Besorgnis flößte mir namentlich Duclos' vernünftige Strenge ein; denn was Diderot anlangt, so weiß ich nicht, wie es kam, daß alle meine Unterredungen mit ihm immer nur den Erfolg hatten, mich satirischer und beißender zu machen, als es mit meiner Natur im Einklang stand. Dies war es eben, was mich davon zurückhielt, ihn über mein Unternehmen um Rath zu fragen, in dem ich lediglich die Macht der Beweisführung zur Geltung bringen wollte, ohne irgend eine Spur von Mißvergnügen und Parteilichkeit. Ueber den Ton, welchen ich in diesem Werke angenommen, kann man nach dem im „contrat social" herrschenden urtheilen, welcher daraus geschöpft ist.

es noch während meiner Lebzeiten erscheinen könnte. Ich wollte meinem Gegenstande alles, was er von mir verlangte, ohne Zwang geben können, fest überzeugt, daß mich, da ich keine Neigung zur Satire hatte und nie darauf ausging anzüglich zu werden, bei billiger Beurtheilung kein Tadel treffen werde. Ich wollte von dem Rechte zu denken, das ich durch meine Geburt besaß, in vollem Umfange Gebrauch machen, aber stets mit aller Achtung gegen die Regierung, unter der ich leben mußte, und ohne je ihren Gesetzen ungehorsam zu sein; und sehr darauf bedacht, das Völkerrecht nicht zu verletzen, wollte ich doch auch nicht auf seine Vortheile verzichten.

Ich gestehe sogar, daß ich als ein in Frankreich lebender Fremdling meine Lage für das Wagestück, offen die Wahrheit zu sagen, sehr günstig fand, da ich mir wohl bewußt war, daß ich, wenn ich dabei blieb, nichts ohne Erlaubnis drucken zu lassen, daselbst niemandem Rechenschaft über meine Grundsätze und ihre Veröffentlichung außerhalb des Landes schuldig war. Ich würde selbst in Genf weit weniger frei gewesen sein, wo die Obrigkeit, an welchem Orte auch meine Bücher gedruckt sein mochten, das Recht besaß, den Inhalt derselben ihrer Kritik zu unterwerfen. Diese Erwägung hatte viel dazu beigetragen, daß ich den Bitten der Frau von Epinay nachgab und von der Uebersiedlung nach Genf abstand. Ich fühlte, wie ich es im Emil ausgesprochen habe, daß man, liebt man nicht Intriguen und will man seine Bücher dem wahren Wohle des Vaterlandes widmen, sie nicht im Schooße desselben abfassen darf.

Was mich meine Lage noch glücklicher finden ließ, war die von mir gefaßte Ueberzeugung, daß es sich die französische Regierung, wenn sie mich vielleicht auch nicht mit günstigem Auge betrachtete, doch zur Ehre anrechnen würde, mich zwar nicht zu beschützen, aber doch wenigstens in Ruhe zu lassen. Meines Bedünkens war es eine sehr einfache und gleichwohl sehr geschickte Politik, sich aus der Duldung dessen, was man nicht hindern konnte, ein Verdienst zu machen; weil bei meiner Verbannung aus Frankreich, was alles war, wozu der Regierung das Recht zustand, meine Bücher dessenungeachtet und vielleicht mit weniger Mäßi-

gung geschrieben worden wären, während sie, wenn sie mich in Ruhe ließ, den Verfasser als Bürgschaft für seine Werke behielt und zugleich ein im übrigen Europa tief eingewurzeltes Vorurtheil vernichtete, indem sie sich in den Ruf setzte, das Völkerrecht offenkundig zu achten.

Wer nach dem Erfolge denken möchte, daß mich meine Zuversicht getäuscht habe, könnte sich möglicherweise selbst täuschen. Bei dem Unwetter, das auf mich eingestürmt ist, haben meine Bücher nur als Vorwand gedient, während es in Wirklichkeit auf meine Person abgesehen war. Um den Schriftsteller kümmerte man sich sehr wenig, aber man wollte Jean Jacques verderben, und das größte Unrecht, das man in meinen Schriften gefunden haben mag, war die Ehre, welche sie mir bringen konnten. Gehen wir jedoch auf das, was die Zukunft brachte, jetzt nicht ein. Ich weiß nicht, ob sich dieses Geheimnis, welches für mich noch immer fortdauert, den Lesern in der Folge aufklären wird; ich weiß nur, daß, wenn meine kund gewordenen Grundsätze die Ursache der Behandlung gewesen, die ich erduldete, ich sicherlich schon früher ihr Opfer geworden wäre, da diejenige von allen meinen Schriften, in der jene Grundsätze mit der meisten Kühnheit, um nicht zu sagen Vermessenheit, ausgesprochen sind,*) sogar schon vor meiner Uebersiedelung nach der Eremitage ihre Wirkung geübt zu haben schien, ohne daß jemand daran gedacht hätte, ich will nicht sagen, Streitigkeiten mit mir anzufangen, sondern auch nur der Veröffentlichung des Werkes in Frankreich, wo es eben so öffentlich wie in Holland verkauft wurde, hinderlich entgegenzutreten. Seitdem erschien die „Neue Heloise" eben so unbeanstandet, ich darf sagen mit gleichem Beifall, und was fast unglaublich scheint, ist hierbei der Umstand, daß das Glaubensbekenntnis dieser nämlichen Heloise, das sie sterbend ablegte, genau dasselbe ist wie das des savoyischen Vikars. Alle kühnen Stellen im „Contrat social" standen früher in der „Abhandlung über die Ungleichheit", alle kühnen Stellen im „Emil" standen früher in der „Julie". Nun, diese kühnen Stellen erregten gegen die beiden früheren Werke keinen Lärm; folglich waren sie es auch nicht, die gegen die späteren Lärm erregten.

*) Die Abhandlung über die Ungleichheit der Stände.

Eine andere Unternehmung ungefähr nämlicher Art, obgleich der Gedanke daran erst später in mir aufgestiegen war, beschäftigte mich in diesem Augenblicke vorzugsweise; es war der Auszug aus den Werken des Abbé von Saint-Pierre, von dem ich, durch den Faden meiner Erzählung mit fortgerissen, bisjetzt nicht habe sprechen können. Die Idee dazu war mir nach meiner Rückkehr von Genf von dem Abbé von Mably, zwar nicht unmittelbar, aber durch Vermittelung der Frau Dupin eingegeben worden, die ein gewisses Interesse dabei hatte, mich zu der Ausführung dieser Arbeit zu bestimmen. Sie war eine jener drei oder vier hübschen Pariserinnen, deren verhätscheltes Schooskind der greise Abbé gewesen, und war sie auch nicht gerade sein unbestrittener Liebling, so hatte sie den ersten Platz in seinem Herzen doch nur mit Frau von Aiguillon getheilt. Sie bewahrte dem Andenken des braven Mannes eine Achtung und Liebe, die beiden zur Ehre gereichte, und ihrer Eigenliebe wäre es schmeichelhaft gewesen zu sehen, daß die todtgeborenen Werke ihres Freundes wieder von ihrem Secretäre zu neuem Leben erweckt würden. Diese Werke enthielten übrigens unläugbar ausgezeichnete Sachen, aber in einer so schlechten Ausdrucksweise, daß man sich nur schwer zu ihrem Studium entschließen konnte. Es ist seltsam, daß der Abbé von Saint-Pierre, der seine Leser wie große Kinder betrachtete, zu ihnen trotzdem wie zu Männern redete, bei denen eine gefällige Darstellungsform unnöthig wäre. Aus diesem Grunde hatte man mir diese Arbeit als eine an sich nützliche und für mich sehr passende vorgeschlagen, da ich, wenn auch bei der Ausführung eines Werkes thätig, beim Entwerfen äußerst langsam und träge war, kurz ein Mann, der die Mühe des Denkens sehr ermüdend fand und es deshalb bei Dingen, die nach seinem Geschmacke waren, vorzog, die Ideen eines andern klar darzulegen und zur Geltung zu bringen, als selbst solche zu ersinnen. Da ich überdies nicht auf die bloße Erklärung seiner Schriften beschränkt war, so war es mir nicht verwehrt, hin und wieder meine eigenen Gedanken auszuspre-

chen, und ich konnte meinem Werke eine solche Form geben, daß viele wichtige Wahrheiten unter dem Mantel des Abbé von Saint-Pierre noch weit sicherer durchschlüpften als unter dem meinigen. Die Arbeit war übrigens nicht leicht; es handelte sich um nichts weniger als um die Aufgabe, dreiundzwanzig weitschweifige und verworrene Bände voll endloser Tiraden und Wiederholungen zu lesen, zu durchdenken und aus ihnen Auszüge zu machen. Aus all den kurzsichtigen oder falschen Ansichten galt es nun einige große und schöne Gedanken aufzufischen, die den Muth gaben, diese mühselige Arbeit auszuhalten. Ich hätte sie oft gern aufgegeben, hätte ich mich anständigerweise von ihr lossagen können, aber bei der Empfangnahme der Manuscripte des Abbé, die mir auf Saint-Lamberts Bitten sein Neffe, der Graf von Saint-Pierre, überreichte, hatte ich mich gewissermaßen verpflichtet, Gebrauch von ihnen zu machen, und ich mußte sie entweder zurückgeben oder versuchen, die versprochene Arbeit auszuführen. In letzterer Absicht hatte ich diese Manuscripte mit nach der Eremitage genommen und beabsichtigte, auf diese Arbeit zuerst meine Muße zu verwenden.

Noch eine dritte hatte ich vor, zu der ich die Idee an mir selbst angestellten Beobachtungen verdankte, und ich fühlte um so mehr Muth, mich an sie zu machen, da ich gegründete Hoffnung hegte, ein der Menschheit wahrhaft nützliches Buch zu liefern und sogar eines der nützlichsten, das man ihr darbieten könnte, falls die Ausführung dem von mir entworfenen Plane in würdiger Weise entspräche. Die meisten Menschen sind sich, wie durch Beobachtungen festgestellt ist, im Laufe ihres Lebens oft selbst sehr unähnlich und scheinen sich in ganz andere Menschen zu verwandeln. Nicht zur Darlegung einer so bekannten Thatsache wollte ich ein Buch schreiben, ich hatte noch einen neueren und wichtigeren Gegenstand im Auge: es galt die Aufsuchung der Ursachen dieser Wandlungen und die Feststellung derjenigen, die von uns abhängen, um nachzuweisen, wie wir selbst sie zu leiten vermöchten, um uns besser und charakterfester zu machen. Denn ohne Widerspruch ist es für den rechtlichen Menschen schwieriger, den schon völlig ausgebildeten Trieben, die er besiegen muß, zu widerstehen,

als diesen nämlichen Trieben noch in ihrer Quelle, falls er im Stande sein sollte, ihnen bis dahin nachzugehen, vorzubeugen, eine andere Richtung zu geben oder sie doch abzuschwächen. Ein Mann, der versucht wird, widersteht einmal, weil er stark ist, und unterliegt ein anderes Mal, weil er schwach ist; wäre er noch derselbe wie früher gewesen, so würde er nicht unterlegen sein.

Indem ich mich selbst prüfte und an andern Forschungen anstellte, worauf diese verschiedenen Arten zu sein beruhten, erkannte ich, daß sie großentheils von dem vorher auf uns ausgeübten Eindrucke der äußeren Gegenstände herrührten, und daß wir, unaufhörlich durch unsere Sinne und Organe verändert, in unsern Vorstellungen, in unsern Gefühlen, sogar in unsern Handlungen unbewußt die Wirkung dieser Wandlungen mit uns trügen. Die schlagenden und zahlreichen Beobachtungen, die ich gesammelt hatte, ließen keinen Widerspruch zu und schienen nur aus physischen Gründen geeignet eine äußere Lebensordnung darzubieten, die, je nach den Umständen wechselnd, die Seele in den der Tugend günstigsten Zustand versetzen oder in ihm erhalten konnte. Vor wie vielen Verirrungen würde man die Vernunft bewahren, wie viele Laster in ihrem Aufkeimen ersticken, wenn man den leiblichen Organismus zu zwingen verstände, der moralischen Ordnung, welche er so oft hemmt, zu Hilfe zu kommen! Das Klima, die Jahreszeiten, die Töne, die Farben, die Dunkelheit, das Licht, die Elemente, die Nahrungsmittel, das Geräusch, die Stille, die Bewegung, die Ruhe, alles wirkt auf unsere Organe und folglich auch auf unsere Seele ein; alles gewährt uns tausend fast sichere Mittel, um die Gefühle, von denen wir uns beherrschen lassen, in ihrem Entstehen zu leiten. Das war die Grundidee, die ich schon in einem flüchtigen Entwurfe schriftlich auszuarbeiten begonnen hatte, und von der ich mir für gut geartete Menschen, die trotz aufrichtiger Liebe zur Tugend voller Mißtrauen gegen ihre Schwäche sind, eine um so sicherere Wirkung versprach, als es mir leicht vorkam, darüber ein Buch zu liefern, das eben so angenehm zu lesen wie zu schreiben war. An diesem Werke, welches den Titel „Die sensitive Moral oder der Materialismus des

Weisen" führte, habe ich indessen sehr wenig gearbeitet. Zerstreuungen, deren Ursache man bald erfahren wird, hielten mich von der Beschäftigung damit zurück, und man wird eben so hören, welches das Loos meines Entwurfes war, das mit dem meinen in näherem Zusammenhange steht, als es den Anschein hat.

Außerdem dachte ich seit einiger Zeit über ein Erziehungssystem nach, mit dem Frau von Chenonceaux, der das von ihrem Manne gegen ihren Sohn angewandte Entsetzen einflößte, mich gebeten hatte, mich zu beschäftigen. Die Macht der Freundschaft hatte zur Folge, daß mir dieser Gegenstand, obgleich er mir an sich weniger angenehm war, doch mehr am Herzen lag als alle andere. Auch ist dieses das einzige von allen so eben erwähnten Themata, das ich wirklich ausgeführt habe. Der Zweck, den ich mir bei Bearbeitung dieses Stoffes vorgenommen, hätte dem Verfasser, wie mir scheint, ein anderes Loos zu bereiten verdient. Greifen wir jedoch diesem traurigen Gegenstande nicht vor. Ich werde im Verlaufe dieser Schrift nur allzu sehr gezwungen sein, davon zu reden.

Alle diese verschiedenen Pläne boten mir Stoff zu Ueberlegungen auf meinen Spaziergängen dar, denn ich kann, wie ich schon gesagt zu haben glaube, nur im Gehen denken; sobald ich Halt mache, ist es mit dem Denken vorbei, und mein Kopf hält nur mit meinen Füßen Schritt. Ich hatte jedoch die Vorsicht gehabt, mich auch für die Regentage mit einer Zimmerarbeit zu versehen. Dies war mein Wörterbuch der Musik, dessen zerstreute, unvollständige, noch nicht gefeilte Materialien eine fast neue Bearbeitung des Werkes nöthig machten. Einige Bücher, deren ich zu diesem Zwecke bedurfte, brachte ich mit; zwei Monate lang hatte ich Auszüge aus vielen andern angefertigt, die man mir auf der königlichen Bibliothek lieh und von denen man mir sogar einige mit auf die Eremitage hinauszunehmen gestattet hatte. Dies waren meine Schätze, um, wenn mir die Witterung nicht auszugehen erlaubte und ich des Abschreibens überdrüssig war, zu Hause meine Sammlungen zu vervollständigen. Diese Einrichtung sagte mir so zu, daß ich ihr sowohl in der Eremitage wie in Montmorency

treu blieb und später sogar in Motiers, wo ich diese Arbeit vollendete, während ich mich zugleich mit andern beschäftigte und stets fand, daß ein Wechsel in der Thätigkeit eine wahre Kräftigung ist.

Einige Zeit befolgte ich ziemlich genau die Eintheilung, die ich mir gemacht hatte, und ich befand mich dabei recht wohl; als aber die schöne Jahreszeit Frau von Epinay häufiger nach Epinay oder auf die Chevrette führte, erkannte ich, daß Aufmerksamkeiten, die mir zwar für den Augenblick nicht schwer fielen, aber von mir doch nicht mit berechnet waren, der Ausführung meiner anderen Pläne sehr hinderlich waren. Frau von Epinay besaß, wie bereits erwähnt, sehr liebenswürdige Eigenschaften; sie war ihren Freunden sehr zugethan, diente ihnen mit großem Eifer und war, da sie es für sie weder an Zeit noch Freundlichkeiten fehlen ließ, sicherlich werth, daß sie ihr Gegendienste leisteten. Bisher hatte ich diese Pflicht erfüllt, ohne mir bewußt zu werden, daß es eine wäre; aber schließlich begriff ich, daß ich mich mit einer Kette belastet, deren Gewicht mich die Freundschaft allein zu fühlen verhindert hatte; und durch meinen Widerwillen gegen zahlreiche Gesellschaften hatte ich dieses Gewicht noch vermehrt. Frau von Epinay benutzte dies, um mir einen Vorschlag zu machen, der mir zu gefallen schien, ihr aber noch mehr gefiel. Er bestand darin, daß sie mich jedesmal davon in Kenntnis setzen wollte, wenn sie allein oder fast allein wäre. Ich ging darauf ein, ohne zu erkennen, wozu ich mich verpflichtete. Es folgte daraus, daß ich sie nicht mehr nach meinem, sondern nach ihrem Belieben besuchte, und daß ich nie sicher war, auch nur einen einzigen Tag über mich verfügen zu können. Dieser Zwang trübte die Freude, die mir bisher die Besuche bei ihr bereitet hatten, gar sehr. Ich fand, daß die Freiheit, die sie mir so zuversichtlich versprochen, mir nur unter der Bedingung gewährt war, mich ihrer nie zu bedienen, und als ich sie ein- oder zweimal benutzen wollte, gab es so viel Botschaften, so viel Billets, so viel Unruhe um mein Befinden, daß ich wohl einsah, nur wirkliche Bettlägerigkeit würde mir als Entschuldigung angerechnet werden, wenn ich nicht auf ihr erstes Wort zu

ihr eilte. Ich mußte mich diesem Joche unterwerfen; ich that es und für einen so großen Feind aller Abhängigkeit sogar ziemlich gern, da mich die aufrichtige Zuneigung, die ich zu ihr empfand, davor bewahrte, die Last, die unvermeidlich damit verbunden war, in zu hohem Maße zu fühlen. Sie füllte auf diese Weise wohl oder übel die Lücken aus, welche die Abwesenheit ihres gewöhnlichen Hofes in ihren Vergnügungen ließ. Gewährte es ihr auch nur einen sehr unbedeutenden Ersatz, so war er doch immer noch besser als völlige Einsamkeit, die sie nicht auszuhalten vermochte. Indessen fehlte es ihr auch nicht an einem noch bessern Gegenmittel, seitdem sie sich durchaus hatte in der Literatur versuchen wollen und es nicht lassen konnte, Romane, Briefe, Lustspiele, Erzählungen und andere ähnliche Fadheiten, so gut es gehen wollte, zu schreiben. Aber ihre Hauptlust bestand nicht sowohl darin, diese Geistesproducte zu schreiben, als vielmehr sie vorzulesen, und hatte sie es zu Wege gebracht, zwei oder drei Seiten hinter einander zusammen zu kleckſen, so bedurfte sie am Schlusse dieser entsetzlich schwierigen Arbeit mindestens zweier oder dreier wohlwollender Zuhörer. Nur durch die Gunst irgend eines andern gelangte ich bisweilen zu der Ehre, zu der Zahl dieser Auserwählten zu gehören. Allein galt ich fast immer in jeder Angelegenheit für nichts, und zwar nicht allein in dem Gesellschaftskreise der Frau von Epinay, sondern auch in dem des Herrn von Holbach, und überall, wo Herr Grimm den Ton angab. War mir diese Nullität auch überall anderswo ganz angenehm, so doch nicht in dem Zusammensein mit ihr unter vier Augen, wo ich nicht wußte, welche Haltung ich annehmen sollte, indem ich weder von Literatur, über die mir kein Urtheil zustand, noch von Galanterie zu reden wagte, weil ich zu blöde war und die Lächerlichkeit eines alten Anbeters mehr als den Tod fürchtete. Dazu kam, daß Frau von Epinay gegenüber dieser Gedanke nie in mir aufstieg und vielleicht nicht ein einziges Mal mein ganzes Leben lang aufgestiegen wäre, wenn ich es auch immerdar an ihrer Seite zugebracht hätte. Nicht, daß ich gegen ihre Person Abneigung gefühlt hätte; im Gegentheile, ich liebte sie vielleicht zu sehr als Freund, um sie als Anbeter lieben zu können. Es machte mir Freude, sie zu sehen, mit ihr zu plaudern. Ihre in größerer Gesellschaft zwar ziemlich angenehme Unterhaltung war bei Privatunterredungen wenig anregend und wirkte erkältend; die meinige, die nicht witziger und lebhafter war, kam ihr dabei nicht sehr zu Hilfe. Ueber ein zu langes Stillschweigen in Verlegenheit gerathend, bot ich alle Kräfte auf, die Unterhaltung zu beleben, und obgleich es mich oft angriff, empfand ich dabei nie Langeweile. Es that mir wohl, ihr kleine Dienste zu erweisen, ihr ganz brüderliche Küßchen zu geben, die mir ihre Sinnlichkeit eben so wenig wie die meinige zu erregen schienen: das war alles. Sie war zu mager, zu blaß, ihr Busen flach wie meine Hand. Dieser Fehler würde allein genügt haben, um mich in Eis zu verwandeln, weder mein Herz noch meine Sinne sind je fähig gewesen, in einer Person, der der Busen fehlte, ein Weib zu sehen. Noch andere Gründe, die der Erwähnung nicht werth sind*), haben mich bei ihr immer ihr Geschlecht vergessen lassen.

Als ich mich auf diese Weise einer nicht abzuschüttelnden Dienstbarkeit gegenüber sah, gab ich mich ihr widerstandslos hin und fand sie, wenigstens im ersten Jahre, weniger beschwerlich, als ich erwartet hätte. Frau von Epinay, die gewöhnlich fast den ganzen Sommer auf dem Lande zubrachte, hielt sich diesmal nur während eines Theiles desſelben dort auf, sei es daß ihre Geschäfte sie länger in Paris zurückhielten, sei es daß ihr Grimms Abwesenheit den Aufenthalt auf der Chevrette weniger angenehm machte. Die Zeiten, in denen sie nicht auf dem Lande weilte oder viel Besuch hatte, benutzte ich, um mit meiner guten Therese und ihrer Mutter die Einsamkeit in einer Weise zu genießen, durch die mir ihr Werth erst recht fühlbar wurde. Obgleich ich schon seit einigen Jahren auf das Land ging, hatte mir dies doch fast keinen Genuß gewährt, und diese immer mit anspruchsvollen Leuten unternomme-

*) Wahrscheinlich die vertrauliche Mittheilung, die ihm Herr von Francueil über Frau von Epinay gemacht hatte und von der bereits im 7. Buch die Rede gewesen ist.

Pierre gegeben hatte, glaubte ich Schätze zu besitzen. Als ich sie untersuchte, überzeugte ich mich, daß sie fast nur aus der Sammlung der gedruckten Werke seines Oheims bestanden, mit Anmerkungen und Verbesserungen von seiner eignen Hand versehen, nebst einigen anderen, bisher nicht veröffentlichten, kleinen Schriften. Durch seine moralischen Schriften wurde ich in dem Gedanken bestärkt, den einige seiner Briefe, die mir Frau von Créqui gezeigt, in mir hervorgerufen hatten, daß er weit mehr Geist besaß, als ich geglaubt; aber die eingehende Prüfung seiner politischen Schriften brachte nur oberflächliche Anschauungen, und zwar nützliche, aber wegen der fixen Idee des Verfassers, daß sich die Menschen mehr durch ihre Einsicht als durch ihre Leidenschaften leiten ließen, unausführbare Pläne zu Tage. Die hohe Ansicht, die er über die modernen Wissenschaften hegte, hatte ihn zur Annahme der falschen Theorie von der sich vervollkommnenden Vernunft bestimmt, von welcher alle Einrichtungen, die er vorschlug und alle seine politischen Trugschlüsse ausgingen. Dieser außerordentliche Mann, die Ehre seines Jahrhunderts und seines Geschlechts, und der einzige vielleicht, seitdem es Menschen giebt, der für nichts als für die Vernunft Leidenschaft hatte, verfiel trotzdem in allen seinen Systemen von einem Irrthum in den andern, weil er darauf ausging, die Menschen ihm selber gleich zu machen, statt sie zu nehmen, wie sie sind und stets sein werden. Er hat nur für eingebildete Wesen gearbeitet, während er sich einbildete, für seine Zeitgenossen zu arbeiten.

Nachdem ich diese Einsicht gewonnen, war ich über die Form, die ich meinem Werke geben sollte, in einiger Verlegenheit. Die Visionen des Verfassers unbeanstandet zu lassen hieß nichts Nützliches leisten; sie strenge widerlegen hieß unehrlich handeln, weil mir die Ueberlassung seiner Manuscripte, die ich angenommen und sogar erbeten hatte, die Verpflichtung auferlegte, gegen ihren Verfasser in ihn ehrender Weise aufzutreten. Ich kam endlich zu dem Entschlusse, der mir der anständigste, vernünftigste und nützlichste schien, dem nämlich, die Gedanken des Verfassers und die meinigen getrennt zu geben und zu dem Zwecke auf seine Anschauungen einzugehen, sie zu erläutern, sie weiter

auszuführen und alle Mittel anzuwenden, um sie in ihrem vollen Werthe zu zeigen.

Mein Werk sollte demnach aus zwei vollständig getrennten Theilen bestehen, aus einem, der dazu bestimmt war, in der angegebenen Weise die verschiedenen Entwürfe des Verfassers zu entwickeln, während ich in dem andern, der erst nach hervorgebrachter Wirkung des ersten erscheinen sollte, mein Urtheil über diese nämlichen Entwürfe ausgesprochen hätte, was sie mitunter, wie ich gestehe, dem Schicksale des Sonetts in dem „Misanthrop" würde haben aussetzen können. Dem ganzen Werke sollte eine Lebensbeschreibung des Verfassers vorangehen, für die ich ziemlich gutes Material gesammelt hatte, und ich schmeichelte mir, es bei der Bearbeitung nicht zu verderben. Ich hatte den Abbé von Saint-Pierre in seinem Alter öfter gesehen, und die Verehrung, die ich seinem Andenken zollte, gereichte mir zur Bürgschaft, daß der Graf mit der Art, wie ich seinen Verwandten behandelt, im Ganzen nicht unzufrieden sein würde.

Zuerst verfaßte ich einen Auszug aus seinem Werke „der ewige Frieden", der bedeutendsten und am meisten durchgearbeiteten von allen Schriften, die jene Sammlung bildeten; und ehe ich mich meinen Betrachtungen über dieses Werk überließ, hatte ich den Muth, schlechterdings alles zu lesen, was der Abbé über diesen Gegenstand geschrieben hatte, ohne mich durch seine Längen und Wiederholungen je abschrecken zu lassen. Dem Publikum liegt dieser Auszug vor, so habe ich nichts darüber zu sagen. Das Urtheil dagegen, das ich hinzugefügt, ist nie gedruckt worden, und ich weiß nicht, ob es je gedruckt werden wird; aber es wurde gleichzeitig mit dem Auszuge geschrieben. Darauf ging ich zu der „Polysynodie oder die Nothwendigkeit mehrerer Rathsversammlungen" über, einem unter dem Regenten zur Vertheidigung der von ihm eingesetzten Verwaltung geschriebenen Werke. Einige darin enthaltene Anspielungen auf die vorhergehende Verwaltung, die den Zorn der Herzogin von Maine und des Cardinals von Polignac erregten, veranlaßten die Ausstoßung des Abbé von Saint-Pierre aus der französischen Akademie. Ich vollendete diese Arbeit wie die erstere, sowohl die Beurtheilung wie den Auszug;

zu sehr gerechtfertigt zeigte. Es kam mir so vor, als ob mich diese Leute, die alle jünger waren als ich und alle die Lehren, die sie an mich verschwendeten, selbst sehr nöthig gehabt hätten, doch zu sehr als Kind behandelten. Liebet mich, sagte ich zu ihnen, wie ich euch liebe, und mischet euch im übrigen eben so wenig in meine Angelegenheiten, wie ich mich in die eurigen mische; das ist alles, was ich von euch verlange. Sind sie auf eine dieser Forderungen eingegangen, so ist es wenigstens nicht die letztere gewesen.

Ich besaß eine abgelegene Wohnung in reizender Einsamkeit; Herr in meinem eigenen Hause konnte ich nach meinem Gefallen leben, ohne daß mich jemand darin zu beaufsichtigen hatte. Allein diese Wohnung legte mir Pflichten auf, deren Erfüllung zwar angenehm aber auch unerläßlich war. Meine ganze Freiheit war gar unsicher; ich war nicht sowohl durch Befehle als durch meinen eigenen Willen gefesselt; an keinem einzigen Tage konnte ich, wenn ich mich erhob, sagen: über diesen Tag werde ich nach eigenem Gefallen bestimmen. Ich hing nicht allein von den Veranstaltungen der Frau von Epinay ab, sondern in weit drückenderer Weise auch noch vom Publikum und von unerwartetem Besuche. Die Entfernung von Paris hinderte nicht, daß mich von dort aus täglich Schaaren von Müßiggängern überliefen, die, da sie nicht wußten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten, sich kein Bedenken daraus machten, mir die meinige zu stehlen. Wenn ich am wenigsten daran dachte, wurde ich mitleidslos überfallen, und selten habe ich mir einen schönen Plan für einen Tag gemacht, ohne ihn durch irgend einen Ankömmling vereitelt zu sehen.

Kurz, da ich inmitten der am meisten ersehnten Güter keinen reinen Genuß fand, kam ich immer wieder auf die heitren Tage meiner Jugend zurück und rief bisweilen seufzend aus: „Ach, dies sind hier doch immer nicht die Charmettes!"

Die Erinnerungen an die verschiedenen Zeiten meines Lebens führten mich zum Nachdenken über den Punkt, an dem ich jetzt angekommen war, und ich sah mich in schon abnehmendem Alter als eine Beute schmerzlichen Leides und glaubte mich dem Ende meiner Laufbahn zu nähern, ohne

eine der Freuden, nach denen mein Herz trachtete, in ihrer ganzen Fülle genossen, ohne den lebhaften Empfindungen, die ich noch in mir schlummern fühlte, freien Lauf gelassen und ohne auch nur die berauschende Wollust flüchtig gefühlt zu haben, deren Gewalt ich in meiner Seele empfand und die aus Mangel an einem Gegenstande darin eingeschlossen blieb, ohne sich anders als durch meine Seufzer Luft machen zu können.

Wie ging es zu, daß ich mit einer von Natur mittheilsamen Seele, für die leben lieben hieß, bisher keinen mir ganz angehörenden, keinen wahren Freund gefunden hatte, ich, der ich mich so völlig dazu geschaffen fühlte, es zu sein? Wie ging es zu, daß ich bei einer so leicht entzündlichen Sinnlichkeit, bei einem so liebebedürftigen Herzen auch nicht ein einziges Mal für einen bestimmten Gegenstand in vollen Flammen gestanden hatte? Von dem Bedürfnisse zu lieben verzehrt, ohne je im Stande gewesen zu sein, es ganz zu befriedigen, sah ich mich an der Schwelle des Alters stehen und sterben, ohne gelebt zu haben.

Diese traurigen, wenn auch rührenden Betrachtungen brachten mich mit einem Schmerze, der nicht ohne Süßigkeit war, zur Einkehr in mich selbst. Das Schicksal schien mir noch etwas schuldig zu sein, was es mir bisher vorenthalten hatte. Weshalb hatte es mich mit vorzüglichen Kräften geboren werden lassen, wenn es dieselben bis zum Ende unbenutzt ließ? Dadurch, daß das Gefühl meines inneren Werthes zugleich das des mir widerfahrenen Unrechts hervorrief, entschädigte es mich gewissermaßen dafür und entlockte mir Thränen, deren Vergießen mir wohl that.

Diese Betrachtungen stellte ich in der schönsten Jahreszeit an, im Monat Juni, in einem schattigen Hain, beim Schlagen der Nachtigall, beim Rieseln der Bäche. Alles wirkte zusammen, um mich in jene nur allzu verführerische Schlaffheit zu versenken, für welche ich zwar geboren war, von der mich indessen die ernste und strenge Gemüthsstimmung, in die mich eine lange Gährung versetzt, für immer hätte befreien müssen. Zum Unglück erinnerte ich mich des Mittagsessens im Schlosse zu Toune und meines Zusammentreffens mit jenen zwei reizenden Mädchen in derselben

an und das bereitete meinen himmlischen Liebschaften ein schnelles Ende, denn abgesehen davon, daß man in leidendem Zustande nicht verliebt zu sein pflegt, so ermattet und erstirbt auch meine Einbildungskraft, die sich im Freien und unter den Bäumen belebt, sobald ich mich im Zimmer und unter den Balken einer Decke befinde. Ich habe oft bedauert, daß es keine Dryaden giebt; unter ihnen hätte ich unfehlbar die gefunden, die mich für immer gefesselt hätte.

Andere häusliche Unannehmlichkeiten traten gleichzeitig hinzu, meinen Aerger zu vermehren. Während mir Frau Le Vasseur die schönsten Höflichkeiten von der Welt sagte, entfremdete sie mir ihre Tochter, so viel sie konnte. Aus meiner alten Nachbarschaft erhielt ich Briefe, die mich davon in Kenntnis setzten, daß die wackre Alte ohne mein Wissen auf den Namen Theresens, die darum wußte und mir nichts davon gesagt hatte, mehrere Schulden gemacht. Die Nothwendigkeit, diese Schulden zu bezahlen, verdroß mich weit weniger als das Geheimnis, welches man mir daraus gemacht hatte. Ach, wie konnte sie, vor der ich nie ein Geheimnis hatte, eines vor mir haben? Kann man Leuten, die man liebt, etwas verhehlen? — Die Holbachsche Sippschaft, die mich keinen Abstecher nach Paris machen sah, begann im Ernste zu besorgen, daß es mir auf dem Lande gefiele, und ich thöricht genug wäre, daselbst wohnen zu bleiben. Nun begannen die Scherereien, durch welche man mich mittelbar in die Stadt zurückzubringen suchte. Diderot, der sich nicht so bald persönlich zeigen wollte, sandte zuerst Deleyre an mich ab, mit dem ich ihn bekannt gemacht hatte. Dieser erhielt und theilte mir die Eindrücke mit, die ihm Diderot geben wollte, ohne daß er, Deleyre, die wahre Absicht begriff.

Alles schien sich zu vereinen, mich meiner süßen und albernen Träumerei zu entreißen. Noch war ich von meinem Anfall nicht wieder hergestellt, als ich ein Exemplar des Gedichtes auf die Zerstörung Lissabons erhielt, das mir, wie ich annahm, der Verfasser zugeschickt hatte. Dies legte mir die Verpflichtung auf, an ihn zu schreiben und seine Arbeit zu besprechen. Ich that es in meinem Briefe, der,

wie später berichtet werden wird, nachher ohne meine Erlaubnis gedruckt wurde.

Betroffen, diesen armen, gleichsam von Glücksgütern und Ruhm niedergebeugten Mann gleichwohl bitterlich wider das Elend dieses Lebens eifern und beständig klagen zu hören, daß alles grundschlecht wäre, faßte ich den unsinnigen Plan, ihn zur richtigen Erkenntnis zu bringen und ihm zu beweisen, daß alles gut wäre. Während sich Voltaire immer den Anschein giebt, an Gott zu glauben, hat er in Wahrheit immer nur an den Teufel geglaubt, da sein vermeintlicher Gott nur ein bösartiges Wesen ist, das nach seiner Darstellung nur Lust am Schaden hat. Die Ungereimtheit dieser Auffassung, die in die Augen springt, ist namentlich bei einem mit Gütern jeglicher Art überhäuften Manne empörend, der aus dem Schooße des Glücks heraus seine Mitmenschen durch das entsetzliche und grauenvolle Bild aller Noth, von der er selbst frei ist, in Verzweiflung zu stürzen sucht. Mehr als er berechtigt, die Leiden des menschlichen Daseins zu zählen und abzuwägen, unterzog ich sie einer billigen Prüfung und führte ihm den Nachweis, daß von allen diesen Leiden kein einziges der Vorsehung zur Last gelegt werden könnte, und daß ihre Quelle mehr in dem Mißbrauche läge, welchen der Mensch mit seinen Gaben triebe, als in der Natur selber. In diesem Briefe behandelte ich ihn mit allen Rücksichten, mit aller Hochachtung, mit aller Schonung und ich kann selbst sagen mit aller Ehrfurcht, die nur möglich waren. Da ich indessen seine äußerst reizbare Eigenliebe kannte, schickte ich diesen Brief nicht an ihn selbst, sondern an seinen Freund, den Doctor Tronchin, mit der Vollmacht, ihn nach eigenem Ermessen abzugeben oder zurückzuhalten. Tronchin gab den Brief ab. Voltaire erwiderte mir in wenigen Zeilen, daß er, da er krank und selbst Krankenpfleger wäre, mir seine Antwort später zugehen lassen würde, und berührte die Sache selbst mit keinem Worte. Tronchin, der mir diesen Brief sandte, legte einen von seiner eigenen Hand bei, in welchem er sich über seinen Auftraggeber mit wenig Achtung aussprach.

Ich habe diese beiden Briefe nie veröffentlicht oder auch nur gezeigt, da ich mit dergleichen kleinen Triumphen nicht

gern prahle, aber sie finden sich im Originale in meinen Sammlungen (Heft A, Nr. 20 und 21). Später hat Voltaire die Antwort, die er mir versprochen, aber nicht gesandt hatte, veröffentlicht. Sie besteht in nichts Andrem als in dem Roman „Candide", von dem ich nicht reden kann, weil ich ihn nicht gelesen habe.

Alle diese Ablenkungen hätten mich gründlich von meinen überspannten Liebeleien heilen sollen, und sie waren vielleicht ein Mittel, welches mir der Himmel darbot, um den unseligen Folgen derselben vorzubeugen; allein mein Unstern war mächtiger, und kaum begann ich wieder auszugehen, als mein Herz, mein Kopf und meine Füße wieder die nämlichen Wege einschlugen. Ich sage die nämlichen, doch nur in gewissen Beziehungen, denn meine jetzt etwas weniger aufgeregten Gedanken blieben diesmal auf der Erde, aber mit einer so ausgesuchten Auswahl alles dessen, was sich Liebenswürdiges in jeder Art darauf finden konnte, daß diese auserlesene Blüte kaum weniger chimärisch war als die eingebildete Welt, der ich den Rücken gewandt hatte.

Ich stellte mir die Liebe und die Freundschaft, diese beiden Abgötter meines Herzens, unter den entzückendsten Bildern vor. Ich gefiel mir darin, sie mit allen Reizen des Geschlechtes, das ich stets angebetet hatte, zu schmücken. Ich dachte mir lieber zwei Freundinnen als zwei Freunde, weil das Beispiel solcher Freundschaft, wenn auch seltener, doch zugleich liebenswürdiger ist. Ich stattete sie mit zwei verwandten, aber doch verschiedenen Charakteren, mit zwei zwar nicht vollendet schönen, aber mir gefallenden Gesichtern aus, die von entgegenkommender Freundlichkeit und Güte belebt wurden. Die eine dachte ich mir braun und die andere blond, die eine lebhaft und die andre sanft, die eine sittig und die andre schwach, aber von einer so rührenden Schwäche, daß die Tugend dabei zu gewinnen schien. Der einen von den beiden theilte ich einen Geliebten zu, dem die andere eine zärtliche Freundin und selbst noch etwas mehr war. Aber ich ließ weder Nebenbuhlerschaft, noch Zänkereien, noch Eifersucht zu, weil es mir schwer fällt, mir unangenehme Gefühle vorzustellen, und ich dieses

lachende Bild durch nichts beflecken wollte, was die Natur herabsetzen könnte. Bezaubert von meinen beiden reizenden Idealen, identificirte ich mich, so viel mir möglich war, mit dem Liebhaber und dem Freunde; aber ich dachte ihn mir liebenswürdig und jung, indem ich ihm noch dazu die Tugenden und die Mängel verlieh, die ich an mir wahrnahm.

Um eine für meine Phantome geeignete Stätte aufzufinden, ließ ich die schönsten Gegenden, die ich auf meinen Reisen gesehen hatte, im Geist vor mir vorüberziehen. Aber ich fand keinen Hain mir kühl und schattig genug, keine Landschaft mir rührend genug. Thessaliens Thäler würden, wenn ich sie gesehen hätte, mich nicht haben befriedigen können; aber meine vom ewigen Erfinden ermüdete Seele begehrte eine wirkliche Stätte, die ihr als Anhaltspunkt dienen und mir das wirkliche Vorhandensein der Bewohner, die ich in sie versetzen wollte, vorspiegeln konnte. Lange dachte ich an die borromeischen Inseln, deren entzückender Anblick mich begeistert hatte, doch fand ich dort für meine Gebilde zu viel Schmuck und Kunst. Indessen bedurfte ich eines Sees, und ich wählte endlich den, an dem mein Herz nie umherzuirren aufgehört hat. Ich entschloß mich für den Theil der Ufer dieses Sees, auf welchem meine Wünsche in dem erträumten Glücke, auf das das Schicksal mich beschränkt hat, schon seit lange meinen Wohnsitz aufgeschlagen haben. Der Geburtsort meiner armen Mama hatte außerdem noch einen hervorragenden Reiz für mich. Die Contraste der Oertlichkeit, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Landschaft, die Pracht und Majestät der ganzen Natur, die die Sinne entzückt, das Herz bewegt, die Seele erhebt, bestimmten mich vollends, und ich gab meinen jungen Lieblingen ein Asyl in Vevay. Das war das erste Ergebnis meiner Phantasie; das Uebrige wurde erst in der Folge hinzugefügt.

Lange beschränkte ich mich auf einen so unbestimmten Plan, weil er hinreichend war, meine Einbildungskraft mit angenehmen Gegenständen und mein Herz mit solchen Gefühlen zu erfüllen, die es gern in sich aufnimmt. Da diese Gebilde immer wieder in meiner Phantasie auftauchten,

gewannen sie endlich immer größere Klarheit und nahmen in meinem Geiste feste Gestalt an. Nun stieg der Gedanke in mir auf, einige der Situationen, die mir meine Einbildung vorgegaukelt hatte, auf dem Papiere festzuhalten, und durch Rückerinnerung an alles das, was ich in meiner Jugend empfunden, dem Verlangen nach Liebe, das ich nie hatte befriedigen können und von dem ich mich verzehrt fühlte, gewissermaßen einen neuen Antrieb zu geben.

Zuerst warf ich einige zerstreute Briefe ohne Ordnung und Zusammenhang auf das Papier, und als es mir einfiel, sie aneinander reihen zu wollen, kam ich oft in gar große Verlegenheit. So unglaublich es klingt, so ist es trotzdem völlig wahr, daß die beiden ersten Bücher fast ganz auf diese Weise geschrieben sind, ohne daß ich einen gut durchdachten Plan hatte, und sogar ohne vorherzusehen, daß ich mich eines Tages versucht fühlen würde, ein regelmäßiges Werk daraus zu machen. Auch sieht man, daß diese beiden Bücher erst späterhin nach Materialien zusammengestellt wurden, welche für die von ihnen eingenommene Stelle nicht geschrieben sind. Daher wimmeln sie von wortreichen Phrasen, die man in den anderen nicht findet.

Auf dem Höhepunkte meiner Träumereien erhielt ich einen Besuch von Frau von Houdetot, den ersten, welchen sie mir in meinem Leben gemacht hat, der aber, wie man später sehen wird, unglücklicherweise nicht der letzte blieb. Die Gräfin von Houdetot war die Tochter des seligen Generalpächters Herrn von Bellegarde, Schwester der Frau von Epinay und der Herren De la Live und De la Briche, die später beide Einführer der Gesandten geworden sind. Ich habe bereits erzählt, wie ich sie noch als Mädchen kennen gelernt habe. Seit ihrer Verheirathung traf ich mit ihr nur bei den Festen auf der Chevrette bei ihrer Schwägerin, der Frau von Epinay, zusammen. Ich hatte oft mehrere Tage sowohl auf der Chevrette wie in Epinay mit ihr verlebt und fand sie nicht allein sehr liebenswürdig, sondern glaubte auch an ihr ein besonderes Wohlwollen gegen mich wahrzunehmen. Sie ging ziemlich gern mit mir spazieren; wir waren beide tüchtige Fußgänger, und unsere Unterhaltung gerieth nie ins Stocken. Trotzdem

besuchte ich sie nie in Paris, obgleich sie mich darum gebeten und mehrmals sogar dringend gebeten hatte. Ihr vertrauter Umgang mit Herrn von Saint-Lambert, mit dem ich ein freundschaftliches Verhältnis zu unterhalten begann, machte sie mir noch anziehender, und gerade um mir von diesem Freunde, der sich damals, wie ich glaube, in Manon aufhielt, Nachrichten zu überbringen, besuchte sie mich auf der Eremitage.

Dieser Besuch glich einigermaßen dem Beginne eines Romanes. Sie verirrte sich auf dem Wege. Ihr Kutscher, der den Weg dort, wo er sich wendete, verließ, wollte an der Mühle von Clairvaux vorüber in gerader Richtung auf die Eremitage zufahren; im Thalgrunde blieb ihre Kutsche im Kothe stecken; nun wollte sie aussteigen und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen. Ihre zierliche Fußbekleidung war bald durchnäßt; sie versank in den Koth; ihre Leute hatten alle Mühe von der Welt, ihr herauszuhelfen, und endlich langt sie unter lautem Gelächter, in welches ich, als ich ihren Aufzug gewahrte, einstimmte, in Stiefeln auf der Eremitage an. Sie mußte sich vollständig umkleiden. Therese versah sie mit allem Nöthigen, und ich forderte sie auf, ihren Rang zu vergessen und einen ländlichen Imbiß zu nehmen, den sie sich auch mit großem Behagen schmecken ließ. Da es schon spät war, verweilte sie nur kurze Zeit, aber die Zusammenkunft war so fröhlich, daß sie Gefallen daran fand und geneigt schien wiederzukommen. Dieses Vorhaben führte sie jedoch erst im nächsten Jahre aus; aber, ach, auch diese Verzögerung sollte mich nicht schützen!

Den Herbst brachte ich mit einer Beschäftigung zu, die man schwerlich errathen würde, nämlich mit der Bewachung des Obstes der Frau von Epinay. Die Eremitage war das Wasserbehältnis für den Park der Chevrette; es befand sich daselbst ein mit Mauern umgebener Garten, dessen Spaliere und hochstämmige Bäume der Frau von Epinay mehr Obst gaben als ihr Garten auf der Chevrette, obgleich man ihr drei Viertel davon stahl. Um nicht ein völlig unnützer Gast zu sein, übernahm ich die Aufsicht über den Garten und den Gärtner. Bis zur Obstzeit ging alles

einen vielleicht schon an sich und wenigstens damals größeren und wichtigeren Stoff. Der durch die Encyklopädie erregte Sturm hatte sich nicht nur nicht gelegt, sondern sich damals in noch größerer Stärke erhoben. Die beiden mit äußerster Wuth wider einander entfesselten Parteien glichen eher wüthenden Wölfen, die sich blutgierig zu zerfleischen drohten, als Christen und Philosophen, die darauf ausgehen, sich gegenseitig aufzuklären, zu überzeugen und auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Vielleicht gebrach es beiden nur an rührigen und einflußreichen Anführern, um den Streit in einen Bürgerkrieg ausarten zu lassen, und Gott weiß, wohin ein Bürgerkrieg um die Religion, zumal die leidenschaftlichste Unduldsamkeit auf beiden Seiten gleich groß war, geführt haben würde. Voll angeborener Abneigung gegen jeden Parteigeist hatte ich beiden Parteien mit allem Freimuthe harte Wahrheiten gesagt, die sie unbeachtet ließen. Ich griff zu einem andern Mittel, welches mir in meiner Einfalt bewunderungswürdig erschien; es bestand darin, durch Vernichtung ihrer Vorurtheile ihren gegenseitigen Haß zu besänftigen und jeder Partei das Verdienst und die Tugend der andern als der öffentlichen Achtung und der Ehrfurcht aller Sterblichen werth hinzustellen. Dieses ziemlich unvernünftige Vorhaben, das den Menschen Aufrichtigkeit zutraute und mich in den nämlichen Fehler stürzte, welchen ich dem Abbé von Saint-Pierre vorwarf, hatte den Erfolg, der sich voraussehen ließ: er näherte nicht die Parteien, sondern vereinigte sie nur zu meiner gemeinsamen Bekämpfung. Bis mich die Erfahrung zur Erkenntnis meiner Thorheit brachte, überließ ich mich ihr mit einer dem mich antreibenden Beweggrunde, wie ich wohl sagen darf, würdigen Begeisterung und schilderte Volmars und Juliens Charaktere mit einem Entzücken, das mich mit der Hoffnung erfüllte, sie beide liebenswürdig zu machen und zwar, was noch mehr ist, einen durch den andern.

Zufrieden, meinen Plan mit kräftigen Umrissen skizzirt zu haben, beschäftigte ich mich von neuem mit den einzelnen Situationen, die ich bereits aufgezeichnet hatte, und aus der Zusammenstellung, die ich ihnen gab, entstanden die beiden ersten Abtheilungen der „Julie", die ich während

dieses Winters mit unaussprechlichem Vergnügen ausarbeitete und ins Reine schrieb, wobei ich das schönste Papier mit Goldschnitt, blauen und silberfarbigen Streusand und himmelblaue Bänder zum Heften benutzte, da ich, kurz gesagt, für die reizenden Mädchen, für die ich wie ein zweiter Pygmalion schwärmte,*) nichts fein, nichts zierlich genug fand. Alle Abende las ich Theresen und ihrer Mutter diese beiden Abtheilungen am Kaminfeuer wieder und wiederum vor. Die Tochter schluchzte, ohne etwas zu sagen, vor lauter Rührung mit mir; die Mutter blieb, da sie nichts Unterhaltendes darin fand und überhaupt nichts begriff, ruhig und begnügte sich damit, mir in den Ruhepausen unaufhörlich zu wiederholen: „Mein Herr, das ist sehr schön."

Beunruhigt, mich im Winter in einem einsam gelegenen Hause mitten im Walde allein zu wissen, ließ Frau von Epinay sehr häufig Nachricht von mir einholen. Nie bekam ich so aufrichtige Beweise ihrer Freundschaft für mich, und nie erwiderte die meinige sie mit größerer Innigkeit. Es wäre Unrecht von mir, unter diesen Freundschaftserweisungen nicht besonders hervorzuheben, daß sie mir ihr Bildnis übersandte und mich um Auskunft ersuchte, wie sie das meinige, welches Latour gemalt und das einen Platz in der Kunstausstellung gefunden hatte, erlangen könnte. Auch eine andere ihrer Aufmerksamkeiten darf ich nicht übergehen. So lächerlich sie auch erscheinen mag, wirft sie doch durch den Eindruck, den sie auf mich machte, ein helles Licht auf die Geschichte meiner Charakterentwickelung. Als ich an einem sehr kalten Tage ein Packet mit mehreren Gegenständen, die sie mir zu besorgen übernommen hatte, öffnete, fand ich darin einen kleinen Unterrock von englischem Flanell, den sie nach ihrer Mittheilung selbst getragen hatte und aus dem ich mir ein Unterjäckchen sollte machen lassen. Die Einkleidung ihres Billets war reizend, voller Zärtlichkeit und Naivetät. Diese mehr als freundschaftliche Fürsorge kam mir so zärtlich vor, als ob sie sich zu meiner Bekleidung selbst entblößt hätte, und in meiner Aufregung

*) Var.: für die ich' trotz meines schon ergrauenden Haares schwärmte.

küßte ich deshalb Billet und Unterrock, Thränen vergießend, wohl zwanzigmal. Therese dachte, ich wäre närrisch geworden. Eigenthümlich ist es, daß mich von allen Freundschaftsbeweisen, mit denen mich Frau von Epinay überschüttete, keiner je in demselben Maße wie dieser gerührt hat, und daß ich selbst nach unserm Bruche seiner nie ohne Rührung gedacht habe. Lange habe ich ihr kleines Billet aufbewahrt und ich würde es noch haben, wenn es nicht das Schicksal meiner übrigen Briefe aus derselben Zeit gehabt hätte.*)

Obgleich mir meine Harnverhaltung in dem damaligen Winter wenig Ruhe ließ, und ich während eines Theiles desselben zur Anlegung von Sonden gezwungen wurde, so war es doch alles in allem genommen die Zeit, die ich seit meinem Aufenthalte in Frankreich am angenehmsten und ruhigsten zugebracht habe. Während der vier oder fünf Monate, in denen mich die schlechte Witterung so ziemlich gegen Besucher schützte, genoß ich in höherem Grade als je vorher oder nachher dieses unabhängige, gleichmäßige und einfache Leben, dessen Behaglichkeit es mir stets lieber machte, ohne andere Gesellschaft als den wirklichen Verkehr mit Theresen und ihrer Mutter und den eingebildeten mit den beiden Cousinen. Damals vor allem beglückwünschte ich mich täglich mehr über den Entschluß, den ich so klug gewesen war ohne Rücksicht auf das Geschrei meiner Freunde

*) Nach den Aufzeichnungen in den Memoiren der Frau von Epinay lautet dieses Billet folgendermaßen (tom. II, p. 347):

„Ich sende, lieber Einsiedler, den Damen Le Vasseur einige Vorräthe, und da ich mich eines neuen Boten bediene, will ich Ihnen die Gegenstände einzeln aufführen. Ich sende ein kleines Fäßchen Salz, einen Vorhang für Frau Le Vasseurs Zimmer und einen meiner ganz neuen Unterröcke von feinem Flanell, den ich wenigstens noch nicht getragen habe und der ganz geeignet ist, daraus entweder einen für Theresens Mutter oder eine gute Unterjacke für Sie selbst zu machen. Leben Sie wohl, König der Bären, lassen Sie etwas von sich hören."

Dieses Billet verdient unstreitig nicht das ganze ihm von Rousseau gespendete Lob; aber abgesehen davon, daß er hier nur aus dem Gedächtnisse redet, so beweist schon dieses Lob selbst, daß, sobald er bei seinen Freuden wahrhaft liebenswürdige Absichten voraussetzen konnte, ihre Wohlthaten wie ihre Briefe in seinen Augen, die dieser glücklichen Stimmung entsprechenden Farben annahmen.

zu fassen, die Aergernis daran nahmen, mich von ihrer Tyrannei befreit zu sehen; und als ich jenes Attentat eines Wahnsinnigen*) erfuhr, als Deleyre und Frau von Epinay in ihren Briefen von der in Paris herrschenden Verwirrung und Aufregung redeten, wie dankte ich da dem Himmel, mich von diesen Schauspielen des Gräuels und der Verbrechen fern gehalten zu haben, die der verbissenen Stimmung, in welche mich der Anblick der öffentlichen Unordnung versetzt, nur neue Nahrung gegeben hätten, während mein Herz sich hier, wo ich um mein einsam liegendes Daheim nur freundliche und gefällige Gegenstände sah, sich keinen andern als lieblichen Gefühlen überließ. Mit wahrem Wohlbehagen zeichne ich hier den Verlauf der letzten friedlichen Augenblicke auf, die mir zu Theil geworden sind. Der auf diesen so ruhigen Frühling folgende Winter sah den Keim der Leiden aufgehen, deren Schilderung mir jetzt noch übrig bleibt und in deren dicht zusammenhängender Kette man keinen ähnlichen Zwischenraum, der mir Muße zum Aufathmen gelassen hätte, wahrnehmen wird.

Dennoch glaube ich mich zu entsinnen, daß mich während dieses Zwischenraums die Holbacher selbst in meiner größten Einsamkeit nicht völlig in Ruhe ließen. Diderot zog mir einige Verdrießlichkeiten zu, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht in diesem Winter der „Natürliche Sohn" erschien, von dem ich bald werde zu reden haben. Abgesehen davon, daß mir aus Gründen, die man später hören wird, wenig sichere Anhaltspunkte aus diesem Zeitraume geblieben sind, so haben auch die, welche man mir gelassen hat, hinsichtlich der Daten sehr geringen Anspruch auf Zuverlässigkeit. Diderot schrieb seine Briefe stets ohne Datumangabe. Frau von Epinay, Frau von Houdetot bemerkten auf den ihrigen gewöhnlich nur den Wochentag, und Deleyre machte es in der Regel wie sie. Bei dem Bemühen, diese Briefe zu ordnen, mußte ich nach bloßen Muthmaßungen, auf die ich mich nicht verlassen kann, die Daten ergänzen. Da ich demnach den Anfang dieser Zwi-

*) Var.: das fluchwürdige Attentat eines Wahnsinnigen. (Damiens' Mordversuch gegen Ludwig XV. am 4. Januar 1757.)

stigkeiten nicht mit Sicherheit anzugeben vermag, so will ich lieber alles, dessen ich mich noch entsinnen kann, später in einem besondern Abschnitte berichten.

Die Wiederkehr des Lenzes hatte meine zärtliche Schwärmerei verdoppelt, und in meiner erotischen Leidenschaftlichkeit hatte ich für die letzten Abtheilungen der „Julie" mehrere Briefe verfaßt, welche die Begeisterung, in der ich sie schrieb, verrathen. Unter andern kann ich die über das Elysium und die Gondelfahrt auf dem See anführen, die, wenn ich mich recht erinnere, ihre Stelle am Ende der vierten Abtheilung gefunden haben. Wer sein Herz beim Lesen dieser beiden Briefe nicht von derselben Rührung, die sie mir eingab, ergriffen fühlt, möge getrost das Buch zumachen; er ist zur Beurtheilung von Gefühlssachen nicht geschaffen.

Gerade in dieser Zeit erhielt ich von Frau von Houdetot einen zweiten unvorhergesehenen Besuch. In der Abwesenheit ihres Mannes, der Kapitän in der Gensdarmerie war, und ihres Geliebten, der ebenfalls diente, war sie nach Eaubonne, mitten im Thale von Montmorency, gekommen, woselbst sie sich ein ziemlich hübsches Haus gemiethet hatte. Von dort aus machte sie einen neuen Ausflug nach der Eremitage. Auf dieser kleinen Reise ritt sie und zwar in Männertracht. Obgleich ich kein Freund derartiger Maskeraden bin, begeisterte mich doch der romantische Anstrich der ihrigen, und diesmal erglühte ich in Liebe. Da es die erste und einzige in meinem ganzen Leben war,*) und mir wegen der sich daran knüpfenden Folgen ihre Erinnerung ewig unauslöschlich und schrecklich geworden ist, so möge es mir gestattet sein, dieses Verhältnis ausführlich zu besprechen.

*) Eine so bestimmte Versicherung, welche auch die von ihm ausgesprochenen Klagen bestätigen, auch nicht ein einziges Mal für einen bestimmten Gegenstand in Liebe erglüht zu sein, vereinigt sich nicht mit dem, was er uns im 7. Buche von der Liebe erzählt, in der er in Lyon für Fräulein Serre entbrannt war und die ihm jenen leidenschaftlichen Brief eingab, den man in seinem Briefwechsel aus dem Jahre 1741 finden wird. Es ergiebt sich daraus, daß in der Zeit, in der Rousseau dies schrieb, diese bald überwundene Liebe in seinem Herzen wie in seiner Erinnerung keine Spur zurückgelassen hatte.

Die Frau Gräfin von Houdetot näherte sich den Dreißigen und war keineswegs schön; ihr Gesicht zeigte Blatternarben; ihrem Teint gebrach es an Reinheit; sie war kurzsichtig und ihre Augen traten etwas zu sehr hervor, aber bei dem allen hatte sie ein jugendliches Aussehen, und ihr zugleich lebhaftes und freundliches Gesichtchen etwas ungemein Anziehendes.*) Sie hatte einen wahren Wald von starkem, schwarzem, natürlich gekräuseltem Haar, welches bis zu den Kniekehlen hinabreichte; ihr Wuchs war zierlich, und in allen ihren Bewegungen gab sich eine gewisse Unbeholfenheit und doch auch wieder Anmuth zu erkennen. Sie war äußerst natürlich und hatte einen recht anregenden Geist; Frohsinn, Schelmerei und Naivetät vermählten sich darin auf das glücklichste. Sie sprudelte von reizenden Einfällen, die sie nicht suchte und die ihr bisweilen unwillkürlich entschlüpften. Sie besaß mehrere angenehme Talente, spielte Klavier, tanzte gut und machte leidliche Verse. Ihr Charakter war wahrhaft engelgleich; aus allen ihren Eigenschaften leuchtete die Sanftmuth ihrer Seele hervor; mit Ausnahme der Klugheit und der Kraft zierten sie alle Tugenden. Namentlich war sie von einer solchen Zuverlässigkeit im Umgange und von einer solchen Treue gegen ihren Bekanntenkreis, daß sich selbst ihre Feinde nicht vor ihr zu verbergen brauchten. Unter ihren Feinden verstehe ich die Männer oder vielmehr die Frauen, welche sie haßten, denn sie für ihre Person war unfähig zu hassen, und ich glaube, daß diese Charakterübereinstimmung viel dazu beitrug, mir

*) „Sie war nicht nur kurzsichtig und hatte etwas hervortretende Augen," wie Rousseau sagt, „sondern sie schielte im höchsten Grade. Sie hatte eine sehr niedrige Stirn und dicke Nase. In Folge der Blattern waren ihre Grübchen gelblich geworden, während ihre Poren bräunlich gezeichnet waren. Dies ließ ihren Teint unrein erscheinen. Wie Rousseau gesagt hat, gab sich in allen ihren Bewegungen eine gewisse Unbeholfenheit und auch Anmuth zu erkennen. Ihr Busen war schön, ihre Hände und Arme hübsch, ihre Füßchen niedlich." So lautet das Zeugnis einer Person, die mit Frau von Houdetot in inniger Freundschaft gelebt hat. Daraus erhellt, daß Rousseau auch ihr Aeußeres unter dem Eindrucke seiner Einbildungskraft betrachtet hatte. Diese Person ist die Vicomtesse von Ulard. Man vergleiche les Anecdotes pour servir de suite aux Mémoires de madame d'Epinay, Paris 1818, 8°.

habe es ihr selbst hundertmal gesagt: wäre mir Gelegenheit zu meiner Befriedigung gegeben worden, hätte sie sich mir aus eigenem Willen ergeben, so würde ich mich, einige kurze Augenblicke des Wahnsinns abgerechnet, geweigert haben, um diesen Preis glücklich zu sein. Ich liebte sie zu sehr, um sie besitzen zu wollen.

Die Eremitage ist von Eaubonne fast eine Meile entfernt; auf meinen vielen Besuchsreisen trug es sich bisweilen zu, daß ich dort übernachten mußte. Als wir eines Abends allein mit einander zu Nacht gespeist hatten, gingen wir bei sehr schönem Mondscheine im Garten spazieren. Hinten im Garten war ein ziemlich großes Gehölz, welches wir durchschritten, um einen reizenden mit einer Cascade geschmückten Hain aufzusuchen. Zu letzterer hatte ich die Idee angegeben und auch den Bau geleitet. Ewige Erinnerung an Unschuld und Seligkeit! In diesem Hain war es, wo ich unter einer mit Blüten bedeckten Akazie neben ihr auf einer Rasenbank sitzend eine der Gefühle meines Herzens, die ich aussprechen wollte, wahrhaft würdige Sprache fand. Es war das erste und einzige Mal in meinem Leben; aber ich war erhaben, wenn man das, was die zärtlichste und inbrünstigste Liebe Liebenswürdiges und Verführerisches in ein Männerherz legen kann, so nennen darf. Was für berauschende Thränen vergoß ich auf ihre Kniee! Wie viele entlockte ich ihr wider Willen! Endlich rief sie in einem unwillkürlichen Ausbruche von Seligkeit aus: „Nein, nie war ein Mann so liebenswürdig, und nie liebte ein Liebhaber wie Sie! Aber Ihr Freund Saint-Lambert hört uns, und mein Herz vermag nicht zweimal zu lieben!“ Ich schwieg seufzend: ich umarmte sie . . . welch eine Umarmung! Aber das war alles. Seit sechs Monaten lebte sie bereits allein, das heißt fern von ihrem Geliebten und Gatten, seit drei Monaten sah ich sie fast täglich, und stets bildete die Liebe die dritte in unserem Bunde. Wir hatten allein zusammen zu Nacht gespeist, wir hatten allein in einem Haine im Mondenscheine bei einander geweilt, und nach zwei Stunden der lebhaftesten und zärtlichsten Unterhaltung ging sie mitten in der Nacht aus diesem Haine und aus den Armen ihres Freundes eben so unberührt, eben so rein an Leib und an Seele hervor, als sie hineingetreten war. Leser, erwäge alle die Umstände, ich will nichts weiter hinzufügen.

Und wähne man nur nicht, daß mich hier meine Sinne ruhig ließen wie bei Therese und Mama. Diesmal war es, wie ich schon gesagt habe, Liebe und zwar Liebe mit ihrer ganzen Gewalt und in ihrer ganzen Wuth. Ich will weder die Aufregungen, noch die Schauder, noch das Herzklopfen, noch die krampfhaften Bewegungen, noch die Ohnmacht des Herzens schildern, die ich beständig empfand; nach der Wirkung, die ihr bloses Bild auf mich ausübte, kann man sich ein Urtheil darüber bilden. Wie gesagt, war der Weg von der Eremitage nach Eaubonne weit; er führte durch die mit Wein bebauten Hügel von Andilly, die reizend sind. Im Wandern träumte ich von der, welcher mein Besuch galt, von der liebevollen Aufnahme, die sie mir bereiten würde, von dem Kusse, der meiner bei der Ankunft wartete. Dieser Kuß allein, dieser verhängnisvolle Kuß entflammte mein Blut bis zu dem Grade, daß mir der Kopf schwindelte, es mir vor den Augen schwarz wurde und meine zitternden Kniee mir fast den Dienst versagten. Ich war gezwungen Halt zu machen und mich zu setzen. Mein ganzer Körper war in einem unbegreiflichen Aufruhr; es fehlte nicht viel, so wäre ich ohnmächtig geworden. Von der Gefahr, die ich dadurch lief, unterrichtet, suchte ich mich beim Weiterschreiten zu zerstreuen und an anderes zu denken. Doch schon nach zwanzig Schritten bestürmten mich von neuem die nämlichen Gedanken und alle aus ihnen hervorgehenden Zustände, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, mich von ihnen zu befreien, und wie ich es auch immer anstellen mochte, ich glaube nicht, daß ich, wenn ich allein war, je diesen Weg ungestraft habe machen können. Ich kam in Eaubonne an, schwach, erschöpft, abgemattet, mich kaum aufrecht erhaltend. Bei ihrem ersten Anblicke war alles wieder gut; an ihrer Seite fühlte ich nur die Beläftigung einer unerschöpflichen und doch immer nutzlosen männlichen Kraft. Auf meinem Wege lag an einer Stelle, von der aus man Eaubonne schon erblickte, eine freundliche Terrasse, der Berg Olymp genannt, an der wir bisweilen

zusammentrafen. Ich langte zuerst an; ich war zum Warten wie geschaffen, und doch, wie schwer fiel mir dieses Warten! Um mich zu zerstreuen, versuchte ich mit Bleistift Billete zu schreiben, die ich am liebsten mit meinem Herzblute niedergeschrieben hätte. Ich habe nie ein lesbares zu Stande bringen können. Wenn sie eines derselben in dem dazu verabredeten Verstecke fand, konnte sie daraus nichts anderes als den wahrhaft beklagenswerthen Zustand ersehen, in dem ich mich beim Schreiben befand. Dieser Zustand und namentlich seine Dauer, da ich während dreier Monate in unausgesetzter Aufregung und Enthaltung lebte, versetzte mich in eine Erschöpfung, von der ich mich Jahre lang nicht erholen konnte, und die endlich eine Abnahme der Kräfte herbeiführte, die ich ins Grab oder die vielmehr mich ins Grab mitnehmen wird. Dieses ist der einzige Liebesgenuß des Mannes gewesen, der zwar das leicht entzündlichste aber zugleich auch das schüchternste Temperament hatte, das die Natur vielleicht je hervorgebracht hat. Das sind die letzten schönen Tage gewesen, die mir hienieden beschieden waren. Hier beginnt das lange Gewebe der Leiden meines Lebens, in dem man wenige Unterbrechungen wahrnehmen wird.

In dem ganzen Verlaufe meines Lebens hat man gesehen, daß mein Herz, durchsichtig wie Krystall, nie, auch nicht eine einzige Minute lang, ein etwas lebhafteres Gefühl, das sich in ihm regte, zu verhehlen verstanden hat. Sage man sich selbst, ob es mir möglich war, meine Liebe zu Frau von Houdetot lange zu verbergen. Unsere Vertraulichkeit fiel auf, wir suchten sie nicht zu verheimlichen. Bei ihrem Charakter hatte sie ein Geheimnis nicht nöthig, und da Frau von Houdetot die zärtlichste Freundschaft für mich hatte, die sie sich nicht zum Vorwurfe anrechnete, und da ich vor ihr eine wahre Hochachtung besaß, deren gerechten Grund niemand so gut als ich kannte, so gaben wir, sie offen, zerstreut, unbesonnen, ich aufrichtig, tölpelhaft, hochmüthig, ungeduldig, leidenschaftlich, uns in unserer trügerischen Sicherheit noch weit mehr Blößen, als wir, hätten wir uns schuldig gefühlt, gethan hätten. Wir gingen mit einander nach der Chevrette; wir trafen uns dort

häufig und hatten daselbst mitunter sogar verabredete Zusammenkünfte. Wir führten dort unser gewohntes Leben, indem wir täglich allein mit einander spazieren gingen und dabei von der Liebe eines jeden von uns, von unseren Pflichten, von unserem Freunde und von unsern unschuldigen Plänen sprachen, und das thaten wir ganz offen im Park, nach dem die Fenster des Zimmers der Frau von Epinay hinausführten, aus denen sie nicht unterließ uns unaufhörlich zu beobachten; und in dem Wahne, daß wir es ihr nur zum Trotze thaten, erfüllte das, was ihre Augen erblickten, ihr Herz nur mit immer größerer Wuth und Entrüstung.

Die Frauen verstehen sämmtlich die Kunst, ihre Wuth zu verbergen, zumal wenn sie heftig ist; Frau von Epinay, die bei allem Ungestüm doch überlegend ist, besitzt diese Kunst namentlich in hervorragender Weise. Sie that, als sähe sie nichts und ahnte sie nichts, und während sie mir gegenüber ihre Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten verdoppelte und mich scheinbar zu fesseln suchte, zeigte sie gegen ihre Schwägerin geflissentlich ein unhöfliches Benehmen und behandelte sie mit einer Verachtung, die sie auch mir schien einimpfen zu wollen. Es gelang ihr, wie man sich wohl denken kann, zwar nicht, aber ich lag wie auf der Folter. Von sich widerstreitenden Gefühlen zerrissen, während ich doch zugleich von ihren Zärtlichkeiten gerührt war, hatte ich Mühe meinen Zorn zurückzuhalten, wenn ich sah, wie verletzend sie gegen Frau von Houdetot war. Die engelgleiche Sanftmuth derselben ließ sie alles ohne Klage erdulden und sogar ohne sich empfindlich zu zeigen. Ueberdies war sie oft so zerstreut und für dergleichen so wenig empfänglich, daß sie es meistentheils gar nicht merkte.

Ich war von meiner Leidenschaft so in Anspruch genommen, daß ich nur Sophie sah, (dies war einer der Namen der Frau von Houdetot) und deshalb nicht einmal merkte, daß ich das Gespött des ganzen Hauses und seiner Besucher geworden war. Zur Zahl der letzteren gehörte der Baron von Holbach, der, so viel ich weiß, vorher nie nach der Chevrette gekommen war. Wäre ich damals so mißtrauisch gewesen, wie ich es später geworden bin, so würde der Verdacht in mir aufgestiegen sein, daß Frau von Epinay diese

Reise veranstaltet hätte, um ihm das ergötzliche Schauspiel des verliebten Bürgers vorzuführen. Allein ich war damals so dumm, daß ich nicht einmal sah, was aller Welt offen vor Augen lag. Gleichwohl hielt mich alle meine Dummheit nicht von der Wahrnehmung zurück, daß des Barons Miene zufriedener und heiterer war als sonst. Statt mich nach seiner Gewohnheit düster anzublicken, überflutete er mich mit mir völlig unverständlichen spöttischen Redensarten. Ich riß die Augen weit auf, ohne etwas zu erwidern; Frau von Epinay hielt sich die Seiten vor Lachen; ich begriff nicht, was mit ihnen vorgegangen war. Da noch nichts die Grenzen des Scherzes überschritt, so hätte ich mich ruhig zur Zielscheibe hergeben sollen. Aber allerdings sah man durch die spöttische Heiterkeit des Barons eine boshafte Freude hindurchleuchten, die mich vielleicht beunruhigt haben würde, hätte ich sie schon damals eben so gut bemerkt, wie ich mich ihrer in der Folge erinnerte.

Als ich eines Tages Frau von Houdetot, die wieder einmal von Paris zurückgekehrt war, in Eaubonne besuchte, fand ich sie traurig und bemerkte, daß sie geweint hatte. Ich mußte mich beherrschen, weil Frau von Blainville, die Schwester ihres Gatten, zugegen war, sobald sich jedoch ein günstiger Augenblick darbot, sprach ich ihr meine Unruhe aus. „Ach," sagte sie seufzend zu mir, „ich befürchte sehr, daß mich Ihre Thorheiten die Ruhe meines Lebens kosten. Saint-Lambert ist unterrichtet und übel berichtet. Er läßt mir Gerechtigkeit widerfahren, ist aber in höchst verdrießlicher Stimmung und sagt mir, was noch schlimmer ist, nicht alles was sie hervorgerufen hat. Zum Glück habe ich ihm von unserm Verhältnisse, das auf seinen eigenen Antrieb angeknüpft ist, nichts verschwiegen. Meine Briefe waren eben so voll von Ihnen wie mein Herz: nur Ihre unsinnige Liebe, von der ich Sie zu heilen hoffte und die er mir, ohne mit mir davon zu reden, dennoch, wie ich recht gut merke, als Verbrechen anrechnet, habe ich ihm verheimlicht. Man hat ihn gegen uns aufgehetzt, man hat mir Unrecht gethan, aber es hat nichts zu sagen. Lassen Sie uns entweder völlig mit einander brechen, oder benehmen Sie sich, wie man von Ihnen verlangen kann. Ich will meinem Geliebten nichts mehr zu verbergen haben."

Dies war der erste Augenblick, wo mich die Scham überkam, mich durch das Bewußtsein meines Vergehens vor einer jungen Frau, deren Vorwürfe ich mit Recht verdiente und deren Mentor ich hätte sein sollen, gedemüthigt zu sehen. Der Unwille, den ich gegen mich selbst empfand, hätte vielleicht zur Ueberwindung meiner Schwäche genügt, wenn nicht wieder das zärtliche Mitleid, welches mir das Opfer derselben einflößte, mein Herz erweicht hätte. Ach, war das der Augenblick, es verhärten zu können, während es die Thränen von allen Seiten bis in seine Tiefe durchdrangen? Diese Rührung verwandelte sich bald in Zorn wider die feilen Angeber, die nur das Böse eines verbrecherischen, wenn auch unwillkürlichen, Gefühls bemerkt hatten, ohne sich auch nur die aufrichtige Ehrlichkeit des Herzens, die das Böse vernichtete, denken und vorstellen zu können. Wir blieben über die Hand, von welcher der Schlag ausging, nicht lange in Zweifel.

Wir wußten beide, daß Frau von Epinay mit Saint-Lambert in brieflichem Verkehre stand. Es war nicht der erste Sturm, den sie gegen Frau von Houdetot erregt hatte. Tausendmal hatte sie sich schon bemüht, ihn von ihr loszureißen, und die Erfolge einiger dieser Anstrengungen erfüllten Frau von Houdetot mit Furcht vor den weiteren. Außerdem befand sich Grimm, der, wie ich glaube, Herrn von Castries zur Armee begleitet hatte, eben so wie Saint-Lambert in Westphalen; sie sahen sich mitunter. Grimm hatte bei Frau von Houdetot einige erfolglose Versuche gemacht. Sehr beleidigt hörte er deshalb ganz auf, sie zu besuchen. Man denke sich die Kaltblütigkeit, mit der er sich bei seiner bekannten Bescheidenheit zur Annahme berechtigt glaubte, daß sie einen älteren Mann vor ihm auszeichne, einen Mann, von dem er, Grimm, seit seinem Verkehre mit den Großen nur wie von seinem Schützlinge sprach!

Mein Verdacht gegen Frau von Epinay ging in Gewißheit über, als ich erfuhr, was bei mir zu Hause vorgefallen war. Wenn ich auf der Chevrette war, kam The-

rese häufig dahin, sei es um mir meine Briefe zu bringen oder mir bei meiner schlechten Gesundheit die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Frau von Epinay hatte sie gefragt, ob wir uns nicht schrieben, Frau von Houdetot und ich. Auf ihr Eingeständnis drang Frau von Epinay in sie, ihr Frau von Houdetots Briefe zu übergeben, indem sie sie so gut wieder zu versiegeln versprach, daß es niemand gewahren könnte. Ohne zu zeigen, wie sehr dieses Ansinnen sie verletzte, und sogar ohne mir davon Mittheilung zu machen, begnügte sich Therese damit, die Briefe, welche sie mir brachte, noch sorgfältiger zu verbergen, eine sehr glückliche Vorsicht, denn Frau von Epinay ließ sie bei ihrer Ankunft überwachen, erwartete sie sogar persönlich einige Male am Wege und trieb die Kühnheit so weit, ihr Busentuch zu durchsuchen. Sie that noch mehr; als sie sich eines Tages mit Herrn von Margency zum Mittagsessen auf die Eremitage eingeladen hatte, zum ersten Male, seitdem ich daselbst wohnte, benutzte sie die Zeit, in der ich mit Margency spazieren ging, um mit Mutter und Tochter in mein Arbeitszimmer zu gehen und sie zu bestürmen, ihr die Briefe der Frau von Houdetot zu zeigen. Hätte die Mutter gewußt, wo sie sich befanden, so wären die Briefe übergeben worden; aber zum Glück wußte es die Tochter allein und leugnete, daß ich einen derselben aufbewahrt hätte. Obgleich dies eine Lüge war, so war es doch fürwahr eine Lüge voller Ehrlichkeit, Treue und Edelmuth, während die Wahrheit nur Treulosigkeit gewesen wäre. Als Frau von Epinay einsah, daß sie sie nicht verführen konnte, suchte sie sie durch Eifersucht aufzureizen, indem sie ihr ihre Schwäche und Blindheit vorwarf. „Wie können Sie," sagte sie zu ihr, „nicht sehen, daß sie ein verbrecherisches Verhältnis unter einander haben? Wenn Sie trotz allem, was Sie vor Augen haben, noch anderer Beweise bedürfen, so helfen Sie doch zu ihrer Erlangung mit. Sie sagen, er zerreiße die Briefe der Frau von Houdetot, sobald er sie gelesen habe. Nun wohl, sammeln Sie sorgfältig die Stücke und geben Sie sie mir; ich übernehme es, sie zusammenzusetzen." Das waren die Rathschläge, die meine Freundin meiner Lebensgefährtin ertheilte.

Therese hatte die Rücksicht, mir alle diese Versuche lange zu verschweigen; als sie jedoch meine Rathlosigkeit gewahrte, hielt sie sich für verbunden, mir alles zu sagen, damit ich nach Erkennung der Sachlage meine Maßregeln ergreifen könnte, um mich vor den gegen mich geplanten Verrätereien zu schützen. Meine Entrüstung, meine Wuth läßt sich nicht beschreiben. Statt mich gegen Frau von Epinay nach ihrem eigenen Beispiele zu verstellen und List mit List zu bekämpfen, überließ ich mich ohne Maßen der Heftigkeit meiner Natur und rief mit meiner gewöhnlichen Unbesonnenheit einen offenen Ausbruch hervor. Man kann über meine Unklugheit nach den folgenden Briefen urtheilen, die unser beiderseitiges Vorgehen bei dieser Gelegenheit zur Genüge kennzeichnen.

Billet der Frau von Epinay.

(Heft A, Nr. 44.)

„Weshalb sehe ich Sie denn nicht, mein werther Freund? Ich bin Ihretwegen unruhig. Sie hatten mir so fest versprochen, von der Eremitage sofort wieder hierher zurückzukehren. Nur darauf hin habe ich Sie frei gelassen. Und trotzdem lassen Sie acht Tage darüber hingehen. Wenn man mir nicht gesagt hätte, daß Sie sich wohl befänden, würde ich Sie für krank halten. Ich erwartete Sie vorgestern oder gestern, und ich sehe Sie nicht ankommen. Mein Gott, was ist Ihnen denn? Sie haben keine Geschäfte und haben eben so wenig Kummer, denn ich schmeichle mir, daß Sie sonst augenblicklich gekommen wären, ihn mir anzuvertrauen. Sie sind also krank! Reißen Sie mich, ich bitte Sie, recht bald aus meiner Unruhe. Leben Sie wohl, mein theurer Freund. Möge dieses Lebewohl bewirken, daß Sie mir selbst einen guten Tag wünschen."

Antwort.

Mittwoch Morgen.

„Ich kann Ihnen noch nichts sagen. Ich hoffe, noch genauer unterrichtet zu werden und ich werde es über kurz oder lang sein. Inzwischen seien Sie gewiß, daß die an-

geklagte Unschuld einen Vertheidiger finden wird, der vor Begierde brennt, die Verleumder, wer sie auch immer sein mögen, ihr Vorhaben bereuen zu lassen."

Zweites Billet derselben.

(Heft A, Nr. 45.)

„Wissen Sie, daß mich Ihr Brief erschreckt? Was will er denn eigentlich sagen? Ich habe ihn mehr als fünfundzwanzigmal gelesen. Ich verstehe ihn wirklich nicht. Ich ersehe aus ihm nur, daß Sie unruhig und gequält sind und erst das Ende Ihres Leidens abwarten wollen, um mit mir davon zu reden. Mein theurer Freund, lautet etwa so unsere Verabredung? Was ist denn aus jener Freundschaft, aus jenem Vertrauen geworden, und wie habe ich es verloren? Sind Sie auf mich oder um meinetwillen böse? Wie dem auch sein mag, kommen Sie, ich beschwöre Sie, noch diesen Abend. Erinnern Sie sich, daß Sie mir vor noch nicht acht Tagen versprochen haben, nichts auf dem Herzen zu behalten, sondern auf der Stelle mit mir zu besprechen. Mein theurer Freund, ich lebe in dem Vertrauen ... Halt, eben habe ich Ihren Brief noch einmal gelesen; ich verstehe ihn nicht besser, aber er macht mich beben. Sie scheinen mir heftig erregt zu sein. Ich wünschte Sie zu beschwichtigen, da ich aber den Grund Ihrer Beunruhigung nicht kenne, kann ich Ihnen nur die Versicherung geben, daß ich, bis ich Sie gesehen habe, eben so unglücklich bin wie Sie. Wenn Sie heute Abend um sechs Uhr nicht hier sind, mache ich mich morgen nach der Eremitage auf den Weg, was für Wetter es auch ist, und in welchem Zustande ich mich auch befinden möge, denn ich wäre nicht im Stande, diese Unruhe zu ertragen. Guten Tag, mein theurer, guter Freund. Ohne zu wissen, ob Sie es nöthig haben oder nicht, wage ich Ihnen auf jeden Fall zu sagen: suchen Sie sich in Acht zu nehmen und die Fortschritte, welche die Unruhe in der Einsamkeit macht, aufzuhalten. Aus einer Mücke wird da ein Elephant; ich habe es oft erfahren."

Antwort.

Mittwoch Abend.

„Ich kann Sie weder besuchen noch Ihren Besuch annehmen, so lange die Unruhe, in der ich mich befinde, anhält. Das Vertrauen, von dem Sie reden, besteht nicht mehr, und es wird nicht leicht sein, es wieder zu erlangen. Ich erblicke in Ihrem Eifer jetzt nur das Verlangen, aus den Geständnissen eines andern Vortheil zu ziehen, der für Ihre Pläne paßt. Mein Herz, das sich so gern einem Herzen, welches sich ihm öffnet, anvertraut, schließt sich vor List und Schlauheit. In der Schwierigkeit, die Ihnen das Verständnis meines Billets bereitete, erkannte ich Ihre gewöhnliche Gewandtheit. Halten Sie mich für einen so großen Gimpel zu glauben, daß Sie es nicht verstanden hätten? Nein; aber ich werde Ihre Ränke durch meinen Freimuth zu besiegen wissen. Ich werde mich noch deutlicher aussprechen, damit Sie mich noch weniger begreifen.

„Zwei fest vereinte und einander würdige Liebende sind mir theuer; ich bin selbstverständlich überzeugt, daß Sie nicht wissen werden, von welchen Personen ich rede, wenn ich sie Ihnen nicht nenne. Ich setze voraus, daß man sie zu vereinigen versucht und sich meiner bedient hat, um einen von ihnen mit Eifersucht zu erfüllen. Die Wahl ist nicht sehr geschickt, wenn sie auch der Bosheit geeignet schien, und wegen dieser Bosheit habe ich Sie in Verdacht. Ich hoffe, daß Ihnen dies deutlicher ist.

„So würde also die Frau, die ich meines Wissens am höchsten schätze, die Schändlichkeit besitzen, ihr Herz und ihre Person zwischen zwei Liebhabern zu theilen, und ich die, einer dieser beiden Elenden zu sein? Wüßte ich, daß Sie auch nur einen einzigen Augenblick im Leben so hätten von ihr und mir denken können, so würde ich Sie bis zum Tode hassen. Allein ich traue Ihnen nur zu, daß Sie es gesagt, und nicht, daß Sie es auch geglaubt haben. In diesem Falle begreife ich nicht, wem von den Dreien Sie haben schaden wollen; aber wenn Sie die Ruhe lieben, so fürchten Sie sich vor dem Unglücke, ihr Ziel zu erreichen. Weder Ihnen noch ihr habe ich verhehlt, wie schlecht ich über gewisse Verbindungen denke; aber ich will, daß ihr

hatte. Aber hier beginnt die große und edle Aufgabe, die ich würdig erfüllt habe, meine heimlichen Fehler und Schwachheiten zu sühnen, indem ich für schwerere Fehler, zu denen ich unfähig war und die ich nie beging, eintrat.

Der gefürchtete Meinungsaustausch wurde mir erspart, und ich kam mit der bloßen Angst davon. Im Augenblicke meiner Ankunft warf sich mir Frau von Epinay, Thränen vergießend, um den Hals. Dieser unerwartete Empfang und noch dazu von einer alten Freundin ergriff mich tief; ich weinte ebenfalls heftig. Ich sagte einige Worte zu ihr, die nicht viel Sinn hatten; sie erwiderte darauf einige, die noch weniger sinnreich waren, und alles war damit zu Ende. Das Essen war aufgetragen, und wir setzten uns zu Tische. In der Erwartung der Auseinandersetzung, die ich bis nach dem Abendessen aufgeschoben wähnte, spielte ich dabei eine traurige Rolle; denn der geringsten Unruhe, die sich meiner bemächtigt, unterliege ich dermaßen, daß ich sie auch den Kurzsichtigsten nicht zu verbergen vermöchte. Meine verlegene Miene mußte sie ermuthigen, allein trotzdem wagte sie den Kampf nicht aufzunehmen; nach dem Abendessen kam es eben so wenig zur Erklärung wie vorher. Am folgenden Tage fand gleichfalls keine statt. Unsere schweigsamen Zusammenkünfte wurden nur mit gleichgiltigen Dingen oder von meiner Seite mit einigen schicklichen Worten ausgefüllt, in denen ich ihr erklärte, daß ich mich über den Grund meines Verdachtes noch nicht aussprechen könnte, und ihr mit vollkommener Wahrheit betheuerte, mein ganzes Leben sollte, wenn er sich als haltlos herausstellte, darauf verwandt werden, die Ungerechtigkeit desselben wieder gut zu machen. Sie gab nicht die geringste Neugier zu erkennen, genau zu erfahren, was für einen Verdacht ich eigentlich hegte und wie er in mir entstanden wäre, und sowohl von ihrer wie von meiner Seite bestand unsere ganze Versöhnung in der Umarmung bei unserer ersten Begegnung. Da sie, wenigstens der Form nach, die allein Beleidigte war, so schien es mir, daß es nicht mir zukäme, eine Aufklärung herbeizuführen, nach der sie selber nicht trachtete, und ich ging von dannen, wie ich gekommen war. Da ich übrigens fortfuhr, mit ihr wie vorher zu leben,

vergaß ich diesen Streit bald völlig und bildete mir thörichterweise ein, auch sie hätte ihn vergessen, weil sie sich seiner nicht mehr zu erinnern schien.

Wie man bald sehen wird, war dies nicht die einzige Verdrießlichkeit, die mir meine Schwäche zuzog; aber ich hatte noch andere, nicht weniger empfindliche, die ich mir nicht selbst zugezogen hatte, sondern deren Grund nur in dem Bestreben lag, mich durch unausgesetzte Quälereien aus meiner Einsamkeit*) hervorzulocken. Diese Unannehmlichkeiten kamen mir von Seiten Diderots und der Holbachianer. Seit meiner Beziehung der Eremitage hatte Diderot nicht aufgehört mich zu quälen, sei es persönlich oder durch Deleyre, und aus des letzteren Witzeleien über meine Waldausflüge entnahm ich bald, mit welcher Lust sie den Einsiedler in einen galanten Schäfer verkleidet hatten. Aber nicht darum handelte es sich bei meinen Reibereien mit Diderot; diese hatten ernstere Ursachen. Nach der Veröffentlichung des „Natürlichen Sohnes" hatte er mir ein Exemplar desselben übersandt, das ich mit dem Interesse und der Aufmerksamkeit, die man den Werken eines Freundes zollt, gelesen hatte. Als ich die Art dialogisirter Poetik las, die er als Anhang hinzugefügt hat, wurde ich überrascht und sogar ein wenig unangenehm überrascht, darin unter mehreren nicht sehr höflichen, aber doch erträglichen Stellen gegen die Freunde der Einsamkeit auf jene bittre und harte, in schroffster Form aufgestellte Sentenz zu stoßen: „Nur der Böse ist gern allein." Diese Sentenz ist meines Erachtens doppelsinnig und läßt eine mehrfache Deutung zu, eine sehr wahre und eine sehr falsche, da es völlig unmöglich ist, daß ein Mensch, der allein ist und sein will, jemandem schaden kann und will, und folglich auch unmöglich schlecht sein kann. Der Spruch an sich erheischte also eine Erklärung; noch mehr erheischte er sie von Seiten eines Schriftstellers, der, als er diesen Spruch

*) Das heißt die Alte hervorzulocken, die man zur Ausführung der Verschwörung nöthig hatte. Es ist zu verwundern, daß mich mein dummes Vertrauen während dieses ganzen langen Sturmes zu begreifen abgehalten hat, daß nicht ich, sondern sie es war, die man nach Paris zurück haben wollte.

sehr wohl befand, stets Gesellschaft hatte und sehr angenehm lebte, so wußte Diderot nicht mehr, woraus er mir ein Verbrechen machen sollte. Er legte mir schließlich als solches diese Vorsicht meinerseits aus und unterließ auch nicht, mir ein anderes aus der Fortdauer des Aufenthaltes der Frau Le Vasseur auf der Eremitage zu machen, obgleich diese Fortdauer auf ihrer eigenen Wahl beruhte und es nur von ihr abgehangen hätte und noch immer nur von ihr abhing, nach Paris zurückzukehren, um dort mit der nämlichen Unterstützung von meiner Seite zu leben, die ihr in meinem Hause zu Theil ward.

Dies ist die Erklärung des ersten Vorwurfs in Diderots Briefe Nr. 33. Die des zweiten befindet sich in seinem Briefe Nr. 34. „Der Gelehrte (so pflegte Grimm den Sohn der Frau von Epinay scherzhafterweise zu nennen), der Gelehrte muß Ihnen geschrieben haben, daß es auf dem Walle zwanzig Arme gäbe, die vor Hunger und Frost stürben und auf das Scherflein warteten, das Sie ihnen gaben. Das ist eine Probe unseres leichten Geplauders . . . und wenn Sie das Uebrige vernähmen, würden Sie sich eben so ergötzt fühlen, wie über diesen Scherz."

Meine Antwort auf dieses vernichtende Geschreibsel, auf welches Diderot so stolz schien, lautete folgendermaßen:

„Ich glaube dem Gelehrten, das heißt dem Sohne eines Generalpächters, geantwortet zu haben, daß ich die Armen, welche er auf dem Walle in Erwartung eines Scherfleins gesehen, nicht bedauerte, daß er sie offenbar reichlich entschädigt hätte; daß ich ihn als meinen Stellvertreter einsetzte; daß sich die Pariser Armen bei diesem Tausche nicht würden zu beklagen haben; daß ich nicht leicht einen eben so guten Stellvertreter für die Armen zu Montmorency finden würde, die ihn weit nöthiger hätten. Es giebt hier einen braven ehrenwerthen Greis, der nach einem langen arbeitsvollen Leben jetzt nicht mehr zu arbeiten vermag und in seinen alten Tagen Hungers stirbt. Mein Gewissen ist über die zwei Kreuzer, die ich ihm alle Montage gebe, zufriedener als über die hundert Heller, welche ich an alle Bettler auf dem Walle vertheilt haben würde. Ihr seid wunderlich, ihr Herren Philosophen, wenn ihr die Stadtbewohner als die einzigen Menschen betrachtet, gegen welche ihr Pflichten zu erfüllen habt. Auf dem Land lernt man gerade die Menschheit lieben und ihr dienen; in den Städten lernt man sie nur verachten."

Dies waren die eigenthümlichen Bedenken, um deren willen ein Mann von Geist die Thorheit hatte, mir aus meiner Entfernung von Paris im Ernste ein Verbrechen zu machen, und sich bestrebte, mir an meinem eigenen Beispiele den Nachweis zu führen, daß man nicht außerhalb der Hauptstadt leben könnte, ohne ein schlechter Mensch zu sein. Heute begreife ich nicht, weshalb ich so dumm war, ihm zu antworten und mich zu ärgern, anstatt ihm als ganze Antwort ins Gesicht zu lachen. Aber die Aussprüche der Frau von Epinay und das Geschrei der Holbachschen Sippschaft hatten die Geister so sehr zu seinen Gunsten verblendet, daß ich in dieser Angelegenheit nach allgemeiner Annahme Unrecht hatte, und selbst Frau von Houdetot, Diderots begeisterte Anhängerin, verlangte, daß ich ihn in Paris besuchen und alle entgegenkommenden Schritte zu einer Versöhnung thun sollte, die, so aufrichtig und vollkommen sie von meiner Seite auch war, sich dennoch als wenig dauerhaft erwies. Das von ihr angewendete Mittel, durch welches sie den Sieg über mein Herz gewann, war, daß Diderot in diesem Augenblick unglücklich wäre. Außer dem gegen die Encyklopädie erregten Sturm hatte sich damals noch ein sehr heftiger gegen sein Stück erhoben, welches man ihn trotz der voraufgeschickten kleinen Geschichte von Anfang bis zu Ende aus Goldoni entlehnt zu haben beschuldigte. Diderot, der noch empfindlicher gegen Kritiken war als Voltaire, war zu jener Zeit davon ganz niedergeschmettert. Frau von Graffigny hatte sogar die Bosheit gehabt, das Gerücht zu verbreiten, daß ich bei dieser Gelegenheit mit ihm gebrochen hätte. Ich hielt es für gerecht und edelmüthig, öffentlich das Gegentheil nachzuweisen, und ich brachte zwei Tage nicht allein mit ihm, sondern auch bei ihm, in seinem eigenen Hause zu. Dies war seit meiner Uebersiedlung nach der Eremitage meine zweite Reise nach Paris. Die erste hatte ich unternommen, um zu dem armen Gauffecourt zu eilen, der einen Schlaganfall, von

Schönheit der Gesangspartien, die alle ergriff. Meine Arbeit verlangte ein großes Orchester; Herr von Epinay versammelte die mit Symphoniemusik vertrautesten Künstler. Frau Bruna, eine italienische Sängerin, sang die Motette und wurde gut begleitet. Die Motette hatte einen so großen Erfolg, daß man sie später im geistlichen Concert gegeben hat, wo sie ungeachtet der heimlichen Cabalen und der unwürdigen Aufführung zweimal den gleichen Beifall fand. Für den Namenstag des Herrn von Epinay gab ich die Idee zu einer Art von Stück an, das, halb Drama, halb Pantomime, Frau von Epinay verfaßte und zu dem ich gleichfalls die Musik lieferte. Bei seiner Ankunft vernahm Grimm von meinen musikalischen Erfolgen. Eine Stunde später sprach man nicht mehr von ihnen, aber wenigstens zog man meines Wissens meine Kenntnis der Compositionslehre nicht mehr in Zweifel.

Kaum war Grimm auf der Chevrette, wo es mir schon nicht allzu sehr behagte, als er mir durch ein Benehmen, wie ich es sonst nie bei jemandem sah und von dem ich nicht einmal eine Vorstellung hatte, den dortigen Aufenthalt vollends unerträglich machte. Am Abend vorher mußte ich das schöne Zimmer, das ich bis dahin einnahm und welches an das der Frau von Epinay stieß, räumen; man richtete es für Grimm ein und wies mir ein entlegeneres an. „So verdrängt," sagte ich lachend zu Frau von Epinay, „das Neue stets das Alte." Sie schien verlegen. Den Grund dazu verstand ich noch an demselben Abend besser, indem ich erfuhr, daß zwischen ihrem Zimmer und dem, welches ich verlassen, eine geheime Verbindungsthür wäre, die sie mir zu zeigen für unnütz gehalten hatte. Ihr Verhältnis zu Grimm war niemandem, weder in ihrem Hause, noch im Publikum, ja nicht einmal ihrem Manne unbekannt; statt es mir jedoch, dem in Geheimnisse Eingeweihten, die ihr weit wichtiger sein mußten und deren Verschweigung sie bei mir sicher war, einzugestehen, verwahrte sie sich dagegen stets sehr heftig. Ich begriff, daß an dieser Zurückhaltung Grimm Schuld hatte, der zwar alle meine Geheimnisse wußte, aber nicht wünschte, daß mir auch nur eines der seinigen bekannt würde.

Welch eine große Voreingenommenheit mir auch meine alten Gefühle, die noch nicht erloschen waren, und die wirklich hohe Begabung dieses Mannes für ihn einflößten, so konnte sie doch bei der Mühe, die er sich fort und fort gab, sie zu vernichten, nicht bestehen bleiben. Sein erstes Auftreten glich dem des Grafen von Tussière; er würdigte mich kaum eines Grußes; er richtete nicht ein einziges Mal das Wort an mich und gewöhnte es mir bald ab, es an ihn zu richten, indem er nie eine Silbe erwiderte. Ueberall beanspruchte er den Vortritt, überall nahm er den ersten Platz ein, ohne mir je eine Beachtung zu schenken. Das hätte ich ihm verziehen, wenn er nicht eine beleidigende Absichtlichkeit hätte hervorblicken lassen. Aus einem einzigen Zuge unter tausenden kann man sich eine Vorstellung davon machen. Als sich Frau von Epinay eines Abends etwas unwohl befand, befahl sie ihr das Essen auf ihr Zimmer zu bringen und begab sich in dasselbe hinauf, um in einer Ecke ihres Kamins zu speisen. Sie forderte mich auf, sie zu begleiten; ich that es. Grimm kam nach. Der kleine Tisch war bereits gedeckt; es waren nur zwei Couverts aufgestellt. Man trägt auf: Frau von Epinay setzt sich in die eine Ecke des Kamins an das Feuer. Herr Grimm nimmt einen Stuhl, läßt sich in der andern Ecke nieder, zieht das Tischchen zwischen sie beide, breitet seine Serviette auseinander und schickt sich zu essen an, ohne ein einziges Wort zu sagen. Frau von Epinay erröthet und bietet mir, um ihn zu zwingen, seine Grobheit wieder gut zu machen, ihren eigenen Platz an. Er sagte nichts, blickte mich nicht einmal an. Da ich nicht bis zum Feuer gelangen konnte, blieb mir nichts anderes übrig als im Zimmer auf und nieder zu gehen, bis man mir ein Couvert brachte. Er gestattete mir jedoch gnädigst am Ende des Tisches, fern vom Feuer, mein Abendbrot einnehmen zu dürfen, ohne gegen mich den geringsten Anstand zu zeigen, gegen mich, den Kränklichen, den Aelteren, der nicht allein ein älterer Freund des Hauses war, sondern ihn auch erst in dasselbe eingeführt hatte, gegen den er überdies als der Geliebte der Hausfrau den freundlichen Wirth hätte spielen müssen. Diesem Pröbchen entsprach sein Betragen gegen mich fort-

während. Er behandelte mich nicht etwa wie seinen Untergebenen, nein, er betrachtete mich als reine Null. Ich hatte Mühe, in ihm den früheren steifen Pedanten wieder zu erkennen, der sich bei dem Prinzen von Sachsen-Gotha durch meine Blicke geehrt fühlte. Noch mehr Mühe machte es mir, dieses tiefe Schweigen und diesen beleidigenden Hochmuth mit der zärtlichen Freundschaft für mich zu vereinigen, deren er sich denen gegenüber rühmte, von denen er wußte, daß sie mir freundschaftlich ergeben waren. Allerdings bezeugte er sie nur, um meine Bedrängnis zu beklagen, über die ich selbst nie klagte, um sein Mitleid über mein trauriges Loos auszusprechen, mit dem ich völlig zufrieden war, und sich bitter darüber zu beschweren, daß ich barsch alle seine wohlthätige Fürsorge zurückwiese, die er mir nach seiner Behauptung erweisen wollte. Durch diesen Kunstgriff brachte er es dahin, daß seine zärtliche Großmuth bewundert und meine undankbare Menschenfeindlichkeit getadelt wurde, und er nach und nach alle Welt daran gewöhnte, zwischen einem Beschützer wie er und einem Unglücklichen wie ich nur ein Verhältnis von Wohlthaten auf der einen Seite und von Verpflichtungen auf der andern anzunehmen, ohne auch nur die Möglichkeit zuzulassen, daß eine Freundschaft zwischen Gleich und Gleich stattfinden könnte. Ich für meine Person habe vergeblich herauszubekommen gesucht, in welcher Beziehung ich diesem jungen Streber verpflichtet sein könnte. Ich hatte ihm Geld geliehen; er lieh mir nie; ich hatte ihn in seiner Krankheit gepflegt, während der meinigen ließ er sich kaum bei mir sehen; alle meine Freunde waren durch mich die seinigen geworden, keiner der seinigen durch ihn der meinige; ich hatte aus allen Kräften sein Lob verbreitet, er dagegen, wenn er mich überhaupt gelobt hat, so that er es weniger öffentlich und in einer andren Weise. Nie hat er mir irgend einen Dienst erwiesen oder auch nur angeboten. Inwiefern war er also mein Mäcenas? Inwiefern war ich sein Schützling? Das ging über meinen Verstand und geht noch heute darüber.

Allerdings war er gegen alle Welt mehr oder weniger anmaßend, aber gegen niemand betrug er sich so ungeschliffen wie gegen mich. Ich entsinne mich, daß ihm Saint-Lambert einmal fast seinen Teller an den Kopf geworfen hätte, weil ihn derselbe an offener Tafel förmlich Lügen strafte und ganz grob sagte: „Das ist nicht wahr.“ Zu seinem schon von Natur scharfen Tone fügte er noch die Ueberhebung des Emporkömmlings und durch seine ewige Unverschämtheit wurde er sogar lächerlich. Der Umgang mit den Großen hatte ihn so weit verleitet, daß er selbst die Manieren annahm, die man nur an den weniger Vernünftigen unter ihnen wahrnimmt. Er rief seinen Diener nur mit der Partikel „Eh“, als ob der erlauchte Herr bei der großen Zahl seiner Leute nicht gewußt, wer gerade den Dienst hätte. Wenn er ihm Aufträge gab, warf er das Geld auf die Erde, statt es ihm in die Hand zu geben. Kurz er behandelte ihn, als ob derselbe gar kein Mensch wäre, mit einer so beleidigenden Verachtung, mit einem in jeder Hinsicht so widerwärtigen Hochmuthe, daß dieser arme Junge, ein sehr gutmüthiges Subject, welches ihm Frau von Epinay gegeben hatte, seinen Dienst verließ ohne andern Klagegrund als die Unmöglichkeit, eine solche Behandlung auszuhalten; er war der La Fleur dieses neuen „Glorieux“.

Eben so geckenhaft wie eitel machte er mit seinen dicken trüben Augen und seiner schlotterigen Gestalt Ansprüche auf Glück bei den Frauen und seit seiner Posse mit Fräulein Fel galt er bei einigen unter ihnen als ein Mann von großer Empfindung. Dies hatte ihn in Mode gebracht und ihm Gefallen an weiblicher Zierlichkeit eingeflößt; er begann den Stutzer zu spielen; seine Toilette wurde eine wichtige Angelegenheit; alle Welt wußte, daß er weiße Schminke auflegte, und ich, der ich anfangs nichts von dem allen glaubte, fing es zu glauben an, nicht allein wegen der Verschönerung seines Teints und weil ich Näpfchen mit weißer Schminke auf seinem Toilettentische gefunden hatte, sondern auch weil ich ihn, als ich eines Morgens in sein Zimmer trat, dabei antraf, wie er seine Nägel mit einer besonders dazu gefertigten Bürste putzte, eine Arbeit, die er ganz stolz in meiner Gegenwart fortsetzte. Ich schloß, daß ein Mann, der jeden Morgen zwei Stunden mit Bürsten seiner Nägel zubringt, auch recht gut einige Augen-

blicke damit zubringen kann, die Falten seiner Haut mit weißer Schminke auszufüllen. Der biedere Gauffecourt, der wegen seiner witzigen Einfälle berüchtigt war, hatte ihm den Spottnamen „Tyrann der Weiße" beigelegt.

Dies alles waren freilich nur Lächerlichkeiten, aber meinem Charakter waren sie völlig zuwider. Sie machten mir den seinigen vollends verdächtig. Ich hatte Mühe zu glauben, daß ein Mann, dem es im Kopfe so schwindelte, das Herz auf der rechten Stelle behalten könnte. Er bildete sich auf nichts so viel ein als auf seine Seelenkraft und Gefühlsstärke. Wie vereinigte sich dies mit Fehlern, die nur schwachen Seelen eigen sind? Wie können ihn die lebhaften und fortwährenden Regungen, von denen ein fühlendes Herz nach Dingen außer ihm erfüllt ist, sich unaufhörlich mit so vielen kleinen Sorgen für seine unbedeutende Person beschäftigen lassen? Ach, mein Gott, wer sein Herz von diesem himmlischen Feuer erglühen fühlt, sucht es mitzutheilen und wünscht sein Inneres zu zeigen. Er möchte sein Herz auf dem Gesichte tragen; er wird nie an andere Schminke denken.

Ich erinnerte mich des Grundgedankens seiner Moral, den mir Frau von Epinay gesagt und den sie sich zu eigen gemacht hatte. Dieser Grundgedanke bestand in einem einzigen Artikel, nämlich darin, daß es des Menschen einzige Pflicht ist, in allen Stücken den Neigungen seines Herzens zu folgen. Diese Moral gab mir, als ich sie vernahm, furchtbar viel zu denken, obgleich ich sie damals nur für ein Spiel des Witzes hielt. Allein ich überzeugte mich bald, daß dieses Princip wirklich die Regel seines Verhaltens war, und ich erhielt später nur zu sehr den Beweis davon auf meine eigenen Kosten. Es ist die innere Doctrin, von der mir Diderot so viel erzählt, aber die er mir nie deutlich gemacht hat.

Ich gedachte der häufigen Andeutungen, die man mir schon vor mehreren Jahren gemacht hatte, daß dieser Mensch falsch wäre, das Gefühl nur erheuchelte und vor allem mich nicht lieb hätte. Ich erinnerte mich mehrerer kleinen Anekdoten, die mir Herr von Francueil und Frau von Chenonceaux darüber erzählt hatten. Beide achteten ihn nicht

und mußten ihn kennen, weil Frau von Chenonceaux die Tochter der Frau von Rochechouart, einer innigen Freundin des verstorbenen Grafen von Friese war und Herr von Francueil, damals der unzertrennliche Gefährte des Vicomte von Polignac, viel im Palais Royal verkehrt hatte, gerade als sich Grimm dort Zutritt zu verschaffen begann. Ganz Paris war von seiner Verzweiflung nach dem Tode des Grafen von Friese unterrichtet. Es kam darauf an, den Ruf aufrecht zu erhalten, den er sich nach der zurückweisenden Strenge des Fräulein Fel erworben hatte, und wobei ich, wäre ich weniger blind gewesen, besser als irgend jemand die Unwahrheit seines Benehmens hätte erkennen müssen. Man mußte ihn nach dem Hôtel Castries bringen, wo er sich der maßlosesten Trauer überlassend, würdig seine Rolle spielte. Jeden Morgen ging er in den Garten, um sich nach Herzenslust auszuweinen, sein thränenfeuchtes Taschentuch, so weit man ihn vom Hôtel sehen konnte, auf die Augen drückend; aber bei der Biegung einer gewissen Allee sahen ihn Leute, deren er nicht gewärtig war, sein Tuch sofort in die Tasche stecken und ein Buch herausziehen. Diese wiederholentlich gemachte Beobachtung wurde bald in ganz Paris bekannt und fast eben so schnell vergessen. Ich hatte sie selbst vergessen: eine mich persönlich betreffende Thatsache rief sie in meiner Erinnerung wieder wach. Ich lag sterbenskrank in meinem Bette in der Straße Grenelle. Er war auf dem Lande. Eines Morgens kam er ganz athemlos, mich zu besuchen, wobei er betheuerte, daß er so eben angekommen wäre. Einen Augenblick später erfuhr ich, daß er schon den Tag vorher angekommen war und man ihn noch an demselben Tage im Theater gesehen hatte.

Tausend ähnliche Vorfälle fielen mir wieder ein; aber eine Beobachtung, welche ich erstaunt war, so spät zu machen, berührte mich schmerzlicher als dies alles. Ich hatte alle meine Freunde ohne Ausnahme mit Grimm bekannt gemacht; sie waren alle die seinigen geworden. Ich vermochte mich so wenig von ihm zu trennen, daß ich mir kaum den Zutritt zu einem Hause hätte erhalten mögen, in dem er keinen gehabt hätte. Nur Frau von Créqui weigerte sich ihn zuzulassen, und auch ich hörte seit dieser

Tone, den er mir gegenüber annahm, schwer vereinigen ließ, kam mir von keiner Seite etwas von ihm zu, das mir zum Vortheil gereicht hätte, und seine heuchlerische Theilnahme für mich hatte weit weniger den Zweck, mir zu dienen, als mich zu erniedrigen. So weit es in seiner Macht lag, nahm er mir sogar die Einnahmen aus dem Geschäfte, das ich mir gewählt hatte, indem er mich als schlechten Abschreiber ausschrie; allerdings sagte er darin die Wahrheit, aber es war nicht seine Sache, sie zu sagen. Dadurch daß er sich eines andern Abschreibers bediente und mir keinen Kunden ließ, den er mir abspenstig machen konnte, bewies er, daß es ihm nicht Scherz war. Man hätte meinen sollen, sein Plan wäre gewesen, mich von ihm und seinem Credit zu meinem Unterhalte abhängig zu machen und mir, bis ich so weit herabgekommen wäre, die Quellen desselben abzuschneiden.

Alles dies zusammengenommen brachte endlich meine Vernunft dahin, meiner alten Voreingenommenheit, die noch immer sprach, Schweigen zu gebieten. Ich hielt seinen Charakter wenigstens für sehr verdächtig und was seine Freundschaft anlangte, so war sie meines Erachtens falsch. In Folge dessen entschlossen, ihn nicht mehr zu sehen, setzte ich Frau von Epinay von dieser Absicht in Kenntnis, indem ich meinen Entschluß auf mehrere unwiderlegliche Thatsachen gründete, die ich jetzt jedoch vergessen habe.

Sie bekämpfte diesen Entschluß heftig, ohne gegen die Gründe, auf welche er sich stützte, etwas Bestimmtes anführen zu können. Sie hatte sich mit ihm noch nicht besprochen; am nächsten Tage überreichte sie mir aber, anstatt sich mündlich mir gegenüber zu erklären, einen sehr geschickt abgefaßten und von ihnen gemeinschaftlich entworfenen Brief, in welchem sie ihn, ohne auf die einzelnen Thatsachen einzugehen, durch seinen verschlossenen Charakter rechtfertigte und indem sie meinen Verdacht seiner Treulosigkeit gegen einen Freund mir als ein Verbrechen auslegte, mich zur Versöhnung mit ihm aufforderte. Dieser Brief machte mich schwankend. In einer Unterredung, die wir darauf hatten und in der ich sie besser als das erste Mal vorbereitet fand, ließ ich mich vollens besiegen. Ich kam dahin

zu glauben, daß ich falsch geurtheilt haben könnte und daß ich in diesem Falle einem Freunde wirklich schweres Unrecht zugefügt hätte, das ich wieder gut machen müßte. Kurz, wie ich schon Diderot und dem Baron Holbach gegenüber halb aus gutem Willen, halb aus Schwäche gethan hatte, so ließ ich mich auch diesmal wieder zu einem freundlichen Entgegenkommen verleiten, welches ich mit Recht hätte verlangen können. Ich ging wie ein zweiter George Dandin, um mich bei ihm wegen der Beleidigungen, die er mir zugefügt hatte, zu entschuldigen, immer in der falschen Ueberzeugung, die mich mein Lebenlang zu tausend Demüthigungen vor meinen falschen Freunden getrieben hat, daß es keinen Haß gebe, den man nicht durch Sanftmuth und freundliches Benehmen entwaffnen könne; während im Gegentheile der Haß der Bösen durch die Unmöglichkeit, einen Grund zu ihm zu finden, nur noch mehr zunimmt, und das Gefühl ihrer eigenen Ungerechtigkeit nur eine neue Quelle ihres Hasses wird. Meine eigene Geschichte giebt mir einen sehr starken Beweis für die Richtigkeit dieses Axioms an Grimm und Tronchin, die beide aus reiner Lust, Laune und Vergnügen meine unversöhnlichsten Feinde geworden sind, ohne auch nur das geringste Unrecht irgend einer Art, das ich je einem von ihnen*) zugefügt hätte, angeben zu können, und deren Wuth wie die der Tiger durch die Leichtigkeit ihrer Befriedigung von Tage zu Tage wächst.

Ich erwartete, daß mich Grimm, von meiner Nachgiebigkeit und meinem Entgegenkommen beschämt, mit offenen Armen, mit zärtlichster Freundschaft empfangen würde. Er empfing mich wie ein römischer Kaiser mit einem Dünkel, wie ich ihn nie bei jemandem gesehen hatte. Auf eine solche Aufnahme war ich keineswegs vorbereitet. Als ich in der Verlegenheit über eine für mich so wenig geschaffene Rolle auf den Gegenstand, der mich zu ihm führte, mit

*) Ich habe letzterem später den Beinamen „Gaukler" erst lange nach seiner erklärten Feindschaft und den blutigen Verfolgungen, die er in Genf und anderswo gegen mich erregt hatte, beigelegt. Ich habe diesen Namen sogar bald wieder zurückgenommen, als ich mich völlig als sein Opfer erblickte. Niedrige Rache ist meines Herzens unwürdig, und der Haß faßt in ihm nie festen Fuß.

bereit, einen zweiten Brief an ihn zu schreiben, auf welchen ich, wie ich überzeugt war, Antwort erhalten hätte, als ich den traurigen Grund seines Schweigens auf den ersten vernahm. Er hatte die Anstrengungen dieses Feldzuges nicht bis zu Ende aushalten können. Frau von Epinay benachrichtigte mich, daß er einen Anfall von Lähmung gehabt hätte, und Frau von Houdetot, die in ihrem Kummer endlich selbst krank wurde und außer Stande war, augenblicklich an mich zu schreiben, theilte mir zwei oder drei Tage später von Paris aus, wo sie sich damals aufhielt, mit, daß er sich nach Aachen bringen ließe, um dort Bäder zu nehmen. Ich will nicht behaupten, daß mich diese traurige Nachricht eben so wie sie betrübte, allein ich zweifle, ob das Herzeleid, mit dem sie mich erfüllte, weniger schmerzlich war als ihre Trauer und ihre Thränen. Der Kummer, ihn in diesem Zustande zu wissen, noch durch die Furcht erhöht, daß die Unruhe dazu beigetragen haben könnte, ihn in denselben zu versetzen, rührte mich mehr als alles, was mir bisher widerfahren war, und ich fühlte schmerzlich, daß es mir in meiner Selbstachtung an der Kraft gebrach, die ich nöthig hatte, um so viel Herzeleid zu ertragen. Zum Glück ließ mich dieser edelmüthige Freund nicht lange in dieser Niedergeschlagenheit; trotz seines Anfalls vergaß er mein nicht und säumte nicht, mich persönlich davon zu benachrichtigen, daß ich mich hinsichtlich seiner Gesinnung wie seines Zustandes zu ängstlichen Befürchtungen hingegeben hätte. Aber es ist Zeit, zu dem großen Umschwunge meines Schicksals zu kommen, zu der Katastrophe, die mein Leben in zwei so verschiedene Theile getheilt und aus einer so unbedeutenden Ursache so furchtbare Wirkungen hervorgerufen hat.

Eines Tages, als ich an nichts weniger dachte, ließ mich Frau von Epinay durch einen Boten holen. Beim Eintreten gewahrte ich an ihren Augen und an ihrer ganzen Haltung etwas Verlegenes, was mir um so auffallender erschien, als ein derartiges Benehmen bei ihr höchst ungewöhnlich war, da niemand in der Welt sein Gesicht und seine Bewegungen besser zu beherrschen verstand als gerade sie. „Mein Freund," sagte sie, „ich reise nach Genf;

ich leide sehr an der Brust; meine Gesundheit ist bis zu dem Grade angegriffen, daß ich mich durch nichts andres darf abhalten lassen und Tronchin aufsuchen und um Rath fragen muß." Dieser so plötzlich und noch dazu beim Eintritt der schlechten Jahreszeit gefaßte Entschluß überraschte mich um so mehr, als ich sie erst vor sechsunddreißig Stunden verlassen hatte, ohne daß davon die Rede gewesen wäre. Ich fragte sie nach ihrer Begleitung. Sie erwiderte, sie würde ihren Sohn nebst Herrn von Linant mitnehmen, und dann bemerkte sie nachlässig: „Und Sie, mein Bär, werden Sie nicht auch mitkommen?" Da ich nicht glaubte, daß sie im Ernste spräche, weil sie wußte, daß ich in der beginnenden Jahreszeit kaum fähig war, mein Zimmer zu verlassen, so scherzte ich darüber, wie ersprießlich es wäre, wenn ein Kranker den andern begleitete; sie schien auch selbst den Vorschlag nicht ernstlich gemeint zu haben, und es war nicht weiter die Rede davon. Wir sprachen nur noch von ihren Reisevorbereitungen, mit denen sie sich mit großer Lebhaftigkeit beschäftigte, da sie schon in vierzehn Tagen abzureisen gedachte.

Ich bedurfte nicht großen Scharfsinnes, um zu begreifen, daß diese Reise durch einen geheimen Beweggrund, den man mir verschwieg, veranlaßt wurde. Dieses Geheimnis, welches im ganzen Hause nur für mich vorhanden war, wurde schon am folgenden Tage von Therese entdeckt, der es Teissier, der Haushofmeister, der er es durch die Kammerfrau erfuhr, offenbarte. Obgleich ich dieses Geheimnis nicht zu verschweigen verpflichtet bin, da es mir nicht von Frau von Epinay anvertraut wurde, so steht es doch mit andern, die ich von ihr selbst erfuhr, in zu engem Zusammenhange, als daß ich es von ihnen trennen könnte, ich werde deshalb über diesen Punkt schweigen. Aber diese Geheimnisse, die weder meinem Mund noch meiner Feder je entschlüpft sind noch je entschlüpfen werden, sind zu vielen Leuten bekannt gewesen, um nicht die ganze Umgebung der Frau von Epinay zu Mitwissern zu haben.

Ueber den wahren Beweggrund dieser Reise unterrichtet, würde ich in dem Versuche, mich zum Ehrenhüter der Frau von Epinay zu machen, den geheimen Antrieb

sein möge wie das meinige. Das dürfte zur Ruhe Ihres Lebens nöthig sein.

„Da Sie die Eremitage verlassen wollen und es für nöthig halten, so nimmt es mich Wunder, daß Ihre Freunde Sie zurückgehalten haben. Ich für meine Person befrage die meinigen nicht über meine Pflichten und habe Ihnen über die Ihrigen nichts mehr zu sagen."

Eine so unvorhergesehene, aber so deutlich ausgesprochene Verabschiedung ließ mich nicht einen Augenblick schwanken. Ich mußte die Eremitage auf der Stelle verlassen, welche Witterung auch sein mochte, in welchem Zustande ich mich auch befand, sollte ich auch im Walde und auf dem Schnee, mit dem der Boden damals bedeckt war, schlafen müssen, und was auch immer Frau von Houdetot dagegen sagen und thun konnte; denn ich wollte ihr zwar in allem willfährig sein, aber nicht so weit, daß es mir zur Schande gereichte.

Ich befand mich in der furchtbarsten Verlegenheit, in der ich je gewesen bin, aber mein Entschluß war gefaßt; ich schwor, was sich auch immer ereignen möchte, in acht Tagen nicht mehr auf der Eremitage zu schlafen. Ich fing an, mein Hab und Gut fortzuschaffen, entschlossen, es lieber auf freiem Felde zu lassen, als die Schlüssel nicht bis zum achten Tage zurückzugeben, denn ich wünschte namentlich, daß alles abgemacht wäre, ehe man nach Genf schreiben und Antwort erhalten könnte. Mich beseelte ein Muth, wie ich ihn noch nie in mir gefühlt hatte; alle meine Kräfte waren zurückgekehrt. Ehre und Empörung erfüllten mich mit einer Stärke, auf welche Frau von Epinay nicht gerechnet hatte. Das Glück unterstützte meine Kühnheit. Herr Mathas, Fiscal des Prinzen von Condé, hörte von meiner Verlegenheit. Er ließ mir ein kleines Haus anbieten, welches er in seinem Garten zu Mont-Louis in Montmorency besaß. Ich ging eifrig und dankbar auf sein Anerbieten ein. Wir wurden über die Miethe bald einig; ich ließ zu den Möbeln, die ich schon hatte, schnell noch einige andere kaufen, um Therese und mich mit dem Nöthigsten zu versehen. Ich ließ meine Habseligkeiten mit großer Mühe und großen Kosten wegschaffen. Trotz Eis und Schnee wurde

mein Umzug in zwei Tagen vollendet, und den 15. December gab ich die Schlüssel zur Eremitage zurück, nachdem ich dem Gärtner seinen Lohn ausgezahlt hatte, da ich meine Miethe nicht bezahlen konnte.

Der Frau Le Vasseur erklärte ich die Nothwendigkeit unserer Trennung. Ihre Tochter wollte mich davon zurückbringen; ich war unbeugsam. Ich ließ sie in der Landkutsche nach Paris fahren und alle Sachen und Möbel mitnehmen, die sie mit ihrer Tochter gemeinschaftlich besaß. Ich gab ihr etwas Geld und verpflichtete mich, ihr bei ihren Kindern oder anderswo die Miethe zu bezahlen, nach besten Kräften für ihren Unterhalt zu sorgen und es ihr nie an Brot fehlen zu lassen, so lange ich selbst etwas haben würde.

Zuletzt schrieb ich am zweiten Tage nach meiner Ankunft zu Mont-Louis an Frau von Epinay folgenden Brief:

Montmorency, den 17. December 1757.

„Nichts ist so einfach und so nothwendig, gnädige Frau, als mich aus Ihrem Hause zu entfernen, wenn Sie mein längeres Dableiben nicht genehmigen. In Folge Ihrer Weigerung, mir zu gestatten, daß ich noch den Rest des Winters auf der Eremitage zubrächte, habe ich sie am 15. December verlassen. Mein Verhängnis wollte, daß ich sie wider meinen Willen bezog und in gleicher Weise von ihr schied. Ich danke Ihnen für den Aufenthalt daselbst, den Sie mir aufgedrungen haben, und ich würde Ihnen noch erkenntlicher dafür sein, wenn ich ihn weniger theuer bezahlt hätte. Uebrigens haben Sie Recht, mich für unglücklich zu halten. Niemand in der Welt weiß besser als Sie, wie sehr ich es sein muß. Wenn es ein Unglück ist, sich in der Wahl seiner Freunde zu täuschen, so ist es ein anderes, nicht weniger schmerzliches, von einem so süßen Irrthume zurückzukommen."

Das ist die treue Berichterstattung über meinen Aufenthalt in der Eremitage und die Gründe, die mein Scheiden von dort veranlaßt haben. Es war mir unmöglich, aus dieser Erzählung etwas fortzulassen, und es war mir von

Zustande täglich zwei Stunden morgens und eben so viele nachmittags in einem ganz offenen Thurme am Ende des Gartens zu, in dem meine Wohnung lag. Dieser Thurm, der den Hintergrund einer terrassenförmigen Allee bildete, ging auf das Thal und den Weiher von Montmorency; die Aussicht, die man von ihm hatte, schloß mit dem einfachen, aber stattlichen Schlosse von Saint-Gratien, dem Zufluchtsorte des tugendhaften Catinat, ab. An diesem damals eiskalten, gegen Wind und Schnee ungeschützten Orte schrieb ich, von keinem andern Feuer als dem meines Herzens erwärmt, innerhalb drei Wochen meinen Brief an d'Alembert über das Schauspiel. Dies ist (denn die Julie war noch nicht zur Hälfte fertig) die erste meiner Schriften, an der ich mit wahrer Lust und Liebe arbeitete. Bisher hatte bei mir die Empörung der Tugend Apollo ersetzt; diesmal trat Zärtlichkeit und Sanftmuth der Seele an seine Stelle. Die Ungerechtigkeiten, deren Zeuge ich nur gewesen, hatten mich erzürnt; diejenigen, deren Gegenstand ich geworden, machten mich traurig, und diese Traurigkeit ohne Haß kam aus einem zu liebevollen, zu zärtlichen Herzen, das, von denen getäuscht, die ihm, wie es wähnte ebenbürtig waren, sich zur Einkehr in sich selbst gezwungen sah. Voll von dem allen, was mir widerfahren war, noch erregt von so vielen heftigen Erschütterungen, ließ das meinige das Gefühl seiner Leiden in die Vorstellungen überfließen, die das Nachdenken über mein Thema in mir wach gerufen hatte; meine Arbeit verräth die Verschmelzung beider. Unbewußt schilderte ich darin meine wirkliche Lage; ich charakterisirte darin Grimm, Frau von Epinay, Frau von Houdetot, Saint-Lambert, mich selbst. Wie wonnevolle Thränen vergoß ich beim Schreiben! Ach, man merkt es nur zu sehr, daß die Liebe, diese unselige Liebe, von der ich zu genesen trachtete, noch nicht aus meinem Herzen gewichen war. In dieses alles mischte sich eine gewisse Rührung über mich selbst, da ich mich sterbend fühlte und dem Publikum mein letztes Lebewohl auszusprechen glaubte. Weit entfernt, den Tod zu fürchten, sah ich sein Nahen mit Freuden; allein es schmerzte mich, von meinen Mitmenschen zu scheiden, ohne daß sie meinen Werth erkannt, ohne daß sie wußten,

wie sehr ich ihre Liebe verdient hätte, wenn sie mich genauer gekannt. Das sind die geheimen Ursachen des eigenthümlichen Tones, der durch dieses Werk hindurchgeht und so wunderbar gegen den im vorhergehenden*) absticht.

Ich besserte und besserte an diesem Briefe, schrieb ihn ins Reine und wollte ihn eben drucken lassen, als ich nach langem Stillschweigen ein Schreiben von Frau von Houdetot bekam, das mich in neue Trauer versenkte, die empfindlichste, deren Beute ich je geworden bin. Sie zeigte mir in diesem Briefe (Heft B, Nr. 34) an, daß meine Leidenschaft für sie in ganz Paris bekannt wäre, daß ich von ihr mit Leuten geredet, die davon öffentlichen Gebrauch gemacht hätten; daß diese Gerüchte, als sie ihrem Geliebten zu Ohren gekommen, ihr beinahe das Leben gekostet; daß er ihr zwar zuletzt Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen, und der Frieden unter ihnen wieder hergestellt wäre, daß es aber die Rücksicht auf ihn wie auf sich selbst und die Sorge für ihren Ruf verlangte, jeglichen Verkehr mit mir abzubrechen. Sie versicherte mir übrigens, sie würden beide nicht aufhören, Antheil an mir zu nehmen, würden mich im Publikum vertheidigen, und sie würde sich von Zeit zu Zeit nach mir erkundigen lassen.

Also auch du, Diderot? rief ich aus. Unwürdiger Freund! ... Gleichwohl konnte ich mich nicht entschließen, ihn schon danach zu verurtheilen. Meine Schwäche war andern Leuten bekannt, die ihn zum Reden verleitet haben konnten. Ich wollte zweifeln ... aber bald konnte ich es nicht mehr. Saint-Lambert führte bald nachher einen seines Edelmuthes würdigen Akt aus. Da er meine Seele einigermaßen kannte, dachte er sich, in welchem Zustande ich, von einem Theile meiner Freunde verrathen und von den andern verlassen, sein mußte. Er besuchte mich. Das erste Mal konnte er mir nur wenig Zeit schenken. Er kam wieder. Da ich ihn nicht erwartete, war ich leider nicht zu Hause. Therese, die sich daheim befand, hatte mit ihm eine mehr als zweistündige Unterredung, in der sie sich gegenseitig viele Thatsachen mittheilten, deren Kenntnis

*) Die Abhandlung über die Ungleichheit der Stände.

ihm wie mir wichtig sein mußten. Der Ueberraschung, mit der ich durch ihn erfuhr, daß niemand in der Welt daran zweifelte, ich hätte mit Frau von Epinay gelebt, wie jetzt Grimm mit ihr lebte, kann nur diejenige gleichkommen, die er selbst bei der Versicherung empfand, wie falsch dieses Gerücht wäre. Zum großen Mißvergnügen der Dame befand sich Saint-Lambert in derselben Lage wie ich, und alle Aufklärungen, die ein Ergebnis dieser Unterredung waren, unterdrückten in mir vollends jedes Bedauern, mit ihr unwiderruflich gebrochen zu haben. In Bezug auf Frau von Houdetot theilte er Therese ausführlich mehrere Umstände mit, die weder ihr noch selbst Frau von Houdetot bekannt waren, die ich allein wußte und die ich nur Diderot unter dem Siegel der Freundschaft erzählt hatte; und gerade Saint-Lambert hatte er auserwählt, um ihm darüber vertrauliche Mittheilungen zu machen. Dieser letzte Zug bestimmte mich; entschlossen, mit Diderot auf ewig zu brechen, überlegte ich nur noch, auf welche Weise es geschehen sollte; denn ich wußte aus Erfahrung, daß mir ein geheimer Bruch stets zum Nachtheil gereichte, indem er meinen bittersten Feinden die Maske der Freundschaft ließ.

Die in der Welt anerkannten Anstandsregeln scheinen von dem Geist der Lüge und des Verraths eingegeben zu sein. Noch anscheinend der Freund eines Menschen bleiben, nachdem die Freundschaft zu ihm erloschen ist, heißt sich die Mittel vorbehalten, ihm zu schaden, indem man die ehrlichen Leute täuscht. Ich erinnerte mich, daß sich der berühmte Montesquieu, als er mit dem Pater von Tournemine brach, beeilte, es laut zu erklären, indem er jedermann sagte: „Hören Sie weder den Pater von Tournemine noch mich an, wenn wir von einander reden, denn wir haben aufgehört, Freunde zu sein.“ Dieses Betragen fand allgemeinen Beifall, und alle Welt lobte seine Offenheit und seinen Edelmuth. Ich entschloß mich, hinsichtlich Diderots diesem Beispiele zu folgen. Aber wie aus meiner Zurückgezogenheit heraus diesen Bruch in unzweideutiger und noch dazu unanstößiger Weise veröffentlichen? Ich gerieth auf den Einfall, in der Form einer Anmerkung in mein Werk einen Spruch aus Jesus Sirach einzuschalten, der für jeden Unterrichteten diesen Bruch und sogar den Grund ziemlich deutlich erklärte, während er für alle übrige bedeutungslos war. Ueberdies war ich beflissen, den Freund, von dem ich mich lossagte, in dem Werke nur mit der Achtung zu bezeichnen, welche man der erloschenen Freundschaft stets erweisen muß. Man kann dies alles im Werke selber sehen.

In dieser Welt gibt es nur Glück und Unglück, und im Mißgeschick scheint jede Handlung des Muthes ein Verbrechen zu sein. Dieselbe Handlungsweise, welche man bei Montesquieu bewundert hatte, zog mir nur Tadel und Vorwurf zu. Sobald mein Werk gedruckt war und ich Exemplare desselben besaß, schickte ich eins an Saint-Lambert, der mir noch den Tag zuvor in seinem und Frau von Houdetots Namen ein Billet voll der zärtlichsten Freundschaft geschrieben hatte (Heft B, Nr. 37). Man lese den Brief, den er mir bei Rücksendung meines Exemplares schrieb:

Eaubonne, den 10. October 1758.

„Fürwahr, mein Herr, ich kann das Geschenk, das Sie mir so eben gemacht haben, nicht annehmen. Bei der Stelle Ihrer Vorrede, wo Sie im Hinblick auf Diderot einen Spruch aus dem Prediger Salomo anführen, (er täuscht sich, derselbe ist aus Jesus Sirach) ist mir das Buch aus den Händen gefallen. Nach den Gesprächen dieses Sommers schienen Sie überzeugt, daß Diderot an dem angeblichen Vertrauensbruche, dessen Sie ihn ziehen, unschuldig wäre. Es kann Ihnen gegenüber das Unrecht auf seiner Seite liegen, ich weiß es nicht; aber so viel weiß ich, daß es Ihnen nicht das Recht verleiht, ihn öffentlich zu beschimpfen. Sie kennen recht wohl die Verfolgungen, die er zu erdulden hat, und Sie nehmen nicht Anstand, die Stimme eines alten Freundes in das Geschrei des Neides einfallen zu lassen. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, mein Herr, wie sehr mich diese Schändlichkeit empört. Ich habe mit Diderot keinen Umgang, aber ich ehre ihn und fühle lebhaft den Kummer, den Sie einem Manne bereiten, welchem Sie, wenigstens mir gegenüber, nur einige Schwäche zum Vorwurf machten. Unsere Grundsätze, mein Herr, sind zu abweichend von einander, als daß wir je übereinstimmen

könnten. Vergessen Sie mein Dasein; dies muß für Sie keine Schwierigkeit haben. Ich habe den Menschen nie solch Gutes oder solch Böses erwiesen, dessen man sich lange erinnert. Ich für meine Person verspreche Ihnen, mein Herr, Ihre Person zu vergessen und mich nur Ihrer Talente zu erinnern."

Ueber diesen Brief fühlte ich mich nicht weniger innerlich zerrissen als empört und, in dem Uebermaße meines Elends meinen Stolz endlich wiederfindend, schrieb ich ihm folgendes Billet als Antwort:

Montmorency, den 11. October 1758.

„Mein Herr, beim Lesen Ihres Briefes habe ich Ihnen die Ehre angethan, über ihn erstaunt zu sein, und habe die Dummheit gehabt, mich von ihm aufregen zu lassen; aber einer Antwort habe ich ihn nicht für werth gehalten.

„Ich beabsichtige durchaus nicht die Abschriften für Frau von Houdetot fortzusetzen. Wenn sie das, was sie von ihnen besitzt, nicht zu behalten Lust hat, kann sie es mir zurücksenden; ihr Geld werde ich ihr zurückerstatten. Behält sie es, so muß sie trotzdem den Rest ihres Papieres und Geldes abholen lassen. Ich bitte Sie, mir gleichzeitig den Prospectus zurückzugeben, den sie in Verwahrung hat. Leben Sie wohl, mein Herr."

Muth im Unglücke reizt niedrige Herzen auf, gefällt dagegen den edelmüthigen Herzen. Dieses Billet scheint Saint-Lambert wieder zu sich selbst gebracht und ihm Bedauern über das, was er gethan, eingeflößt zu haben; zu stolz jedoch, es seinerseits offen wieder gut zu machen, ergriff er das Mittel, war vielleicht sogar der Urheber desselben, den Schlag, den er mir versetzt hatte, abzuschwächen. Vierzehn Tage später erhielt ich von Herrn von Epinay folgenden Brief (Heft B, Nr. 52):

Heute, Donnerstag den 26.

„Ich habe, mein Herr, das Buch, das Sie mir zu übersenden die Güte gehabt, erhalten; ich las es mit dem größten Vergnügen. Diese Empfindung habe ich immer bei der Lectüre aller Werke gehabt, die aus Ihrer Feder geflossen

sind. Empfangen Sie meinen besten Dank. Ich würde Ihnen denselben persönlich abgestattet haben, wenn meine Geschäfte mir gestattet hätten, einige Zeit in Ihrer Nachbarschaft zu weilen, allein ich habe die Chevrette dieses Jahr nur sehr kurze Zeit bewohnt. Herr und Frau Dupin haben sich bei mir daselbst für den nächsten Sonntag zum Mittagbrote angemeldet. Ich hoffe auch, daß die Herren von Saint-Lambert und von Francueil sowie Frau von Houdetot daran Theil nehmen werden. Sie würden mir ein wahres Vergnügen bereiten, mein Herr, wollten Sie einer der Unsrigen sein. Alle Personen, die ich bei mir sehen werde, sehnen sich nach Ihnen und werden entzückt sein, mit mir das Vergnügen zu theilen, einen Theil des Tages mit Ihnen zu verleben. Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu sein ꝛc."

Dieser Brief verursachte mir furchtbares Herzklopfen. Nachdem ich ein Jahr lang Paris mit Neuigkeiten erfüllt hatte, erbebte ich bei dem Gedanken, mich den Blicken der Frau von Houdetot auszusetzen, und hatte Mühe, hinreichenden Muth zu finden, um diese Probe auszuhalten. Da sie und Saint-Lambert es indessen sehr wünschten, da Herr von Epinay im Namen aller Gäste sprach und niemanden nannte, den ich nicht mit großer Freude gesehen hätte, so glaubte ich mich nach allem nicht durch die Annahme eines Essens bloßzustellen, zu dem ich gewissermaßen von jedermann eingeladen war. Ich sicherte deshalb mein Erscheinen zu. Da es am Sonntag schlechtes Wetter war, schickte mir Herr von Epinay seinen Wagen und ich fuhr ab.

Meine Ankunft erregte Aufsehen. Mir ist nie eine freundschaftlichere Aufnahme zu Theil geworden. Man hätte sagen können, die ganze Gesellschaft fühlte, wie sehr ich der Aufrichtung bedurfte. Nur französische Herzen kennen diese Art des Zartgefühls. Indessen fand ich mehr Gäste, als ich erwartet hatte, unter andern den Grafen von Houdetot, den ich noch gar nicht kannte, und seine Schwester, die Frau von Blainville, die ich gern vermißt hätte. Sie war im vorigen Jahr mehrmals nach Eaubonne gekommen, und auf unsern einsamen Promenaden hatte ihre Schwägerin sie sich oft vor der Thüre langweilen lassen. Sie hatte einen

Brief an d'Alembert athmete eine Seelenmilde, der man es anmerkte, daß sie nicht erkünstelt war. Wäre ich in meiner Zurückgezogenheit von übler Laune verzehrt worden, würde mein Ton es verrathen haben. Er herrschte in allen Schriften, die ich in Paris verfaßt hatte; er herrschte nicht mehr in der ersten, die ich auf dem Lande geschrieben. Für die, welche zu beobachten wissen, war dieses Anzeichen entscheidend. Man erkannte, daß ich wieder in mein Element gekommen war.

Trotzdem verschaffte mir das nämliche Werk, so voller Milde es auch war, durch meine Tölpelhaftigkeit oder mein gewöhnliches Unglück einen neuen Feind unter den Schriftstellern. Ich hatte bei Herrn De la Poplinière Marmontels Bekanntschaft gemacht, und diese hatte sich bei dem Baron erhalten. Marmontel gab damals den „Mercure de France" heraus. Da ich den Stolz besaß, den Herausgebern von Zeitschriften meine Werke nicht zu senden, und ihm dieses gleichwohl schicken wollte, ohne daß er glauben sollte, es wäre eine Gabe für den Redacteur, damit er es im „Mercure" einer Besprechung unterzöge, so schrieb ich auf sein Exemplar, es wäre nicht für den Herausgeber des „Mercure", sondern für Herrn Marmontel bestimmt. Ich vermeinte ihm eine sehr schöne Schmeichelei zu sagen, er glaubte darin eine tief kränkende Beleidigung zu sehen und wurde mein unversöhnlicher Feind. Er schrieb gegen diesen nämlichen Brief mit Höflichkeit, aber mit einer Bitterkeit, die unschwer zu erkennen ist, und seitdem hat er keine Gelegenheit versäumt, mir in der Gesellschaft zu schaden und mich in seinen Werken indirect zu geißeln. So schwer ist es, die sehr reizbare Eigenliebe der Schriftsteller zu schonen, und so besorgt muß man sein, unter den Höflichkeiten, die man ihnen sagt, nichts vorzubringen, was auch nur den geringsten Schein der Zweideutigkeit haben könnte.

1759.

Nach allen Seiten hin ruhig geworden, benutzte ich meine augenblickliche Muße und Unabhängigkeit, um meine Arbeiten schneller und planvoller fortzusetzen. Ich vollendete diesen Winter die Julie und schickte sie an Rey, der sie im

folgenden Jahre drucken ließ. Diese Arbeit wurde jedoch noch durch eine kleine und sogar ziemlich unangenehme Störung unterbrochen. Ich erfuhr, daß man in der Oper eine neue Aufführung des „Dorfwahrsagers" vorbereitete. Erzürnt zu sehen, in wie anmaßender Weise diese Leute über mein Eigenthum verfügten, nahm ich die Denkschrift wieder auf, die ich Herrn von Argenson übersandt hatte und die unbeantwortet geblieben war, und nach einer abermaligen Ueberarbeitung ließ ich sie durch Herrn Sellon, den Genfer Residenten, mit einem Briefe, dessen Bestellung er übernehmen wollte, dem Herrn Grafen von Saint-Florentin überreichen, der Herrn von Argensons Nachfolger in der Leitung der Oper geworden war. Herr von Saint-Florentin verhieß Antwort, gab aber keine. Duclos, dem ich schrieb, was ich gethan hatte, nahm mit den „kleinen Geigern" darüber Rücksprache, die sich erboten, mir zwar nicht meine Oper, aber freien Eintritt zu geben, den ich nicht mehr benutzen konnte. Als ich sah, daß ich von keiner Seite her auf Gerechtigkeit zu hoffen hatte, kümmerte ich mich nicht mehr um diese Angelegenheit, und ohne auf meine Gründe zu antworten oder sie nur anzuhören, fuhr die Direction der Oper fort über den „Dorfwahrsager", der unstreitig nur mir allein gehörte,*) zu verfügen und aus ihm ihren Nutzen zu ziehen.

Seitdem ich das Joch meiner Tyrannen abgeschüttelt hatte, führte ich ein ziemlich gleichmäßiges und friedliches Leben; des Reizes allzu leidenschaftlicher Liebesverhältnisse beraubt, war ich auch von dem Gewichte ihrer Fesseln frei. Ueberdrüssig der gönnerhaften Freunde, die durchaus über mein Schicksal verfügen und mich ihren angeblichen Wohlthaten wider meinen Willen unterwerfen wollten, war ich entschlossen, mich von nun an mit den Verbindungen des einfachsten Wohlwollens zu begnügen, die ohne die Freiheit zu beengen, die Annehmlichkeit des Lebens bilden und sich auf vollkommene Gleichheit gründen. Derartige hatte ich in so großer Menge, als ich bedurfte, um mich an den Licht-

*) Er gehört ihr in Folge eines neuen Uebereinkommens, welches sie ganz vor kurzem mit mir abgeschlossen hat.

seiten des geselligen Verkehres zu erfreuen, ohne seine Abhängigkeit zu erdulden und sobald ich einen Versuch mit dieser Lebensweise gemacht hatte, fühlte ich, daß sie es war, die meinem Alter zusagte, um meine Tage, fern von Sturm, Zänkereien und Verfeindungen, in denen ich schon halb versunken gewesen, in Ruhe zu beschließen.

Während meines Aufenthaltes in der Eremitage und seit meiner Übersiedelung nach Montmorency hatte ich in meiner Nachbarschaft einige Bekanntschaften gemacht, die mir angenehm waren und keinen Zwang auferlegten. An ihrer Spitze befand sich der junge Loyseau von Mauléon, der damals zum ersten Male als Advocat auftrat und nicht ahnte, eine wie hervorragende Stellung ihm in seinem Berufe zu Theil werden würde. Ich zweifelte nicht wie er daran. Ich deutete ihm bald die glänzende Laufbahn an, die man ihn heut verfolgen sieht. Ich sagte ihm voraus, wenn er in der Wahl seiner Processe streng verführe und stets nur als der Vertheidiger der Gerechtigkeit und der Tugend aufträte, so würde sein Genie, durch dieses stolze Gefühl erhoben, dem der größten Redner gleichkommen. Er hat meinen Rath befolgt und seine Wirkung wahrgenommen. Seine Vertheidigung des Herrn von Portes ist eines Demosthenes würdig. Er brachte alle Jahre seine Ferien in dem eine Viertelstunde von der Eremitage in der Lehnsherrschaft von Mauléon gelegenen Dorfe Saint-Brice zu, welches seiner Mutter gehörte und wo einst der große Bossuet gewohnt hatte. Wahrlich ein Lehn, bei dem eine Aufeinanderfolge solcher Herren es dem Adel schwer machen würde, sich ihnen gegenüber zu behaupten.

In demselben Dorfe Saint-Brice hatte ich den Buchhändler Guerin, einen geistreichen, wissenschaftlich gebildeten und liebenswürdigen Mann, der seine Standesgenossen weit überragte. Er verschaffte mir auch die Bekanntschaft mit Jean Neaulme, einem Amsterdamer Buchhändler, seinem Correspondenten und Freunde, der später den „Emil" druckte.

Noch näher als Saint-Brice hatte ich Herrn Maltor, Pfarrer von Grosley, mehr zum Staatsmann und Minister als zum Dorfpfarrer geschaffen, dem man, wenn das

Talent die Stellung bestimmte, mindestens die Leitung einer Diöcese übertragen hätte. Er war Secretär des Grafen Du Luc gewesen und hatte Jean Baptiste Rousseau sehr genau gekannt. In gleichem Grade voller Achtung für das Andenken dieses berühmten Verbannten wie voller Abscheu vor dem des Schurken Saurin, der alle Achtung verloren hatte, wußte er von beiden viele merkwürdige Anekdoten, die Seguy in die noch handschriftliche Lebensgeschichte des ersteren nicht aufgenommen hatte, und er gab mir die Versicherung, daß sich der Graf Du Luc nicht nur nicht je über ihn zu beklagen gehabt, sondern ihm sogar bis zum Ende seines Lebens die wärmste Freundschaft bewahrt hätte. Herr Maltor, dem Herr von Vintimille nach dem Tode seines Patrons diese ziemlich gute Pfründe gegeben hatte, war ehemals in vielen öffentlichen Angelegenheiten verwendet worden, deren er sich trotz seines Alters noch klar erinnerte und über die er sehr gut zu reden verstand. Sein eben so belehrendes wie unterhaltendes Gespräch verrieth keineswegs einen Dorfpfarrer; er vereinigte den Ton eines Weltmannes mit dem Wissen eines Stubengelehrten. Von allen länger in meiner Nähe wohnenden Nachbarn war er derjenige, dessen Gesellschaft mir die angenehmste war und von dem ich mit dem meisten Bedauern schied.

In Montmorency hatte ich die Oratoristen und unter andern den Pater Berthier, Professor der Physik, dem ich mich trotz eines leichten Anstriches von Pedanterie wegen eines gewissen gutmüthigen Wesens, das ich an ihm wahrnahm, angeschlossen hatte. Ich hatte jedoch Mühe, diese große Einfachheit mit dem Hange und der Geschicklichkeit, die er besaß, sich überall bei den Großen, bei den Frauen, bei den Frommen, bei den Philosophen einzudrängen, in Einklang zu bringen. Er wußte jedem gerecht zu werden. Der Umgang mit ihm machte mir große Freude. Ich sprach mich darüber gegen jedermann aus, und augenscheinlich erfuhr er meine Worte wieder. Er sprach mir eines Tages mit einem eigenthümlichen Lächeln seinen Dank dafür aus, daß ich einen ehrlichen Menschen in ihm erkannt hätte. In seinem Lächeln fiel mir etwas Sardonisches auf, das seine Physiognomie in meinen Augen vollkommen änderte,

und das seitdem oft wieder in meiner Erinnerung aufgetaucht ist. Ich kann dieses Lächeln nicht besser als mit dem des Panurge vergleichen, wie er von Dindenaut die Hammel kaufte. Unsere Bekanntschaft hatte bald nach meiner Ankunft in der Eremitage angefangen, wo er mich sehr häufig besuchte. Ich hatte mich bereits in Montmorency niedergelassen, als er die Gegend verließ, um wieder in Paris seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Er sah dort oft Frau Le Vasseur. Als ich eines Tages an nichts weniger dachte, theilte er mir in ihrem Auftrage brieflich mit, Herr Grimm hätte sich erboten, für ihren Unterhalt zu sorgen, und sie bäte mich um Erlaubnis, dieses Anerbieten anzunehmen. Ich vernahm, daß es in einer Pension von dreihundert Livres bestände, und daß Frau Le Vasseur in Deuil zwischen der Chevrette und Montmorency wohnen sollte. Ich will den Eindruck, den diese Nachricht auf mich ausübte, nicht beschreiben. Hätte Grimm zehntausend Livres Rente besessen oder in einem leichter zu begreifenden Verhältnisse zu dieser Frau gestanden, und hätte man es mir nicht als ein so großes Verbrechen angerechnet, sie auf das Land geführt zu haben, wohin es ihm jetzt gleichwohl gefiel, sie zurückzuführen, als ob sie sich seitdem verjüngt hätte, so wäre diese Nachricht weniger überraschend gewesen. Ich begriff, daß die biedre Alte die Erlaubnis, die sie im Falle meiner Weigerung gar nicht nöthig gehabt hätte, von mir nur verlangte, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, das zu verlieren, was ich ihr meinerseits gab. Obgleich mir diese Mildthätigkeit ganz außergewöhnlich schien, war sie mir damals doch nicht so auffallend, als sie es mir in der Folge war. Hätte ich jedoch alles gewußt, hinter das ich erst später gekommen bin, so hätte ich trotzdem meine Einwilligung gegeben, wie ich es wirklich that und zu thun gezwungen war, falls ich Herrn Grimms Anerbieten nicht überbieten wollte. Seitdem heilte mich der Pater Berthier ein wenig von dem Glauben an seine Gutmüthigkeit, die ihm so spaßhaft vorgekommen war und die ich ihm so unbesonnener Weise angedichtet hatte.

Dieser nämliche Pater Berthier hatte mit zwei Männern Bekanntschaft, die auch die meinige suchten, ich weiß

nicht weshalb, da es zwischen ihren und meinen Neigungen sicherlich wenige Beziehungen gab. Es waren Kinder Melchisedechs, von denen man weder Heimat noch Abstammung kannte, ja wahrscheinlich auch den wahren Namen nicht. Sie waren Jansenisten und galten für verkleidete Priester, vielleicht wegen ihrer Lächerlichkeit, Raufdegen zu tragen, die sie nie ablegten. Die seltsame Geheimniskrämerei, die sich in ihrem ganzen Wesen verrieth, verlieh ihnen einen Anstrich von Parteihäuptern, und ich habe nie daran gezweifelt, daß sie die Herausgeber der Kirchenzeitung wären. Der eine, groß, gutmüthig, einschmeichelnd, nannte sich Herr Ferrand, der andere, klein, untersetzt, spöttisch, streitsüchtig, Herr Minard. Sie gaben sich für Vettern aus. In Paris wohnten sie mit d'Alembert bei seiner Amme, einer gewissen Frau Rousseau, und in Montmorency hatten sie eine kleine Wohnung genommen, um dort die Sommer zu verleben. Ihre Wirthschaft führten sie selbst ohne Diener und Dienstmann. Sie besorgten abwechselnd jeder eine Woche lang die Einkäufe, die Küchengeschäfte und das Kehren des Hauses. Uebrigens verhielten sie sich ziemlich gut; wir besuchten uns bisweilen gegenseitig zu Tische. Ich weiß nicht, weshalb sie sich um mich kümmerten; ich für meine Person kümmerte mich um sie nur, weil sie Schach spielten, und um zu einer kleinen armseligen Partie zu gelangen, hielt ich vier Stunden Langeweile aus. Da sie sich überall eindrängten und in alles mischen wollten, nannte sie Therese die Fraubasen, und dieser Name ist ihnen in Montmorency geblieben.

Dies waren nebst meinem Wirthe, Herrn Mathas, der ein guter Mensch war, meine Hauptbekanntschaften auf dem Lande. In Paris blieben mir außer dem Kreise der Schriftsteller, aus dem ich nur den einzigen Duclos als Freund rechnen konnte, noch Bekanntschaften genug übrig, um dort, wenn ich wollte, angenehm zu leben. Deleyre war noch zu jung, und obgleich er sich, als er die Machinationen der philosophischen Sippschaft wider mich aus der Nähe gesehen, völlig von ihr getrennt hatte, oder ich es wenigstens so glaubte, so konnte ich doch nicht die Leichtigkeit ver-

gessen, mit der er sich bei mir zum Sprachrohre aller dieser Leute gemacht hatte.

Zunächst hatte ich meinen alten, achtungswerthen Freund Roguin. Er war ein Freund aus der guten Zeit, den ich nicht meinen Schriften, sondern mir selbst verdankte und mir aus diesem Grunde immer bewahrt habe. Ich hatte ferner den guten Lenieps, meinen Landsmann, und seine damals noch lebende Tochter, Frau Lambert. Ich hatte einen jungen Genfer, Namens Coindet, einen dem Anscheine nach guten Jungen, der gefällig, dienstfertig und zuvorkommend, aber auch unwissend und eingebildet, leckerhaft und gefallsüchtig war. Er hatte mich gleich im Anfange meines Aufenthalts auf der Eremitage besucht und sich bei mir, obgleich er sich ganz allein eingeführt, wider meinen Willen bald fest eingenistet. Er fand etwas Gefallen am Zeichnen und kannte die Künstler. Bei den Kupferstichen für die „Julie" war er mir nützlich; er übernahm die Besorgung der Zeichnungen und Platten, und entledigte sich dieses Auftrages sehr gut.

Dann hatte ich das Haus des Herrn Dupin, das weniger glänzend als während der schönen Tage der Frau Dupin, durch die hervorragende Stellung der Herrschaft wie durch die Auswahl der sich dort zusammenfindenden Gesellschaft noch immer eines der besten Häuser von Paris war. Da ich niemanden den Vorzug vor ihnen gegeben und sie nur verlassen hatte, um frei zu leben, so war ich ihnen noch immer ein gern gesehener Freund und sicher, von Frau Dupin zu jeder Zeit wohl aufgenommen zu werden. Ich konnte sie sogar für eine meiner Nachbarinnen auf dem Lande ansehen, seit sie sich in Clichy eine Sommerwohnung eingerichtet hatten, wo ich mitunter einen oder zwei Tage zubrachte und mich auch noch öfter aufgehalten haben würde, wenn Frau Dupin und Frau Chenonceaux einträchtiger mit einander gelebt hätten. Aber die Schwierigkeit sich in demselben Hause unter zwei Frauen zu theilen, die nicht harmonirten, machte mir Clichy zu lästig. Mit Frau von Chenonceaux durch eine noch engere und vertrautere Freundschaft verbunden, hatte ich das Vergnügen, sie mit mehr Freiheit in Deuil zu sehen, wo sie fast vor meiner Thür

ein Häuschen gemiethet hatte, und sogar in meiner eigenen Wohnung, da sie mich ziemlich häufig besuchte.

Dazu hatte ich Frau von Créqui, die sich auf die Frömmigkeit verlegt und seitdem aufgehört hatte, die d'Alembert, die Marmontel und die Mehrzahl der Schriftsteller zu sehen, ausgenommen, wie ich glaube, den Abbé Trublet, der zu der damaligen Sorte von Scheinheiligen gehörte und ihr selber starke Langeweile einflößte. Ich für meine Person, den sie aufgesucht hatte, verlor weder ihr Wohlwollen noch den steten brieflichen Verkehr mit ihr. Als Neujahrsgeschenk sandte sie mir junge gemästete Hühner aus dem Mans und hatte sich vorgenommen, mich im folgenden Jahre zu besuchen, als eine Reise der Frau von Luxembourg die ihrige durchkreuzte. Ich kann nicht umhin, ihr hier eine besondere Stelle zu gewähren; in meinen Erinnerungen wird sie stets eine hervorragende einnehmen.

Endlich hatte ich einen Freund, den ich, wenn ich von Roguin absehe, hätte obenan stellen müssen, meinen alten Collegen und Freund Carrio, einstigen Titularsecretär bei der spanischen Gesandtschaft in Venedig, später in Schweden, wo er als Geschäftsträger seines Hofes fungirte, und endlich zum wirklichen Gesandtschaftssecretär in Paris ernannt. Er überraschte mich in Montmorency, als ich es am wenigsten vermuthet hätte. Er war mit einem spanischen Orden geschmückt, dessen Namen ich vergessen habe und der die Form eines schönen mit Edelsteinen geschmückten Kreuzes hatte. Bei der Ahnenprobe genöthigt, seinem Namen „von Carrio" noch einen Buchstaben hinzuzufügen, ließ er sich jetzt „Ritter von Carrion" nennen. Er war noch immer derselbe, hatte noch immer dasselbe vortreffliche Herz und einen sich täglich liebenswürdiger entwickelnden Geist. Ich wäre mit ihm wieder in dasselbe vertraute Verhältnis getreten, wenn nicht Coindet, der sich nach seiner Gewohnheit zwischen uns drängte, meine Entfernung benutzt hätte, um sich an meiner Stelle und in meinem Namen sein Vertrauen zu erwerben und mich, in seinem Eifer mir zu dienen, zu verdrängen.

Die Erinnerung an Herrn von Carrion ruft wieder die an einen meiner Nachbarn auf dem Lande in mir wach,

dessen nicht zu erwähnen ein um so größeres Unrecht sein würde, da ich ein sehr unverantwortliches gegen ihn zu bekennen habe. Es war der redliche Herr Le Blond, der mir in Venedig Gefälligkeiten erwiesen und jetzt, wo er sich mit seiner Familie auf einer Reise in Frankreich befand, ein Landhaus in La Briche, nicht weit von Montmorency gemiethet hatte.*) Sobald ich erfuhr, daß er mein Nachbar war, erfüllte Freude mein Herz und ich sah es mehr für ein Fest als für meine Pflicht an, ihm einen Besuch abzustatten. Gleich am folgenden Tage machte ich mich deshalb auf den Weg. Mir begegneten jedoch Leute, die mich selbst besuchen wollten, und mit denen ich umkehren mußte. Zwei Tage später breche ich abermals zu ihm auf; er war mit seiner ganzen Familie nach Paris zu einem Mittagsmahle eingeladen. Ein drittes Mal war er zu Hause; ich hörte Frauenstimmen und sah eine Kutsche vor der Thüre; das machte mir Angst. Das erste Mal wenigstens wollte ich ihn für mich allein haben und mit ihm von unsern alten Bekannten plaudern. Kurz, ich schob meinen Besuch so lange von einem Tag zum andern auf, bis mich die Scham, eine solche Pflicht so spät zu erfüllen, von ihrer Erfüllung gänzlich abhielt. Nachdem ich den Muth gehabt hatte, so lange zu säumen, hatte ich ihn nicht mehr, mich zu zeigen. Diese Vernachlässigung, über die Herr Le Blond nur mit Recht entrüstet sein mußte, verlieh meiner Trägheit in seinen Augen den Schein der Undankbarkeit; und gleichwohl fühlte ich mich im Herzen so wenig schuldig, daß mich Herr Le Blond, wenn ich ihm, selbst wider sein Wissen, irgend eine wahre Freude hätte bereiten können, dazu sicherlich nicht träge gefunden haben würde. Aber Lässigkeit, Säumnis und ewiges Aufschieben bei der Erfüllung kleiner Pflichten sind mir nachtheiliger gewesen als große Versehen. Meine schlimmsten Fehler sind Unterlassungsfehler gewesen. Was man nicht thun darf, habe ich selten gethan und leider noch seltener, was man thun muß.

*) Als ich dies voll meines alten und blinden Vertrauens schrieb, war ich gar weit davon entfernt, den wahren Grund und Zweck dieser Reise nach Paris zu ahnen.

Da ich auf meine Bekanntschaften von Venedig her zurückgekommen bin, darf ich eine mit ihnen zusammenhängende nicht vergessen, die ich erst vor weit kürzerer Zeit als die übrigen abgebrochen hatte, nämlich die mit Herrn von Jonville, der mir seit seiner Rückkehr von Genua unaufhörlich viele Freundlichkeiten erwiesen hatte. Er kam gern mit mir zusammen, um mit mir von den italienischen Angelegenheiten und den Tollheiten des Herrn von Montaigu zu plaudern, von dessen Streichen er durch seine vielfachen Verbindungen mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bereits allerlei wußte. Ich hatte das Vergnügen, bei ihm auch meinen alten Collegen Dupont wiederzusehen, der in seiner Provinz eine Anstellung gekauft hatte und durch seine Geschäfte mitunter nach Paris zurückgeführt wurde. Herr von Jonville wurde nach und nach so eifrig bestrebt, mich ganz in Beschlag zu nehmen, daß er damit lästig wurde, und obgleich wir in sehr entfernten Stadttheilen wohnten, gab es zwischen uns Zank, wenn ich eine ganze Woche vergehen ließ, ohne ihn zum Mittagsessen zu besuchen. So oft er nach Jonville ging, wollte er mich mitnehmen; nachdem ich aber einmal acht Tage, die mir sehr lang vorkamen, daselbst zugebracht hatte, verspürte ich kein Verlangen mehr, dorthin zurückzukehren. Herr von Jonville war sicherlich ein redlicher und zuvorkommender und in gewisser Hinsicht sogar liebenswürdiger Mann, aber er hatte wenig Geist; er war schön, ein halber Narciß und ziemlich langweilig. Er besaß eine sonderbare und vielleicht in der Welt einzig dastehende Sammlung, mit der er sich und auch seine Gäste viel beschäftigte, wenn sie sich auch bisweilen weniger daran ergötzten als er. Es war eine sehr vollständige Sammlung aller bei Hofe und in Paris seit länger als fünfzig Jahren aufgeführter Singspiele, in der man viele Anekdoten fand, die man anderswo vergeblich gesucht haben würde. Das waren allerdings für die Geschichte Frankreichs Denkwürdigkeiten, die man sich bei jeder andern Nation schwerlich zu sammeln in den Sinn kommen ließe.

Mitten in unserm besten Einvernehmen empfing er mich eines Tages so kalt, so frostig, so wenig nach seiner son-

stigen Weise, daß ich, nachdem ich ihm Gelegenheit dargeboten, sich zu erklären, und ihn sogar darum gebeten hatte, aus seinem Hause mit dem Entschlusse schied, den ich auch gehalten habe, es nie wieder zu betreten; denn man sieht mich nicht leicht da wieder, wo man mich einmal schlecht aufgenommen hat, und hier war kein Diderot vorhanden, der Herrn von Jonville's Vertheidigung übernahm. Vergeblich zerbrach ich mir den Kopf, welches Unrecht ich ihm zugefügt haben konnte; ich fand nichts. Ich war sicher, von ihm und den Seinigen nur in der ehrenvollsten Weise geredet zu haben, denn ich war ihm aufrichtig zugethan, und abgesehen davon, daß ich von ihm nur Gutes zu sagen hatte, ist es stets mein unverbrüchlichster Grundsatz gewesen, von den Häusern, die ich besuchte, nur mit Achtung zu reden.

Reifliches Nachdenken brachte mich endlich auf folgende Vermuthung. Das letzte Mal, wo wir uns gesehen, hatte er mich mit zwei oder drei Beamten aus dem Ministerium der öffentlichen Angelegenheiten, sehr liebenswürdigen Leuten, die weder das Aussehen noch die Sprache von Wüstlingen hatten, eingeladen, mit ihm bei Mädchen seiner Bekanntschaft zur Nacht zu speisen, und ich kann schwören, daß der Abend meinerseits unter ziemlich traurigen Betrachtungen über das unglückliche Loos dieser Geschöpfe verlief. Weil Herr von Jonville das Abendessen uns zu Ehren veranstaltet hatte, bezahlte ich meinen Antheil an der Zeche nicht, und gab diesen Mädchen nichts, weil ich mir nicht bei ihnen durch das Anerbieten eines Geschenkes denselben Lohn wie bei der Paduana verdienen wollte. Wir trennten uns alle ziemlich heiter und im besten Einvernehmen. Ohne zu diesen Mädchen zurückgekehrt zu sein, ging ich drei oder vier Tage später zu Herrn von Jonville, den ich seitdem nicht wiedergesehen und der mir den erwähnten Empfang bereitete, zum Mittagsessen. Da ich mir keinen anderen Grund als ein auf jenes Abendessen bezügliches Mißverständnis denken konnte und bemerkte, daß er sich nicht erklären wollte, so hörte ich kurz entschlossen auf, ihn ferner zu besuchen, aber ich fuhr fort ihm meine Werke zu schicken. Er ließ mich oft grüßen, und als ich ihn einst im Foyer des Schauspielhauses traf, machte er mir über das Aufhören meiner Besuche freundliche Vorwürfe, die mich trotzdem nicht zu ihm zurückführten. So hatte diese Sache mehr den Anschein des Schmollens als eines festen Bruches. Da ich ihn indessen seitdem weder wiedergesehen noch von ihm etwas vernommen hatte, wäre es nach einem mehrjährigen Fernbleiben zu spät gewesen, zu ihm zurückzukehren. Deshalb führe ich Herrn von Jonville hier nicht in meiner Liste auf, obgleich ich sein Haus ziemlich lange besucht hatte.

Ich werde diese Liste auch nicht mit vielen andren, weniger vertrauten Bekanntschaften oder mit solchen vergrößern, die in Folge meiner Abwesenheit ihren freundschaftlichen Charakter verloren hatten, obgleich ich diese Bekannten mitunter sowohl bei mir wie auch bei meinen Nachbarn sah, zum Beispiel die Abbés von Condillac, von Mably, die Herren von Mairan, von Lalive, von Boispelou, Watelet, Ancelet und andere, die aufzuführen zu weitläuftig wäre. Ich erwähne auch nur flüchtig meine Bekanntschaft mit Herrn von Margency, einem Hofcavaliere, früheren Mitgliede der Holbachschen Sippschaft, die er gleich mir verlassen, und alten Freunde der Frau von Epinay, von der er sich wie ich getrennt hatte. Eben so will ich mich nicht aufhalten bei meiner Bekanntschaft mit seinem Freunde Desmachis, dem berühmten, aber bald vergessenen Verfasser des Lustspiels „Der Alberne“. Ersterer war auf dem Lande mein Nachbar, da sein Gut Margency in der Nähe von Montmorency lag. Wir waren alte Bekannte; aber die Nachbarschaft und eine gewisse Uebereinstimmung unserer Erfahrungen brachten uns noch näher. Letzterer starb kurz darauf. Er besaß Talent und Geist, war aber halb und halb das Original zu seinem Lustspiel, nämlich ein halber Geck den Frauen gegenüber und deshalb von ihnen nicht übertrieben betrauert.

Dagegen darf ich einen neuen Briefwechsel aus jener Zeit nicht übergehen, der den Rest meines Lebens allzu sehr beeinflußt hat, als daß ich außer Acht lassen könnte, den Anfang desselben anzugeben. Es handelt sich um Herrn Lamoignon von Malesherbes, ersten Präsidenten

der Cour des Aides, damals mit der Leitung der Preß-Angelegenheiten beauftragt, welches Geschäft er mit eben so großer Kenntnis wie Milde und zur großen Genugthuung der Schriftsteller besorgte. Ich hatte ihn in Paris nicht ein einziges Mal besucht, indessen hatte ich von ihm, was die Censur anlangt, die verbindlichsten Gefälligkeiten erfahren, und ich wußte, daß er die, welche gegen mich schrieben, bei mehr als einer Gelegenheit, sehr übel behandelt hatte. Neue Beweise seiner Güte erhielt ich bei dem Drucke der „Julie", denn da die Beförderung der Druckbogen von Amsterdam bis Paris durch die Post sehr theuer war, so gestattete er, daß sie an ihn, der Portofreiheit besaß, adressirt wurden, und sandte sie mir dann unter dem Siegel seines Vaters, des Kanzlers, gleichfalls portofrei zu. Als das Werk gedruckt war, erlaubte er darauf im Königreiche nur den Verkauf einer Ausgabe, die er wider meinen Willen zu meinem Nutzen besorgt hatte. Da dieser Nutzen meinerseits ein gegen Rey, dem ich mein Werk in Verlag gegeben hatte, begangener Diebstahl gewesen wäre, so wollte ich das mir dafür bestimmte Geschenk nicht allein nicht ohne dessen Einwilligung, die er mir sehr großmüthig ertheilte, annehmen, sondern wollte auch die hundert Pistolen, auf welche sich dieses Geschenk belief, mit ihm theilen, ohne ihn jedoch zur Annahme bewegen zu können. Für diese hundert Pistolen hatte ich die Unannehmlichkeit, auf die mich Herr von Malesherbes nicht aufmerksam gemacht hatte, mein Werk entsetzlich verstümmelt und den Verkauf der guten Ausgabe verhindert zu sehen, bis die schlechte abgesetzt war.

Ich habe Herrn von Malesherbes stets als einen Mann von erprobter Rechtschaffenheit betrachtet. Nie hat mich etwas von dem, was mir begegnet ist, auch nur einen Augenblick an seiner Redlichkeit zweifeln lassen; allein eben so schwach wie redlich schadet er bisweilen den Leuten, an denen er doch Theil nimmt, durch das Bestreben, sie zu schützen. Nicht allein ließ er in der Pariser Ausgabe mehr als hundert Seiten fort, sondern er nahm auch in dem Exemplare der guten Ausgabe, welches er der Frau von Pompadour sandte, eine Aenderung vor, welche man mit

dem Namen Treulosigkeit bezeichnen könnte. In irgend einer Stelle dieses Werkes heißt es, die Frau eines Köhlers sei achtungswerther als die Geliebte eines Fürsten. Diesen Satz hatte ich in dem Eifer der Ausarbeitung niedergeschrieben ohne irgend eine Anspielung, das beschwöre ich. Als ich meine Arbeit noch einmal durchlas, sah ich ein, daß man jene Stelle für eine Anspielung halten würde. Trotzdem wollte ich diese Stelle nicht streichen. Ich ließ mich nämlich von dem sehr unklugen Grundsatze leiten, aus Rücksicht auf Anspielungen, die man etwa entdecken könnte, nichts fortzulassen, sobald mir mein Gewissen das Zeugnis gab, daß mir eine solche beim Niederschreiben ferne lag. Ich begnügte mich deshalb damit, das Wort „König", das ich anfangs gewählt, mit dem Worte „Fürst" zu vertauschen. Diese Abschwächung schien Herrn von Malesherbes nicht genügend. Er entfernte den ganzen Satz dadurch, daß er das Blatt, auf dem er stand, herausnehmen und ein anderes, besonders dazu gedrucktes in das Exemplar der Frau von Pompadour so sauber wie möglich kleben ließ. Diesen Streich erfuhr sie recht wohl; es fanden sich ehrliche Seelen, die sie davon in Kenntnis setzten. Ich für meine Person erfuhr es erst lange nachher, als ich schon die Folgen davon zu empfinden begann.

Liegt hierin nicht vielleicht auch der erste Ursprung des heimlichen, aber unversöhnlichen Hasses einer andren Dame, die sich in einer ähnlichen Lage befand,*) ohne daß ich etwas davon wußte, oder sie selbst auch nur kannte, als ich jene Stelle schrieb? Beim Erscheinen des Buches war die Bekanntschaft indessen gemacht, und ich wurde deshalb sehr unruhig. Ich sagte es dem Chevalier von Lorenci, der mich auslachte und mir die Versicherung gab, diese Dame fühlte sich dadurch so wenig beleidigt, daß sie nicht einmal darauf Acht gegeben hätte. Ich glaubte es, vielleicht ein wenig leichtsinnigerweise und beruhigte mich sehr zur Unzeit.

Beim Beginn des Winters erhielt ich ein neues Zeichen der Güte des Herrn von Malesherbes, für das ich

*) Die Gräfin von Boufflers, Geliebte des Prinzen Conti.

sehr dankbar war, wenn ich es auch nicht für gerathen hielt, seine Güte zu benutzen. Bei dem Journal des Savants war eine Stelle erledigt. Margency schrieb an mich, um sie mir anzubieten, als ginge der Gedanke von ihm selber aus. Aber ich konnte aus der Fassung seines Briefes (Heft C, Nr. 33) leicht ersehen, daß er dazu beauftragt und bevollmächtigt war, und er selbst deutete mir später an (Heft C, Nr. 47), daß ihm der Auftrag zu Theil geworden war, mir dieses Anerbieten zu machen. Die Arbeit, die diese Stelle erforderte, war unbedeutend. Es handelte sich nur um zwei Auszüge monatlich, zu denen man mir die nöthigen Bücher bringen würde, ohne daß ich je zu einer Reise nach Paris genöthigt wäre, nicht einmal um der Behörde einen Dankbesuch abzustatten. Ich trat dadurch in einen Kreis der begabtesten Schriftsteller, der Herren von Mairan, Clairaut, von Guignes und des Abbés Barthélemy, von denen ich schon mit den beiden ersten Bekanntschaft gemacht hatte, während ich mir von der mit den beiden andern nur Gutes versprechen konnte. Endlich gab es für eine so wenig mühevolle Arbeit, die ich so bequem zu verrichten im Stande war, ein für diese Stelle ausgeworfenes Honorar von achthundert Franken. Ich überlegte einige Stunden, ehe ich mich entschied, und ich kann schwören, daß es nur aus Furcht geschah, Margency zu kränken und Herrn von Malesherbes zu mißfallen. Aber der unerträgliche Zwang, nicht, wenn es mir paßte, arbeiten zu können, sondern von der Zeit abzuhängen, und weit mehr noch die Gewißheit, die Aufgaben, die ich übernehmen mußte, schlecht zu erfüllen, trugen endlich den Sieg über alles davon und brachten mich zu dem Entschluß, eine Stelle abzulehnen, für die ich nicht geeignet war. Ich wußte, daß mein ganzes Talent seine Quelle in einer gewissen Begeisterung für die von mir zu behandelnden Stoffe hatte, und daß nur die Liebe zum Großen, Wahren und Schönen meinem Geist Leben einhauchen konnte. Und was hätte mich der Inhalt der meisten Bücher, von denen ich hätte einen Auszug machen müssen, und die Bücher selber gekümmert? Meine Gleichgiltigkeit für die Sache hätte meiner Feder die Kraft und meinem Geiste alles Wissen genommen. Man

wähnte, ich könnte wie alle andere Schriftsteller handwerksmäßig schreiben, während ich stets nur in leidenschaftlicher Erregung schreiben konnte. Diese aber hatte das „Journal des Savants“ sicherlich nicht nöthig. Ich schrieb deshalb an Margency einen mit aller nur möglichen Höflichkeit abgefaßten Dankbrief, in dem ich ihm meine Gründe so ausführlich angab, daß weder er noch Herr von Malesherbes glauben konnten, bei meiner Ablehnung hätte üble Laune oder Stolz mitgewirkt. Auch billigten sie sie beide, ohne mir ein weniger freundliches Gesicht zu machen, und es wurde bei dieser Angelegenheit das Geheimnis so gut bewahrt, daß auch nicht das Geringste davon in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Dieser Vorschlag kam nicht im günstigen Augenblicke, um ihn mir annehmbar zu machen, denn seit einiger Zeit wurde in mir der Entschluß immer fester, die Literatur und namentlich die Schriftstellerei gänzlich fallen zu lassen. Alles, was mir begegnet war, hatte mich mit einer tiefen Abneigung gegen die Schriftsteller erfüllt, und ich hatte erfahren, daß es unmöglich war, dieselbe Laufbahn zu verfolgen, ohne mit ihnen in irgend eine Verbindung zu gerathen. Dieselbe Abneigung fühlte ich gegen die Weltleute und im allgemeinen gegen das Doppelleben, das ich bisher geführt hatte, wobei ich halb mir, halb Gesellschaftskreisen angehörte, für welche ich nicht geschaffen war. Ich fühlte mehr als je und zwar durch eine stete Erfahrung, daß jede ungleichmäßige Vereinigung der schwächeren Partei stets nachtheilig ist. Indem ich mit reichen Leuten aus einem andern Stande als dem von mir erwählten lebte, war ich, ohne ein Haus wie sie zu machen, doch gezwungen, sie in vielen Stücken nachzuahmen, und kleine Ausgaben, die für sie nichts waren, waren für mich eben so unvermeidlich wie ruinirend. Geht ein anderer zum Besuche in ein Landhaus, so wird er bei Tafel wie in seinem Zimmer von seinem eigenen Lakaien bedient; er läßt sich alles, was er bedarf, holen. Da er mit den Leuten des Hauswesens nicht unmittelbar verkehrt, ja sie nicht einmal sieht, giebt er ihnen nur Trinkgelder, wann und wie es ihm gefällt. Ich dagegen, allein, ohne Diener, war von der Gnade der Leute

des Hauses abhängig, deren Geneigtheit ich mir nothwendigerweise erwerben mußte, wenn ich nicht viel dulden wollte, und wurde ich von ihnen wie ihr Herr behandelt, so mußte auch ich die Leute wie er behandeln, und für sie sogar mehr als ein anderer thun, weil ich sie wirklich weit mehr nöthig hatte. Giebt es wenig Dienstleute, läßt man sich das noch gefallen, aber in den Häusern, die ich besuchte, gab es ihrer viele, alle sehr aufgeblasen, sehr listig und, wo es ihr Vortheil verlangte, sehr flink, und die Schufte verstanden es so einzurichten, daß ich nach und nach aller bedurfte. Die Pariser Frauen, die so viel Geist besitzen, haben über diesen Punkt keine richtige Vorstellung, und trotz ihres Wunsches, meine Börse zu schonen, richteten sie mich zu Grunde. Wenn ich in Paris etwas entfernt von meiner Wohnung zu Abend aß, gestattete die Frau des Hauses nicht, daß ich mir einen Fiaker holen ließ, sondern ließ anspannen, um mich zurückzufahren. Sie fühlte sich höchst glücklich, mir vierundzwanzig Sous für den Fiaker zu ersparen; an den Thaler, den ich dem Lakaien und dem Kutscher gab, dachte sie gar nicht. Eine Frau schrieb an mich nach der Eremitage oder nach Montmorency; aus Bedauern über die vier Sous Porto, die mir ihr Brief gekostet hätte, sandte sie ihn mir durch einen ihrer Leute, der in Schweiß gebadet zu Fuß anlangte, und dem ich zu essen und einen Thaler gab, den er wahrlich wohl verdient hatte. Schlug sie mir vor, acht oder vierzehn Tage auf ihrem Landgute bei ihr zuzubringen, so sagte sie sich: „Es wird für diesen armen Burschen immer eine Ersparnis sein; während dieser Zeit wird ihm sein Unterhalt nichts kosten." Sie dachte nicht daran, daß ich während dieser Zeit auch nicht arbeitete, daß mein Haushalt und die Ausgaben für Miethe, Wäsche und Kleidung trotzdem fortgingen, daß ich meinen Barbier doppelt bezahlte und bei ihr mehr Kosten hatte, als bei mir. Obgleich ich meine kleinen Spenden auf die Häuser beschränkte, in denen ich am meisten zu verkehren pflegte, so waren sie mir dennoch verderblich. Ich kann versichern, daß ich bei Frau von Houdetot in Eaubonne, wo ich nur vier- oder fünfmal übernachtete, bestimmt fünfundzwanzig Thaler und in Epinay wie auf der

Chevrette während der fünf oder sechs Jahre, in denen ich mich dort am meisten aufhielt, mehr als hundert Pistolen ausgegeben habe. Für einen Mann meines Charakters, der sich mit nichts zu versehen, auf keine Mittel zu sinnen und den Anblick keines mürrischen Dieners, welcher beim Aufwarten ein verdrießliches Gesicht macht, zu ertragen weiß, sind diese Ausgaben unvermeidlich. Sogar bei Frau Dupin, wo ich zum Hause gehörte und den Dienstleuten tausenderlei Gefälligkeiten erwies, habe ich ihre Dienste nur gegen eine Geldentschädigung angenommen. Später habe ich diese kleinen Freigebigkeiten, die mir meine Lage nicht mehr gestattete, endlich ganz aufgeben müssen, und nun hat man mich noch härter den Uebelstand empfinden lassen, mit Leuten eines andern Standes zu verkehren.

Hätte mir dieses Leben noch behagt, so würde ich mich über eine zwar drückende, aber doch zu meinem Vergnügen dienende Ausgabe getröstet haben; aber sich zu ruiniren, um sich zu langweilen, war doch zu unerträglich, und ich hatte die Last dieser Lebensweise so sehr empfunden, daß ich die augenblickliche Freiheit, in der ich mich befand, benutzte und entschlossen war, sie mir auch fernerhin zu bewahren, dem Leben in der großen Welt, der Schriftstellerei und jedem literarischen Verkehre völlig zu entsagen und mich für den Rest meiner Tage auf den engen und friedlichen Kreis zu beschränken, für den ich mich geboren fühlte.

Der Ertrag des „Briefes an d'Alembert" und der „Neuen Heloise" hatte meine Finanzen, die auf der Eremitage sehr abgenommen hatten, ein wenig gebessert. Ich sah mich im Besitze von ungefähr tausend Thalern. Der „Emil", an dessen Ausarbeitung ich mich nach Vollendung der „Heloise" ernstlich gemacht hatte, war sehr vorgeschritten und sein Ertrag mußte diese Summe wenigstens verdoppeln. Ich beabsichtigte, diese Gelder so anzulegen, daß ich mir daraus auf Lebenszeit eine kleine Rente verschaffte, die im Verein mit meinen Einnahmen aus dem Notenabschreiben für meinen Unterhalt hinreichte, ohne daß ich noch zu schreiben brauchte. Ich arbeitete noch an zwei Werken. Das erste führte den Titel „Politische Einrichtungen". Ich prüfte den Fortschritt dieses Buches und erkannte, daß es noch mehrjährige Arbeit

verlangte. Ich hatte nicht den Muth, es fortzusetzen und bis zu seiner Vollendung mit der Ausführung meines Entschlusses zu warten. So entschloß ich mich denn, indem ich auf dieses Werk verzichtete, alles, was sich von ihm trennen ließe, herauszuziehen und das Uebrige dann zu verbrennen, und da ich diese Arbeit, ohne die am „Emil" zu unterbrechen, mit Eifer betrieb, legte ich in weniger als zwei Jahren die letzte Hand an den „Contrat social".

Uebrig blieb mir noch das „Wörterbuch der Musik". Dies war eine handwerksmäßige Arbeit, die zu jeder Zeit ausgeführt werden konnte und für mich nur ein pecuniäres Interesse hatte. Ich behielt mir vor, sie nach meinem Gefallen aufzugeben oder zu vollenden, je nachdem meine übrigen vereinten Hilfsquellen sie mir nothwendig oder überflüssig machen würden. Was die „Sensitive Moral" anging, von der ich erst einen flüchtigen Entwurf niedergeschrieben hatte, so gab ich sie ganz auf.

Da meine letzte Absicht war, wenn ich das Abschreiben völlig entbehren konnte, Paris, wo mir das Zuströmen von Besuchern den Unterhalt kostspielig machte und mir die Zeit für ihn zu sorgen raubte, zu verlassen, so behielt ich mir, um der Langeweile in meiner Zurückgezogenheit vorzubeugen, in die ein Schriftsteller, sobald er die Feder bei Seite gelegt hat, versinken soll, eine Beschäftigung vor, welche die Leere meiner Einsamkeit ausfüllen konnte, ohne mich ferner der Versuchung auszusetzen, noch bei Lebzeiten etwas drucken zu lassen. Ich weiß nicht, weshalb mich Rey schon seit langer Zeit drängte, die Denkwürdigkeiten meines Lebens zu schreiben. Obgleich es bisher durch das Thatsächliche nicht sehr interessant war, so fühlte ich, daß es das durch die Offenheit, mit der ich dabei vorzugehen fähig war, werden konnte, und ich beschloß daraus ein durch eine beispiellose Wahrhaftigkeit einziges Werk zu machen, damit man wenigstens einmal einen Menschen so sehen könnte, wie er in seinem Innern war. Ich habe stets über Montaigus falsche Naivetät gelacht, der, während er sich den Anschein giebt, seine Fehler einzugestehen, doch große Sorge aufwendet, sich nur liebenswürdige beizulegen; während ich, der ich mich in allem genommen stets für den besten der

Menschen gehalten habe und noch immer dafür halte, erkannte, daß es kein menschliches Innere giebt, welches nicht, so rein es auch sein möge, irgend ein widriges Laster in sich schließe. Ich wußte, daß man mich der Welt unter der Beilegung von Zügen schilderte, die den meinigen so wenig glichen und mitunter so häßlich waren, daß ich trotz des Schlechten, das ich nicht verschweigen wollte, nur dabei gewinnen konnte, mich so zu zeigen, wie ich war. Da sich dies übrigens nicht thun ließ, ohne auch andere Leute so zu zeigen, wie sie wirklich waren, und dieses Werk folglich erst nach meinem und vieler anderer Tode erscheinen konnte, so ermuthigte mich dies noch mehr, meine Bekenntnisse abzulegen, über die ich vor niemandem je würde zu erröthen brauchen. Ich beschloß demnach, meine Muße dazu anzuwenden, dieses Unternehmen gut auszuführen, und machte mich darüber her, die Briefe und Papiere zu sammeln, welche meine Erinnerung dabei leiten oder wach rufen konnten, wobei ich alles, was ich bis dahin zerrissen, verbrannt und verloren hatte, sehr vermißte.

Dieser Plan einer unbedingten Zurückgezogenheit, einer der verständigsten, den ich je gefaßt hatte, füllte meine ganze Seele, und schon arbeitete ich an seiner Ausführung, als der Himmel, der mir ein anderes Schicksal vorbereitete, mich in einen neuen Strudel stürzte.

Montmorency, dieses alte und schöne Erbgut des erlauchten Hauses gleichen Namens, gehört ihm seit der Confiscation nicht mehr. Es ist durch die Schwester des Herzogs Heinrich auf das Haus Condé übergegangen, das den Namen Montmorency in Enghien verwandelt hat; und dieses Herzogthum besitzt kein anderes Schloß mehr als einen alten Thurm, der die Archive enthält und in dem man die Huldigung der Vasallen empfängt. Dagegen sieht man in Montmorency oder Enghien ein von Croisat, mit dem Beinamen „der Arme" gebautes Privathaus, welches, da es sich an Pracht mit den stolzesten Schlössern messen kann, diesen Namen verdient und führt. Der Bewunderung erregende Anblick dieses schönen Gebäudes, die Terrasse, auf der es errichtet ist, die Aussicht von demselben, die vielleicht einzig in der Welt ist, der geräumige, von einem der be-

rühmtesten Künstler gemalte Saal, sein von dem gefeierten Le Nostre angelegter Garten, alles dies bildet ein Ganzes, dessen in die Augen fallende Pracht doch etwas eigenthümlich Einfaches hat, was die Bewunderung erhält und ihr Dauer verleiht. Der Marschall und Herzog von Luxembourg, der dieses Haus damals besaß, kam alle Jahre in diese Gegend, in der seine Väter einst die Herren waren, um zweimal daselbst fünf oder sechs Wochen als einfacher Bewohner zuzubringen, aber freilich mit einem Glanze, der gegen die alte Herrlichkeit seines Hauses nicht zurücktrat. Bei dem ersten Aufenthalte, den der Marschall nach meiner Uebersiedelung nach Montmorency daselbst nahm, sandte er und seine Gemahlin einen Kammerdiener, um mich grüßen zu lassen und einzuladen, bei ihnen, so oft es mir angenehm wäre, zu Abend zu essen. So oft sie wiederkamen, verabsäumten sie nicht, denselben Gruß und dieselbe Einladung zu wiederholen. Dies erinnerte mich an Frau von Beuzenval, die Willens gewesen war, mich mit dem Dienstpersonal essen zu lassen. Die Zeiten hatten sich geändert, ich aber war der nämliche geblieben. Ich wollte nicht, daß man mich an den Tisch der Leute verwies, und kümmerte mich wenig um die Tafel der Großen. Es wäre mir lieber gewesen, sie hätten mich für das genommen, was ich war, ohne mich zu feiern und zu demüthigen. Ich antwortete auf die Freundlichkeiten des Herrn und der Frau von Luxembourg höflich und ehrerbietig, aber ich nahm ihr Anerbieten nicht an, und da mich sowohl mein leidender Zustand wie meine Schüchternheit und meine Verlegenheit beim Sprechen bei dem bloßen Gedanken, mich in einer Versammlung von Hofleuten zu zeigen, mit Angst erfüllte, so ging ich nicht einmal auf das Schloß, um einen Dankbesuch abzustatten, obgleich ich deutlich einsah, daß man dies wünschte, und diese ganze Freundlichkeit eher in Neugier als in Wohlwollen seine Quelle hatte.

Dieses Entgegenkommen hörte jedoch nicht auf, sondern nahm sogar noch zu. Die Frau Gräfin von Boufflers, die mit der Frau Marschall sehr befreundet war, ließ sich, sobald sie in Montmorency angekommen, nach mir erkundigen und bat um Erlaubnis, mich besuchen zu dürfen. Ich

antwortete, wie es mir zukam, blieb aber unerschütterlich. Als der Marschall zu Ostern des folgenden Jahres 1759 wieder in Montmorency verweilte, besuchte mich mehrmals der Chevalier von Lorenzi, der zum Hofstaate des Prinzen von Conti und zur Gesellschaft der Frau von Luxembourg gehörte; wir machten Bekanntschaft; er drängte mich, auf das Schloß zu gehen; ich that es nicht. Eines Nachmittags, als ich an nichts weniger dachte, sah ich endlich den Herrn Marschall von Luxembourg von fünf oder sechs Personen gefolgt, anlangen. Nun gab es keine Ausflucht mehr, und ich konnte, wollte ich mir nicht den Vorwurf der Anmaßung und Unhöflichkeit zuziehen, nicht umhin, seinen Besuch zu erwidern, und der Frau Marschall, in deren Namen er mir die größten Verbindlichkeiten gesagt hatte, meine Aufwartung zu machen. So begann unter Unglück verheißenden Auspicien eine Verbindung, deren ich mich nicht länger erwehren konnte, die mich aber eine nur zu wohl gegründete Ahnung fürchten ließ, bis ich hineingezogen war.

Ich fürchtete mich vor Frau von Luxembourg im höchsten Grade. Ich wußte, daß sie liebenswürdig war. Ich hatte sie vor zehn oder zwölf Jahren, als sie Herzogin von Boufflers war und noch in ihrer frischesten Schönheit glänzte, im Theater und bei Frau Dupin gesehen. Allein sie galt für boshaft, und bei einer so großen Dame machte mich dieser Ruf zittern. Kaum hatte ich sie gesehen, als ich schon unterjocht war. Ich fand sie reizend, von jenem Reize, der der Zeit widersteht und am meisten dazu angethan ist, auf mein Herz zu wirken. Ich hatte mich bei ihr auf eine büßende, mit Spöttereien gewürzte Unterhaltung gefaßt gemacht. Das war sie nicht, sie war etwas weit Besseres. Das Gespräch der Frau von Luxembourg sprühet nicht Geist; es sind nicht witzige Einfälle, nicht einmal im eigentlichen Sinne besondere Feinheiten, aber eine ungemeine Zartheit, die nie blendet und doch stets gefällt. Ihre Schmeicheleien sind um so berauschender, je einfacher sie sind; man sollte meinen, daß sie ihr unwillkürlich entschlüpften, und daß sich ihr Herz nur deshalb ergösse, weil es zu voll ist. Schon beim ersten Besuche glaubte ich zu gewahren, daß ich ihr trotz meines linkischen Wesens und meiner

unbeholfenen Redeweise nicht mißfiele. Alle Frauen vom Hofe wissen euch, sobald sie es wollen, dies zu verstehen zu geben, ob es nun wahr ist oder nicht, aber sie verstehen nicht alle wie Frau von Luxembourg euch diese Ueberzeugung so angenehm zu machen, daß man es sich nicht mehr in den Sinn kommen läßt, daran zweifeln zu wollen. Vom ersten Tage an würde mein Vertrauen zu ihr eben so vollkommen gewesen sein, wie es binnen kurzem wurde, hätte es sich nicht Frau Herzogin von Montmorency, ihre Schwiegertochter, eine ziemlich boshafte und, wie ich glaube, ein wenig streitsüchtige Närrin, einfallen lassen, mit mir immerfort anzubinden und hätte sie nicht trotz aller Zuvorkommenheiten ihrer Mama und ihrer eigenen heuchlerischen Schmeicheleien den Verdacht in mir erweckt, ob man sich nicht etwa doch über mich lustig machte.

Ich hätte mich über diese Befürchtung im Verkehre mit den beiden Damen vielleicht schwer beruhigt, wenn mir nicht die ungemeine Güte des Herrn Marschalls dafür gebürgt hätte, daß auch die ihrige ernstlich gemeint wäre. In Anbetracht meines schüchternen Charakters war nichts überraschender als die Geschwindigkeit, mit der ich ihn in Bezug auf den Fuß von Gleichheit, auf den er sich mit mir stellen wollte, beim Worte nahm, wenn es nicht etwa die Geschwindigkeit war, mit der er selbst mich wegen der unbeschränkten Unabhängigkeit, in der ich leben wollte, beim Worte nahm. Beide überzeugt, daß ich Grund hatte, mit meiner Lage zufrieden zu sein und keine Aenderung derselben zu wünschen, schien weder er noch Frau von Luxembourg sich auch nur einen Augenblick um meine Börse oder mein Vermögen kümmern zu wollen. Obgleich ich an dem innigen Antheil, den sie beide an mir nahmen, nicht zweifeln konnte, haben sie mir nie eine Stelle vorgeschlagen oder ihren Einfluß angeboten, wenn nicht etwa ein einziges Mal, wo Frau von Luxembourg meinen Eintritt in die französische Akademie zu wünschen schien. Ich berief mich auf meine Religion. Sie erklärte mir, in ihr läge kein Hindernis oder sie wollte sich wenigstens verpflichten, es zu heben. Ich erwiderte, eine wie große Ehre es auch für mich wäre, Mitglied einer so erlauchten Körperschaft zu werden, so

könnte ich doch füglich in keine mehr eintreten, nachdem ich es Herrn von Tressan und gewissermaßen dem Könige von Polen abgeschlagen hätte, in die Akademie von Nancy einzutreten. Frau von Luxembourg bestand nicht darauf, und es wurde nicht mehr davon gesprochen. Diese Einfachheit des Umganges mit so hohen Herrschaften, die bei der wohlverdienten innigen Freundschaft des Königs für Herrn von Luxembourg alles für mich zu thun im Stande waren, sticht eigenthümlich gegen die fortwährenden, eben so lästigen wie eifrigen Bemühungen der gönnerhaften Freunde ab, von denen ich mich eben getrennt hatte, und die weniger darauf ausgegangen waren, mir zu dienen als mich zu demüthigen.

Als der Marschall zu mir nach Mont-Louis zum Besuch gekommen war, hatte ich ihn und sein Gefolge nicht ohne Besorgnis in meinem einzigen Zimmer empfangen, nicht weil ich gezwungen war, ihn zwischen meinen schmutzigen Tassen und zerbrochenen Töpfen Platz nehmen zu lassen, sondern weil mein verfaulter Fußboden in Stücke zerfiel, und ich befürchtete, daß das Gewicht seines Gefolges ihn ganz zertrümmern würde. Weniger mit meiner eigenen Gefahr als mit der beschäftigt, welcher sich dieser gute Herr durch seine Freundlichkeit ausgesetzt sah, beeilte ich mich, ihn ihr dadurch zu entreißen, daß ich ihn trotz der noch immer anhaltenden Kälte in meinen ganz offenen und kaminlosen Thurm führte. Als er darin war, theilte ich ihm den Grund mit, der mich genöthigt hatte, ihn dorthin zu bringen. Er erzählte ihn der Frau Marschall wieder, und beide drängten in mich, bis mein Zimmer neu gedielt wäre, eine Wohnung im Schlosse oder, wenn mir das lieber wäre, in einem abgelegenen Gebäude anzunehmen, das mitten im Parke lag und das „kleine Schloß" genannt wurde. Diese zauberhaft schöne Wohnung verdient eine Schilderung.

Der Park oder Garten von Montmorency ist nicht eben wie der der Chevrette. Er ist hügelig, Anhöhen und Senkungen wechseln mit einander, die der geschickte Künstler benutzt hat, um in die Baumgruppen, Zieranlagen, Wasserkünste und Aussichtspunkte Abwechselung zu bringen und

einen an sich ziemlich beschränkten Raum durch Kunst und Genie gleichsam zu vervielfältigen. Auf der Höhe wird dieser Park von der Terrasse und dem Schlosse gekrönt; in der Tiefe bildet er eine Schlucht, die sich nach dem Thale zu öffnet und erweitert und deren tiefster Theil von einer großen Wasserfläche ausgefüllt wird. Zwischen der Orangerie, welche diese Erweiterung einnimmt, und dieser Wasserfläche, die mit Gebüschen und Bäumen anmuthig bedeckte Hügel einrahmen, liegt das erwähnte kleine Schloß. Dieses Gebäude und das es umgebende Land gehörten einst dem berühmten Le Brun, der seine Freude daran hatte, es mit diesem für Verzierung und Bauart reizenden Geschmacke, welcher diesen großen Maler zu einem Gegenstande der Bewunderung machte, aufzuführen und auszuschmücken. Seitdem ist dieses Schloß neu erbaut, aber immer nach der Zeichnung des ersten Meisters. Es ist klein, einfach, aber geschmackvoll. Da es zwischen dem Bassin der Orangerie und dem großen See in der Tiefe liegt und folglich der Feuchtigkeit ausgesetzt ist, hat man es in der Mitte mit einer offenen Halle zwischen zwei Säulenstockwerken unterbrochen, welche der Luft den Zutritt zu dem ganzen Gebäude gewährt und es dadurch trotz seiner Lage trocken erhält. Wenn man dieses Gebäude von der gegenüberliegenden Anhöhe, die den Hintergrund der Fernsicht von ihm aus bildet, betrachtet, so scheint es überall von Wasser umgeben, und man glaubt eine Zauberinsel oder die reizendste der drei Borromäischen Inseln, die Isola Bella im Lago Maggiore, zu sehen.

In diesem einsam gelegenen Gebäude sollte ich mir eine der vier vollständigen Wohnungen erwählen, welche es außer dem Erdgeschoß enthält, das aus einem Ballsaal, einem Billardsaal und einer Küche besteht. Ich nahm die kleinste und einfachste oberhalb der Küche, die ich gleichfalls bekam. Sie war äußerst elegant; die Möbel waren weiß und blau. In dieser tiefen und köstlichen Einsamkeit, inmitten von Hainen und Springbrunnen unter dem Gesange von Vögeln jeglicher Art, bei dem Dufte von Orangeblüten schrieb ich in einer fortwährenden Begeisterung das fünfte Buch des „Emil", dessen ziemlich frisches Colorit ich großentheils

dem lebendigen Eindruck der Oertlichkeit, in der ich es schrieb, verdankte.

Wie eifrig lief ich jeden Morgen bei Sonnenaufgang in die Säulenhalle, um dort die balsamische Luft einzuathmen! Welch guten Milchkaffee trank ich da im trauten Beisammensein mit meiner Therese! Meine Katze und mein Hund leisteten uns Gesellschaft. Dieses Gefolge allein hätte mir für mein ganzes Leben genügt, ohne daß ich je einen Augenblick Langeweile empfunden hätte. Ich befand mich dort in einem irdischen Paradiese; ich lebte darin in gleicher Unschuld und genoß darin das gleiche Glück.

Als Herr und Frau von Luxembourg im Juli auf dem Lande wohnten, bewiesen sie mir so viele Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten, daß ich, der ich bei ihnen wohnte und von ihrer Güte überhäuft wurde, nicht weniger thun konnte, als es durch fleißige Besuche zu vergelten. Ich verließ sie fast nicht: des Morgens machte ich der Frau Marschall meine Aufwartung, des Mittags speiste ich bei ihr; des Nachmittags ging ich mit dem Herrn Marschall spazieren, aber zu Abend speiste ich nicht bei ihm, einmal wegen der großen Gesellschaft und sodann weil die Stunde des Abendessens für mich zu spät war. So weit war alles noch geziemend und unverfänglich, wenn ich es nur dabei hätte bewenden lassen. Aber ich habe nie verstanden, bei meinen Freundschaften die rechte Mitte inne zu halten und einfach die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen. Ich bin stets alles oder nichts gewesen; binnen kurzem war ich alles, und wenn ich mich von Personen dieses Ranges gefeiert und verwöhnt sah, überschritt ich die Grenzen und war ihnen mit einer Freundschaft ergeben, die man nur für Personen von gleichem Stande haben darf. Ich zeigte in meinem Betragen alle Vertraulichkeit der Freundschaft, während sie bei dem ihrigen nie die Höflichkeit, an die sie mich gewöhnt hatten, aus den Augen setzten. Trotzdem bin ich im Verkehre mit der Frau Marschall nie ganz unbefangen gewesen. Obgleich ich hinsichtlich ihres Charakters nicht ganz ohne Befürchtungen war, so fürchtete ich ihn doch weniger als ihren Geist. Gerade er war es vor allen Dingen, der mir bei ihr Bewunderung einflößte. Ich

Montmorency, den 8. December 1759.

„Seit meinem letzten Briefe habe ich die fragliche Stelle hundert und aber hundert Mal erwogen. Ich habe sie nach ihrem eigentlichen und natürlichen Sinne, wie nach jedem Sinne, den man ihr geben kann, überlegt, und ich gestehe Ihnen, Frau Marschall, daß ich nicht mehr weiß, ob ich mich gegen Sie entschuldigen muß, oder Sie nicht vielmehr gegen mich."

Seit Abfassung dieser Briefe sind jetzt zehn Jahre vergangen. Ich habe seit jener Zeit oftmals wieder daran gedacht, und so groß ist noch heute in diesem Punkte meine Dummheit, daß ich es nie begriffen habe, was die Dame in dieser Stelle, ich sage nicht Verletzendes, sondern auch nur ihr Mißfälliges hatte ausfindig machen können.

Bei Erwähnung jener Abschrift der „Heloise", die Frau von Luxembourg haben wollte, muß ich hier noch das angeben, was ich ersann, um derselben etwas besonders Auszeichnendes vor jeder andern zu verleihen. Ich hatte getrennt davon die „Abenteuer des Lord Eduard" geschrieben und war lange unschlüssig gewesen, ob ich sie ganz oder auszugsweise in das Werk, in dem sie mir zu fehlen schienen, einschalten sollte. Am Ende entschloß ich mich, sie ganz wegzulassen, weil sie nicht im Tone des Ganzen waren und deshalb die rührende Einfachheit desselben gestört hätten. Ich hatte noch einen andern, weit stärkeren Grund, als ich Frau von Luxembourg erst kennen lernte. In diesen Abenteuern kam nämlich eine römische Marquise von einem sehr schlechten Charakter vor, von der einige Züge, ohne auf sie anwendbar zu sein, doch von solchen, die sie nur dem Rufe nach kannten, auf sie hätten bezogen werden können. Ich wünschte mir deshalb zu dem Entschlusse, den ich gefaßt, Glück und bestärkte mich in demselben. Allein in dem glühenden Wunsche, ihr Exemplar mit irgend etwas, was sich in keinem andern fand, zu bereichern, dachte ich an diese unglücklichen Abenteuer und faßte den Plan, einen Auszug daraus anzufertigen, um ihn hinzuzufügen, ein unsinniger Plan, dessen Verschrobenheit man sich nur durch

das blinde Verhängnis erklären kann, welches mich in mein Verderben zog.

Quos vult perdere Jupiter dementat.

Ich war so dumm, diesen Auszug mit großer Sorgfalt und großem Fleiße zu machen und ihr dieses Werk als das schönste Kleinod von der Welt zu schicken, indem ich ihr gleichwohl mittheilte, daß ich, wie es der Wahrheit gemäß war, das Original verbrannt hätte, daß der Auszug für sie allein wäre und von niemandem je gesehen werden würde, falls sie ihn nicht selbst zeigte. Weit davon entfernt, ihr dadurch, wie ich wähnte, meine Klugheit und Besonnenheit zu beweisen, machte dieser Umstand sie erst auf die Ansicht aufmerksam, die ich selbst über die Anwendbarkeit der Züge hegte, über die sie sich hätte beleidigt fühlen können. Meine Dummheit war so groß, daß ich nicht daran zweifelte, sie würde von meiner Handlungsweise entzückt sein. Sie sagte mir darüber nicht die großen Schmeicheleien, die ich erwartete, und zu meiner großen Verwunderung redete sie mit mir nie über das Heft, das ich ihr geschickt hatte. Stets über meine Klugheit, die ich hierbei gezeigt, entzückt, machte ich mir erst lange nachher nach anderen Anzeichen eine Vorstellung von der Wirkung, welche meine Handlungsweise hervorgerufen hatte.

In Bezug auf ihre Abschrift hatte ich noch einen vernünftigeren Gedanken, der mir aber aus ferner liegenden Umständen nicht weniger nachtheilig gewesen ist; so wirkt alles für das Werk des Schicksals zusammen, wenn es einen Menschen in das Unglück lockt. Ich gedachte diese Abschrift mit den Zeichnungen zu den Kupferstichen der „Julie" zu verzieren, die, wie es sich ergab, das nämliche Format wie die Abschrift hatten. Ich bat Coindet um diese Zeichnungen, die mir unter allen Rechtstiteln und um so mehr gehörten, als ich ihm den Ertrag aus den Abdrücken abgetreten hatte, die einen großen Absatz fanden. Coindet ist eben so schlau, wie es mir an Schlauheit fehlte. Er ließ sich um die Zeichnungen bitten, bis er in Erfahrung brachte, was ich damit machen wollte. Nun behielt er sie unter dem Vorwande, noch einige

Verzierungen hinzuzufügen, und überreichte sie schließlich selbst.

Ego versiculos feci, tulit alter honores.

Hierdurch brachte er es zu Wege, daß er sich in das Hôtel Luxembourg mit einer gewissen Berechtigung einführte. Seit meiner Uebersiedlung nach dem kleinen Schlosse besuchte er mich dort sehr häufig und stets des Morgens, namentlich wenn Herr und Frau von Luxembourg in Montmorency waren. Dies hatte zur Folge, daß ich, um einen Tag mit ihm zu verleben, nicht auf das Schloß ging. Man machte mir dieses Fernbleiben zum Vorwurf; ich gab den Grund an. Man drang in mich, Herrn Coindet mitzubringen; ich that es. Das war es, worauf der Schlaukopf ausgegangen war. Dank der ungemeinen Güte, die man für mich hatte, sah sich auf diese Weise ein Commis des Herrn Thelusson, der ihn höchstens zuweilen, wenn sonst niemand da war, an seinem Tische duldete, plötzlich zu der Tafel eines Marschalls von Frankreich in Gesellschaft von Prinzen und Herzoginnen und allem, was es von Großen am Hofe gab, zugelassen. Ich werde nie vergessen, daß eines Tages, als er gezwungen war, schon früh nach Paris zurückzukehren, der Herr Marschall nach dem Mittagsmahl zu der Gesellschaft sagte: „Lassen Sie uns einen Spaziergang auf dem Wege nach Saint-Denis machen, wir geben dadurch Herrn Coindet das Geleit.“ Das war zu viel für den armen Jungen, er verlor völlig den Kopf. Was mich anlangt, so war mir das Herz so gerührt, daß ich nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Weinend wie ein Kind und vor Begierde sterbend, die Fußstapfen dieses guten Marschalls zu küssen, ging ich hinterher. — Aber der Verlauf dieser Abschriftsgeschichte hat mich der Zeit vorgreifen lassen. Wir wollen uns wieder an sie halten, so weit es mir mein Gedächtnis erlauben wird.

Sobald das kleine Haus zu Saint-Louis fertig war, ließ ich es anständig, aber einfach ausmöbliren und kehrte in dasselbe zurück, da ich das Gesetz, welches ich mir beim Scheiden von der Eremitage gemacht hatte, immer meine eigene Wohnung zu haben, nicht aufgeben konnte; allein

ich konnte mich auch nicht dazu entschließen, meine Wohnung in dem kleinen Schlosse zu verlassen. Ich behielt den Schlüssel, und da ich großes Gefallen an den hübschen Frühstücken in der Säulenhalle fand, schlief ich oft daselbst und brachte dort mitunter zwei oder drei Tage wie in einem Landhause zu. Vielleicht war ich damals in Bezug auf Wohnung der am besten und angenehmsten versorgte Privatmann in Europa. Mein Wirth, Herr Mathes, der der beste Mensch von der Welt war, hatte mir die Leitung der Ausbesserungen in Mont-Louis vollständig überlassen und verlangte, daß ich über seine Arbeiter verfügte, ohne daß er sich auch nur hineinmischte. So machte ich es möglich, mir aus einem einzigen Zimmer im ersten Stock eine vollständige Wohnung, aus Zimmer, Vorzimmer und Garderobe bestehend, herzustellen. Im Erdgeschoß befanden sich die Küche und Theresens Zimmer. Der Thurm diente mir, nachdem darin eine mit Fenstern versehene Zwischenwand und ein Kamin angebracht war, als Arbeitszimmer. Wenn ich dort war, hatte ich meine Freude daran, die Terrasse, welche schon zwei Reihen junger Lindenbäume beschatteten, noch zu verschönern: ich ließ, um einen Laubgang anzulegen, noch zwei andere anpflanzen; ich ließ einen Tisch und Bänke von Stein daselbst aufstellen; ich umgab sie mit Flieder, Jasmin und Geisblatt und ließ längs den beiden Baumreihen eine schöne Blumeneinfassung anlegen. Und diese höher als die des Schlosses gelegene Terrasse, von der man eine mindestens eben so schöne Aussicht genoß und deren dort nistende Vögel ich zahm gemacht hatte, diente mir als Empfangssaal, um daselbst Herr und Frau von Luxembourg, den Herzog von Villeroy, den Prinzen von Tingry, den Marquis von Armentières, die Herzogin von Montmorency, die Herzogin von Boufflers, die Gräfin von Valentinois, die Gräfin von Boufflers und andere Personen gleichen Ranges willkommen zu heißen, die es nicht unter ihrer Würde hielten, vom Schlosse auf einem ermüdend steilen Wege nach Mont-Louis zu pilgern. Alle diese Besuche verdankte ich der Güte des Herrn und der Frau von Luxembourg; ich fühlte es, und mein Herz war ihnen aufrichtig dankbar. In einer dieser Aufwallungen

zärtlicher Rührung sagte ich einmal zu Herrn von Luxembourg, indem ich ihn umarmte: „Ach, Herr Marschall, ehe ich Sie kannte, haßte ich die Großen und hasse Sie jetzt noch mehr, seitdem Sie mich so deutlich empfinden lassen, wie leicht es ihnen sein würde, sich zum Gegenstande der Anbetung zu machen."

Uebrigens fordere ich alle, die mich während dieses Zeitabschnittes gesehen haben, auf, mir zu bezeugen, ob sie je bemerkt, daß mich dieser Glanz auch nur einen Augenblick geblendet habe, daß mir dieser Weihrauchsduft zu Kopfe gestiegen sei, ob sie mich in meiner Haltung weniger gleichmäßig, in meinem Benehmen weniger einfach, im Verkehre mit dem Volke weniger umgänglich, gegen meine Nachbarn weniger vertraulich und weniger bereit gesehen haben, jedermann zu dienen, sobald ich es nur konnte, und ohne mich von den zahllosen und oft unvernünftigen Belästigungen zurückstoßen zu lassen, die ich unaufhörlich zu erdulden hatte. Wenn mich mein Herz nach dem Schlosse von Montmorency aus aufrichtiger Verehrung der Herrschaft zog, so führte es mich eben so zu meiner Nachbarschaft zurück, um mich an den Annehmlichkeiten dieses gleichmäßigen und einfachen Lebens zu erfreuen, außerhalb dessen es kein Glück für mich giebt. Therese hatte mit der Tochter meines Nachbars, eines Maurers, Namens Villeu, Freundschaft geschlossen, und ich schloß sie mit dem Vater gleichfalls. Mit welcher Eile kam ich, nachdem ich des Morgens nicht ohne Zwang, oder aus Rücksicht auf die Frau Marschall auf dem Schlosse gespeist hatte, des Abends wieder heim, um mit dem braven Villeu und seiner Familie bald bei ihm, bald bei mir das Abendbrot zu essen!

Außer diesen beiden Wohnungen hatte ich bald noch eine dritte im Hôtel Luxembourg, dessen Besitzer so inständig in mich drangen, sie bisweilen zu besuchen, daß ich trotz meines Widerwillens gegen Paris, wo ich seit meiner Zurückgezogenheit auf der Eremitage nur die zwei einzigen Male, die ich bereits erwähnt, gewesen war, darein willigte. Auch ging ich nur an verabredeten Tagen hin, lediglich um dort zu Nacht zu speisen und am nächsten Morgen zurückzukehren. Ich kam und ging durch den Garten, der

auf den Boulevard hinausführte, so daß ich mit vollster Wahrheit sagen konnte, ich hätte den Fuß nie auf das Pariser Pflaster gesetzt.

Inmitten dieses flüchtigen Glückes bereitete sich von ferne der Wendepunkt vor, der das Ende bezeichnen sollte. Bald nach meiner Rückkehr nach Mont-Louis machte ich, und wie gewöhnlich wider meinen Willen, eine neue Bekanntschaft, die in meiner Geschichte ebenfalls bedeutungsvoll ist. Man wird in der Folge entscheiden, ob in gutem oder bösem Sinne. Es ist die mit meiner Nachbarin, der Frau Marquise von Verdelin, deren Mann zu Soisy, in der Nähe von Montmorency ein Landhaus gekauft hatte. Fräulein von Ars, Tochter des Grafen von Ars, eines vornehmen, aber armen Mannes, hatte Herrn von Verdelin geheirathet, der alt, häßlich, taub, hart, roh, eifersüchtig, mit Narben bedeckt und einäugig war, im Uebrigen aber, wenn man ihn zu nehmen wußte, ein gutmüthiger Mensch und Besitzer von fünfzehn- oder zwanzigtausend Livres Renten, an die man sie verheirathete. Dieser Adonis, der fluchte, kreischte, schalt, wetterte und seiner Frau den ganzen Tag Thränen entlockte, that schließlich stets, was sie wollte, allerdings nur, um sie in Wuth zu versetzen, falls sie es ihm nämlich weiszumachen verstand, daß er es wollte und sie es nicht wollte. Herr von Margency, von dem ich gesprochen habe, war der Freund der Frau und wurde der des Mannes. Einige Jahre vorher hatte er ihnen sein Schloß Margency bei Eaubonne und Andilly vermiethet, und dort hielten sie sich gerade während meiner Leidenschaft für Frau von Houdetot auf. Letztere und Frau von Verdelin waren durch Frau von Aubeterre, ihre gemeinsame Freundin, bekannt geworden; und da der Garten von Margency an dem Wege lag, den Frau von Houdetot nach dem „Olymp", ihrem Lieblingsspaziergang, gehen mußte, gab ihr Frau von Verdelin einen Schlüssel, um durch den Garten zu gehen. Wegen dieses Schlüssels ging ich in ihrer Begleitung oft durch denselben; aber ich war kein Freund von unvermutheten Begegnungen, und wenn sich Frau von Verdelin zufällig auf unsrem Wege fand, ließ ich sie zusammen, ohne etwas zu sagen, und ging

trauter als ich selbst. Ein wunderliches Menschenkind, dieser Coindet! Er stellte sich, als hätte ich ihn geschickt, bei allen meinen Freunden vor, setzte sich bei ihnen fest und speiste bei ihnen ohne Umstände. Voll glühenden Eifers für mich sprach er von mir nur mit Thränen in den Augen; sobald er mich jedoch besuchte, beobachtete er über alle diese Bekanntschaften, sowie über alles, was seines Wissens meine Theilnahme erregen mußte, das tiefste Stillschweigen. Anstatt mir zu sagen, was er von dem für mich Interessanten erfahren oder gesagt oder gesehen hatte, hörte er mir zu und fragte mich sogar. Von Paris wußte er nur, was ich ihm mittheilte, kurz, obgleich mir jedermann von ihm erzählte, redete er zu mir nie von jemandem; gegen seinen Freund war er nur verschwiegen und geheimnisvoll. Lassen wir jedoch für jetzt Coindet und Frau von Verdelin; wir werden in der Folge auf sie zurückkommen.

Einige Zeit nach meiner Rückkehr nach Saint-Louis besuchte mich der Maler Latour und brachte mir mein Pastellporträt, welches er vor einigen Jahren in der Gemäldegalerie ausgestellt hatte. Sein Anerbieten, mir dieses Porträt zu schenken, hatte ich zurückgewiesen. Allein Frau von Epinay, die mir das ihrige geschenkt und sich jenes wünschte, hatte mich ersucht, es von ihm zu erbitten. Er hatte sich Zeit genommen, Verbesserungen daran vorzunehmen. Inzwischen geschah mein Bruch mit Frau von Epinay; ich gab ihr ihr Porträt zurück, und da nicht mehr die Rede davon war, ihr das meinige zu schenken, wies ich ihm in meinem Zimmer in dem kleinen Schlosse einen Platz an. Herr von Luxembourg sah es dort und fand es gut; ich bot es ihm an und er nahm es an. Ich schickte es ihm. Der Marschall und seine Frau sahen ein, daß es mir große Freude machen würde, die ihrigen zu besitzen. Sie ließen sie von Meisterhand in Miniatur anfertigen, in eine in Gold gefaßte Bonbonniere von Bergkrystall setzen und machten mir in einer sehr verbindlichen Weise, die mich in Entzücken versetzte, ein Geschenk damit. Frau von Luxembourg wollte nie einwilligen, daß ihr Porträt den Deckel des Kästchens zierte. Sie hatte mir mehrmals den Vorwurf gemacht, daß ich Herrn von Luxembourg lieber hätte als sie, und ich wehrte ihn nicht ab, weil er der Wahrheit gemäß war. Sie lieferte mir durch diese Art, ihrem Porträt seinen Platz anzuweisen, in sehr höflicher, aber auch sehr deutlicher Weise den Beweis, daß sie diese Bevorzugung nicht vergaß.

Ungefähr in der nämlichen Zeit beging ich eine Dummheit, die nicht dazu beitrug, mir ihre Gunst zu bewahren. Obgleich ich Herrn von Silhouette gar nicht kannte und wenig geneigt war, ihn in mein Herz zu schließen, so hatte ich doch eine große Meinung von seiner Verwaltung. Als er anfing, seine Hand schwerer auf den Finanzleuten ruhen zu lassen, sah ich ein, daß er seinen Feldzug nicht in der günstigen Zeit begann. Trotzdem wünschte ich ihm nicht weniger aufrichtig allen Erfolg, und als ich seine Absetzung erfuhr, schrieb ich in meiner Unbesonnenheit folgenden Brief an ihn, den ich sicherlich nicht zu rechtfertigen unternehme.

Montmorency, den 2. December 1759.

„Nehmen Sie, mein Herr, freundlichst die Huldigung eines Einsiedlers an, der Ihnen zwar nicht bekannt ist, Sie aber wegen Ihrer Talente liebt, wegen Ihrer Verwaltung vor Ihnen Hochachtung hegt, und Ihnen die Ehre erwiesen hat zu glauben, daß Sie dieselbe nicht lange behalten würden. Da Sie den Staat nur auf Kosten der Hauptstadt retten konnten, die ihn ins Verderben gestürzt, haben Sie dem Geschrei der Geldgewinner Trotz geboten. Als ich Sie diese Elenden zerschmettern sah, beneidete ich Sie um Ihre Stelle; jetzt, wo ich Sie dieselbe aufgeben sehe, ohne sich untreu geworden zu sein, bewundere ich Sie. Seien Sie zufrieden, mein Herr; aus Ihrem Amte folgt Ihnen eine Ehre nach, deren Sie, ohne dabei einen Nebenbuhler zu finden, lange genießen werden. Die Flüche der Schurken bilden den Ruhm des Gerechten.*)"

*) Rousseau macht sich wegen dieses Briefes in einem andern Werke, aber unter einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte, Vorwürfe. „Das ist," sagt er, „vielleicht das einzig Tadelnswerthe, das ich in meinem Leben geschrieben habe." cf. „Briefe vom Berge". Brief IX.

1760.

Frau von Luxembourg, welche wußte, daß ich diesen Brief geschrieben hatte, redete mit mir bei ihrer Osterreise davon; ich zeigte ihn ihr; sie wünschte eine Abschrift davon, ich gab sie ihr, aber als ich sie ihr gab, wußte ich nicht, daß sie zu diesen Geldgewinnern gehörte, die bei den Unterpachten betheiligt waren und Silhouettes Absetzung bewirkt hatten. Man hätte bei allen meinen Tölpelhaftigkeiten meinen sollen, daß ich förmlich darauf ausgegangen wäre, den Haß einer liebenswürdigen und mächtigen Frau zu erregen, der ich mich in Wahrheit täglich mehr anschloß und deren Ungnade mir zuziehen zu wollen ich weit entfernt war, obgleich ich mit meinen Plumpheiten alles Nöthige dazu that. Ich halte es für ziemlich überflüssig zu bemerken, daß sich die Geschichte von dem Opiat des Herrn Tronchin, deren ich in meinem ersten Theile erwähnt habe, auf sie bezog; die andere Dame war Frau von Mirepoix. Sie haben mit mir nie wieder davon geredet, noch im Geringsten verrathen, daß sie noch daran dächten, weder die eine noch die andere; allein anzunehmen, Frau von Luxembourg habe sie wirklich vergessen können, scheint mir sehr schwer, selbst wenn man von den unmittelbar darauf folgenden Ereignissen nichts wüßte. Ich für meine Person schlug mir die Wirkung meiner Dummheiten durch das Zeugnis aus dem Sinne, das ich mir gab, keine in der Absicht gemacht zu haben, sie zu beleidigen; als ob eine Frau dergleichen je verzeihen könnte, selbst bei der vollkommenen Gewißheit, daß böser Wille daran nicht den geringsten Antheil gehabt hat.

Obgleich sie jedoch weder etwas zu sehen noch zu bemerken schien und ich an ihr keine Abnahme ihres freundlichen Entgegenkommens und keine Aenderung ihres Benehmens wahrnahm, so ließ mich doch die Fortdauer und sogar Zunahme eines nur zu gegründeten Vorgefühls unaufhörlich davor zittern, daß der Schwärmerei für mich bald Ueberdruß folgen werde. Konnte ich von einer so großen Dame eine Beständigkeit erwarten, die ich so wenig zu erhalten fähig war? Ich verstand nicht einmal dieses dunkle

Vorgefühl, das mich beunruhigte und noch widerwärtiger machte, vor ihr zu verhehlen. Man wird es aus dem folgenden Briefe erkennen, der eine höchst merkwürdige Vorhersagung enthält. Dabei muß ich bemerken, daß dieser im Concepte datumlose Briefe spätestens im October 1760 geschrieben ist.

„Wie grausam ist Ihre Güte! Weshalb den Frieden eines Einsiedlers stören, der auf die Freuden des Lebens verzichtete, um nicht mehr seine Widerwärtigkeiten zu fühlen? Ich habe meine Tage damit zugebracht, feste Verbindungen vergeblich zu suchen; in den Verhältnissen, die mir erreichbar waren, habe ich sie nicht anknüpfen können; darf ich sie in den Ihrigen suchen? Ehrgeiz und Eigennutz führen mich nicht mehr in Versuchung; ich bin wenig eitel, wenig besorgt; ich vermag allem zu widerstehen, nur nicht Freundlichkeiten. Weshalb greifen Sie mich beide bei einer Schwäche an, die ich besiegen muß, da bei der Kluft, die uns trennt, innige Herzensergießungen mein Herz dem Ihrigen nicht nähern dürfen? Wird einem Herzen, das nicht zwei Arten, sich zu geben, kennt und sich nur der Freundschaft fähig fühlt, die Dankbarkeit genügen? Freundschaft, Frau Marschall! Ach, das ist eben mein Unglück! Von Ihnen und dem Herrn Marschall ist es schön, dieses Wort zu gebrauchen, aber ich bin wahnsinnig, Sie beim Worte zu nehmen. Sie treiben damit Ihr Spiel, ich halte mich daran, und das Ende des Spieles bereitet mir neuen Kummer. Wie hasse ich alle Ihre Titel und wie beklage ich Sie, sie tragen zu müssen! Sie scheinen mir so würdig, sich der Reize des Privatlebens zu erfreuen! Weshalb bewohnen Sie nicht Clarens? Ich ginge hin und suchte dort das Glück meines Lebens. Aber das Schloß Montmorency, aber das Hôtel Luxembourg! Darf man dort Jean-Jacques sehen? Darf dorthin ein Freund der Gleichheit die Neigungen eines gefühlvollen Herzens bringen, eines Herzens, das dadurch, daß es die Achtung, die man ihm erweist, in gleicher Weise bezahlt, eben so viel zurückzugeben glaubt, wie es empfängt? Sie sind gut und auch gefühlvoll, ich weiß es, ich habe es gesehen; es thut mir Leid, daß ich es nicht schon früher habe glauben können.

aber bei dem Range, in dem Sie stehen, bei der Lebensweise, die Sie führen, kann nichts einen dauernden Eindruck auf Sie ausüben, und so viele neue Gegenstände verwischen sich gegenseitig so vollkommen, daß keiner bleibt. Sie werden mich vergessen, gnädige Frau, nachdem Sie mich außer Stand gesetzt haben, Sie nachzuahmen. Sie werden viel gethan haben, um mich unglücklich zu machen und um unentschuldbar zu sein."

Ich hatte Herrn von Luxembourg mit hinzugenommen, um ihr meine verletzenden Bemerkungen weniger hart zu machen, denn seiner fühlte ich mich im Uebrigen so sicher, daß ich mich auch nicht ein einziges Mal einer Befürchtung hinsichtlich der Dauer seiner Freundschaft hingegeben habe. Nichts von dem, was mich in Beziehung auf die Frau Marschall in Besorgnis versetzte, erstreckte sich auch nur einen Augenblick auf ihn. Ich habe gegen seinen Charakter, den ich als schwach, aber zuverlässig kannte, nie das geringste Mißtrauen gehabt. Ich fürchtete von seiner Seite eben so wenig eine Erkaltung, wie ich von ihm eine heroische Zuneigung erwartete. Die Einfachheit und Vertraulichkeit unseres Verkehrs ließ erkennen, wie sehr wir uns gegenseitig auf einander verließen. Wir hatten beide Recht; so lange ich lebe, werde ich das Gedächtnis dieses würdigen Herrn ehren und lieben; und was man auch gethan haben möge, ihn von mir zu trennen, so bin ich doch so sicher, daß er als mein Freund gestorben ist, wie wenn ich seinen letzten Seufzer empfangen hätte.

Bei dem zweiten Sommeraufenthalte in Montmorency im Jahre 1760 nahm ich, nachdem die Lectüre der „Julie" beendet war, meine Zuflucht zu der des „Emil", um mir bei Frau von Luxembourg als Stütze zu dienen; aber dies hatte nicht einen gleich guten Erfolg, sei es, daß ihr der Stoff weniger zusagte, oder daß sie so vieles Vorlesen schließlich langweilte. Da sie mir jedoch den Vorwurf machte, daß ich mich durch meine Verleger anführen ließe, verlangte sie, ich sollte, um einen größeren Nutzen daraus zu ziehen, ihr die Besorgung eines Herausgebers überlassen. Ich gab dazu unter der ausdrücklichen Bedingung meine Einwilligung, daß das Werk nicht in Frankreich gedruckt

würde, worüber wir einen langen Streit hatten, indem ich behauptete, daß die stillschweigende Erlaubnis unmöglich zu erlangen, ja auch unklug zu verlangen wäre, und ich ohne sie den Druck im Umfange des Königreichs nicht gestatten wollte, während sie beharrlich versicherte, daß es bei dem Verfahren, welches die Regierung angenommen hätte, nicht einmal eine Schwierigkeit bei der Censur geben würde. Sie verstand es dahin zu bringen, daß Herr von Malesherbes auf ihre Ansichten einging. Er schrieb mir darüber eigenhändig einen langen Brief, um mir zu beweisen, daß das „Glaubensbekenntnis des Savoyischen Vikars" ganz dazu geeignet wäre, überall den Beifall des menschlichen Geschlechtes und bei der jetzt herrschenden Richtung auch den des Hofes zu erlangen. Ich war überrascht, diesen sonst so zaghaft auftretenden Beamten in dieser Angelegenheit so willfährig werden zu sehen. Da der Druck eines Buches, zu dem er die Genehmigung gab, schon dadurch allein gesetzlich wurde, so hatte ich eigentlich keinen gegründeten Einwand mehr zu machen. Allein in Folge eines besondern Bedenkens verlangte ich beharrlich, daß das Werk in Holland und sogar durch Vermittelung des Verlagsbuchhändlers Néaulme gedruckt würde, den ich nicht nur ausdrücklich nannte, sondern auch davon in Kenntnis setzte, obgleich ich im Uebrigen damit einverstanden war, daß die Herausgabe zum Vortheil eines französischen Buchhändlers geschähe und man das Werk nach Vollendung des Druckes in Paris oder sonst wo in Verlag gäbe, weil dieser mich nichts anginge. Das ist die getreue Darstellung meines Uebereinkommens mit Frau von Luxembourg, nach welchem ich ihr das Manuscript einhändigte.

Bei diesem Sommeraufenthalte hatte ich ihre Enkelin, Fräulein von Boufflers, die jetzige Herzogin von Lauzun, mitgebracht. Sie hieß Amalie. Es war eine reizende Person. Ihr Aeußeres, ihre Sanftmuth und Schüchternheit war wahrhaft jungfräulich. Nichts war liebenswürdiger und fesselnder als ihr Gesicht, nichts zärtlicher und keuscher als die Gefühle, welche sie einflößte. Im Uebrigen war sie ein Kind; sie war noch nicht elf Jahre alt. Die Frau Marschall, die sie zu schüchtern fand, bemühte sich, sie leb-

hafter zu machen. Sie gestattete mir mehrere Male, ihr einen Kuß zu geben, was ich mit meiner gewöhnlichen Ungeschicklichkeit that. Statt der Artigkeiten, die ihr ein anderer an meiner Stelle gesagt hätte, blieb ich stumm und verlegen und ich weiß nicht, wer am verschämtesten war, die arme Kleine oder ich. Eines Tages traf ich sie allein auf der Treppe des kleinen Schlosses; sie kam von einem Besuche bei Therese, bei der sich ihre Gouvernante noch aufhielt. Da ich nicht wußte, was ich zu ihr sagen sollte, bat ich sie um einen Kuß, den sie mir in der Unschuld ihres Herzens nicht verweigerte, da sie mich schon an demselben Morgen auf Befehl und in Gegenwart ihrer Großmutter geküßt hatte. Als ich am folgenden Morgen am Bette der Frau Marschall aus dem „Emil" vorlas, stieß ich gerade auf eine Stelle, wo ich mich mit vollem Rechte über das, was ich am Tage vorher gethan hatte, tadelnd ausspreche. Sie fand den Gedanken sehr richtig und knüpfte eine sehr verständige Bemerkung daran, über die ich erröthen mußte. Wie verwünschte ich diese unglaubliche Albernheit, die mich so oft hat schuldig erscheinen lassen, wenn ich nur einfältig und verlegen war, eine Albernheit, die man bei einem Manne, von dem man weiß, daß er nicht ohne Geist ist, noch dazu nur für eine falsche Entschuldigung nimmt! Ich kann beschwören, daß bei diesem so tadelnswerthen Kusse wie bei allen andern Fräulein Amaliens Herz und Sinne nicht reiner waren als die meinen; und ich kann sogar beschwören: hätte ich in jenem Augenblicke dem Zusammentreffen mit ihr aus dem Wege gehen können, würde ich es gethan haben, nicht weil es mir nicht große Freude machte, sie zu sehen, sondern aus Verlegenheit, irgend eine Artigkeit zu finden, die ich ihr hätte sagen können. Wie ist es möglich, daß ein bloses Kind einen Mann einschüchtert, dem die Macht der Könige nicht Furcht eingejagt hat? Was thun, wie sich benehmen, wenn einem alles Unverhoffte alle Geisteskraft raubt? Zwinge ich mich, mit den Leuten, die ich treffe, zu reden, so sage ich unfehlbar eine Dummheit; sage ich nichts, so bin ich ein Menschenfeind, ein wildes Thier, ein Bär. Vollkommene Geistesschwäche wäre mir weit vortheilhafter gewesen; aber

die Talente, an denen es mir in der Welt gefehlt hat, sind die Ursache meines Verderbens gewesen, haben in mir ganz besondere Talente hervorgerufen.

Gegen Ende desselben Aufenthalts that Frau von Luxembourg ein gutes Werk, an dem ich einigen Antheil hatte. Da Diderot sehr unkluger Weise die Frau Prinzessin von Robeck, Tochter des Herrn von Luxembourg, beleidigt hatte, so rächte sie Palissot, der ihr Schützling war, durch das Lustspiel „Die Philosophen", in welchem ich lächerlich gemacht und Diderot arg mißhandelt wurde. Der Verfasser verfuhr gegen mich schonungsvoller, weniger, wie ich glaube, um der Verpflichtung willen, die er gegen mich hatte, als aus Furcht, dem Vater seiner Beschützerin, dessen Vorliebe für mich er kannte, zu mißfallen. Der Buchhändler Duchesne, den ich damals noch gar nicht kannte, schickte mir dieses Stück, sobald es gedruckt war, und ich vermuthe, daß er es auf Palissots Geheiß that, der vielleicht wähnte, ich würde einen Mann, mit dem ich gebrochen hatte, mit Freuden zerreißen sehen. Er täuschte sich sehr. Obgleich ich mit Diderot brach, den ich nicht sowohl für boshaft als für indiscret und schwach hielt, habe ich doch um unsrer alten Freundschaft willen, die, wie ich weiß, bei ihm lange eben so aufrichtig wie bei mir war, in meinem Herzen stets Liebe für ihn, sogar Achtung und Hochachtung bewahrt. Ganz anders verhält es sich mit Grimm, einem seinem Charakter nach falschen Menschen, der mich nie liebte, der nicht einmal der Liebe fähig ist, und der aus bloser Herzenslust, ohne irgend einen Grund zur Klage und lediglich zur Befriedigung seiner schändlichen Eifersucht sich im Geheimen zu meinem grausamsten Verläumder hergegeben hat. Dieser ist für mich nichts mehr, jener wird stets mein einstiger Freund sein. Mein Herz blutete beim Anblick dieses schandbaren Stückes; ich konnte die Lectüre desselben nicht ertragen und, ohne sie zu vollenden, schickte ich es Duchesne mit folgendem Briefe zurück:

Montmorency, den 21. Mai 1760.

„Bei flüchtiger Durchsicht des Stückes, welches Sie, mein Herr, mir gesandt, hat es mich entrüstet, mich gelobt

zu sehen. Ich nehme dieses entsetzliche Geschenk nicht an. Ich bin überzeugt, daß Sie mich durch die Uebersendung nicht haben beleidigen wollen, aber Sie wissen nicht oder haben es vergessen, daß ich die Ehre gehabt habe, der Freund eines achtungswerthen Mannes zu sein, der in dieser Schmähschrift unwürdig besudelt und verleumdet ist."

Duchesne zeigte diesen Brief. Diderot, den er hätte rühren sollen, ärgerte sich über ihn. Seine Eigenliebe konnte die Ueberlegenheit eines so edelmüthigen Vorgehens nicht vergeben, und ich erfuhr, daß seine Frau überall gegen mich mit einer Bitterkeit loszog, die wenig Eindruck auf mich machte, da ich wußte, daß sie aller Welt als Fischweib bekannt war.

Diderot fand seinerseits einen Rächer in dem Abbé Morellet, der nach Art des „Kleinen Propheten" eine Broschüre unter dem Titel „Die Vision" gegen Palissot schrieb. Sehr unkluger Weise beleidigte er in dieser Schrift Frau von Robeck, deren Freunde ihn in die Bastille sperren ließen, denn was sie anlangt, die von Natur wenig rachsüchtig und damals todtkrank war, so bin ich überzeugt, daß es von ihr nicht ausging.

D'Alembert, der mit dem Abbé Morellet sehr befreundet war, forderte mich brieflich auf, Frau von Luxemburg um Herbeiführung seiner Freiheit zu bitten, wobei er ihr aus Dankbarkeit einen Lobartikel in der Encyklopädie*) versprach. Ich lasse meine Antwort hier folgen:

„Ich habe Ihren Brief, mein Herr, nicht abgewartet, um der Frau Marschall von Luxembourg den Schmerz zu schildern, den mir die Verhaftung des Abbé Morellet bereitete. Sie kennt den Antheil, den ich daran nehme; sie soll auch den erfahren, den Sie daran nehmen, und um selbst von Theilnahme für ihn erfüllt zu werden, würde es für sie genügen zu vernehmen, daß er ein Mann von Verdienst ist. Obgleich sie wie der Herr Marschall mich mit einem Wohlwollen beehren, das den Trost meines Lebens ausmacht, und obgleich der Name Ihres Freundes

*) Dieser Brief ist mit mehreren andern in dem Hôtel Luxembourg, während sie sich daselbst in Aufbewahrung befanden, verschwunden.

bei ihnen eine Empfehlung für den Abbé Morellet ist, so weiß ich gleichwohl nicht, bis zu welchem Grade es ihnen gefällt, bei dieser Gelegenheit den mit ihrem Range verbundenen Einfluß und ihr persönliches Ansehen aufzubieten. Ich bin nicht einmal überzeugt, daß der fragliche Racheact so sehr, wie Sie anzunehmen scheinen, auf die Frau Prinzessin von Robeck zurückzuführen ist; und wäre dies auch der Fall, so darf man doch nicht annehmen, daß die Rachlust ausschließlich den Philosophen zukomme, und daß, wenn diese Frauen sein wollen, die Frauen Philosophen sein werden.

„Ich werde Sie von dem, was mir Frau von Luxembourg sagen wird, sobald ich ihr Ihren Brief gezeigt habe, in Kenntnis setzen. Inzwischen glaube ich sie genügend zu kennen, um Ihnen im voraus die Versicherung geben zu können, daß, wenn sie das Vergnügen haben sollte, zu der Freilassung des Abbé Morellet beizutragen, sie den Tribut der Dankbarkeit, den Sie ihr in der Encyklopädie versprechen, nicht annehmen würde, so ehrenvoll er auch für sie wäre, weil sie das Gute nicht des Lobes willen thut, sondern zur Befriedigung ihres guten Herzens."

Ich unterließ nichts, um zum Besten des armen Gefangenen den Eifer und das Mitleid der Frau von Luxembourg zu erwecken, und es gelang mir. Sie reiste nach Versailles, lediglich um dem Herrn Grafen von Saint-Florentin einen Besuch abzustatten, und diese Reise kürzte ihren Aufenthalt zu Montmorency ab, welches der Herr Marschall zu gleicher Zeit zu verlassen gezwungen war, um sich nach Rouen zu begeben, wohin ihn der König wegen einiger stürmischer Auftritte im Parlamente, das man im Zaume halten wollte, als Gouverneur der Normandie schickte. Am zweiten Tage nach ihrer Abreise schrieb mir die Frau von Luxembourg folgenden Brief (Heft D, Nr. 23):

Versailles, Mittwoch.

„Herr von Luxembourg ist gestern früh um sechs Uhr abgereist. Ich weiß nicht, ob ich ihm folgen werde. Ich warte auf Nachricht von ihm, weil er selbst noch nicht weiß, wie lange er dort sein wird. Ich habe Herrn

von Saint-Florentin gesehen, der gegen den Abbé Morellet sehr günstig gesinnt ist, allein es stehen ihm Hindernisse entgegen, die er indessen bei seinem ersten Vortrage bei dem Könige, der nächste Woche stattfindet, zu besiegen hofft. Ich habe auch als Gnade erbeten, ihn nicht zu verbannen, weil die Rede davon war; man wollte ihn nach Nancy schicken. Das ist es, mein Herr, was ich habe erlangen können; aber ich verspreche Ihnen, daß ich Herrn von Saint-Florentin nicht in Ruhe lassen werde, so lange die Angelegenheit nicht nach Ihrem Wunsche durchgeführt ist. Und nun nehmen Sie meine Versicherung an, wie schmerzlich es mich berührte, Sie so bald verlassen zu müssen; aber ich schmeichle mir, daß Sie es nicht in Zweifel ziehen. Ich liebe Sie von ganzem Herzen und mein ganzes Leben lang."

Einige Tage darauf erhielt ich von d'Alembert folgendes Billet, das mich mit wahrer Freude erfüllte (Heft D, Nr. 26):

Den 1. August.

„Dank Ihren Bemühungen, mein lieber Philosoph, ist der Abbé aus der Bastille entlassen, und wird seine Haft keine andern Folgen haben. Er reist auf das Land und ruft Ihnen, eben so wie ich, tausend Dank und Grüße zu. Vale et me ama."

Der Abbé schrieb einige Tage später gleichfalls einen Danksagungsbrief (Heft D, Nr. 29) an mich, dem meines Bedünkens eine gewisse Herzlichkeit fehlte und in dem er den Dienst, den ich ihm erwiesen hatte, gewissermaßen abzuschwächen schien; und einige Zeit später nahm ich wahr, daß mich d'Alembert und er in einiger Hinsicht bei Frau von Luxembourg, ich will nicht sagen, ausgestochen hatten, aber mir in ihrer Gunst gefolgt waren, und ich bei ihr so viel verloren hatte, als sie gewonnen. Indessen bin ich weit davon entfernt, den Abbé Morellet zu beargwöhnen, zu meiner Ungnade beigetragen zu haben; dazu achte ich ihn zu sehr. Was d'Alembert betrifft, sage ich hier nichts darüber; ich werde später darauf zu sprechen kommen.

Zu der nämlichen Zeit hatte ich eine andere Angelegenheit, die mir zu dem letzten Briefe, welchen ich an Voltaire schrieb, Veranlassung gab, zu einem Briefe, über den er wie über eine abscheuliche Beleidigung lautes Geschrei erhob, obgleich er ihn niemandem gezeigt hat. Ich werde das, was er nicht hat thun wollen, hier nachholen.

Der Abbé Trublet, den ich flüchtig kannte, aber sehr selten gesehen hatte, schrieb den 13. Juni 1760 (Heft D, Nr. 11) an mich, um mich davon zu benachrichtigen, daß Herr Formey, sein Freund und Correspondent, meinen Brief an Herrn von Voltaire über das Unglück von Lissabon in seinem Journale abgedruckt hätte. Der Abbé Trublet verlangte zu wissen, wie dieser Abdruck möglich gewesen wäre, und als echter Jesuit fragte er mich um meine Absicht über die Wiederveröffentlichung dieses Briefes, ohne mir die seinige sagen zu wollen. Da ich die Schlauköpfe dieser Klasse im höchsten Grade hasse, sagte ich ihm den schuldigen Dank, aber ich that es in einem sehr herben Tone, den er herausfühlte, der ihn aber trotzdem nicht abhielt, mich noch in zwei oder drei weiteren Briefen auszuholen, bis er alles wußte, was er hatte wissen wollen.

Was Trublet auch darüber sagen mochte, so begriff ich doch ganz gut, daß Formey diesen Brief nicht gedruckt vorgefunden hatte, sondern daß der erste Druck desselben von ihm herrührte. Ich kannte ihn als einen schamlosen Plünderer, der sich ohne Umstände aus den Arbeiten anderer ein Einkommen verschaffte, wenn er es auch noch nicht zu jener unglaublichen Unverschämtheit gebracht hatte, einem schon veröffentlichten Werke den Namen des Verfassers zu rauben, seinen eigenen an Stelle desselben zu setzen und es zu seinem eigenen Vortheile zu verkaufen.*) Aber wie war er zu diesem Manuscript gelangt? Die Frage war nicht schwer zu beantworten, und doch gerieth ich thörichter Weise über sie in Verlegenheit. Obgleich Voltaire in diesem Briefe übermäßig geehrt wurde, so wäre er trotz seines unhöflichen Auftretens doch sich zu beklagen berechtigt gewesen, wenn ich ihn ohne seine Einwilligung hätte drucken lassen, und so entschloß ich mich denn, darüber an ihn zu

*) Auf diese Weise hat er sich später den Emil angeeignet.

Leiden bereitet, die für mich die empfindlichsten sein mußten, mir, Ihrem Schüler und begeisterten Anhänger. Zum Lohn für die Zuflucht, die Sie in Genf gefunden, haben Sie es verdorben; zum Lohn für die Lobeserhebungen, die ich Ihnen unter meinen Mitbürgern verschwenderisch gespendet, haben Sie sie mir entfremdet; Sie sind es, der mir den Aufenthalt in meiner Heimat unerträglich macht, Sie, um dessen willen ich auf fremder Erde sterben muß, beraubt aller Tröstungen der Sterbenden und zur letzten Ehre auf den Schindanger geworfen, während Ihnen alle Ehren, auf die ein Mensch hoffen darf, in meiner Heimat das Geleite geben werden. Kurz ich hasse Sie, da Sie es gewollt haben; aber ich hasse Sie als ein Mann, der noch würdiger ist, Sie zu lieben, wenn Sie es gewollt hätten. Von allen Gefühlen, die mein Herz für Sie durchdrungen haben, bleibt mir nur die Bewunderung, die man Ihrem schönen Genie nicht verweigern kann, und die Liebe zu Ihren Schriften. Wenn ich in Ihnen nur Ihre Talente ehren kann, so liegt die Schuld nicht an mir. Ich werde es nie an der Ihnen gebührenden Achtung fehlen lassen, noch an dem Benehmen, welches diese Achtung erfordert. Leben Sie wohl, mein Herr!" *)

Mitten unter diesen kleinen literarischen Zänkereien, die mich mehr und mehr in meinem Entschlusse bestärkten, empfing ich die größte Ehre, die mir die schriftstellerische Thätigkeit eingebracht und mich am angenehmsten berührt hat, durch den Besuch, den mir der Prinz von Conti zweimal zu machen geruhte, den einen im kleinen Schlosse und den andern in Mont-Louis. Beide Male wählte er sogar die Zeit, in der Frau von Luxembourg nicht in Montmorency war, um es noch klarer zu zeigen, daß er nur um

*) Man wird bemerken, daß ich seit fast sieben Jahren, vor denen dieser Brief geschrieben ist, weder davon zu einer lebenden Seele gesprochen, noch ihn ihr gezeigt habe. Eben so verhielt es sich mit den beiden Briefen, die mich Herr Hume im letzten Sommer an ihn zu schreiben zwang, bis er den Lärm erhob, den jeder kennt. Das Böse, das ich von meinen Feinden zu sagen habe, sage ich Ihnen im Geheimen selbst; was das Gute anlangt, sage ich es, wenn es etwas giebt, öffentlich und aufrichtig.

meiner willen käme. Ich habe nie daran gezweifelt, daß ich der Frau von Luxembourg und der Frau von Boufflers die ersten Freundlichkeiten dieses Fürsten verdankte; allein ich zweifle auch nicht, daß ich diejenigen, mit denen er mich zu ehren seitdem nicht aufgehört hat, seinen eigenen Gefühlen und mir selbst verdanke!*)

Da meine Wohnung in Mont-Louis sehr beschränkt und die Lage des Thurmes reizend war, so führte ich dorthin den Prinzen, der, um das Maß seiner Gnade voll zu machen, mir die Ehre anthun wollte, mit mir eine Partie Schach zu spielen. Ich wußte, daß er den Chevalier von Lorenzi, der besser als ich spielte, besiegte. Indessen trotz der Winke und Zeichen des Chevalier und der Anwesenden, die ich mich nicht zu bemerken stellte, gewann ich die beiden Partien, die wir machten. Mit ehrfurchtsvollem, aber ernstem Tone sagte ich nach Beendigung derselben zu ihm: „Gnädigster Herr, ich ehre Ew. Durchlaucht zu sehr, um Sie im Schach nicht immer zu besiegen." Dieser große Fürst, so voller Geist und Einsichten und so würdig, nicht der Gegenstand von Schmeicheleien zu sein, fühlte, wie ich wenigstens glaube, in der That, daß ich allein ihn als Mann behandelte, und ich habe alle Ursache zu glauben, daß er mir dafür in Wahrheit Dank gewußt hat.

Und hätte er mir dafür keinen Dank gewußt, so würde ich mir die Absicht, ihn in keinem Stücke zu täuschen, doch nicht vorwerfen, und ich habe mir auch sicherlich nicht vorzuwerfen, daß ich seine Güte in meinem Herzen nicht erwidert hätte, wohl aber, daß ich sie mitunter unfreundlich erwidert, während er selbst in die Art, sie mir zu erweisen, eine grenzenlose Freundlichkeit legte. Einige Tage darauf sandte er mir einen Korb mit Wildpret, den ich annahm, wie es sich ziemte. Einige Zeit später sandte er mir einen andern, und einer seiner Forstbeamten schrieb auf seinen Befehl, daß das Wild von der Jagd Seiner Hoheit her-

*) Man bemerke die Beharrlichkeit dieses blinden und albernen Vertrauens inmitten aller der Behandlung, die mich eines Bessern hätte belehren sollen. Erst nach meiner Rückkehr nach Paris im Jahre 1770 hat es aufgehört.

hatte von ihr Frau von Luxembourg, in Paris Frau von Houdetot geredet. Letztere hatte von mir sogar für Saint-Lambert die Erlaubnis erhalten, sie im Manuscript den König von Polen lesen zu lassen, der von ihr begeistert war. Duclos, den ich sie ebenfalls hatte lesen lassen, hatte von ihr in der Akademie geredet. Ganz Paris war voller Ungeduld, diesen Roman zu lesen; die Buchhändler in der Straße Saint-Jacques und im Palais-Royal wurden von Leuten, die sich nach ihm erkundigten, belagert. Endlich erschien er, und gegen die gewöhnliche Erfahrung entsprach sein Erfolg der Begierde, mit der er erwartet worden war.*) Die Frau Dauphine, die ihn mit zuerst gelesen hatte, redete mit Herrn von Luxembourg von ihm wie von einem entzückenden Werke. Unter den Schriftstellern waren die Ansichten getheilt, aber in allen andern Kreisen herrschte nur eine Meinung. Namentlich die Frauen waren von dem Buche wie von dem Verfasser bis zu dem Grade berauscht, daß es selbst in den hohen Kreisen nur wenige gab, deren Eroberung ich nicht gemacht hätte, wenn ich sie mir hätte angelegen sein lassen. Ich habe Beweise dafür, die ich nicht anführen will, und die, ohne daß ich sie erst hätte zu erproben brauchen, meine Behauptung rechtfertigen. Merkwürdig ist, daß dieses Buch in Frankreich größeren Erfolg gehabt hat als in dem übrigen Europa, obgleich die Franzosen, Männer wie Frauen, nicht sehr gut darin behandelt werden. Völlig gegen meine Erwartung war sein geringster Erfolg in der Schweiz, sein bedeutendster in Paris. Herrschen denn Freundschaft, Liebe, Tugend in Paris in größerem Umfange als anderswo? Nein, keineswegs; aber es herrscht daselbst noch jenes feine Urtheil, welches unser Herz an unsren Vorstellungen Theil nehmen läßt und uns an andern die reinen, zärtlichen und tugendhaften Gefühle lieben läßt, die wir nicht mehr besitzen. Die Sittenverderbnis ist nunmehr überall gleich groß; in Europa giebt es weder Sitten noch Tugend mehr, aber wenn es noch irgendwo Liebe zu ihnen giebt, muß man sie in Paris suchen.**)

*) In den ersten Tagen nach seinem Erscheinen lieh man ihn für zwölf Sous die Stunde aus.

**) Ich schrieb dies im Jahre 1769.

Mitten durch so viele Vorurtheile und erkünstelte Leidenschaften hindurch muß man das menschliche Herz genau zu analysiren verstehen, um darin die wahren Gefühle der Natur zu erkennen. Es gehört ein Zartgefühl dazu, das man sich nur im Verkehre mit der großen Welt aneignet, um, wenn ich so sagen darf, die Herzensfeinheiten zu fühlen, von denen dieses Werk voll ist. Den vierten Theil desselben stelle ich ohne Scheu der „Prinzessin von Cleve“ zur Seite, und behaupte, wären beide Arbeiten nur in der Provinz gelesen worden, so würde man ihren vollen Werth nie erkannt haben. Deshalb nimmt es nicht Wunder, daß der Erfolg dieses Buches bei Hofe am größten war. Es enthält eine Fülle von spannenden, wenn auch verschleierten Anspielungen, die dort gefallen müssen, weil man geübter ist, den eigentlichen Sinn zu erfassen. Doch auch hier noch muß man unterscheiden. Diese Lectüre ist wahrlich nicht für jene Klasse geistreicher Leute geeignet, die nur die Schlauheit und Spitzfindigkeit besitzen, das Schlechte zu durchschauen, und die da, wo nur Gutes zu sehen ist, nichts sehen. Wäre die „Julie“ zum Beispiel in einem gewissen Lande, an das ich gerade denke, veröffentlicht worden, so bin ich sicher, daß niemand die Lectüre zu Ende gebracht hätte und sie schon am Anfange eingeschlafen wäre.

Die meisten Briefe, die mir über dieses Werk geschrieben wurden, habe ich in einem Hefte gesammelt, welches sich in den Händen der Frau von Nadaillac befindet. Wenn diese Sammlung je erscheint, wird man höchst eigenthümliche Dinge und einen Widerspruch in der Beurtheilung wahrnehmen, der anschaulich zeigt, was der Verkehr mit dem Publikum zu bedeuten hat. Was man in der „Julie“ am wenigsten gefunden hat und was aus ihr immer ein einziges Werk machen wird, ist die Einfachheit des Gegenstandes und das ununterbrochene Interesse, das, auf drei Personen beschränkt, sich sechs Bände hindurch ohne Episoden, ohne romantische Abenteuer, ohne Schlechtigkeiten irgend einer Art weder in den Charakteren noch in den Handlungen erhält. Diderot hat Richardson über die wunderbare Abwechselung in seinen Schilderungen und über die Menge der vorgeführten Persönlichkeiten große Lobeserhe-

bungen gemacht. Richardson hat in der That das Verdienst, sie alle vorzüglich charakterisirt zu haben; allein was ihre Zahl anlangt, so hat er dies mit den geschmacklosesten Romanschreibern gemein, welche ihren Mangel an Gedanken durch den Reichthum an Personen und Abenteuern ersetzen. Es ist leicht, die Aufmerksamkeit zu erregen, wenn man unaufhörlich unerhörte Begebenheiten und neue Gesichter vorführt, die wie die Bilder der Zauberlaterne vorüberziehen; aber diese Aufmerksamkeit stets auf die gleichen Gegenstände zu richten und zwar ohne wunderbare Abenteuer, das ist meiner Treu schwieriger; und wenn bei aller sonstigen Gleichheit die Einfachheit des Stoffes die Schönheit des Werkes hebt, so können Richardsons*) in vielen andren Dingen vorzüglichere Romane sich doch in dieser Hinsicht mit dem meinigen nicht vergleichen. Trotzdem ist dieses so gut wie todt; ich weiß es und weiß auch den Grund; aber es wird wieder auferstehen.

Meine ganze Furcht war, daß in Folge der Einfachheit das langsame Fortschreiten langweilig werden würde und daß ich das Interesse nicht genug anzufachen verstanden hätte, um es bis zum Ende zu erhalten. Hierüber wurde ich durch eine Thatsache beruhigt, die allein mir mehr geschmeichelt hat als alle Höflichkeiten und Glückwünsche, die mir über dieses Werk zu Theil geworden sind.

Es erschien zu Anfang des Carnevals. Ein Colporteur brachte es der Frau Prinzessin von Talmont,**) als an demselben Tage grade Ball in der Oper war. Nach dem Abendessen ließ sie sich ankleiden, um dorthin zu gehen, und bis zur Abfahrtsstunde begann sie den neuen Roman zu lesen. Um Mitternacht befahl sie anzuspannen und fuhr zu lesen fort. Man meldete ihr, daß vorgefahren wäre; sie antwortete nicht. Als ihre Leute sahen, daß sie die Abfahrt vergessen hatte, machten sie sie darauf aufmerksam, daß es zwei Uhr wäre. „Es eilt nicht," erwiderte sie, immer

*) Var. . . . so können sich Richardsons Romane, was Diderot auch sagen möge, doch in dieser Hinsicht 2c.

**) Nicht sie, sondern eine andere Dame, deren Namen ich nicht kenne, war es, aber die Thatsache ist mir versichert worden.

weiter lesend. Etwas später schellte sie, um sich, da ihre Uhr stehen geblieben war, nach der Zeit zu erkundigen. Man sagte ihr, es wäre vier Uhr. „Dann ist es zu spät, noch auf den Ball zu fahren," entgegnete sie, „man spanne wieder aus." Sie ließ sich auskleiden und las die ganze Nacht hindurch.

Seitdem man mir diese Anekdote erzählt hatte, sehnte ich mich immer danach, Frau von Talmont zu sehen, nicht allein um von ihr selbst zu erfahren, ob sie wirklich wahr ist, sondern auch weil ich stets überzeugt gewesen bin, daß man für die „Heloise" nicht ein so lebendiges Interesse fassen könnte, ohne jenen sechsten Sinn, den moralischen Sinn zu besitzen, mit dem so wenige Herzen ausgestattet und ohne den niemand das meinige zu verstehen vermag.

Was die Frauen mir so günstig stimmte, war ihre Ueberzeugung, ich hätte meine eigene Geschichte geschrieben und wäre selbst der Held dieses Romans. Diese Meinung hatte sich so fest gesetzt, daß Frau von Polignac brieflich Frau von Verdelin ersuchte, mich dazu zu bewegen, sie Juliens Porträt sehen zu lassen. Alle Welt war darin einig, daß man Gefühle, die man nicht empfunden, nicht so lebhaft wiederzugeben noch die Glut der Liebe anders als nach den Erfahrungen des eigenen Herzens zu schildern vermöchte. Hierin hatte man Recht und gewiß schrieb ich diesen Roman in den begeistertsten Verzückungen; indessen man täuschte sich, wenn man wähnte, daß ich, um in sie zu gerathen, wirkliche Gegenstände nöthig gehabt hätte; man war weit davon entfernt zu begreifen, wie sehr ich für eingebildete Wesen zu erglühen im Stande bin. Ohne einige Erinnerungen an meine Jugend und Frau von Houdetot hätte die Liebe, die ich empfunden und geschildert, es nur mit Sylphiden zu thun gehabt. Ich wollte einen Irrthum, der mir günstig war, weder bestärken noch zerstören. Aus der in Dialogsform durchgeführten Vorrede, die ich besonders drucken ließ, kann man ersehen, wie ich das Publikum darüber in Ungewißheit erhielt. Die Rigoristen sagen, ich hätte die Wahrheit rund heraus erklären sollen. Ich für meine Person sehe nicht ein, was mich dazu hätte verpflichten können, und ich glaube, daß ich bei

einer solchen ohne Nothwendigkeit gemachten Erklärung eher Dummheit als Freimüthigkeit verrathen hätte.

Ungefähr um dieselbe Zeit erschien der „Ewige Frieden", dessen Manuscript ich in dem vorhergehenden Jahre einem gewissen Herrn von Bastide überlassen hatte, dem Herausgeber des Journals „Le Monde", in welches er wohl oder übel alle meine Manuscripte hätte aufnehmen mögen. Er war ein Bekannter des Herrn Duclos und kam, um in seinem Namen in mich zu dringen, ihm das Journal füllen zu helfen. Er hatte von der „Julie" reden hören und wünschte, ich sollte sie in seinem Journale veröffentlichen; er wünschte, ich sollte den „Emil" darin veröffentlichen; er hätte auch gewünscht, ich sollte den „Contrat social" darin veröffentlichen, wenn er sein Vorhandensein geahnt hätte. Seiner Zudringlichkeiten überdrüssig, entschloß ich mich endlich, ihm einen Auszug aus dem „Ewigen Frieden" für zwölf Louisd'or abzulassen. Unser Vertrag ging dahin, daß er in seinem Journale gedruckt werden sollte; aber sobald er Besitzer dieses Manuscriptes war, hielt er es für angemessen, es mit einigen von der Censur verlangten Kürzungen besonders drucken zu lassen. Was wäre es gewesen, hätte ich mein Urtheil über dieses Werk beigefügt, von dem ich zum großen Glücke mit Herrn von Bastide nichts geredet hatte und das in unsern Handel nicht mit inbegriffen war. Dieses Urtheil befindet sich noch im Manuscript unter meinen Papieren. Wenn es je an das Tageslicht kommt, wird man daraus ersehen, wie sehr ich über Voltaire's Witze und den anmaßenden Ton, in dem er über dieses Werk sprach, habe lachen müssen, ich, der ich die Urtheilsfähigkeit dieses armen Mannes in den politischen Dingen, in die er hinein zu reden wagte, so gut kannte.

Inmitten meiner Erfolge beim Publikum und der Gunst der Damen fühlte ich mich im Hôtel Luxembourg sinken, nicht bei dem Herrn Marschall, der seine Güte und Freundschaft für mich jeden Tag zu verdoppeln schien, aber bei der Frau Marschall. Seitdem ich ihr nichts mehr zu sagen hatte, standen mir ihre eigenen Zimmer weniger offen, und während ihres Aufenthalts in Montmorency sah ich sie, obgleich ich mich ziemlich pünktlich vorstellte, fast nur noch

bei Tafel. Auch mein Platz war sogar nicht mehr selbstverständlich an ihrer Seite. Da sie ihn mir nicht mehr anbot, wenig mit mir sprach und ich ihr nicht mehr wichtige Dinge mitzutheilen hatte, nahm ich eben so gern einen andern Platz ein, wo ich ungestörter war, namentlich des Abends, und gewöhnte mich nach und nach daran, meinen Platz in größerer Nähe des Herrn Marschalls zu suchen.

Bei dem Worte „Abend" fällt mir ein, daß ich behauptet, ich hätte im Schlosse nicht zur Nacht gespeist, und im Anfange der Bekanntschaft war es auch so; aber da Herr von Luxembourg nicht zu Mittag aß und sich nicht einmal zu Tische setzte, so war die Folge, daß ich nach Verlauf mehrerer Monate und im Hause schon sehr vertraut, noch nie mit ihm zusammen gespeist hatte. Er hatte die Güte, darüber eine Bemerkung zu machen; das bestimmte mich, dort mitunter zu Abend zu essen, wenn wenig Gesellschaft da war, und ich befand mich sehr wohl dabei, da man Mittags nur schnell und wenige Bissen aß, während das Abendessen sehr lange währte, weil man sich, von einem weiten Spaziergange zurückgekehrt, behaglich dabei ausruhte. Dabei war es sehr gut, denn der Herr von Luxembourg war ein Feinschmecker, und verlief sehr angenehm, weil Frau von Luxembourg die Pflichten der Wirthin in entzückender Weise erfüllte. Ohne diese Erklärung würde man das Ende eines Briefes des Herrn von Luxembourg (Heft C, Nr. 36) schwer verstehen, in dem er mir schrieb, er erinnere sich mit Entzücken unserer Spaziergänge, „besonders," fügte er hinzu, „wenn wir Abends bei der Rückkehr keine Räderspuren von Kutschen auf dem Hofe fanden." Er erwähnt dies deshalb, weil man zur Vernichtung der Räderspuren den Sand im Hofe alle Morgen harken ließ und ich nun bei der Heimkehr aus der Zahl dieser Spuren auf die im Laufe des Nachmittags angelangte Gesellschaft schloß.

Dieses Jahr 1761 machte das Maß der unaufhörlichen Verluste voll, die dieser vortreffliche Herr erlitt, seitdem ich die Ehre*) seiner Bekanntschaft hatte, als ob die Leiden, die das Geschick mir bereitete, bei dem Manne, den ich am

*) Var. . . . seitdem ich das Glück seiner Bekanntschaft hatte.